Konstantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Eine Zeitschrift

herausgegeben

von

Schröder und Fr. Murhard.

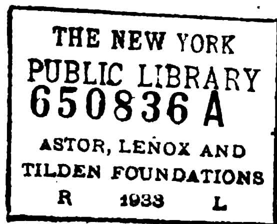
Zweiter Jahrgang

Erster Band.

St. Petersburg und Penig,

bei F. Dienemann und Comp.

1806.



I n h a l t.

Konstantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

herausgegeben

von

[illegible] Fr. [illegible]

Zweiten Jahrganges

Erstes Heft

St. Petersburg und Penig,
bei F. Dienemann und Comp.

Von diesem Journal erscheint regelmäßig alle Monate ein Stück von 6, — 10 Bogen. Der ganze Jahrgang von 12 Stücken, die nicht getrennt werden, kostet 6 Thaler 12 Gr. oder einen Carolin in Gold. Einzelne Stücke werden nur zur Ergänzung verlorengegangener abgelassen und kosten 18 Gr. Man erhält dieses Journal gegen Vorausbezahlung auf allen Postämtern und durch alle Buchhandlungen oder direkte bey

F. Dienemann und Comp.
in St. Petersburg und Penig in Sachsen.

Konstantinopel und St. Petersburg.

Erstes Heft. 1806.

I.

Die Jahreszeiten in Konstantinopel.

Man betrachte die Lage der unermeßlichen Türkenstadt, ihren Breitengrad, die Hügel, welche sie gegen Osten umgeben, die unübersehbaren Ebenen, die sie auf der Nordseite begränzen, die Meere, die ihre Gestade bespülen — man wird leicht begreifen, warum die Luft so rein und heiter, das Klima so reizend, die Sonnenstrahlen hier so mild sind. Höchst heilsam für die Gesundheit, vortrefflich für die Sinne und den ganzen Organismus, ist im allgemeinen die Atmosphäre. Eine Feinheit, eine Trockenheit,

eine Beständigkeit, eine Klarheit, die im höhern Norden völlig unbekannt ist. Die Abwechselung der Jahreszeiten ist lange nicht so unordentlich und regellos als in unsern mitternächtlichen Ländern, und jede hat ihre eigene Genüsse und Annehmlichkeiten. Bei uns verfließt das Jahr unter dem wechselseitigen Kampfe der Elemente, im Orient reihen sich im Zyklus desselben, die Zeiten sanft und freundlich an einander.

Im März scheint bereits der Winter mit raschen Schritten zu entfliehen, die Sonne weilt länger am glänzenden Firmament und belebt schon wieder die kaum erstarrten Thäler, die rohenden Meeresgestade bekleiden sich allmählig mit labendem Grün und in verjüngter Schönheit fängt die ländliche Natur rings umher an zu prangen. Es ist, als böten sich unter diesem entzückenden Himmelsstriche Autumnus und Flora einander die Hand und drängten den alten Greis mit dem bereiften Bart aus ihrem freundlichen Zirkel hinter sich. Aber im April geht der rechte Frühling erst hervor, wie die schöne Braut aus der geheimnißreichen Kammer, und eröffnet das Jahr durch eine überaus sanfte Temperatur der Luft.

Die Fluren, die schon zu grünen begannen, schmücken sich mit des Blumenreichs unendlicher Mannigfaltigkeit; die Vögel singen wieder, und das junge frohe Leben keimt und sproßt in tausend verschiedenen Gestalten. Das Wehen des Weltgei-

sen in allen Pulsen der Schöpfung, die lichter herabschießenden Strahlen der mit so gewaltiger Befruchtungskraft begabten Sonnensphäre, das geschäftige Treiben der Natur in ihrer unermeßlichen Werkstätte...... Das Alte scheint eine rauhe Vergangenheit nur zu bald in die Nacht der Vergessenheit zu versenken, und das entzückte Geschöpf schwelgt im gegenwärtigen Moment. Der Himmel Nun hat sich prachtvoll geläutert, nur hie und da noch bilden die Wolken, seltener erscheinend, nur weißliche Massen, die sich aber unvermerkt zerstreuen; laue Winde aus dem Süden führen Schaaren von Zugvögeln herbei, und das ruhigere Meer scheint an der Milde und Annehmlichkeit der Jahreszeit Antheil zu nehmen.

Laßt uns in einem jener schönen Frühlingstage, welche ihren größten Reiz dadurch erhalten, daß sie den holden Lenz nicht sowohl fühlen, als vielmehr erst ahnden und erwarten lassen, das Freie suchen. Lausche den Tönen, die zu deinem Herzen reden und erspähe die Natur in ihrer sprossenden Schönheit. Höher fühlst du dich dann in der Betrachtung deines Verhältnisses zur Schöpfung; aber sauge auch alle den unendlichen Zauber in dich, verfolge die geheime Spur der Liebe deines Meisters und laß dich da mit freudiger Rührung überschütten, wenn du die Fülle berechnest, die ein solcher Tag der entzückten Erde bringt. Mit unaussprechlichen Gefühlen begleitet, wirst du alsdann, mit einem Herzen voll

Sehnsucht nach Mittheilung, in dem Heiligthum der Natur spazieren gehen, und eine unnennbar stille Wonne werden deiner Seele, in dieser Feier der jugendlichen Jahrzeit, die, wie nach Würde zu schildernden, reizenden Umgebungen der bosporischen Landschaft gewähren.

Wie malerisch ist nicht das Brautgewand der Erde mit Blumen durchwebt, und wie lieblich weht nicht jedes leise Lüftchen weiße und röthliche Blüthen auf ihren ausgebreiteten grünen Schleier! Siehe wie auf rosigen Wolken die Sonne daher schwebt, tausend Schmetterlinge die bunten Flügel entfalten und ein schimmernder Schmelz die Spitzen der Gräser und Blätter versilbert. Hier halten die Mücken ihren Kinderball, und das Goldvögelchen sitzt still auf der Erde; dort oben aus den Wäldern der Berge ruft die Landlerche und die Drossel herrlich herunter. Des Morgens durchsäuseln kleine Schwinde die Luft und die reine Bläue des Himmels spiegelt sich unnennbar schön auf der ebenen Fläche des Meeres. Wenn dann allmählig der Abend die fehlenden Schatten des Frühlings ersetzt und in der Dämmerung die Blumen und Blätter, welche sich aus den vollen, borstenden Knospen hervorzudrängen streben, nicht sowohl das Auge beschäftigen als die Phantasie, um die Schönheit ihrer mannigfaltigen Formen und Farben zu errathen, dann verfließt dem gefühlvollen Wanderer kein Augenblick ohne Genuß. Welche reizende Ansichten geben dann nicht die lachen-

den Gegenden des Bosporus, und welche köstliche Gebüsche bilden nicht bereits die anmuthigen Belgrader Waldungen! Schon erheben sich auch an den Gestaden der Weinstock und die Gesträuche, welche dieselben schmücken, und blühen, selten durch widrige Witterung etwas leidend.

Bisweilen ist zwar der Himmel mit schwarzen, schwebenden Wolken auf kurze Zeit umzogen; aber der Regen ist nimmer von langer Dauer, und den größten Theil der Tage genießt man eines unwandelbaren Sonnenscheins.

Der Mai erscheint, die Störche sind schon lange da und die ganze herrliche Landschaft steht nun in voller Frühlingspracht. Die Sonne bekommt immer mehr Kraft, der Himmel wird immer heiterer, nur dann und wann einige Stunden und äußerst selten längere Regenwetter. Die Sommerfelder erhalten nun vollends ihre Bebauung; in den Gärten haben die Pfirsichen- Aprikosen- Pflaumen- Mandelbäume bereits junge Früchte anzusetzen angefangen, und reifer zeigen sich die Gemüse und Kräuter auf den Feldern. Gegen Ende des Monats steht Alles auf dem Lande in voller Schönheit, jeder Tag scheint neue Früchte hervorbringen zu wollen und allenthalben zeigt sich das Grün, durch den Ueberfluß von Pflanzen welche ihre Blumen mitten im Getraide entfalten, herrlich geschmückt.

Der Uebergang zum Sommer ist zwar in seinen Abstufungen merklich, aber doch schleunig; er hebt

mit dem Junius an. Schön blaßklar ist der Himmel und, einige wenige weiße flockige Wolken ausgenommen, welche sich zuweilen gegen Osten und Süden zeigen und die Sonnenstrahlen vorübergehend unterbrechen, beständig heiter und schimmernd. Man empfindet nun die Hitze, und kaum bewegt ein leises Lüftchen die Oberfläche des Meeres, bis im Monat August die Gefilde den Anblick der Versengung überall darstellen.

Im Julius hat die Kraft der Sonne und die Thätigkeit der Natur bereits den höchsten Grad erreicht. Die Hitze würde indessen ohne Zweifel noch viel ermattender seyn, wenn sie nicht durch die Nordwinde gemäßigt würde. Diese herrschen ungefähr neun Monate und geben der Luft ihre Elasticität, die so vortheilhaft der Gesundheit ist. Der Berg Hämus, über den sie streichen, giebt ihnen diese wohlthätige Eigenschaft.

Im August ist die Witterung besonders windstill und schwül, dann findet man nur in den Wäldern noch Schatten und Grün. Indessen erhebt sich doch täglich um gewisse Stunden der Nordwind und weht von drei Uhr Nachmittags bis zum Untergang der Sonne, um die herrlichen Nächte vorzubereiten welche an die Stelle der heißen Luft des Tages treten. Melonen und so viele andere saftige, süße und wohlschmeckende Früchte sind nun im Ueberfluß vorhanden, und die Weinstöcke hängen voll Trauben.

Der September ist nur eine Fortsetzung des Au-

gusts und gehört hier noch völlig zur Sommerjahreszeit. Erst zur Zeit des Aequinoktiums fängt die Hitze an abzunehmen. Die schwüle Jahrszeit ist zugleich die Zeit der Gewitter, der Platzregen und der größten Verheerungen, welche die Pest anrichtet.

Die herbstliche Jahrszeit beginnt mit dem Monat Oktober. Die Luft nimmt wieder die milde, entzückende Temperatur des beginnenden Frühlings an, alles scheint neue Kraft zu gewinnen und auch die Fluren erhalten von neuem ein heiteres Frühlingsgrün. Das ist die angenehmste Jahrszeit für Konstantinopel. In dieser Periode ist die Witterung wenigstens zwanzig bis dreißig Tage gemäßigt, heiter und wirklich reizend. Selten pflegen Südwinde anhaltend zu wehen und die Atmosphäre bleibt stets dieselbe. Die Landschaft hat den prachtvollsten Anblick von der Welt, die Blätter haben zwar ein düsteres Grün bekommen, aber der Himmel glänzt in unveränderter Herrlichkeit. Noch lange nach dem Verschwinden der Zugvögel sieht man immer von neuem jungen Grün hervorbrechen und genießt noch der mildesten Luft.

Fast verwöhnt sich das Gemüth in diesen schönen Tagen, worin ein goldiger Duft, wie eine Glorie, über alle Gegenstände schwimmt und die Natur, gleich dem Leben, das vor dem Verlöschen noch einmal aufflammt, sich so spät im Jahre noch einmal in aller Frühlingsschöne zeigt, ehe sie den Winterschlaf beginnt. Unter nördlichen Himmeln ist die

Melancholie bei jedem, auf dessen erregbare Phantasie äußere Eindrücke wirken, häufig die Gefährtin des Herbstes. Dicht behangen und schwer liegt der Himmel da auf den Häusern, beständige Stürme brausen von den Bergen herab und heulen durch die hervorragenden Giebeldächer der alten schwarzen Gebäude. Träge ächzend drehen sich die Wetterfahnen auf den gothischen Thürmen; blickt einmal ein freundlicher Tag vom Himmel nieder, so ist das Himmelsblau so blaß, und die Sonne scheint so matt durch die leichten Aeste, daß solch ein Tag den Trübsinn eher nährt als vermindert. Aber hier gewährt der volle über die Gegend verbreitete Farbenschimmer des Herbstes einen freundlich-lächelnden Anblick.

Erst der Dezember kann die Zeit des Spätherbstes genannt werden, und auch der hat seine Anmuth in Konstantinopel. Wir wandeln längs den Küsten hin, die Sonne hat ihre Strahlen heute noch einmal kräftig gesammelt und streuet sie nun verschwenderisch über die Landschaft hin. Die Wiesen fliegen dunkelgrün, wie fliegende Taftstreifen, durch die gelben Stoppelfelder, und kleine Büsche wallen, goldenen Locken ähnlich, die Hügel hinab. Fast scheint es wieder, der Winter sey übergangen und der Frühling trete von neuem durch tausend Ehrenpforten, mit einem reichen Gefolge von Schönheiten, unter Begleitung eines vielstimmigen Konzerts, seine Herrschaft an; nur die weißen Gewebe,

welche über dem Boden fliegen erinnern daran, daß nun bald der struppige Griesgram, seinen Sieg zu behaupten kommen werde, und jetzt nur erst die Fäden voraussende, in welchen sich später die Menschen, doch hier nur kurze Zeit hindurch, einspinnen sollen.

Der Abend schmelzt röthlich und in segelnden Silberdünsten auf der Gegend, und die Jahrszeit schüttelt mit ihren lohfarbenen Sperberschwingen rasselnde, gekrümmte Blätter in das trockne Moos; aber die üppig sich an allen Orten erhebenden Zypressen, die immergrünen Eichen, trotzen dem Alles Verheerenden, und Phoibos streckt noch immer segnend seine goldenen Arme über die bosporischen Gewässer, und ihre Umgebungen aus, und ruht sein purpurlockiges Haupt an die Lazurpforten seiner nächtlichen Kammer. Prachtvoll ist der Anblick auch jetzt noch, wenn des Sonnen-Gottes Strahlenwagen in glänzenden Silberwellen versinkt, so wie Aurora'n hier stets wahrhaft poetische Natur-Erscheinungen vorhergehen. Während dem von seinen letzten Strahlen die Ufer der Buchten und Vorgebirge erglänzen, liegen diese da, wie ein goldenes Geschmeide, am wallenden Busen der schwarzgrünen See; ein kaiserliches Edelstein glänzt in ihrer Mitte, das herrliche Konstantinopolis. Wogende Dämpfe, von dem letzten Abend-Purpur durchglüht, sammeln sich um die Häupter der Berge und steigen von da, hehr und groß, in das reine, unendliche Gewölbe des Himmels hin-

auf. Sie scheinen Götter dahin empor zu tragen, die der Nacht abhold sind, und nun vom irdischen Olymp der sich so majestätisch in der Ferne in Klein-Asien erhebt, in ihre ewig lichten olympischen Paläste zurückkehren. Die Ausdünstungen der Gewässer bilden in der Atmosphäre, besonders um diese Zeit, mannigfältige zitternde Bewegungen; und dieses Unruhige in der Luft dauert gewöhnlich so lange, bis die Sterne aufgehen. Immer dunkler umfängt uns dann die mondlose Nacht und an wenigen Orten sieht man den Orion und die Zwillinge und das ganze Heer der ewigen Lichtquellen ein so tiefes und sanftes Feuer ausströmen als hier.

Der Uebergang vom Herbst zum Winter ist in der Regel langsamer, als der vom Frühling zum Sommer; er erscheint eigentlich nur erst in den letzten Dezembertagen. Man sieht dann häufiger Regengüsse und in den trockenen Zwischenzeiten, den Himmel bewölkt. Indessen wird die Strenge der Kälte häufig durch warme Südwinde gemildert, und bei klarem Himmel hat die Sonne stets so viel Gewalt, daß die Witterung in freier Luft immer etwas warm bleibt. Oft sieht man Veilchen, Narzissen, Primeln einen Theil des Winters hindurch blühen, und Hyazinthen werden in den Gärten schon in den ersten Monaten gezogen. Das Jahr fängt so fast mit Blumen an und endigt mit ihnen.

Inzwischen werden Asiens Gebirge mit Schnee bedeckt, während dem seine Ebenen noch grün sind;

und wendet sich der Wind nach Osten, so herrschen auch in der Stadt Schneegestöber und Regen, die die gräulichen dicken Wolken ausströmen. Die Wogen des schwarzen Meeres erheben sich wie Gebirge, furchtbare Stürme toben, Wirbelwinde erscheinen mit furchtbarem Getöse, die ganze Natur scheint dann oft in Bewegung. Dieses ist auch die Zeit der Erdbeben für Konstantinopel, deren Verheerungen an vielen deutlichen Spuren zu erkennen sind. Die Nordwinde haben nun die Oberherrschaft am Bosporus genommen.

Konstantinopel ist demnach weder sehr großer Hitze noch äußerst strenger Kälte unterworfen. Menschen aus allen Himmelsstrichen, vom Aequator so wie von den Polarkreisen können hier, ohne Gefahr für ihre Gesundheit, neben einander ihre Wohnplätze aufschlagen, und der schwarze afrikanische Neger wird sich nicht minder als der ehemalige Bewohner der höchsten Nordländer in diesem Klima gefallen. Schon dadurch scheint diese Hauptstadt ganz von der Natur dazu ausersehen zu seyn, um als gemeinschaftliche Metropolis aller Völker noch einst in den Annalen der Menschengeschichte zu glänzen.

Schnell gelangt hier Alles zur Reife, und üppig entfaltet die Natur durch tausend und aber tausend Gestaltungen ihre unerschöpfliche Energie. Sobald der Sommer da ist, wird das Klima wohl von Zeit zu Zeit bisweilen wirklich brennend und alle Früchte werden gelb; aber die Nähe des immer regen, be-

bendigen Meeres, und die des Hämus und Olympus bringen liebliche Milderung in den von dem senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen erhitzten Dunstkreis. Von dieser Zeit an verwelkt zwar die heitere Farbe, in welche die Fluren bisher gekleidet waren und schleunig gewinnt Alles ein Sonneversengtes Ansehen. Wenn dann, kurze Zeit darauf die Erndte erfolgt und das Getraide, wie hier gewöhnlich, mit den Wurzeln ausgerauft wird — dann bekommt das ganze Land ein so nackendes Perspektiv, daß man glauben möchte es sey nicht im Stande, etwas anderes, als die wenigen starken Pflanzen, welche hier und da zerstreuet stehen, von den Schnittern nicht ausgerauft wurden, und Kraft genug hatten, der Sonnenhitze zu widerstehen, hervorzubringen. Allein bald schießt und sproßt wiederum überall neues Grün hervor und neue Blüthen der üppigsten Vegetazion fangen an sich aller Orten zu zeigen.

Die Winter sind so wenig streng, daß die Eingebornen ganz der Ofen entbehren und sich mit Tendurs (einer Art Kohlenpfannen) behelfen können. Nie ist der Frost anhaltend, und selten hält sich der Schnee einige Zeit auf den Straßen. Die Geschichte der letzten Zeit hat keine solche Kälte aufzuweisen, wodurch die Gewässer des Bosporus eigentlich gefroren wären; das Klima scheint sich für Konstantinopel zum Vortheil, eben so wie bei uns zum Nachtheil verändert zu haben. Mehrere Tage lang, wie in Deutschland häufig ganze Wochen, den Him-

mel bedeckt zu sehen, ist hier eine grosse Seltenheit, und der Nebel sind auch nur wenige. Im ganzen kann man in einem gewöhnlichen Jahre ganze 254 heitere Tage, und nur zwanzig mit bedeckten Himmel zählen; ausserdem sind ungefähr vierzig, an welchen die Witterung veränderlich, sechs und sechzig mit Regen, funfzehn Donnerwetter und nur sechse mit Nebel. Wem wollte also nicht des Bosporus Klima gefallen, wer nicht gern in Konstantinopel leben wollen, wenn er da unter Europäern, und sicher vor den Schrecknissen einer barbarischen Regierung wohnen könnte?

II.

Wollüstige Tänze in der Türkei.

Bei den Muselmännern wird Tanzen nicht für eine anständige Ergötzlichkeit unter Leuten von Stande angesehn, wie das doch in Europa allgemein der Fall ist. Selbst die gemeinern Klassen der Türken haben wenig Sinn dafür; und sey es nun, daß es ihrer Ernsthaftigkeit und Gravität nicht entspreche oder daß sie es für nicht schicklich und eines ehrbaren Mannes unwürdig halten, selten ergeben sie sich diesen Vergnügungen. Destomehr aber trifft man in der Levante Leute an, welche ein Gewerbe aus dem Tanzen machen und sich ihr Brod dadurch verdienen. Solche gemiethete Tänzer dürfen bei keiner Lustbarkeit, bei keinem Volks- oder Familienfeste fehlen, und in den grosen Städten, besonders in Konstantinopel, Kairo, Haleb, Smyrna erblickt man häufig auf den Strasen ganze Haufen derselben.

Der türkische Tanz besteht nicht sowohl in reitzvollen Schritten, in hohen Luftsprüngen, in zier-

lichen Stellungen und Komplimenten, als in geilen Geberden, wollüstigen Mienen- und Gliederspiel und lüsternen, oft unanständigen Bewegungen. Mit vollem Recht paßt auf ihn, was Juvenal von einem Mädchen aus Kadix sagt:

Forsitan expectes ut Gaditana canoro
Incipiat prurire choro, plausuque probatae
Ad terram tremulo descendant clune puellae.

Die türkischen Tänze scheinen überhaupt nichts seyn zu sollen als Pantomimen der Wollust, und sie würden die schönsten Geheimnisse der Sinnlichkeit ausdrücken, würden sie auf eine feinere Weise dargestellt. Man wird bei ihren Anblick unwillkührlich zur Lüsternheit hingerissen, und man muß gestehen, daß, wenn das ihr Zweck ist, sie ihn vollkommen erreichen.

Wir sind auf dem Theater, wo sich die Tänzer versammeln. Eine Menge Volks strömt herbei. Jetzt erheben sich die Künstler, den Saraband zu tanzen. Alles hat mit gespannter Aufmerksamkeit seine Augen auf sie gerichtet. Unbeschreiblich ist das Spiel mit den Zügen in den Physiognomien der Tänzer, undarstellbar durch die Feder ihre Mimik. Sind es die Augen oder der Mund und die Nase, oder ist es die Stirn, was so gewaltig anzieht, so mächtig auf unsere Begierden wirkt; oder ist es vielleicht Alles zusammen, was so unwiderstehlich uns mit sich fortreißt — ich will es nicht entschei-

den; aber das behaupte ich: auch der frostigste Liebhaber würde durch geschickte türkische Tänzer zur Lüsternheit gereizt, auch der kälteste Phlegmatiker in Feuer und Flamme gesetzt werden.

Einige Zeit haben sie sich begnügt, die wollüstigsten Blicke mit einer Kunst, die vielleicht nur den ausdrucksvollen morgenländischen Physiognomien möglich ist, unter einander zu wechseln; schon ist es ihnen gelungen, in den reizbaren Gemüthern ihrer zahlreichen Zuschauer die sinnlichen Lüste zu erwecken. Ein schmachtendes Sehnen scheint nun auf einmal ihre Gesichter übergossen zu haben, und die zärtlichsten Empfindungen entfalten sich plötzlich und so zu sagen sichtbar in ihren Antlitzen. Jeder Zuschauer erräth die Wünsche der Tänzer und fühlt sich von ähnlichen getrieben.

Noch ein paar Augenblicke, und das feurige Physiognomienspiel geht in ein rasches Leben aller Glieder über. Die Tänzer breiten ihre Arme aus, scheinen in Entzücken zu gerathen, ihre durstigen Lippen öffnen sich. Ihr ganzer Körper scheint die personifizirte Leidenschaft zu seyn und alle Glieder werden gleichsam durch Triebe bewegt. Schon begegnen sich ihre Küsse, schon berühren sich ihre Gewänder — ach umsonst — noch ist der Zeitpunkt des Genusses nicht gekommen: unentschlossen, verschämt weichen sie zurück. Eine Pause hält sie bewegungslos, doch in den Gesichtern drücken sich die heftigen Gefühle.

ens; auf einmal beflügeln sie von neuem ihre Schritte und reißen sich mit Extase auf einander ein.

Da stehen sie, am ganzen Körper zitternd vor Lüsternheit; nach Wollust scheint Alles in ihnen zu lechzen. Welche geile Blicke werfen sie nicht auf einander — wie üppig hat nicht die sinnliche Lust alle Muskeln und Nerven gespannt? Mit hinreißender und alle Zuschauer mit einer unerklärbaren Sympathie ergreifender Zärtlichkeit schweben sie nun wieder einander entgegen, hellodernd ist das Feuer, womit sie auf einander zu fliegen. Eine bewunderungswürdige Regsamkeit ist über alle ihre Gliedmaßen ausgegossen, und die lechzenden Zungen scheinen die Hoffnung zum baldigen überschwenglichsten aller Sinnengenüsse andeuten zu wollen. Begeisterter werden die Blicke, die Augen scheinen Flammenstrahlen zu sprühen, die Bewegungen sind heftiger, jeder Nerve ist in reger Thätigkeit, jede Muskel zittert vor glühender Leidenschaft.

Schon klopfen die Herzen zusammen, schon scheint das so lang und heiß ersehnte, so inbrünstig erstrebte Ziel erreicht, schon scheinen sich die Augen der wollüstig Liebenden vor süßem Entzücken zu schließen. — Ach umsonst! — Der Zeitpunkt der Befriedigung wird abermals verrückt, und eine fast furchtbare Pause mitten im wilden Sturm der Leidenschaft erfolgt. Erwartungsvoll beschauen die versammelten Zuschauer die üppige Szene; keiner ist

unter ihnen, in dessen Innern nicht Triebe tödten, der nicht, von der Gefühle Stärke fortgerissen, in dem Augenblicke gleichfalls zu geniessen wünschte. Mitleidsvoll blicken sie die schmachtenden Liebenden an, nicht anders als wären sie selbst die Leidenden.

Mehrmahls noch wird dieses Manövre von den tanzenden Schauspielern wiederholt. Die Gelenksamkeit und Gewandheit, womit sie die Bewegungen vollführen, die mimische Kunst, welche sie bei der Darstellung der verschiedenartigen Empfindungen und Gedanken beweisen, die ausserordentliche Geschicklichkeit, bei den Umstehenden Eindruck zu machen und auf ihr Herz zu wirken. . . . . . . Alles das muss gesehn, kann nicht geschildert werden. Genug, mit ihnen geräth Alles in Entzücken und Trauer, je nachdem es ihre so sprechenden Pantomimen mit sich bringen.

Zuletzt ergreift sie der Wonnerausch noch einmal von neuem. Schneller stürmen sie auf einander ein, beflügelter sind ihre Schritte, leidenschaftlicher als jemals ihre Gebehrden. Wie entflammt sind nicht die Blicke, wie rufen nicht alle Bewegungen die Wollust herbei? — In einem Nu ist Lippe an Lippe, Brust an Brust gepreßt — beide Körper scheinen nur Einen auszumachen. Aus allen Gestikulazionen spricht sichtbar das Entzücken, in welchem sie schwelgen. Jeglicher Nerv ist voll energischer Kraft, jede

Muskel bringt sich zum Genuß, und der süßeste der Augenblicke ist da: die Liebenden feiern den Triumph der Zärtlichkeit. — —

Nur mit wenigen Zügen habe ich das Schauspiel, das die türkischen Tänzer darstellen, zu schildern gesucht; aber hätte ich auch Bogen füllen wollen, nimmer würde ich doch eine anschauliche Idee davon meinen Lesern haben geben können. Wie schon erinnert, man muß es mit eigenen Augen gesehn haben, sonst glaubt man's kaum. Und wenn ich mir dann bei diesen brünstigen Umarmungen, bei diesen wollüstigen Bewegungen, bei diesen üppigen kunstvollen Gebehrden der Tänzer, den Feuergeist der Morgenländer denke, wie stark muß der nicht bei solchen pantomimischen Tanzspielen entbrennen? —

Die Tänze, welche aufgeführt werden, sind zwar sehr verschieden, und der eben beschriebene ist gleichsam nur als eine einzige Variazion anzusehen; allein fast alle kommen doch darinn überein, Reize zur Wollust und zur Lüsternheit zu erwecken. Sittsame ehrbare Türken sprechen darum nicht selten von solchen Tänzern mit Verachtung; und es ist daher kein Wunder, daß solche Leibesübungen für vornehme junge Leute beider Geschlechter als unschicklich verworfen werden.

Raffinirte Wollüstlinge unter den Türken, selbst von den vornehmsten Ständen, versammeln sich

dessenungeachtet zuweilen in geschlossenen Zirkeln und führen selbst unter einander solche Tänze auf, welche die morgenländische Ueppigkeit und regellose, unersättliche Sucht nach sinnlichen Genüssen erfand. Sie wenden sich dann mit ihren brünstigen Bewegungen, mit ihren ausdruckvollen leidenschaftlichen Mienen, mit ihren feurigen Küssen und Umarmungen bald zu diesem bald zu jenem aus der Gesellschaft, bis alle mit gleicher Stärke vom Feuer der Wollust entzündet werden und endlich ermüdet und vom Entzücken, worinn die Kunst und die Einbildungskraft sie versetzt haben, berauscht auf den Divans niederfallen.

Manche reiche Muselmänner unterhalten sogar unter ihrer Dienerschaft besondere Leute, welche sie, so oft es ihnen gefällt, durch üppige Tänze unterhalten müssen. Es werden dazu immer die schönsten Knaben und Jünglinge genommen, deren Aeusseres ganz dazu gemacht ist, unerlaubte Begierden zu erwecken. Die öffentlichen Tänzer, die theils in den Strassen und auf den Plätzen ihre Künste zeigen, theils von jedermann für Geld zu haben sind, und dann auch in den Häusern ihre Geschicklichkeit beweisen, sind nicht nur Türken und Araber, sondern auch Griechen und selbst bisweilen Armenier. Häufig verbinden sie mit ihren mimischen Darstellungen die Nebenabsicht, thierische Brunst in ihren Beschauern für sich selbst zu erwecken, und dann diesen für angemessene

Belohnungen zur Befriedigung unnatürlicher Lüste zu dienen. Statt den Freudenmädchen, wie man sie in den Städten der Christenheit antrift, giebt es so in der Levante auch Freudenknaben.

Oeffentlich wird die Rolle der Frauenzimmer bei diesen Tänzen gewöhnlich von Knaben in weiblicher Kleidung gespielt; und wenn Frauenzimmer zusehen, so bestreben sich die Tänzer meistens noch eine gewisse Art von Wohlstand beizubehalten, den sie unter Männern für unnöthig halten, ja häufig ganz aus den Augen setzen. Manche der öffentlichen Tänzer sind oft komisch und grotesk vermummet, und suchen auch durch ihre bizarren Kleidungen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Auch die Tänzerinnen haben Zutritt in geschlossene Männergesellschaften; am meisten aber treiben sie ihr Spiel in den Harems. Sie tanzen ohne Schleier und sind bisweilen sehr schön von Gesichtsbildung und Wuchs. Vornehme Türken haben häufig unter ihren eignen Frauenzimmmern einige, die die Kunst zu tanzen und sinnliche Triebe durch ihre Mimik zu erwecken verstehen. Die Sklavinnen in den Harems müssen jedoch, wenn sie in Gegenwart der übrigen Frauenzimmer tanzen, der Regel nach immer einen gewissen Wohlstand beibehalten, auf welchen Tänzerinnen, die ein Gewerbe damit treiben, nicht achten. Solcher Freudendirnen giebt es übrigens eine große Menge in Konstantinopel.

Bei solchen Tänzen sind gemeiniglich zwei Personen die Spieler; aber es giebt auch Variazionen, wobei viele zugleich agiren. Häufig sind die Tänzer mit Klappenhölzern versehen und von einer Zwischenzeit zur andern pflegen sie gewisse Stanzen zu singen, auf welche ein Chor folgt, womit sich dann auch die Instrumente vereinigen.

III.

Rußland und China.

Eine politische Parallele.

Die zwei größten Reiche und Kaiserthümer des ganzen Erdbodens in einer kurzen Vergleichung einander gegenüber zu stellen — wer wird dies nicht für höchst interessant halten? Der Staatenkoloß Rutheniens, der an Umfang und Größe hundert ansehnliche Königreiche umfassen könnte — umfassen wird, wenn eines Alexanders beglückender Szepter ihn ein Jahrhundert beherrscht; der Chinesen ungeheures Wunderland, eine lange, große Reihe der schönsten, fruchtbarsten, reichsten, bevölkertesten Provinzen Asiens unter eines Mantschu gewaltigen Herrschaft zu einem bewunderungswürdigen Ganzen verknüpft, — beide in Parallele gegen einander gezogen — welche unterhaltende, lehrreiche Betrachtungen müssen sich da nicht dem Freunde der Völker- und Länderkunde darbieten! Doch ausführlich und würdig einen Gegenstand von dieser Größe zu behandlen, möchte schwerlich eine

auf wenig Bogen periodisch beschränkte Zeitschrift gestatten — dürfte besser einem eignen Werke vorbehalten bleiben. Hier nur ein paar schwache Züge, einige wenige unbedeutende Federstriche zu dieser großen Darstellung.

Einzig in der Geschichte, einzig in den Annalen Asiens steht China da. Rund herum ungeheure Trümmer gefallener Größe, gefallener Pracht und Majestät, und nichts mehr wie Trümmer. Nur im Andenken der Historiker leben noch die Reiche der Assyrer, Meder, Babylonier, Altperser. Wohin ist das Kaiserthum eines Alexanders des Großen, wohin sind die schönen Königreiche seiner Nachfolger geflohen? Was ist aus den Weltherrschaften eines Ghenzis-Chans und Timurs, fürchterlich aufgebauet auf dem schaudervollen Scheiterhaufen Millionen Gemordeter, und tausend zerstörter Städte, geworden? Die stolzen Kaiserreiche der großen Mogols, der neupersischen Sophis, dahin sind sie, geflossen unter namenlosen Gräulen in's unergründliche Meer der Vergangenheit. Und mitten unter Ruinen fristet die einst so furchtbare ottomanische Pforte kaum noch ihr Daseyn: dahingewelkt sind ihre Blüthen, erstorben ihre Kräfte. Aber so wie es seit schon Jahrtausenden war, unverändert und der Zerstöhrung gleichsam trotzend, prangt, einem glänzenden unvergänglichen Gestirne gleich, China, mächtig und groß, immer noch am asiatischen Himmel.

Auf den ungeheuren Distrikten Nord-Asiens und Nord-Europas, dem ehemaligen wilden Tummelplatze scythischer Horden, hat zum Glück der Menschheit, zur Freude des Kosmopoliten, doch erst spät des Fatums unerforschlicher Rathschluß ein Reich wie aus dem Nichts hervorgerufen, größer als China, als Alexanders des Großen Kaiserthum, als der Römer Weltherrschaft, als sie auf dem höchsten Standpunkte ihrer Größe, Alles zu zermalmen drohend, da stand, größer als irgend ein anderes Reich der alten und neuen Menschengeschichte. Unwirthbar und jede bessere Kultur zurückstoßend, galten seit jeher den Nazionen des Südens Scythiens und Sarmaziens rauhe Steppen und Gebirge; doch fürchterlich durch unbesiegbare Tapferkeit, durch bewunderungswürdige Leibesstärke, durch seltene Verachtung aller Mühseligkeiten des Lebens, aller Strapazen im Kriege, waren die Völker derselben immer gewesen. Allein stets getheilt, in Partheien von verschiedenem Interesse unter verschiedenen Chefs zerspalten, bildeten die Bewohner dieser unermeßlichen Erdregion nur ein Aggregat kleiner Völkerschaften, die einzeln nimmer in der That furchtbar werden konnten. Sogar mußten sie endlich dulden der Mongolen und Tataren schmäliges Joch, und lange den Nacken beugen in schimpflicher Knechtschaft. Als aber ein Zaar unter ihnen aufstand, den die Geschichte nicht umsonst den Beinamen des Großen ertheilt hat, der

die schlummernde Energie zu ermannen verstand, da erwuchs im unfreundlichen Norden ein großes Volk, und als ein folgender Zaar, mit noch größerm Recht groß genannt für die Nachwelt, so kräftig die noch so junge, aber schon in ihrer Jugendfrühe als gewaltige Riesin dastehende Nazion zur Kultur und Zivilisazion emporzureißen wußte — da ward Rußland das Erste Reich der Erde.

Indem Sibirien Moskwa's Selbstherrschern unterworfen wurde, indem Kaiser Kienlong die Mongolei, die kleine Bucharei und Tibet vom Hofe von Peking abhängig machte, sind Russen und Chinesen Gränznachbaren geworden, und an dem östlichsten Ende bilden des großen Amurs fluthenreicher Thalweg und Tauriens Gebürge die unüberschreitbare Scheidewand zwischen beiden großen Nazionen. Das ganze südöstliche Asien erkennt jetzt der chinesisch-manschurischen Kaiser Oberherrschaft, und der ganze Norden dieses großen Welttheils erhält von St. Petersburg seine Befehle. Was noch außerdem zu Asien gehört, sind nur noch die Reiche von Hindostan, Persien und der osmanischen Türkei. China's Herrschaft erstreckte sich ehemals noch weit mehr nach Westen hin; ein großer Theil des indischen Archipelagus, selbst Zeylon, war von ihm abhängig; doch man beschloß in den neuern Zeiten, diese entferntern insularischen Besitzungen aufzugeben und sich dafür

zu begnügen, sich auf dem festen Lande besser zu arrondiren. Wäre dies nicht geschehen, so gehörte vielleicht noch ein beträchtlicher Theil von Indien zum chinesischen Reiche und ganz Asien wäre dann Persien und die Türkei ausgenommen, unter Rußland und China getheilt.

Beide, Rußland und China, sind asiatische Reiche; aber beide sind doch so verschieden von einander, wie nur immerhin Zenith und Nadir verschieden seyn können. Dieser Unterschied entspringt theils aus der verschiedenen Lage, theils aus dem Klima und andern zufälligen Umständen. Rußland ist zu einem europäischen Reiche geworden: und daß es dieß werden konnte, werden mußte, hatte ohne Zweifel seinen Grund in dem Platze, den es auf dem Erdboden einnahm, wenn auch mehrere andere Ursachen mitwirkten, diese Periode früher oder später herbeizuführen. China hingegen ist immer seit Jahrtausenden ein morgenländisches Reich gewesen und wird es auch so lange bleiben, als es unabhängig und mächtig ist; und daß dies nicht anders seyn konnte, liegt wieder theils in seinem Lokal, theils in manchen andern mitwirkenden Dingen. Wenn man nun seit jeher Morgenländer und Abendländer als Antipoden von einander zu betrachten gewohnt ist, so wird man daraus schließen können, welch eine große Differenz zwischen China und Rußland gesetzt werden müsse.

Auf der Landseite steht China umschlossen von

unermeßlichen, wasserlosen Sandebenen und den unwirthbarsten Steppen des höhern Asiens. Nur mühsam und nicht ohne mannigfaltige Gefahren kann der Handel durch diese Gegenden mit den Nachbarn geführt werden: wilde Mongolen- und Tatarenhorden durchstreifen unaufhörlich diese Wüsten und nimmer hören die Nomaden auf, der Schrecken der Karawanen und Kaufleute zu seyn. Jede genauere Verbindung anderer, entfernterer Nazionen mit China wird auf dieser Seite völlig unmöglich, und nur nomadische Kriegerscharen ohne Zahl vermochten hier der Natur zu trotzen und die Wuth des Kriegs bis mitten in das Herz des friedsamsten Volks zu wälzen. Auf der Wasserseite hingegen, endigt sich China in eine lange, ovale, zur Schiffahrt einladende Küste; aber ein stürmisches Meer umbraust die fruchtbaren, volkreichen Gestade: und bei einem Volke, das jedes Erbstück der Vorfahren als ein unzuveränderndes Heiligthum verehrt, mußte die Navigazion immer in ihrer Kindheit verbleiben, konnte sie nimmer viel mehr als eine blose Küstenfahrt werden.

Von unzugänglichen Sand- und gefahrvollen Wassermeeren umgeben, bot der unter verschiedenartigen Himmelsstrichen sich hinstreckende und mit den mannigfaltigsten Produkten prangende Boden von China alles dar, was zu des Lebens Bedürfnissen und zu des Luxus Annehmlichkeiten erforderlich ist. Mäßig wie der Orientaler an und für sich ist, brauch-

te er hier nicht weit oder im Auslande zu suchen, was er bedurfte; reichlich fand er bereits alles in seinem Vaterlande. Isolirt, fast durchaus isolirt von dem ganzen Erdboden wurden so die Chinesen, was sie nur isolirt werden konnten unter einem asiatischen Himmel. Die höchst mögliche Stufe der Kultur in ihrer abgesonderten Lage haben sie längst erstiegen, und man wundere sich darum nicht, daß sie nicht weiter fortzuschreiten sich bemühen: sie haben keinen Schritt weiter in ihrer Bildung zu thun und können es auch nicht. Aber wie China ist auch kein anderer Staat der Erde, Japan ausgenommen, wo wir gleiche Erscheinungen wahrnehmen.

Ganz anders ist es z. B. mit den europäischen Reichen: durch ihre mannigfaltigen politischen, merkantilischen, literärischen Verbindungen, durch ihren allgemeinen Welthandel, durch ihre Lage, sind sie einer unendlichen Entwickelung der Thätigkeit fähig; aber es kann darum doch noch einst eine Zeit kommen, wenn erst alle Theile der Erde den gehörigen höchsten Grad der Zivilisazion erreicht haben, daß gewissermaßen sich alle Länder dem Zustande nähern werden, worin sich China schon längst befindet. Nur wird dort die Evolution der Kräfte immer einen unermeßlich größern Spielraum haben, als hier, wo das Lokale so ungeheure Hindernisse in den Weg legt. Noch weit ist Europa davon entfernt, durchgängig eine so zahlreiche Bevölkerung, einen so sorgfältigen Anbau des Bodens aufweisen

zu können. als China; und wenn erst alle Gegenden des Erdenrundes chinesisch bevölkert und angebauet seyn werden, dann erst dürfte die Zeit kommen, worin Vieles einen Stillstand zu zeigen scheinen möchte, was jezt noch unzähligen Veränderungen unterworfen ist.

Rußland aber ist durch seine Lage mehr als irgend ein anderes Reich, wo nicht zur Beherrschung des Erdkreises, doch zur Aufrechthaltung des Gleichgewichts zwischen allen Staatenverbindungen berufen. Eine Universalmonarchie ist freilich eine Chimäre: denn bei dem Umfange der Erde, bei der Länge ihres Sphärendiameters ist es unmöglich, alle Völker des Südens und Nordens, des Ostens und Westens, von einem Punkte aus zu regieren, alle unter einem Szepter zu erhalten. Die Verschiedenheit der Sprachen, Klimaten, Sitten, Gebräuche, Lebensweisen und Meinungen bei den verschiedenen Nazionen, machen dies schlechterdings unmöglich; hätte unsere Erdkugel nur die Größe des Mondes, ja dann wäre es etwas Anders. Sollte es auch jemals dereinst einem Monarchen von unersättlichem Ehrgeize und der gränzenlosesten Herrschbegierde gelingen, einen Plan der Art, wenigstens zum Theil in's Werk zu setzen (denn um ihn ganz zu vollführen müßte er Methusalems Alter erreichen); so würde ein solcher unübersehbarer Koloß von einem Reiche doch nicht von langer Dauer seyn können, und unter einem seiner nächsten Nachfolgern würde Alles

mit beispielloser Beharrlichkeit Errungene wieder verloren gehen. Die Menschheit selbst aber würde dabei mehr als jemals in Gefahr seyn, in die Nacht der Barbarei wieder zurück zu versinken.

Thöricht würde das Unternehmen Rußlands also seyn, nach einer allgemeinen Herrschaft über den Erdboden zu streben; edler ist auf jeden Fall der Beruf, den mächtigen Schiedsrichter aller Völker vorzustellen; und dazu scheint es von der Natur ganz vorzüglich ausersehn zu seyn. Konstantinopel ist ganz dazu gemacht, die Hauptstadt der Welt zu seyn, und der Bosporus wird früher oder später in russischen Händen sich befinden. Von da aus läßt sich wie aus einem hellstrahlenden Mittelpunkte Europa, Asien und Afrika, ihren Haupttheilen nach übersehen; von da aus können am bequemsten und leichtesten Befehle nach allen Weltgegenden abgesandt werden. Mit Europa steht dann Rußland in den wichtigsten Berührungen, während dem es den ganzen Norden des unermeßlichen Asiens und des noch unermeßlichern Amerikas in seine Gränzen einschließt und durch seine Besitzungen auf den Inseln des östlichen Oceans mit dem Inselstaat Japan und Polynesien in Verknüpfung treten kann.

Rußland ist demnach den Umständen und Lage nach, noch einer unendlichen Entwickelung fähig, es kann noch unzuberechnenbar steigen an Macht und Größe, an Umfang und Einfluß. Bis zum Ozean wird es sich durch Persien hin erweitern, viel-

leicht selbst einen Theil von Hindostan noch beherrschen, und Grönland mit der Westküste von Nord-Amerika verbinden, so wie es Kamtschatka mit St. Petersburg in Verbindung gesetzt hat. China hat sich längst bis zu seinen natürlichsten Gränzen ausgedehnt, wollte es nach noch entferntern Besitzungen streben, so würde es sie doch schwerlich behaupten können, so wie es kaum Kochinchina und Tunkin als Provinzen behaupten konnte. Südost-Asien, in seinem ganzen Umfange bis zu den unermeßlichen Steppenländern der Mongolei und Tatarei hin, in sich begreifend, wird es stets bleiben was es ist: eine isolirte, für sich bestehende, andern Nazionen wenig Berührungspunkte darbietende Welt, die stets unendlich viel Fremdartiges offenbaren wird. Höchstens wird nach und nach dem auswärtigen Handel eine größere Freiheit gestattet werden, höchstens daß manche Kenntnisse anderer Nazionen, Wissenschaften fremder Länder mit der Zeit bis zu diesem Reiche dringen. Seine Bevölkerung, sein Reichthum, seine Industrie sind so groß, wie sie unter in ihrer Art einzigen Verhältnissen werden können, nichts fehlt dem chinesischen Volke als eine Dosis europäischer Kultur, so viel es davon gebrauchen kann. Rußland wird ihm auch diese schenken. —

IV.

Akademie der Künste zu St. Petersburg und Erwähnung der in selbiger gebildeten Künstler.

Die Geschichte der von der Kaiserin Elisabeth Petrowna im Jahr 1758 gestifteten Akademie der Künste zu St. Petersburg, kann füglich in drei Perioden getheilt werden. Die erste begreifft den Zeitraum 1758 bis 1764, die zweite den von 1764 bis 1802, und die dritte den von 1802 bis auf den heutigen Tag in sich.

Erste Periode von 1758 — 1764.

Wenn Talente der Stolz einer Nation sind, so hat die russische die gerechtesten Ansprüche auf denselben. Vielleicht besitzt kein Volk in Europa mehr natürliche Fähigkeit als das russische, vielleicht befinden sich in keinem mehr Anlagen, aus denen etwas zu machen ist, als in diesem. Daß dieses außerordentliche Volk bis jetzt in Hinsicht von Kunstsachen noch so wenig producirt hat, liegt hauptsäch-

lich darin, daß erst seit wenigen Jahrzehenden Künste sowohl, als Wissenschaften hier cultivirt werden; vielleicht aber auch in der zu geringen Aufmunterung von Seiten des Staats (erst seit kurzem hat sich dieser geändert) und der vornehmen, reichen und bedeutenden Mitglieder desselben. Von Vorurtheil geleitet und verblendet hat man, wie man dies auch in manchem andern Lande sieht, bis jetzt die Producte des Auslandes denen des Innlandes vorgezogen. Der russische Künstler, oft weil er ein Inländer ist, wird hintangesetzt und der aus fremden Zonen hergekommene Charlatan von weit mindern Verdiensten wird mehrmal vorgezogen, bloß weil er Italiäner, Franzos oder Engländer ist, und weil er seine Verdienste laut anzupreisen weiß. Der bescheidene Russe zieht sich zurück und wird oftmals, da er dem Fremden nachstehen muß, durch Hintansetzung, die bisweilen an Verachtung gränzt und alsdann doppelt kränkend für ihn ist, wenn er sich im Auslande einen Namen gemacht hat und ins Vaterland zurückgekommen ist, um hier sein Brod zu verdienen, zur Verzweiflung gebracht. Es ist von einigen inländischen Künstlern notorisch bekannt, daß sie durch diese Herabwürdigung und schlechte Behandlung sich dem Trunke ergaben, um so ein Leben zu verlassen, das für sie keinen Reiz hatte.

Peter der Große stiftete, wie bekannt, zu St. Petersburg die Akademie der Wissenschaften, um

welche Catharina die Erste, so wie die nachfolgenden Regenten so viele Verdienste haben: doch ist die Kaiserin Elisabeth unter den russischen Regenten die erste, die im Jahr 1758, also kurz vor ihrem Lebensende an die Errichtung einer Akademie der Künste dachte. Würde der Tod sie nicht übereilt haben, so hätte sie durch ein festgesetztes Reglement ihrer neuen Stiftung wahrscheinlich eine ähnliche Verfassung gegeben, wie ihr solche durch die Sorgfalt der großen Catharina in spätern Jahren ertheilt ward. Unter Elisabeths Regierung war der Anfang der St. Petersburgischen Akademie der Künste weiter nichts, als eine Schule, zu welcher sie 40 der fähigsten Schüler von der Moskowischen Universität nach Petersburg kommen ließ. Hier ward ihnen in der neuen Stiftung durch gute Lehrer im Zeichnen, Malen, in der Plastik und Baukunst Unterricht ertheilt, und mehrere derselben haben sich in der Folge durch ihre hinterlassenen Producte ein bleibendes Verdienst erworben. Folgende Künstler aus dieser ersten Periode verdienen vorzüglich von der dankbaren Nachkommenschaft erwähnt zu werden: **Baschenow**, wirklicher Staatrath, des St. Annenordens zweiter und des heil. Wladimirordens vierter Klasse Ritter, Vice-Präsident*) der St. Peters-

*) Bis auf Baschenow hatte vormals die Akademie der Künste, außer ihrem Präsidenten, der immer ein bedeutender Mann des Staats ist, einen in dem Gebäude der Akademie wohnenden Director. Dieser Titel ward unter

burgischen Akademie der Künste gestorben 1799 und als guter Architekt durch mehrere seiner Arbeiten berühmt, hauptsächlich durch sein vortreffliches Model des Kremls zu Moskau, das wegen des erhabenen Styls von Kennern gerühmt wird, aber nie ausgeführt worden ist.

Starow, Staatsrath, Adjunkt-Rektor der Akademie und des heil. Wladimirordens dritter Klasse Ritter, ebenfalls (ein noch lebender) Architect. Von ihm ist die neue schöne Kirche des heil. Alexander-Newskoi-Klosters, die liebliche runde Kirche in Sophia unweit Sarskoe — Selo, das Taurische Palais, das unter Paul I. gröstentheils abgetragene kaiserl. Lustschloß Pella und das Wohngebäude des dem Geheimenrath und Ritter Peter Gregorjewitsch Demidov gehörigen Landsitzes Siworetz erbaut. Was von den obgleich unvollendeten, nicht abgetragenen Gebäude in Pella noch dasteht beweist den grosen Geist dieses Mannes.

Losenkow, Director der kaiserl. Akademie der Künste, hat sich als vortreflicher Zeichner und Maler, durch mehrere Akademien (akademische Modelle

Paul I. Regierung abgeschafft und statt desselben, nebst einem Präsidenten, auch ein Vice-Präsident auf Lebenszeit von dem Kaiser ernannt. Buschanow war der erste und dessen Nachfolger ist der jetzige Hr. Vicepräsident der Akademie, der wirkliche Staatsrath, und Ritter Tschekalewskii, ein Mann voll Kenntnisse, der sich seine Amtspflicht mit allem Eifer angelegen seyn läßt.

oder Zeichnungen nach dem Nackten) rühmlich aus-gezeichnet. Vorzüglich verdienen hier der in der Akademie befindliche Abschied Hectors von Andromache, und auch mehrere treffliche Zeichnungen nach dem Antiken unter seinen hinterlassenen Arbeiten bemerkt zu werden. Der erhabene Styl in seiner Zeichnung beweist, wie vortheilhaft jedem Künstler und besonders dem, der nach Ruhm und einen grossen Namen strebt, das Studium der Antiken ist.

Rokotow ein noch lebender, sehr guter Portrait-Maler und besonders in jüngern Jahren ein sehr geschätzter Künstler.

Zweite Periode von 1764 — 1802.

Die Kaiserin Catharina die Grosse, die erhabene grosse Kennerin der Wissenschaften und Künste, sah das Mangelhafte der unter ihrer Vorgängerin errichteten Akademie der Künste bald ein, und voll Ueberzeugung, wie sehr Künste und Gewerke geeignet sind, den Keim der Industrie in einem Volke zu entwickeln, war sie darauf bedacht, gedachter Akademie eine bessere und zweckvollere Verfassung zu geben und ihr Privilegien zu ertheilen, die unter dem Titel: Privilèges et réglemens de l'Academie Impériale des beaux-arts, peinture, sculpture et architecture, établie à Saint-Petersburg, avec le collêge d'éducation qui en dépend zuerst am 4ten November 1764 und nochmahls un-

ter demselben Titel in einer zweiten verbesserten Auflage im Jahr 1765 französisch und russisch in klein Fol. zu St. Petersburg erschienen sind. Nach diesem neuen Reglement sollte die Akademie aus einem Präsidenten, drei Rektoren, zween Adjunkt-Rektoren, sechs Professoren der Malerei, Bildnerei und Baukunst, sechs Adjunkt-Professoren und einem Sekretair auf Lebenszeit bestehen; ferner sollten zwölf Liebhaber der Künste aus dem vornehmsten Adel, zwölf andere Ehrenmitglieder und sechs Räthe der Akademie erwählt werden; ferner ein Inspector des Collegiums mit seinem Gehilfen, drei Professoren der Perspective, Anatomie, Geographie, Geschichte, Mythologie, Ikonologie und eine willkührliche Anzahl von Akademikern, deren Wahl theils auf Eingeborne, theils auf Fremde fallen könne.

In Folge des kaiserl. Reglements sollten 65 freigeborne Knaben von fünf Jahren und darüber aufgenommen, diese Aufnahme sollte immer nach drei Jahren widerholt und die kleinen Kinder sollten unter Aufsicht einer Gouvernante gesetzt werden. In den Studien wurden der Ordnung wegen für die Zöglinge drei Klassen festgesetzt; 1) die der Kindheits- 2) der Jünglings- und 3) der mannbaren Jahre. In jeder derselben mußten sie drei Jahre bleiben.

Der Unterricht in der ersten Klasse der Zöglinge von 6 bis 9 Jahren bestand: in Religion, in allem, was zum Fassungsvermögen für dieses Alter gehört,

als Lesen und Schreiben, in der russischen und in fremden Sprachen, im Zeichnen und in den Anfangsgründen der Arithmetik. — In der zweiten Klasse der Zöglinge von 9 bis 12 Jahren ward der Unterricht der ersten Klasse fortgesetzt, zu diesem aber noch der in der Geographie, Geschichte, Geometrie (Alles drei im Auszuge) und in dem feinen Betragen (civilité), indem man ihnen Liebe zur Tugend einflößen und das Genie und die Fähigkeiten eines jeden beobachten mußte, hinzugefügt. — Der Unterricht für die dritte mannbare Klasse oder der Zöglinge von 12 bis 15 Jahren bestand in der Mathematik, den Anfangsgründen der Physik und Naturgeschichte und der Baukunst. Mit denen, bei welchen man Geschmack und ein frühzeitiges Genie entdeckte, sollte sogleich der Unterricht theils in den Künsten, theils in den Gewerken vorgenommen werden.

Die Pflicht des Inspectors erheischte den Zöglingen Liebe zur Tugend und Höflichkeit, gute Sitten, kurz alle von Redlichkeit und Rechtschaffenheit unzertrennliche Gesinnungen einzuflößen.

Für die erste Klasse wurden vier Gouvernanten, für die zweite drei und für die dritte zwei Gouverneurs festgesetzt. — Nach vollendeter neunjähriger Erziehung sollten diejenigen die in den dreimal im Jahr angestellten großen öffentlichen Prüfungen gut bestanden waren und Anlagen zu irgend einer Kunst gezeigt hatten, in die ersten Klassen der Akademie

eingeschrieben, die andern aber, denen diese fehlten, zu irgend einem Gewerb, für welches sie Fähigkeit und Geschicklichkeit zu zeigen schienen, abgegeben werden. Sie alle sollten aber noch sechs Jahre in der Akademie bleiben, um ihre Talente zu vervollkommnen, und von ihrer regelmäßigen Führung und ihren guten Sitten neue Beweise abzulegen. Nach drei Jahren sollten von der Akademie zwölf Künstler unter den Zöglingen, denen für ihre gelieferten und von der Akademie gut befundenen Arbeiten, goldene oder silberne Auszeichnungs-Medaillen zugestanden waren, zu ihrer größern Vervollkommung in's Ausland gesandt werden, von wo aus sie jedesmal nach vier Monaten den Ort ihres Aufenthalts und die Art ihrer Beschäfftigung der Akademie melden mußten. Nach Verlauf der bestimmten Zeit ihrer Reise, mußten diese Zöglinge irgend etwas von ihrer Arbeit oder wenigstens eine Copie der besten Gemälde, Statuen, Zeichnungen u. s. w. an die Akademie senden, worauf ihnen diese dann das zur Rückreise nöthige Geld und ein Freiheitscertificat schickte, vermöge welches sie alsdann aufhörten, Pensionnairs der Akademie zu seyn, und nach ihrer Zurückkunft in's Reich das Recht erhielten, ihre Kunst und ihr Gewerbe an irgend einem beliebigen Orte, wo sie es nur für gut hielten, auszuüben. Sie konnten sich alsdann auch nach Beobachtung der vorgeschriebenen Formalitäten zu Mitgliedern der Akademie aufnehmen lassen.

Dies ist blos ein kurzer Auszug aus den obenangeführten Priviléges et réglemens de l'Academie. Das Werk selbst enthält ausführlicher das Vortreffliche, das von der Kaiserin zum Besten der von ihr neuorganisirten Stiftung festgesetzt war. Der wirkliche Geheimerath und Ritter von Betzkoi, ein Mann, der vor wenigen Jahren im hohen Greisesalter gestorben ist, und um die St. Petersburgische Akademie der Künste viele Verdienste hatte, ward von der Kaiserin im Jahr 1764 zum Präsidenten derselben ernannt.

Unter denen in dieser Epoche in der Akademie der Künste gebildeten Künstlern, die sich einen Namen gemacht und rühmlichst ausgezeichnet haben, verdienen folgende genannt zu werden:

Kakurinow, aus Sibirien gebürtig, und der erste Director der Akademie, ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen, brachte zuerst die von Catharina II. in ihrem Reglement vorgeschriebenen Statuten in Ausübung und wachte mit allem Eifer auf die Erziehung der jungen Zöglinge. Er war Architect und von ihm schreibt sich der Grundriß her, nach welchem das schöne Gebäude der Akademie aufgeführt ist. Erst im Jahr 1788 ist selbiges bis auf die Kuppel und den Bewurf dreier Seiten fertig geworden. Es ist 60 Faden lang und drei Stockwerk hoch, und durchaus eines der edelsten und geschmackvollsten Palläste der Residenz. Der Bau desselben soll 350,000 Rubel gekostet haben.

Schedrin, Adjunkt-Rektor, Kollegienrath und des heil. Wladimirordens vierter Klasse Ritter, gestorben im Jahr 1804. Sein Verlust verdient, da er ein ganz vorzüglicher Landschaftsmaler war, sehr bedauert zu werden; besonders hat er sein grosses Talent in mehrern, in Oel trefflich gemalten Ansichten von Pawlowsk, Peterhof und Gatschina gezeigt. Von diesen sind verschiedene sauber in Kupfer gestochen. Ein Theil seiner Oelgemälde befindet sich im kaiserl. Palais zu Pawlowsk. Ausser der Leichtigkeit seines Pinsels verdient die glückliche Auswahl seiner points de vue hauptsächlich Bewunderung. Dieses Talent besitzen die Landschaftsmaler nicht allemal in dem Grade, wie Schedrin. Wäre er in seiner Malerei weniger manierirt, so verdiente er den Namen eines noch grössern Künstlers.

Sokolow, Adjunkt-Professor, als Historienmaler berühmt, und in der Blüthe seiner Jahre gestorben. Seine Zeichnung ist ganz vortrefflich und sein Kolorit meisterhaft; kurz er versprach viel, wenn er länger am Leben geblieben wäre. Besonders gut sind sein Ikarus und Dädalus, so wie Merkur und Argus, beide in Rom gemalt.

Akimow, Staatsrath, des heil. Wladimirordens vierter Klasse Ritter, Adjunkt-Rektor und vormals Direktor der Akademie, ist als sehr guter Zeichner schon seit geraumer Zeit bei den Grossfürsten und Grossfürstinnen als Lehrer der Zeichenkunst

am kaiserlichen Hofe angestellt. Von ihm sind größtentheils die Heiligenbilder in der neuen Kloster-Newsky-Kirche gemalt.

Ugrjumow, Professor der Akademie und als geschickter Historienmaler bekannt. Seine Compositionen sind mit Klugheit grupirt, doch scheint sein Hell-dunkel nicht hinlänglich charakterisirt, um von starker Wirkung zu seyn. Das Colorit prädominirt gewöhnlich über die Licht- und Schattenmassen. Wenn seine Zeichnung ein wenig correcter wäre, als dies in mehreren seiner Arbeiten der Fall ist, so wäre sein jetzt bestehendes Verdienst noch größer. Unter seine vorzüglichsten Arbeiten gehören die beiden großen Wandgemälde, die vormals im Michailowschen Schlosse befindlich waren und sich jetzt in einem der Säle der Akademie der Künste befinden. Das eine derselben stellt die Einnahme von Kasan durch den Zaar Iwan Wassiljewitsch vor, und das andere die Erwählung des Großvaters Peters I. Michails Feodorowitsch zum Zaar.

Iwanow, Kollegienrath und Landschaftsmaler von ausgezeichnetem Verdienste. Seine mannigfaltigen Ansichten von verschiedenen Gegenden aus dem Innern Rußlands, seine Zeichnungen à gouache von Gegenden in Armenien, Georgien und Taurien, von dem Berge Ararat u. s. w. machen diesen Künstler merkwürdig. Sie sind in ungezwungener Manier der Natur treu nach copirt.

Alexejew, Rath der [illegible], ganz vortreff-licher Perspectiv-Maler, ein russischer Canaletto, dessen Schüler er in Venedig war, und bis jetzt von niemanden in Rußland übertroffen. Die von ihm in Oel trefflich gemalten Ansichten von Moskau und Petersburg, und in letzterm besonders die beiden Hauptfaçaden des Michailowschen Schlosses, sind eben so viele Beweise seines Geschmacks, als seiner ausgezeichneten Kenntniß in dem Hell-dunkel. Diese in der Petersburgischen Akademie der Künste befind-lichen Gemälde werden ein immerwährendes Lob die-ses großen Künstlers seyn.

Matwejew, Pensionair der Akademie, lebt schon seit mehr als zwanzig Jahren in Rom, wo er als sehr guter Landschaftsmaler eines großen Rufs genießt, sich aber durch die lange Abwesenheit seinem Vaterlande entzieht. Er ist bis jetzt unstreitig der größte Landschaftsmaler, den Rußland hervorge-bracht hat, und ein so großer Verehrer seiner Kunst, daß er, oftmals ohne etwas zu genießen, Tage und Nächte lang im Studio der herrlichen Natur, die ihn dort umgiebt, und die er so täuschend darzustel-len und nachzuahmen weiß, zubringt und sich so des ausgezeichnenden Ruhms würdig macht, den sowohl sein Vaterland, als Reisende von Kenntniß und Geschmack seinen Arbeiten beilegen.

Martinow, ebenfalls ein recht guter Land-schaftsmaler, von dem sich mehrere recht artige Ge-mälde in den kaiserlichen Lustschlössern befinden.

Lewizkij, wie Borowikowskij, zwar kein Zögling der Akademie, beide verdienen aber als sehr gute Portraitmaler in der Zahl der jetztlebenden russischen Künstler rühmlichst erwähnt zu werden. Lewizkij weiß jedes Gewand, besonders Atlaß und Sammet so täuschend nachzuahmen, daß er schwerlich von jemanden hierin übertroffen wird. Borowikowskij, ein Künstler von nicht geringem Verdienst, besitzt das Talent in seinen sehr ähnlichen Portraits den Ausdruck des Charakters auf Leinwand hinzuzaubern. Es giebt von ihm in mehreren Kirchen in und außer Petersburg Altarblätter und Heiligenbilder, die sehr geschätzt werden.

Als Bildhauer, die in der hiesigen Akademie der Kunst gebildet sind, verdienen folgende genannt zu werden:

Gordejew, Staatsrath, des heil. Wladimirordens vierter Klasse Ritter und Rektor der Akademie, in diesem Jahr (1805) gestorben: ein Künstler voll Geschmack und Einsicht, vorzüglich in der Composition seiner Basreliefe und in dem Wurf seiner Gewänder. In letzterm folgte er den Antiken, auf deren Studium er sich mit Erfolg gelegt hat. Nach dem Urtheil der Kenner, ist er einer der vorzüglichsten Bildhauer, die Rußland hervorgebracht hat. Von ihm schreiben sich mehrere sehr gute Modelle, das Grabmal des Fürsten Galizin in der alten Kloster Newskoi-Kirche zu St. Petersburg, das Grabmal eines Fürsten Galizin zu Moskau und mehrere

andere sehr gut gearbeitete Medaillons her; auch hat er an verschiedenen Basreliefen gearbeitet, die zur Verzierung der neuen, noch unvollendigten Kirche zur Kasanschen Mutter Gottes in der newskyschen Perspective dienen werden.

Martos, Kollegienrath und Adjunkt-Rektor der Akademie, aus Itschnä, einem Flecken in Klein-Rußland gebürtig, durch mehrere ganz vortreffliche Arbeiten berühmt. Dahin gehört vorzüglich 1) sein Aktäon in Bronze, auf der Terrasse des kaiserlichen Gartens zu Peterhof, und von welchem eine sehr gute Copie in Gyps in einem Corridor in Pawlowsk steht. 2) die Apotheose der im Jahr 1801 verstorbenen Großfürstin Alexandra Pawlowna, Gemalin des Erzherzogs Joseph, Palatin von Ungarn.*) 3) Ein kolossalisches sehr ähnliches Medaillon des Feldmarschalls, Grafen Rumanzov-Sadunaiskoy aus kararischem Marmor, so wie 4) ein sehr schönes Basrelief, Amor, der die Fackel auslöscht; hiervon existirt eine für die Fürstin Radzivil in Bronze verfertigte Copie. 5) Meh-

*) Ein eben so schön gedachtes, als ausgeführtes Denkmal der verewigten, liebenswürdigen Fürstin. Eine edle jugendliche Gestalt, mit dem Stern der Unsterblichkeit auf ihrem Haupte, ist im Begriff, der Erde zu entschwinden; ein neben ihr knieender Genius scheint sie mit der einen Hand noch zurückhalten zu wollen, während die andere zögernd die Fackel löscht. — Das Ganze soll in Bronze ausgeführt und in dem Garten zu Pawlowsk aufgestellt werden.

ne Mausoléen, wovon [illegible] das von der Kaiserin-Mutter zu einem Tempel in Pawlowsk bestellte und den Aeltern und Geschwistern von Maria Feodorowna geweihte Mausoleum das vorzüglichste ist; ferner zwei Privat-Denkmäler in der alten Kloster Newskoi-Kirche, davon sich das eine auf dem Grabe des kaiserlichen Oberschenks Lew Alexandrowitsch Narischkin, und das andere auf dem der Fürstin Kurakin befindet; auch schreibt sich von diesem Künstler die, der jüngstverstorbenen Gemalin des Stallmeisters, Fürsten Gagarin in Bronze gegossene Statue her. — Jetzt ist Herr Martos mit den Colossalstatuen von Heiligen, Engeln u. s. w. und mit Bearbeitung der Basreliefe beschäftigt, die insgesammt in Bronze gegossen werden, um zur Verzierung der hiesigen noch unvollendeten Kirche zur Kasanschen Mutter Gottes zu dienen. Unter die letzten Arbeiten dieses vorzüglichen Künstlers gehört das bis jetzt noch unausgeführte, doch als Skizze schon längst projectirte Monument von Minin und Poscharsky *). Auch hier springt das

*) Der bescheidene Künstler beschreibt sein Werk in dem hierüber publicirten Programme folgendermaßen: Griechen und Römer, gleich berühmt durch Wissenschaften und Künste als durch Glück der Waffen, errichteten ihren großen Männern Denkmäler, und verewigten so ihren eigenen Ruhm, indem sie durch erhabene Bildnisse die großen Thaten der Helden auf die Nachwelt brachten. Auch unser Vaterland stellt solche seltene Menschen, solche unsterbliche Helden nicht wenige auf, deren Va-

große Talent des Künstlers, der mit bewunderns-würdiger Präcision und Reinheit in der Ausführung

terlandsliebe Rom und Griechenland in Erstaunen gesetzt haben würde. Wer von des Alterthums gefeierten Helden hat an Muth und That jene beiden großen Russen, Minin und Poscharskii, übertroffen? Peter der Große besuchte Minins Grab und brachte der Asche des großen Mannes das schuldige Opfer, indem er ihn den Befreier von Rußland nannte: — In jener schmachvollen Zeit, als die treulosen Polen das russische Reich verheerten, und selbst Herrn des Kremls waren, als alle Versuche, das Land von diesem schimpflichen Joche zu befreien, mißlungen, und alle Kräfte durch das Glück der fremden Tyrannen gelähmt waren, da faßte Kosma Minin den großen Entschluß, sein Vaterland von dem Abgrunde zu retten, an dessen Rande es schon schwankte. Er besiegte alle Hindernisse, opferte seine ganze Habe dem gemeinen Wohl, erschütterte die Herzen seiner gebeugten Mitbürger durch die mächtige Stimme des Gefühls, schilderte lebhaft das Elend des Vaterlandes, und flammte in Allen durch sein unwiderstehliches Beispiel den Muth zur Selbstbefreiung an. Schnell strömten alle mit ihren Schätzen herbei und opferten gern alles, selbst ihre Kleider, um nur schnell dem übermüthigen Feinde ein Heer entgegenstellen zu können. Da erhob das gebeugte Rußland wieder sein Haupt; seine Kinder erwachten von ihrer langen Betäubung, von allen Seiten eilten Krieger herbei, den schönen Tod für's Vaterland zu sterben, und an die Spitze dieser Braven stellte Minin den Knjäs Poscharskii.

Dmitrii Poscharskii, noch bedeckt mit Wunden, die er vor kurzem in einem Kampfe gegen die Po-

seine Arbeiten würdigt, dem unbefangensten Beobachter in's Auge. Ein wenig mehr Bewegung in

len und Rebellen erhalten hatte, vergaß seine Schwäche, besiegte die Schmerzen seines Körpers durch die Stärke seines Heldengeistes, stellte sich an die Spitze seiner Mitbürger, die seinem Heere von allen Seiten zuströmten, rückte gegen Moskau vor, schlug den Feind, entriß dessen blutriefenden Händen sein unglückliches Vaterland, und vernichtete so mit Blitzes Schnelle, die verrätherischen Pläne Sigismunds. Rußland wollte diese unsterbliche That belohnen und bot dem Retter, durch dessen Blut es befreit war, die Oberherrschaft und den Thron an; aber der große Mann und wahre Held ließ sich durch den Zauber der Ehrsucht nicht blenden, er nahm die erhabene Stelle, welche das dankbare Rußland ihm anwieß, nicht an, sondern schlug dazu, als den würdigsten, Michail Feodorowitsch Romanov, einen Sprößling von dem Stamme Rurick's, vor. So verdankt Rußland dem edlen Poscharskij das Glück, das erhabene Romanowsche Haus auf seinem Throne zu sehen.

Es leidet keinen Zweifel, daß das Vaterland, in dem Bewußtseyn solcher Verpflichtungen, gegen diese beiden heldenmüthigen Mitbürger, nicht länger zögern wird, ihrem Ruhme ein Denkmal zu errichten, welches auf die entferntesten Zeitalter das gültigste Zeugniß von ihrer beispiellosen Aufopferung für das Wohl des Staates bringen konnte. In dieser Absicht ist folgender Plan entworfen, nach welchem beide Helden nicht einzeln und abgesondert, sondern mit einander vereinigt vorgestellt werden sollen, so wie sie einst vereint für ihre Mitbürger handelten — Die Gruppe soll daher, nach des Künstlers Idee, Minin und Poscharskij,

seinen Compositionen würde ihm noch größeres Verdienst geben.

im Begriff zur Befreiung Moskau's zu eilen, darstellen. Minin fleht zur Rettung, ergreift mit seiner Rechten Poscharskii's Arm, als Zeichen ihrer Uebereinstimmung, und zeigt ihm mit der Linken Moskau am Rande des Verderbens. Poscharskii, voll Muth und patriotischer Entschlossenheit, mit einer Hand das Schwerdt, mit der andern das Schild haltend, schwört sein Vaterland zu rächen. Seine Stellung zeigt sein feuriges Verlangen nach dem Augenblicke der Schlacht.

Der Künstler wird sich bemühen, sie in russischem Kostum vorzustellen, so wie dies nur immer möglich ist. Die Figuren werden sehr viel größer seyn, als der Farnesische Herkules, sie werden nämlich zweimal die natürliche Größe übersteigen und in Bronze gegossen werden. Ihr Fußgestell wird von dem schönsten Granit und mit zwei Basreliefs in Bronze verziert seyn, von welchen das eine, Minin gewidmet, diesen Retter seines Vaterlandes von den Bürgern Nischnei Nowgorods umgeben, darstellet, die ihre Schätze dem Wohl des Staats zum Opfer darbringen. Das zweite zeigt zum Ruhm Poscharskii's die Niederlage der Feinde und Moskau's Befreiung. Die andern beiden Seiten des Fußgestells werden historische Inschriften enthalten. Dieses Denkmal soll auf dem Platze der Stadt Moskau errichtet werden, welches der merkwürdige Schauplatz dieser großen Begebenheit war.

So weit das Programm des Künstlers. Die Kosten zu diesem in seiner Art einzigen Monument, von welchem ein vortreffliches Modell schon bei der Kunstausstellung im Julius 1804 öffentlich gezeigt wurde, sollen

Schubin, Professor der Akademie, starb in diesem Jahre (1805). Von ihm ist die Statue der Kaiserin Catharina II. nur aus karrarischen Marmor etwas über Lebensgröße verfertigt, die vormals in dem Wintergarten des taurischen Palais stand, als dieses noch dem Fürsten Potemkin gehörte, und die unter Paul I. Regierung nach der Akademie der Künste transportirt ward, wo sie sich nunmehr in einem der dortigen Säle befindet. Ferner schreibt sich von diesem Künstler, außer mehrern andern von ihm verfertigten Büsten, die in dem jetzigen gräfl. Besborodkoischen Hotel befindliche marmorne Büste des verdienstvollen Fürsten Besborodko her, die ihm in seinem ehmaligen Schlafzimmer, in welchem er auch gestorben, von seinem Bruder, dem Grafen Ilia Andrejewitsch Besborodko gesetzt ist.

Koslowskii, Kollegienrath und Professor der Akademie, gestorben 1803; ein Künstler von großem Ruf und besonders ganz vortrefflicher Zeichner. Die von ihm sich herschreibenden Zeichnungen en basrelief (von denen besonders der gewesene Seeminister Admiral Mordwinow eine große Anzahl besitzt) beweisen, daß Michael Angelo das große Vorbild dieses Künstlers war. Die auf dem Marsfelde im Jahre 1801, dem Andenken des Feldmarschalls

durch eine Subscription im ganzen russischen Reiche zusammengebracht werden, von deren Erfolg sich nichts anders als etwas höchst günstiges und glänzendes erwarten läßt. —

Grafen Suworow - Rymnikskj errichtete bronzene Statue, ferner die auf der grosen Kaskade in Peterhof befindliche Colossalstatue des Simson, der dem Löwen den Rachen aufreißt, aus welchem der dicke Wasserstrahl hoch in die Luft geschleudert wird; ein in dem taurischen Palais befindlicher Cupido *) und mehrere sowohl im Marmor-Palais, als bei Particuliers befindlichen Basreliefe in Marmor, verdanken diesem sehr geschickten Künstler ihre Existenz.

Prokofiew, Professor der Akademie, hat den Flußgott Wolchow und mehrere Tritonen verfertigt, die, in Bronze gegossen, zur Verzierung der Peterhofischen Kaskaden dienen.

Schedrin, ebenfalls Professor der Akademie. Von ihm schreibt sich die seit diesem Sommer (1805) im Peterhof befindliche bronzene Statue der Newa: ein Pendant zu dem ebenerwähnten, von Prokofiew verfertigten Flußgott Wolchow her; außerdem hat er auch mehrere zur hiesigen neuen Kasanschen Kirche bestimmte bronzene Statuen verfertigt.

Als verdienstvolle, in der Akademie der Künste gebildete Baumeister, verdienen folgende ruhmvoll erwähnt zu werden:

Wolkow, Kollegienrath, des heil. Wladimirordens vierter Klasse Ritter und Professor der Aka-

*) Alle diese Statuen sind theils von Maschalow, theils von Jekimow, zween Künstlern, von denen weiter unten die Rede seyn wird, in Bronze gegossen.

wie, hat durch mehrere unter seiner Leitung aufgeführten Kron- und Privatgebäude sein Andenken verewigt. Unter erstere gehören sowohl das Salz- und Brandteweins-Magazin am linken Fontanka-ufer, dem kaiserl. Sommergarten gegenüber, als auch die kaiserlichen Bierbrauereien auf der Wiburgischen Seite.

Sacharow, Kollegienrath und Professor, hat ebenfalls zu mehrern Kron- und Privatgebäuden den Riß verfertigt. Von ihm schreibt sich die kaiserliche Kapelle in dem, der Kaiserin-Mutter gegenwärtig gehörenden Lustschlosse Gatschina her, so wie auch der neue und vergrößerte Plan, nach welchem die hiesige kaiserliche Akademie der Wissenschaften nächstens umgebaut werden soll.

Michailow, Adjunkt-Professor, hat das, der russischen Akademie gehörige und in der ersten Linie in Wassili-Ostrow gelegene, äußerst geschmackvolle Gebäude, nebst mehrern andern Privatgebäuden aufgeführt.

Woronichin, Hofrath und Akademiker, ist auf Kosten des wirkl. Geheimenrathes und Oberkammerherrn Grafen Stroganow, dessen Zögling er auch ist, einen großen Theil Europa's durchreißt. Von ihm schreibt sich der Plan der hiesigen neuen, noch unbeendigten Kirche zur Kasanschen Mutter Gottes in der newskischen Perspective her, die schon seit vier Jahren unter seiner Leitung gebaut wird. Ferner hat er erbaut das kaiserliche Bergkorps am

rechten Newaufer auf Wassili-Ostrov, die in Strelna, dem Lustschlosse Sr. Kaiserl. Hoheit des Zesarewitsch Großfürsten Constantin Pawlowitsch, befindliche Terrasse, wie auch das am rechten Ufer der kleinen Newka, auf der Wiburgschen Seite, Kamennoi-Ostrov gegenüber gelegene geschmackvolle Landhaus des ebenbenannten Grafen Stroganow, und die sehr geschmackvolle Parade-Treppe in dessen, an der newskischen Perspective gelegenen Hotel; überhaupt besitzt dieser Künstler ein ganz vorzügliches Talent für geschmackvolle innere Dekorazionen und Meublirung von Zimmern, wovon sowohl in dem Lustschloß der Kaiserin-Mutter, Pawlowsk, als auch in den, mit unendlich vielem Geschmack dekorirten Wohnzimmern des jungen Hrn. Grafen Stroganow, Minister-Collegen des Ministers des Innern, in dem kurz zuvor berührten Hotel seines Vaters, deutliche Beweise zu finden sind. — Woronichin ist nicht Zögling der Akademie, eben so wenig, als Demerzow, gleichfalls auch Akademiker, der das Ingenieur- und Artillerie-Kadettenkorps auf der Petersburgischen Seite, ferner die unter Paul I. Regierung an der newskischen Perspective erbaute neue Kirche Snamenje und mehrern Privatgebäude aufgeführt hat.

Als in der Akademie der Künste gebildete Kupferstecher haben sich folgende rühmlichst ausgezeichnet:

Skorodumow, Akademiker. Wer kennt nicht

bildet, durch seinen zierlichen Stich in der englischen Manier bekannten großen Künstlers (Hall) Aus- lande hatte er sich einen ausgezeichneten Namen erworben, er ward ins Vaterland zurückberufen und starb hier, unangefochten und nicht nach Verdiensten geachtet, bald nach seiner Zurückkunft aus England, wo mehrere seiner trefflichen Arbeiten erschienen sind. Er beweist, was viele Kupferstecher zu ihrem Nachtheil verschweigen, und was ihre übrigen Verdienste gewiß noch um vieles erhöht; das Wesentliche, ein ganz vortrefflicher Zeichner zu seyn. Dieser Künstler war und wird immer eine Zierde seines Vaterlandes bleiben.

Persentew, aus Sibirien gebürtig, hielt sich als Pensionair der Akademie in Paris auf, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, und ist auch daselbst jung gestorben. Es existirt von ihm eine Magdalena nach van der Werff, und ein heil. Andreas nach einem Gemälde von Losenkow.

Unter den, in der Akademie der Künste gebildeten Bronze-Giessern (fondeurs) haben sich folgende hervorgethan. — —

Maschalow. Von diesem unlängst verstorbenen Künstler sind die, auf der majestätischen Treppe des Michailowschen Schloßes nach der Gartenseite zu, befindlichen Colossalstatuen des Herkules und der Flora, die nach dem Antiken treu copirte und in Pawlowsk aufgestellte Statue des Apoll von Belvedere, nebst mehrern andern daselbst aufgestellten

Statuen vortrefflich in Bronze gegossen. — Bei diesem Gegenstande verdient hier beiläufig bemerkt zu werden, daß jetzt schwerlich irgendwo besser gegossen wird, als bei der St. Petersburgischen Akademie; auch möchten wohl schwerlich jetzt irgendwo größere Statuen und zwar so gut, als hier gegossen werden.

Jekimow hat alle die zur Verzierung der Peterhofschen Cascaden gehörigen bronzenen Statuen, den Simson auf der dortigen großen Fontaine, wie auch Suworows Statue auf dem Marsfelde zu St. Petersburg gegossen. Jetzt ist dieser geschickte Künstler mit dem Guß in Bronze der Colossalstatuen beschäfftigt, die, nach den Modellen der Künstler der Akademie, zur Verzierung der neuen Kasanschen Kirche dienen werden.

(Die Fortsetzung künftighin.)

V.

Eine Szene im Archipelagus

(Aus dem vorletzten russisch - türkischen Kriege.)

Der blutige Krieg zwischen Rußland und der Pforte hatte bereits begonnen. Fürst Petrowitsch L*, mehr noch durch seine Gestalt, durch seine Kenntnisse und durch seinen hohen Geist, als durch den Glanz seines Geschlechts, und die sehr bedeutenden Verbindungen seines Vaters empfohlen, langte in St. Petersburg an, und die große Monarchin wollte ihm einen Ehrenposten verleihen. Doch das war ja die Absicht nicht, warum der nach glänzenden Thaten im Felde strebende junge Mann die prachtvolle Residenz an der Newa besuchte: er bat um die Erlaubniß, als Freiwilliger den osmanischen Roßschweifen Tête bieten zu dürfen; und was er wünschte, wurde ihm bald gewährt.

So kam es denn, daß er unter Orlow's Oberbefehl der Expedizion beiwohnte, durch welche, während der Zeit, daß die Türken auf dem festen Lande

an die Ufer des Pruth, der Donau und des Dniesters zurückgedrängt wurden, und Katharinens Flotten auf dem schwarzen Meere triumphirten, auch die griechischen Inseln den schon fast Besiegten entrissen werden sollten. Schon in ältern Zeiten hatte oftmals der Funke der Empörung auf diesen Inseln in helle Flammen auszuschlagen gedroht; die Bewohner derselben schüttelten von jeher zähnknirschend die ihnen aufgelegten Ketten, und erwarteten stets ungeduldig einen günstigen Augenblick, um das drückende Joch von sich abzuwerfen.

Die staatskluge Kaiserin hatte daher auch jezt mit leichter Mühe die Vornehmsten zu ihrem Anhange gewonnen; und da man sich sogar auf einen allgemeinen Aufstand Rechnung machte, so erschien plözlich, troz der wüthendsten Stürme, eine furchtbare Flotte von Linienschiffen und Bombardiergalioten im Archipelagus. Sie hatte ganz Europa umsegelt, und schon brüllen ihre Kanonen in der Nähe der Griecheninseln, als noch der Divan in Stambul unschlüssig und zweifelnd über die Möglichkeit einer solchen Fahrt brütete. Durch das Einverständniß mit den Eingebohrenen gelangen mehrere Landungen; und bald schwangen dort russische Adler ihre Flügel, wo bis jezt nur türkische Halbmonde geglänzt hatten.

Petrowitsch, dessen Kühnheit und Geistesgegenwart man schon aus mehrern ruhmvollen Proben kannte, erhielt ein Unterkommando bei denjenigen

Landungstruppen, welche die Insel Stalimene, das ehemalige Lesbos, besetzen sollten — und hier war es, wo sich der Vorfall ereignete, der alle unsere Leser und besonders unsere schönen weichherzigen Leserinnen mit tiefstem Gefühl ergreifen wird.

An dem nämlichen Tage, als die Türken nach einer muthigen Gegenwehr endlich den Siegern weichen mußten, und nur ein kleines, sich wieder sammelndes Häuflein, unter Anführung des eben so tapfern als blutdürstigen Kapudan-Pascha's Hassan, auf einzelnen Fahrzeugen flüchten konnte, saß Petrowitsch bei einbrechendem Abend, fast gänzlich erschöpft auf einer Trommel, und lehnte sein ermattetes Haupt an das Rohr einer unbrauchbar gemachten türkischen Kanone. Hinter ihm beschäftigte sich sein treuer Diener, ein afrikanischer Neger, der nie von seiner Seite wich, mit den noch immer von Schweiß und Blut triefenden Pferden. Voll tiefen Unmuths blickte sein dunkles Auge auf die in der Dämmerung vor ihm sich ausbreitende, nur schwach vom Mondlicht erleuchtete Landschaft, welche durch das bunte Gewirr, in welchem getödtete Krieger und Rosse, Wagen und Gepäck, Waffen und Turbane unter einander lagen, einen erschütternden Anblick ihm darbot.

Nur wenige und fast nur die verwundeten russischen Soldaten waren in einiger Ordnung zu erhalten gewesen; ein Theil derselben errichtete Strohhütten zum Nachtlager, oder grub sich in die Erde;

ein anderer Theil sich zerstreuet um die angezündeten Wachfeuer. Der übrige Haufe der rohen und vor Wuth schäumenden Menge war weder durch Drohungen des Generals, noch auch durch das Zureden ihrer Offiziere von der Plünderung und andern Ausschweifungen abzuhalten gewesen.

Eben schien der Schlummer der Ermüdung unsers Petrowitsch Auge vor diesem gräßlichen Schauspiel, wenn auch nur auf Minuten, verschließen zu wollen, als athemlos und todtenbleich eine junge griechisch gekleidete Schöne mit zerissenem Schleier und blutrünstigen Busen zu seinen Füssen stürzte, die von einigen Kosacken wüthend verfolgt ward. „Rette mich, wenn du ein Mensch bist! ich bin eine Christin wie Du" — rief sie mit matter Stimme in neugriechischer Sprache, indem sie ein kleines vergoldetes Heiligenbild emporhielt, und ihren Perlenschmuck von Hals und Händen loszumachen suchte. — „Hier ist alles, was ich habe! Rette mich vor den Unmenschen!"

Petrowitsch sprang auf, donnerte ihre Verfolger zurück und zog gegen den wüthendsten derselben den Säbel. Der Mohr flog herzu und fuhr nach dem Heft seines Dolchs. Aber indem Petrowitsch dem bebenden Mädchen mit der flachen Klinge Luft zu machen suchte, ergriff einer der Barbaren die um ihren Nacken befestigte Perlenschnur, schleifte die Unglückliche einige Schritte weit, und würde sie unfehlbar erwürgt haben, hätte nicht der schwarze Die-

der ihn mit unglücklicher Behendigkeit gepackt und durch einen einzigen Dolchstich zu Boden gestoßen.

Die schöne Gefangene hätte mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte sich wieder emporgewunden; aber ihre angstvolle Flucht, die grausame Behandlung ihrer Verfolger, und der gräßliche Anblick des neben ihr nur noch zuckenden Russen waren zu angreifend für ein so zartes Geschöpf, das nur aus Aether gewebt, nur mit Blumendüften genährt worden zu seyn schien. Wie der kleine, lichtblaue Schmetterling vor dem Blumenkelch fällt, wenn der kalte Hauch der Herbstnacht über die Wiesen streift; wie das Blatt des Fühlkrauts langsam sich niedersenkt, wenn die Hand es berührt; wie die gebrochene Rose zu Boden sinkt und bald Farbe und Geruch verliert; so beugte sich das arme, von tausend Schrecknissen bestürmte Mädchen erbleichend zur Erde, und die in Liebe schwimmenden Augen schienen auf immer für alle Leiden der Erde geschlossen.

Petrowitsch, von Menschlichkeit und Mitleid befeuert, eilte ihr zu Hülfe und ließ in stürmischer Eil einen Feldarzt herbeirufen. In kurzer Zeit war für die Kranke von Mänteln und Decken ein Lager bereitet; in eben so kurzer Zeit ein niedliches, türkisches Gezelt über ihr errichtet, das halb mit Güte, halb mit Gewalt den Plünderern von ihrer Beute entrissen ward.

Fast bis zur Mitternacht lag die reizende Gefangene in einem todtähnlichen Schlummer; Petro-

witsch blickte in dumpfen Schweigen auf sie hin und fühlte sich wunderbar beängstigt und beklommen. Bald trat er heraus vor das Zelt, um seine glühende Wange in der frischen Nacht abzukühlen, um sein pochendes Herz durch einen Blick auf den weiten nächtlichen Himmel, und die still dahin ziehenden Sterne zu beruhigen; bald untersuchte er die zunächst stehenden Posten, ging durch das nach und nach entstandene, in wilder Zerstreuung umherliegende Lager, und sprach mit den Wachen; doch immer zog ihn eine unwiderstehliche Macht nach dem Krankenzelte zurück; immer glaubte er, zur Bequemlichkeit seiner Geretteten noch dies oder jenes besser anordnen zu müssen; immer stand er wieder in tiefes Nachdenken versunken vor dem Ruhebette, und wunderte sich über sich selbst, wenn er aus seinem tiefen, bewußtlosen Traum erwachte.

Endlich war die bange, unruhige Nacht verflossen, und die russischen Truppen, von ihrem wilden Taumel und Rausch zurückgekommen, hatten sich ziemlich wieder zusammengefunden. Schon verblaßten die Wachtfeuer; die Rosse wieherten; die Trompeten erklangen; die Morgenkanonen auf den Hügeln fingen an zu krachen.

Noch immer stand Petrowitsch an dem Lager der Schlummernden und lauschte auf ihren Athemzug. Jetzt strich ein lieblicher Morgenwind durch des Gezelts Wände; eine feine Röthe lief über ihre Wangen. Und jetzt schlug sie die schönen Augen auf,

empor, wie eine aufblühende Blume ihr Haupt, und blickte um sich, als wär' sie aus den dunkeln Thälern des Todes in die freundlichen Gefilde der Oberwelt wieder zurückgekehrt.

„Wo bin ich?“ — rief sie mit sanftem, hinreißenden Tone, und betrachtete den Prinzen mit stillem Entzücken — „Bist du es, der mich in's Leben zurückrief?“

Petrowitsch reichte ihr die Hand und bat sie zärtlich, sich zu schonen. Ihr Augenaufschlagen und der Silberklang ihrer Stimme hatten ein neues Leben in seiner Seele aufblühen lassen; die Welt erschien ihm jetzt von einem Wiederscheine des Himmels verschönert. „Mir ist wohl“ — erwiederte sie, und richtete sich völlig auf. — „Fest war mein Schlaf, doch süß! Ich hörte den Hall von Nilens Saiten; mich umwehten die Lüfte meines Heimathlandes! Doch vergieb“ — ihr trunkener, begeisterter Blick senkte sich zur Erde — „vergieb, wenn die holden Bilder meines Traums und das süße Gefühl der Genesung mich geschwätzig machen, noch eh' ich Dir, meinem Retter, die Pflichten des Dankes gezollt habe!

Sie warf sich vor dem Prinzen auf die Kniee; er hob sie stürmisch auf, drückte ihre Hand an sein Herz, und sein Auge haftete einige Sekunden fest auf dem ihrigen.

„Wer bist Du, wunderbares Mädchen?“ — fing er dann an — „Lieblich, wie Geisterhauch, tönen

Deine Worte im Innersten meines Herzens. Seit ich Dich sah, ist es anders worden in meiner Seele!"

„Mein Name ist Anastasia," antwortete sie. „Noch gestern stand es in meiner Macht, über diese Insel zu gebieten; jetzt preis' ich mich glücklich, Deine Sklavin zu seyn."

„Wandelbar ist des Menschen Schicksal," sprach Petrowitsch, das Glück der Schlachten hat uns zu Herren dieses Eilandes gemacht; die Vorsicht hat Dich mir überliefert. Aber fern sey es von mir, von der Macht der Waffen gegen Dich Gebrauch zu machen. Nenne mir Deine Aeltern, fodere von mir, wohin Du gebracht seyn willst — und noch heute übergebe ich Dich den Händen Deiner Verwandten."

Die schöne Griechin seufzte. „Kannst Du Todte erwecken?" fragte sie traurig. — „O könntest Du es, Du würdest ihn erwecken, den hochherzigen Nikon — Du würdest ihn lieben, wie einen Vater! Doch längst ward die goldene Leier am Felsen zertrümmert; längst wandelt Nikon, wenn sein Glaube nicht trog, auf einem schönen Sterne mit den Helden und Sängern der seligen Vorzeit. — Ach, zahllos sind die Leiden, die von Kindheit an auf mich losstürmten! Auf dieser weiten Erde mag ich Niemand angehören, als Dir. O habe Mitleid mit mir! Ist Dein Herz so edel, als Dein Blick es verspricht, regt sich etwas in Deiner Seele, das für mich um Theilnahme fleht, so stoß mich nicht von Dir! Dir hat die Vorsicht mich entgegengeführt;

nur Dein Eigenthum will ich seyn bis zum letzten Hauch meines Lebens! Ich will Dir nicht zur Last fallen, mein Gebieter! Ich habe manches erlernt, was Dir nützen, was Dich erfreuen kann — und sollt' es dem Helden unrühmlich seyn, wenn nach der Hitze des Treffens zärtliche weibliche Pflege seiner harret?"

Des Prinzen Herz wogte unruhig auf und ab. Er that sinnend einige Schritte. Doch da der Dienst jetzt ihn abrief, und er in diesem Augenblick keinen festen Entschluß fassen konnte, so beschloß er, die Entscheidung einzig und allein der Zukunft anheim zu stellen. Er winkte seinem Neger.

„Sorge für sie, wie für mein Leben!" rief er ihm zu, und sogleich lag dieser ehrerbietig vor Anastasien auf der Erde. „Ich bin bald wieder bei Dir, gute Anastasia!". — tröstete er dann das ängstliche Mädchen, befahl einigen Soldaten, das Zelt zu beschützen, warf sich stürmisch auf's Pferd und sprengte davon.

Das Kriegsglück des vorigen Tages hatte die russischen Truppen in den völligen Besitz der ganzen Insel gesetzt, und nur etwa vierhundert Türken war es gelungen, sich in ein steiles, hoch über die Fläche des Wassers erhabenes Fort zu werfen, wo sie sich zur hartnäckigsten Vertheidigung rüsteten. Es blieb daher den Siegern jetzt nichts übrig, als in alle haltbare Plätze Besatzung zu legen, auf den Anhöhen Verschanzungen und Signalthürme zu er-

richten, die einen Angriff am ersten ausgesetzten Ufer zu befestigen, zur Belagerung des Forts sich anzuschicken und — für die erlittenen Strapazen auf Kosten der Landeseinwohner sich gütlich zu thun.

Auch Petrowitsch bezog ein sehr bequem eingerichtetes und reizend gelegenes Landhaus, und da fast jeder seiner Kameraden irgend eine schöne Gefangene erbeutete, oder wenigstens die Frau oder Tochter seines Wirths sich zu eigen gemacht hatte, so fand man es ganz in der Ordnung, daß des Prinzen Mohr ein schlankes, in vielfachen Musselin gehülltes Mädchen nach dem Blumenmarkte oder nach der griechischen Kapelle begleitete, und hätte nur gern unter den Schleier geblickt, um die Unwiderstehliche kennen zu lernen, die, wie man nicht zweifelte, den bisher Enthaltsamsten und Kältesten bei der ganzen Armee endlich gefesselt habe.

Man würde jedoch, so unwahrscheinlich dies auch klinget, sehr irren, wollte man glauben, daß Anastasiens und des Prinzen Verhältnisse mit denjenigen, in welchen die übrigen Ueberwinder mit ihren Schönen standen, im mindesten gleich gewesen wären.

Zwar zog sich Petrowitsch während dieses Zeitraums selbst von denjenigen Offizieren zurück, in deren Umgang er sonst Geschmack gefunden hatte; zwar suchte er seinen Dienstpflichten immer in den möglichst kurzen Zeitraum Genüge zu leisten; zwar brachte er ganze Abende, ja halbe Nächte, mit Ana-

saßen allein in dem reizenden Kiosk des Gartens, oder auch wohl im Schatten der Bäume zu, welche das weiße Marmorbecken eines Springbrunnens freundlich umgaben; aber wer dort einen geheimen Augenzeugen hätte abgeben können, der würde in Petrowitsch und Anastasien bald den zärtlich besorgten ältern Bruder und die folgsame schwärmerisch-dankbare Schwester, bald den ehrerbietigen, nur heimlich anbetenden Begleiter und seine junge, weit über ihn erhabene Gebieterin, bald endlich den lauschenden Kunstfreund und eine geistvolle Künstlerin zu erblicken geglaubt haben, die jenen durch ihre Talente zu ergötzen suche.

Anastasia, die, wie wir in der Folge hören werden, schon von Jugend auf eine künstlerische Bildung erhalten hatte, und späterhin zur einstigen Zierde eines Serails erzogen worden war, konnte fast auf allen, in diesen Gegenden üblichen Instrumenten für eine Meisterin gelten. Mit dieser Geschicklichkeit in der Tonkunst vereinigte sie noch, nicht nur die lebhafteste Phantasie und die reichhaltigste Kenntniß der lieblichen griechischen Fabelwelt, sondern auch eine fast unübertreffliche Gabe, diese Dichtungen durch Tanz und pantomimische Darstellungen zu versinnlichen.

Die fast idealische Form ihres Körpers, ihr schlanker, nymphenartiger Wuchs, die Leichtigkeit und Anmuth jeder ihrer Wendungen, die malerische Anordnung ihrer Gewänder, die leidenschaftliche Ge-

schmeidigkeit ihrer Gesichtszüge und die Haltung ihres Kopfs und ihrer Arme, die selbst ein Praxiteles nicht schöner zu bilden im Stande gewesen wäre — dies alles brachte auf den ersten Anblick eine wahrhaft zauberische Wirkung hervor; es schien nicht möglich, die Sprache der Mienen und Gesten mehr zu veredeln, und Petrowitsch, der in spätern Jahren Emma Hamilton, noch in allen ihren jugendlichen Reizen zu beobachten Gelegenheit hatte, behauptete, freilich vielleicht mit einiger Partheilichkeit, daß zwar der Lady Kunstfertigkeit, aber Anastasiens natürliches Talent höhere Bewunderung verdient habe.

Lange hatten jetzt alle diese Gaben ungenutzt in Anastasien geschlummert; fast so lange, als sie auf der Insel Lemnos sich aufgehalten, hatte ihr inneres Gefühl schon vor dem Gedanken sich empört, durch ihre Kunst Menschen zu ergötzen, die von ihr in jeder Rücksicht verachtet wurden. Doch jetzt, da, wie die Schwärmerin sich überredete, durch eine höhere Bestimmung der Prinz ihr entgegengeführt worden war, da Anastasiens glühendes Herz in ihm den Jüngling ihrer, bis dahin ihr selbst noch unerklärlichen geheimen Sehnsucht erkannt hatte; da blühte auch in ihrer Seele der Frühling früherer Zeiten wieder auf; alle ihre schönen, fast erstorbenen Gefühle erwachten wieder, und sie lächelte nicht selten über sich selbst, wenn sie sich, nach langem tiefen Nachdenken, endlich auf dem Gedanken beeg-

ute, wie sie Petrowitsch durch irgend eine ihm noch unbekannte Geschicklichkeit, durch irgend eine neue geistreiche Unterhaltung überraschen, ja wohl gar durch einen schön erfundenen Anzug ihn noch inniger an sich ketten wolle.

Sie bemühte sich daher bald, den Geliebten durch Gesang und Saitenspiel zu erheitern; bald durch eine einfache mimische Vorstellung, wobei sie gewöhnlich die Ideen, ja oft sogar die Worte der Alt-griechischen Dichter, mitunter auch die Empfindungen der Neugriechen benutzte, den Umgang mit ihm zu beleben; und wurde der Prinz oft schon bezaubert, wenn sie bald eine Iphigenia von Tauris, bald eine tanzende Bachantin, bald eine Ariadne darstellte; so war die ihrer Mutter entrissene Proserpina, und Jokaste, die den blinden Oedipus führt, der Triumph ihrer Kunst, weil dann die entfernte Aehnlichkeit ihres Schicksals sie unwillkührlich ergriff und ihre feurige Phantasie in die vorigen Tage ihres Lebens sie zurück versetzte.

Sie vergaß dann ganz die sie umgebende Wirklichkeit, und hörte gewöhnlich nicht eher auf, bis alle ihre Kräfte erschöpft waren und sie unter heißen Thränen in die Arme ihres Geliebten sank. Hatte sie sich aber an seiner Brust wieder erholt, dann blieb noch immer eine sanfte Traurigkeit in ihrer Seele zurück, und ihr Herz nöthigte sie dann, den Geliebten einzelne Begebenheiten ihrer frühern Tage mit hinreißender Schwermuth zu eröffnen.

„Dort, wo ewiger Frühling wohnt — so begann sie einst ihre Erzählung — dort wo ein immer heiterer Himmel auf grünen Hügeln und auf Hainen von Mirthen und Mastixbäumen ruht, wo klare Quellen dunkle Olivenwälder und Granatenbüsche durchschneiden, und lachende Blumenufer in spiegelhellen Golfen sich abzeichnen — dort, wo die Natur zum Genuß der Freiheit aufruft und tyrannische Uebermacht das drückendste Elend verbreitet hat — auf der Halbinsel Morea bin ich geboren.

Das traurige Schicksal meines Vaterlandes stand von jeher in der engsten Berührung mit meinen eignen Begebenheiten. Fern von der menschlichen Gesellschaft und fast von allen Gespielinnen meines Alters getrennt, verlebte ich meine Tage in einer dunkeln schauerlich-lieblichen Höhle. Doch wie könnte ich dieses meines ersten Aufenthalts gedenken, ohne zugleich von jener süßen, wehmüthigen Schwärmerei hingerissen zu werden, womit wir alle Erinnerungen unsrer ersten Jugend umfassen? Aber wie könnt' es mir auch gelingen, Dir eine Beschreibung zu geben, welche der Wirklichkeit nahe käme?

Hatte man sich durch hohe Gebürge und dichtes Gebüsch, das uns jedem menschlichen Auge entzog, durch halbverschüttete, in Felsen gehauene Schlangenwege, die nur uns und unsern Freunden bekannt waren, bis zum Eingange der Höhle hindurchgewunden, dann kam man zuerst in ein nur wenig Fuß haltendes, ausgemauertes Gemach, das zu einer

Einsiedlerwohnung eingerichtet schien. Doch dies niedrige, ärmlich aussehende Behältniß diente blos zur Täuschung, war aber in der That nur eine Vorhalle, durch welche man, auf den Druck an einen Stein von schwärzlicher Farbe, in ein geräumiges zirkelrundes Gewölbe trat, welches durch eine oberhalb angebrachte Oeffnung sein Licht empfing und von zierlichen, mit hellem Grün umrankten Säulen unterstützt ward.

Hier war Nikons gewöhnlicher Aufenthalt; hier lebten wir gleichsam in unmittelbarer Gemeinschaft mit den alten Göttern und Herren Griechenlands. Denn der ganze Umkreis des Gewölbes war mit unzähligen Bildsäulen und Basreliefs der alten Tempel, mit Säulentrümmern und Vasen von Granit, Marmor und Porphyr, angefüllt, welche Nikon, mit Hülfe seiner Verbündeten, bei Nachtzeit ausgegraben oder sonst der verwüsteten Hand und dem Fanatismus der Türken zu entziehen gewußt hatte, und die er theilweise oft mit zerrissenem Herzen, an heimlich uns besuchende Fremde, bald für ansehnliche Summen verkaufte, bald auch für mancherlei Kriegsgeräthschaften vertauschte.

Ganz im Hintergrunde dieser Halle befanden sich auf beiden Seiten wiederum zwei geheime Pforten. Eine davon führte zu einer Fallthüre, und durch diese in einen tiefen Abgrund, worin kleine Feldstücke und anderes Gewehr aller Art dicht über einander geschichtet lagen; die andere zu einem unter-

irdischen, prächtig verzierten Kapelle, die nur von einigen silbernen Ampeln beleuchtet ward und mit ihren matt erhellten Heiligenbildern, mit den glänzenden Altar-Geräthschaften, mit dem hohen, von der Natur aus Glimmerstein gebildeten, aber mit Muscheln und Korallenzinken künstlich verzierten Bögen, auf mich von jeher einen majestätisch erschütternden Eindruck gemacht hat.

In diesem verborgenen Heiligthume versammelten sich zu bestimmten Zeiten, doch jedesmal erst bei einbrechender Dunkelheit, mehrere der Landeseingebornen, um diejenigen gottesdienstlichen Gebräuche zu verrichten, an deren öffentlicher Ausübung sie durch die Mißhandlungen der Türken verhindert wurden. Nach Beendigung der heiligen Zeremonien, bei welchen Nikon die Stelle des Priesters vertrat, entließ man gewöhnlich die größere Menge, und nur die Ausgezeichnetsten blieben zurück, um sich mit Nikon über die Angelegenheiten der ganzen Gesellschaft und über die erhaltenen Briefschaften zu berathen.

Ohne Zweifel erkennst Du schon in der Höhle Nikons den Mittelpunkt einer wichtigen Unternehmung, die auf das Schicksal meines unglücklichen Vaterlands unmittelbaren Bezug hatte, und gewißermaaßen als eine Vorbereitung der Ereignisse angesehn werden kann, durch welche jetzt auch die Insel Lemnos Deiner Monarchin unterworfen worden ist. Ich selbst ahnete von der Zeit an, da ich nachden-

sen lernte, ein dergleichen Geheimniß; doch den ganzen Zusammenhang errieth ich erst dann, als schon das Räthsel — und ach, wie fürchterlich! — gelöst war. Doch laß mich dir jetzt erst von Nikon erzählen, von dem Freunde und Lehrer meiner Jugend! Obschon er sich gegen mich nie deutlich darüber erklärt hat, so muß ich ihn doch nach den Umständen für meinen Großvater halten; seine heilige Gestalt wird ewig, wie ein Schatten aus Elysischen Gefilden, in meinen Träumen erscheinen, und alles, was ich in spätern Jahren selbst gesehen oder von Andern gehört habe, dünkt mir klein und verächtlich gegen ihn — das ganze irdische Leben dünkt mir geringeren Werthes, als ein einziges der gehaltvollen Worte, die ich in den Stunden der Weihe von seinen Lippen vernahm. Nikon, der feurige Ehrfurcht gebietende Greis, gehörte zu den wenigen Heldenseelen, die an glühender Liebe für Freiheit und Recht, an unauslöschlichem Haß gegen Tyrannei und Gewaltthätigkeit, ihren Vorfahren, den Griechen des Alterthums, ähnlich sind, und ihre ganze Lebenszeit dem großen Entwurfe aufopfern, ihr in Sklavenfesseln seufzendes Vaterland dem ehernen Szepter seiner barbarischen Unterdrücker wiederum zu entreißen.

O könnt' es mir gelingen, Dir mit wenigen grossen Zügen den Edlen zu zeichnen, ihn zu zeichnen, wie er groß und ehrwürdig an der Spitze der Versammlung stand; wie er, wenn Kleinmuth die Ver-

bundenen ergriffen hatte, die Verzagenden aufrichtete und strafte, wie er dann oft in hoher Begeisterung die Bildsäulen der alten Spartaner anredete, als wären ihre Schatten mit gegenwärtig — wie er, wenn ein gelungener Versuch die Jünglinge zu einem vorschnellen Ausbruche der Verschwörung antrieb, den aufbrausenden Uebermüthigen Vorsicht und Mäßigung anrieth und, einem von der Gottheit getriebenen Kalchas oder Laokoon gleich, Unglück und Verderben verkündete! Doch zu schwach sind meine Worte, dir auch nur von fern den heldenmüthigen Alten zu schildern; nur fühlen — fühlen nur, wie Nikon, kann die Enkelin Nikons!

So viel ich aus den freilich nur abgebrochen hingeworfnen Erinnerungen seines Lebens zusammensetzen kann, war Nikon aus einem der ältesten Geschlechter auf Morea entsprungen, und schon seine Voraltern hatten an der Spitze einer Verbindung gestanden, durch welche dieser Halbinsel eine republikanische Verfassung errungen werden sollte. Man war, um dies zu bewirken, in frühern Zeiten mit Venedig, in spätern aber mit Rußland, in geheime Unterhandlungen getreten; doch so, daß die versteckten Absichten der Eingebornen mit den Plänen ihrer mächtigern Bundsgenossen immer sehr verschiedene Richtungen nahmen, indem erstere ihre völlige Freiheit und Unabhängigkeit, letztere aber nur den Schein davon unter Venezianischer oder russischer Oberherrschaft berücksichtigten.

Mein Grosvater selbst hatte als Jüngling und Mann, vermuthlich mehr, um seine Entwürfe zu verschleiern, als im Ernste, sich der Arzeneikunde gewidmet, und theils als Arzt, theils unter anderen Vorwande, ganz Italien, Rusland und selbst einen Theil der Türkei bereist. Nebenbei hatte er sein Augenmerk auf die Ueberreste der alten Bildhauerkunst gerichtet, und die Kenntnis der Alterthümer, die er so ganz mit Liebe und Neigung sich erworben hatte, muste ihm, der nichts wichtigeres, als die Errettung seines Vaterlandes, kannte, zu nützlichen Verbindungen mit Ausländern, und zur Bereicherung und Vermehrung seiner Kriegskasse und seines Zeughauses dienen. Solchergestalt verband er in sich zugleich das Amt des Arztes und Kunsthändlers, und die Würde des Oberpriesters und Anführers.

Doch so wichtig und ehrenvoll sein politischer Charakter auch seyn mochte, so war doch sein moralischer für mich noch weit anziehender und liebenswürdiger. Hättest du ihn in seiner Einsamkeit gesehn, du würdest in ihm keinen der jezt lebenden Menschen, du würdest einen Sänger der Vorzeit in ihm zu erblicken geglaubt haben! denn nur in jener schönen Vergangenheit lebte er ganz, und heilig über alles war ihm eine goldene Leier, welche er völlig nach Art der Alten hatte bilden lassen und mit groser Geschicklichkeit schlug. O wie begeistert sang er oft die Thaten der griechischen Helden! Wie

entzückt lauschte ich dann seinen Tönen und den lieblichen Worten, welche, wie ein goldener Strom, von seinem Lippen floßen! Ach, Nikon, Nikon! find' ich dich jenseits nicht wieder — und finde ich Petrowitsch nicht wieder — dies setzte sie zärtlich hinzu, indem sie den Geliebten schmeichelnd umarmte — so sehn' ich mich nicht nach Unsterblichkeit!

Doch ich verliere ja den Faden meiner Geschichte. Wer mein Vater war, habe ich nie erfahren. Meiner Mutter erinnere ich mich nur ganz dunkel aus dem ersten Jahren meiner Kindheit. Sie war eine schöne, schlanke, traurige Frau, und drückte mich nie an ihre Brust, sah nie auf meine jugendlichen Spiele, ohne daß ihr wehmüthig lächelndes Gesicht mit Thränen benetzt worden wäre. Dann strich Nikon ihr die langen Locken sanft aus dem Gesicht, nannte sie seine edle Tochter, und sang zu seiner griechischen Leier ein sanft anhebendes und stark endendes Lied, in das sie zuweilen mit gedämpfter Stimme einfiel.

Als sie gestorben war, habe ich Nikon das erste und einzigemal weinen gesehen. Er begrub sie in eine tief in den Felsen gehauene Gruft, bei welcher ein klarer Quell rauschte, und immer blühten dort frische Kränze, welche die Edelsten der verbündeten Jünglinge so oft sie uns besuchten, daran aufhiengen. Je mehr ich erwuchs, desto mehr schien Nikon alles aufzubieten, um meinen Geist auszubil-

len, und mich für die mitunter drückende Einsamkeit zu entschädigen. Wenn er zu mir redete, dann schien seine Zuneigung gegen mich und das Gefühl für alles Schöne und Edele das einzige Band, das ihn mit der Erde zusammenhielt. Dann versetzte sich sein erheiterter Geist, vergessend der kalten schalen Gegenwart, in der Vergangenheit Tage; dann unterrichtete er mich in der Musik und in der Altgriechischen Sprache, und wußte das Leben und Wandeln der Götter unter den Sterblichen, wußte die Großthaten unserer Urväter so reizend, so edel und herzerhebend mir darzustellen, daß ich in der lieblichen Täuschung keinen höhern Adel kannte, als eine Tochter Sparta's genannt zu werden.

Ich weiß nicht, woher es kam, daß die Ausführung des großen Plans immer von einer Zeit zur andern verschoben werden mußte. Nikon eiferte einigemal heftig in der Versammlung über das ausgeartete Geschlecht der Einwohner und über die schändliche Treulosigkeit der Bundsgenossen. Doch bald schien der innere bittre Gram über ein ganzes, zum Besten eines erniedrigten Volkes verschwendetes Leben, den heldenmüthigen Greis tödten zu wollen. Zwar sprach er noch oft mit dem ihm eignen, unauslöschlichen Feuer; doch wurde er täglich verschlossener und mürrischer, und sein Körper fing an, von den Beschwerden des Alters gedrückt zu werden. Ja nach Verfluß einiger Monate wurden seine Augen so dunkel, daß er sich, nur von meiner

Hand geleitet, aus der Höhle wagte, und im Innern derselben sich nur durch Herumtappen zu recht fand.

Fast kam es mir vor, als sey der ganze Entwurf zur Befreiung Morea's aufgegeben; immer seltener und geringzähliger wurden die Zusammenkünfte. Wohl zu weilen sang der halberblindete Nikon noch ein feuriges, muthathmendes Kriegslied; aber bald ließ er die Leier sinken, rief mich zu sich, ließ sich zum Grabmahl meiner Mutter leiten, und sagte dann finster: „Sei du mein Vaterland!" Unvermuthet erschien ein junger Mann in der Höhle, dessen erhabene Gestalt und edle Gesichtszüge unwillkührlich mit Ehrfurcht erfüllten, dessen Jugendblüthe aber von rastlosen Sorgen und Beschwerden vernichtet schien. Er nannte Nikon Vater, und umarmte sowohl ihn, als mich, mit stürmischem Feuer, ja, fast möcht' ich sagen, mit Verzweiffelung und Wildheit.

Nikon zitterte auf, als er seine Stimme vernahm: sie sprachen einige Stunden in's geheim; nach und nach füllte sich die Höhle mit einer großen Anzahl rüstiger Jünglinge; ich mußte mich die ganze Nacht über in die Kapelle begeben, und vernahm zuweilen den Zusammenklang vieler Stimmen und ein Geräusch wie Waffengetös. Gegen Morgen, als alles still geworden war, rufte Nikon am Eingange der Kapelle mir zu, und ließ sich zum Altar führen. Er kniete ungefähr eine Stunde. Lebhafte Unruhe,

rückkehrende Standhaftigkeit, endlich muthvolle Ergebung in den Willen des Schicksals, erschienen abwechselnd auf seinem ehrwürdigen Gesicht. Dann mußt' ich vor den Eingang der Höhle ihn leiten und die Lyra ihm reichen.

„Hoffe nichts mehr, meine Tochter!" — sagte er nach einer Weile sehr bewegt — „glaube es einem Greise: Nur im Unglück sollten wir hoffen; wenn das Glück uns zu lächeln scheint, dann ist es Zeit, das Uebelste zu befürchten!" Er verlor sich ganz in düstre Gedanken, und nur zuweilen machte er seinem gepreßten Herzen durch vernehmliche Worte Luft. — „O der Entwurf war so schön, war so klug berechnet, war so lange mit widerstrebender Seele verschoben, war so göttlich groß — und nun macht Zufall oder Verrätherei ihn zur Unbesonnenheit eines Tollkühnen! Hinweg dann mit jeder Hoffnung! — Ja, Nikon hat zu hoffen aufgehört — er wird wissen zu sterben!"

Ich ergriff seine Hand und drückte sie weinend an meine Lippen. „Sollt' ich dich nicht lange mehr zu meiner freundlichen Leiterin haben" — fing er erweicht an — „sollte das Recht unterliegen, sollten wir getrennt werden, so" — — er vermochte nicht auszureden, er küßte mich auf die Stirn, und legte mir segnend die Hände auf. „Geh' jetzt" — sagte er endlich mit kaum vernehmlicher Stimme — „Sammle die Blumen, wo du sie findest; genieße die Freuden der Unschuld und Jugend, die ohnedies

so kärglich dir zugemessen werden — geh, o geh, Liebe! und laß mich allein. Ich schlich mich mit gränzenlosem Schmerze von seiner Seite; doch blieb ich in geringer Entfernung stehen.

Noch lange saß Nikon, ähnlich dem unsterblichen Mäoniden, auf dem Feldsteine am Eingange der Höhle, und gab tiefsinnig dann und wann auf den Saiten einige Töne an; noch lag ich, unwissend zwar, was eigentlich vorgehe, doch von Nikon's Worten tief bewegt, auf dem Rasen, und benetzte mit unwillkührlich herabrollenden Thränen die Blumen und Kräuter, die ich sammeln wollte; da vernahm ich, erst in der Ferne, doch bald immer näher und näher wildes Geschrei und Schwerderklirren und Schießen. Nikon erhob sich und schritt vor; aber ehe ich zu ihm hineilen konnte, stürtzte sich der Heldenjüngling, der ihn Vater nannte, ein blutiges Panier in der Rechten, das vorher in der Kapelle gehangen hatte, und auf welches ein Maulbeerbaum (Morus) mit den Symbolen der Freiheit Morea's gemalt war, mit fünf bis sechs seiner Waffengefährten, alle mit Staub und Wunden bedeckt, alle mit bluttriefenden Säbeln, durch eine fast unzängliche, steile Bergstraße, und besetzte mit seinen Begleitern den allerengsten Paß, der nahe am Eingange der Höhle sich befand.

„Es ist alles dahin!“ rief er Nikon im halben Wahnsinne zu, und schleuderte die Fahne nach ihm hin — „ich liefere dir das Pannier noch ungeschän-

he zurück, wie ich gelobte — rette dich durch den unterirdischen Gang!" dann wandte er sich zu seinen Begleitern: „Laßt uns des Vaterlandes letzte Hoffnung nicht überleben! Hier ist Thermopylä! Laßt uns sterben, wie Leonidas und seine Helden! Noch heut' werden wir sie sehen!" — Und schon stürmte eine wüthende Rotte Türken unter Anführung eines Italiäners, Namens Salvioni, den ich mannichmal bei meinem Großvater gesehn hatte, durch den Felsengang. Die Jünglinge warfen sich ihnen entgegen: Schlachtgebrüll und Schüsse und blitzende Säbel, wohin sich das Auge wandte! Nikons Sohn und die Seinigen kämpften wie Wüthende hinter einem Walle getödteter Feinde — sie mußten der Uebermacht weichen — sie fielen, eines schönern Jahrhunderts werth!

Die tödtliche Angst und der furchtbare Anblick des mörderischen Gefechts hatten mich bald aller Sinne beraubt. Nur so viel kann ich mich noch erinnern, daß ich zu Nikon flüchten wollte. Doch da ich wieder zu einiger Besinnung kam, befand ich mich, weit von der Höhle entfernt, in der Gewalt Salvioni's und einiger Türken. Schon diese Entdeckung mußte tausend Schrecknisse in meiner Seele erwecken; aber meine Angst erreichte den höchsten Gipfel, da ich gewahr ward, daß selbst die Furchtbaren, die mich umgaben, wie vom Blitzstrahl getroffen, bebten, daß der Erdboden unter mir zitterte, und die ganze Luft mit einem fast erstickenden

Dampfe erfüllt war. Ich sank aufs neue in völlige Bewußtlosigkeit, und erst nach Sonnenuntergang erholte ich mich gänzlich.

Aber warum spreche ich jetzt von mir, der es besser gewesen wäre, jenen Tag nicht zu überleben? Du willst wissen, wie Nikon starb — o fürchte nicht, daß ich dies übergehen sollte, obschon ich nur aus Salvioni's Erzählung die näheren Umstände weiß — Ich bin die Enkelin des großen Nikon. — Kaum war der heldenmüthige junge Mainotte mit seinem Getreuen ermordet, als die Türken auf Nikon zustürmten und ihn, der ihren Säbelhieben seine Brust entgegenstellte, niederzuhauen im Begriff standen. „Nicht also!" rief ihr Anführer ihnen zu — „der augenblickliche Tod würde für ihn Wohlthat, für uns unersetzlicher Verlust seyn. Gewiß liegen in dieser Raubhöhle heimlich vergrabene Schätze, die niemand als er zu entdecken vermag! Bindet und martert den ungläubigen Hund, bis er auch das letzte Goldstück uns überliefert hat! dann ist's noch immer Zeit genug, ihn unter Qualen den Geist aushauchen zu lassen!"

Diese Rede wirkte augenblicklich auf die gold- und blutgierige Rotte, und eben so schnell war Nikon an Händen und Füßen gefesselt. „Schont eines unglücklichen Greises!" — sagte er mit Unterwürfigkeit und Demuth zu seinen Henkern — „wohl liegen unermeßliche Schätze hier unterirdisch verborgen; auch könnt ihr Geheimnisse entdecken, die,

wäre unser Vorhaben geglückt, den Untergang euer aller bereitet hätten. Reichet mir eine angezündete Fackel, damit ihr in diesen dunkeln, sich kreuzenden Gängen nicht zu Schaden kommt. Gern will ich euch alles verrathen, so ihr meines Lebens verschonet!" Man brannte eine Fackel an und reichte sie Nikon; doch selbst einige von den Türken konnten ihre Verachtung gegen diesen so niedrig um sein Leben flehenden Greis nicht unterdrücken, den sie sonst heimlich bewundert hatten.

Nikon tappte langsam an den Wänden umher und leuchtete den Muselmännern voran, bis sie an die Pforte des Abgrunds kamen, wo gewöhnlich die Waffen der Verbündeten verborgen lagen, der aber jetzt mit Erde beworfen war. Er beugte sich auf den Boden, um, wie er sagte, die rechte Stelle zu finden, wo man die Kriegskasse und Juwelen von unschätzbarem Werthe, und staatsverderbliche Schriften vergraben habe, zeigte dann den Ort an, und ließ mit Schaufeln den Boden aufwühlen. Endlich kam man auf eine eiserne Platte. Nikon faßte den Ring und winkte Salvioni näher, der sich gleich Anfangs meiner bemächtigt hatte, aber doch auch von der Hoffnung noch mehr zu erbeuten, herbeigelockt worden war.

„Steh, Salvioni!" — rief er ihm auf italiänisch, und, als sagt' er ihm etwas ganz gleichgültiges, zu, indem er zugleich auf den Eisenring deutete und die Fackel schwenkte — „sieh', Salvioni!

der Tod ist unter unsern Füßen! — Anastasia sey dein Rettungsengel; fliehe mit ihr. Wende dich am Eingange linker Hand, so bist du in sieben Minuten außer Gefahr! Aber ein einziger Schritt näher, ein verrätherisches Wort, und du fliegst mit in die Luft!" — „Laßt Salvioni den Schlüssel holen" — sagte er dann auf türkisch zu den übrigen — „dessen Stelle ich ihm eben bezeichnet habe!" Salvioni entfloh mit mir, um sein Leben zu retten; aber kaum war er ungefähr eine Viertelstunde von der Höhle entfernt, als die Erde erbebte und ein schreckliches Gekrach das Anzünden eines Pulvermagazins verkündigte.

Nach dem Bericht eines zwar mit dem Leben davon gekommenen, doch furchtbar zerschmetterten Türkens, hat Nikon unter dem Vorwand, als warte er auf den Schlüssel, immer gezögert. Doch da endlich die Türken ungeduldig wurden, und die eiserne Platte mit Aexten erbrechen wollten, da rief er plötzlich aus: „Sehet da Nikons Schatz!" riß die Fallthür auf, und schleuderte die lodernde Fackel in den Abgrund.

Da ich in jenem ersten Abschnitte meines Lebens noch zu jung war, als daß Nikon, so groß auch seine Liebe und sein Zutrauen zu mir war, mich mit seinem Plane und mit der Veranlassung, wodurch derselbe scheiterte, bekannt gemacht hätte; so kann ich freilich nur aus einzeln erlauschten Worten und aus dem, was späterhin der Italiäner und einige

meiner Mitgefangenen mir erzählt haben, auf den muthmaaslichen Zusammenhang jener Begebenheiten schließen.

Dir ist es ohne Zweifel schon bekannt, sollte ich auch bis jezt nichts davon geäußert haben, daß diejenige Macht, die sich mit Nikons Bunde insgeheim vereinigt hatte, einen von dem seinigen sehr verschiedenen Entwurf auszuführen gesonnen war. Jene hatte unaufgefordert sich erboten, die Verschwörung mit einer grosen Eskadre und zahlreichen Landungsarmee zu unterstützen; dahingegen wollte Nikon, um nicht ein Joch mit dem andern zu vertauschen, ganz Morea zum Aufstand bewegen und aus den Landeseingebornen selbst, sich ein Heer bilden. Er verlangte daher von dem fremden Bundsgenossen nur Munizion, und allenfalls eine sehr mäßige Anzahl Mannschaft, welcher er mit den Seinigen immer überlegen war.

Beide Theile spielten auf diese Weise von je her ihr besonderes Spiel, Nikon jedoch das gewagteste und gefahrvollste; beide Theile kannten einander und suchten sich gegenseitig zu überlisten. So wollte denn auch Nikon in der lezten Zeit, als er mit Waffen und Soldaten hinlänglich versehen war, die Empörung eher ausbrechen lassen, als die fremde Macht es vermuthete; jene aber, welcher diese Absicht nicht entgangen war, wußte den Ausbruch immer zu verhindern, und gab sogar nicht undeutlich zu verstehen, daß sie, ehe der Plan ohne ihren Bei-

stand ausgeführt werden solle, lieber alles den Türken entdecken würde.

Der Italiäner, dessen ich schon erwähnt habe, und der selbst in meiner eignen Geschichte eine wichtige Rolle spielt, war in Italien mit Nikons Sohne bekannt worden. Da er sich dort, wenigstens dem äußern Schein nach, einzig und allein mit der Kunst und dem Kunsthandel beschäftigte, und Nikons Sohn durch hinreißendes Feuer und schlaue Beredsamkeit an sich zu fesseln wußte, so glaubte dieser, seinem Vater durch einen so geschickten und ihm ganz ergebenen Unterhändler einen beträchtlichen Abgang der gesammelten Alterthümer verschaffen, mithin dem Bunde eine reichliche Geldquelle eröffnen zu können. Salvioni wurde solchergestalt als Kunsthändler bei meinem Großvater eingeführt, und gewann nach und nach einen Theil seines Zutrauens.

Nachdem Nikon einigemal einen sehr vortheilhaften Handel mit Salvioni abgeschlossen hatte und an dessen Treue und Vorsichtigkeit nicht mehr zweifeln konnte, gab der Italiäner ihm zu verstehen, daß er wohl mehr wisse, als Nikon vermuthe, und daß er selbst in bedeutendern Verbindungen stehe, und ein wärmerer Freund der Unterdrückten sey, als man denke. Nikon konnte endlich nicht umhin, lieber einen Verbündeten, als einen Verräther an ihm zu gewinnen, und entdeckte ihm daher manches, was äußersten Falls unschädlich gewesen seyn würde.

Von nun an zeigte sich Salvioni immer und immer auf der vortheilhaftesten Seite, und mein Großvater fing an, ihn sowohl wegen seines hellen Verstandes, als auch wegen seines bieder scheinenden Herzens, zu achten. Auch ist es mir wahrscheinlich, daß Salvioni in der That eine Zeitlang dem Bunde eifrig ergeben gewesen, und nur späterhin, durch seinen gränzenlosen Eigennutz, zum Spion der mit uns verbündeten auswärtigen Macht umgeschaffen worden sey. Genug! in dem Augenblick, da die längst angelegte Mine endlich springen sollte, und Nikons Sohn mit den glänzendsten Hoffnungen aus der Fremde zurückkehrte, erhielten die Verbündeten Nachricht, daß an der Küste nächstens eine Russische Flotte landen würde. Man konnte gegen niemand Verdacht schöpfen, als gegen Salvioni. Auch war die Vermuthung, leider! nur zu sehr gegründet, doch mit dem Unterschiede, daß Salvioni, müde der großen, bis jetzt unerfüllt gebliebenen Vorspiegelungen, das Gewissere dem Ungewissern vorgezogen, und seine mit den Türken durch einen geheimen Handel mit schönen Sklavinnen angeknüpfte Verbindung dazu benutzt hatte, das Geheimniß des Freiheitsbundes gegen eine ansehnliche Belohnung, auch den Türken zu verrathen.

Nikon, der noch immer blos von Seiten der Russen fürchtete, sah nun keine Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs, als wenn die Türken plötzlich

überfallen und noch vor Ankunft der russischen Schiffe unterdrückt würden, und der Ausbruch der Verschwörung erfolgte daher einige Tage früher, als es anfänglich bestimmt worden war. Allein leider! fanden seine Helden die Türken schon in Allarm. Fast alle bewaffnete Griechen wurden niedergehauen, und der schändliche Salvioni diente den Muselmännern als Wegweiser in die Höhle. Uebrigens bin ich gewiß, daß Nikon nicht von einer unwürdigen Rachgier oder Verzweifelung getrieben, sondern blos in der edlen Absicht, seine Freunde nicht durch Auffindung der geheimen Briefschaften zu verrathen, vielleicht auch in der Hoffnung, daß, wenn einige derselben unentdeckt blieben, der schöne Plan vielleicht doch noch einmal ausgeführt werden könne, den Entschluß gefaßt habe, sich und seine Feinde zugleich in der Höhle zu begraben.

Ich befand mich nun, ein kaum zehnjähriges Mädchen, das die Welt von keiner Seite kannte, in den Händen des schlauen Salvioni, der sich gegen mich auf das listigste verstellte, alles, was er gethan als von den Türken erzwungene Handlungen schilderte, und mich mit so freundlichem Mitleid behandelte, daß ich ihn bald als meinen Retter und Wohlthäter verehrte. Und doch hatte er, wie ich in der Folge erfuhr, mich selbst als einen Theil seines Judas-Lohnes verlangt und erhalten. Er suchte mich über den Tod meines Großvaters, den er mit unter den Edelsten aller Sterblichen, seinen unvergeßli-

chen Vater und Freund, und den letzten Spartaner nannte, durch geheuchelte Theilname zu trösten, und brachte mich einstweilen in ein düsteres, abgelegenes Haus, das ausser der Bedienung nur von einer alten Matrone von abschreckendem Aeussern bewohnt wurde.

Auch hier fuhr er fort, mich oft zu besuchen, zeigte die gröste Vorsorge für meine sehr erschöpfte Gesundheit, brachte mir zuweilen kleine Geschenke, und versprach mir, an Nikons Stelle für mich zu sorgen, und mich, sobald nur möglich, an einen Ort zu bringen, wo ich in einem paradiesischen Garten, im Kreis vieler jungen fröhlichen Mädchen, meine Jugend unter Tanz, Spiel und Gesang verleben solle.

Auch ging dies Versprechen bald in Erfüllung. Salvioni kam einstmals reisefertig zu mir, verhüllte mich und zwar, wie er sagte, aus Besorgniß für meine Gesundheit, und aus Furcht vor den Türken, in einen vierfachen Schleier, und reiste mit mir in einem ganz verdeckten Fuhrwerke mehrere Tage, ohne jemals anders, als bei Nachtzeit einzukehren. Auf diese Art gelangten wir endlich in einen Flecken, der nahe am Meeresufer lag, und wo Salvioni ein eignes, sehr schön eingerichtetes Haus besaß. Hier übergab er mich seiner Freundin, einer ungefähr dreißigjährigen Italiänerin von ziemlicher Schönheit die ehemals Opernsängerin gewesen war. Schon unter Weges hatte er mich unvermerkt über meine

Erziehung und über meine kleinen Geschicklichkeiten und Kenntnisse, die freilich nur in etwas Musik und im Hersagen einiger Alt- und Neugriechischer Gedichte bestanden, sorgfältig ausgeforscht; und es konnte mir daher nicht auffallen, als er und die Signora eines Abends mit der süßesten Freundlichkeit in mich drangen, ihnen morgen eine Probe meiner Zuneigung gegen sie abzulegen.

Um mich noch mehr zur größmöglichsten Anstrengung zu vermögen, erzählte mir Salvioni, daß vor wenig Tagen einer seiner ältesten Freunde, ein reicher Schiffskapitän von dem edelsten, sanftesten Charakter, im Hafen angelangt sey, der durch den Tod seiner einzigen geliebten Tochter alle Heiterkeit und Freude verloren habe. Nun sey ich zufälligerweise mit der Verstorbenen nicht nur von gleichem Alter, sondern auch von der auffallendsten Aehnlichkeit, und er hoffe daher, sein Freund werde mich sogleich an Kindesstatt aufnehmen, in welchem Falle mir denn zuverlässig das beneidenswertheste irdische Loos bevorstehe. Ich konnte nichts thun, als ihn meiner Bereitwilligkeit und Folgsamkeit zu versichern, und der Kapitän wurde auf den künftigen Tag eingeladen.

Ich hatte die Nacht in einiger Unruhe zugebracht. Denn so jung und unerfahren ich auch war, so überlegte ich doch, ob es wohl besser für mich sey, bei Salvioni zu bleiben, über den ich bis jetzt nicht zu klagen hatte, oder zu einem ganz Unbekannten mich

zu begeben. Mit frühem Morgen erschien die Signora und schien etwas unzufrieden, als sie auf meinem Gesicht die Spuren einer schlaflosen Nacht zu bemerken glaubte. „Geh mit mir!“ sagte sie endlich etwas kälter, als sonst — „Wir wollen in's Bad!“ Ich folgte ihr in ein sehr niedliches Badehaus, und wurde, da wir wieder aus dem Wasser stiegen, von einer ihrer Dienerinnen nicht nur sorgfältig abgetrocknet und ganz neu gekleidet, sondern auch, was mir damals ganz sonderbar schien, mit wohlriechenden Wassern besprengt und gesalbt. Die Kleidung, ein feines Musselin-Gewand mit purpurfarbnem, prächtig gestickten Gürtel, glich mehr der altgriechischen, als meiner bisherigen, und ließ die ganzen Arme und einen Theil der Füsse, die, nur mit schmalen Bändern umwunden wurden, blos. Die Signora selbst ordnete meine Haare, und ich kann nicht leugnen, daß, als ich vor dem Spiegel treten mußte, dessen Gebrauch mir bis jetzt auch fast unbekannt gewesen war, eine sonderbare, theils angenehme, theils widrige Empfindung in mir erregt ward.

Endlich kam auch Salvioni, musterte mich vom Kopf bis zum Fuß, zischelte lachend der Signora einige Worte in's Ohr, und ließ dann auch den sogenannten Kapitain hereinrufen! Ein kalter Schauer überlief mich, als der Fremde in das Zimmer trat. Außer Salvioni, den ich anfänglich mannichmal nicht ohne geheimes Grauen ansehen konnte,

an dessen Anblick ich mich jedoch nun ziemlich gewöhnt hatte, war mir noch nie ein ähnliches Gesicht unter die Augen gekommen. Er trug türkische Kleidung, und war, wie ich späterhin zu erfahren Gelegenheit hatte, ein Renegat. Umsonst forschte ich in seinen Mienen nach einer Spur von Sanftmuth und Menschlichkeit; seine rothen, schielenden Augäpfel, die unter dickbebuschten Braunen, und aus einem bleichgelben Gesicht tückisch hervorlauschten, ruhten starr und schrecklich auf mir. Er sprach mit Salvioni einige Worte italiänisch, die ich nur zum Theil verstand, und ließ sich dann ein Ruhekissen, eine Pfeife und Scherbet bringen.

Sobald er solchergestalt für seine Bequemlichkeit gesorgt hatte, mußte ich, so sehr ich mich auch weigerte, auf sein Verlangen die Laute spielen und dazu singen. Er hörte gefühllos, doch mit Richterblicken zu, hieß mich dann einigemal auf und abgehen, strich mit seiner kaltfeuchten Hand über meinen Arm, kniff mich in die Wange und schickte mich hinaus. Nun erhob sich ein lebhaftes Gespräch, bei welchem, so viel ich davon erlauschen und verstehen konnte, Salvioni und seine Freundin mich wenigstens der jüngsten Houri in Muhameds Paradiese an die Seite setzten, der Fremde aber meine Kindheit und Schwächlichkeit mit sehr grellen Farben schilderte. Doch zuletzt — noch schaudere ich, wenn ich an jenen Augenblick denke — erbot sich der Kapitän unter vielen Verwünschungen und Flüchen, wenn es dann

nicht anders seyn könne, 500 Piaster an mich zu wagen.

Kaum war der Handel abgeschlossen, als die Signora herauskam und mir ganz kurz erklärte, daß ich mit dem Kapitän gehen, zuvor aber mich umkleiden solle. Sie warf mir zugleich einige alte, grobe Kleidungsstücke zu, und ich befolgte ihren Befehl mit innerm Schauder, indeß man im Nebenzimmer mit der größten Gefühllosigkeit das Geld aufzählte und einstrich. Doch da der Fremde hereintrat, fehlte es wenig, der Kauf wäre zurückgegangen, indem mein neuer Herr das von mir abgelegte prächtige Kleid mitverlangte, Salvioni aber blos meine Person verkauft haben wollte. Nach langem Streiten kamen sie endlich noch überein, und Salvioni zahlte dem Renegaten, mit Zurechnung der mir zuletzt gegebenen ärmlichen Kleidung, noch einige Piaster zurück. Sodann ging er und die Signora ohne weiter ein Wort mit mir zu wechseln davon, und der Kapitän übergab mich einigen Sklaven, die mich in einem festverwahrten hölzernen Verschlag nach der türkischen Schebecke trugen.

Ich kann nicht sagen, daß ich auf dem Schiffe, das der Sklavenhändler Ali blos gemiethet hatte, und welches von einem andern Türken kommandirt wurde, schlecht behandelt worden wäre. Er sperrte mich in die Kajüte zu drei bis vier andern Mädchen, die alle einige Jahre älter, als ich, und theils von ihren Aeltern und Verwandten verkauft, theils ge-

raubt worden waren, schickte mir bessere Kleider und überließ es uns selbst, die lange Zeit, während das Schiff in See war, uns nach Gefallen zu verkürzen. Seine einzige Sorge bestand darin, uns immer mit reichlichen Lebensmitteln zu versorgen, damit wir ihm, wie er sich mannichmal bei guter Laune ausdrückte, nicht zu sehr vom Fleisch fielen.

Doch vor allen andern richtete er seine eigennützige Sorgfalt auf mich, weil ich unter meinen Gesellschafterinnen die einzige war, die sich über ihr Schicksal nicht trösten konnte; und in der That, theils durch innern Kummer, theils auch durch die Seekrankheit, so heftig angegriffen wurde, daß ich mehr einem Schatten als einem lebendigen Wesen glich. Endlich ging das Schiff an dieser Insel vor Anker, und wir wurden, jede in einen hölzernen Kasten verschlossen, nach Ali's Wohnung getragen, wo ein Kreis junger blühender Mädchen, fast von allen Nazionen und Farben, uns bewillkommte.

Wäre ich im mindesten eines frohen Gefühls fähig gewesen, so könnte ich die ersten Jahre, welche ich in Ali's Hause verlebte, im Ganzen genommen, eben nicht unter die traurigsten meines Lebens rechnen. Wir standen unter der Obhut einer bejahrten Aufseherin, die für unsere Gesundheit und Munterkeit verantwortlich war, und wurden von einigen schwarzen Sklaven bewacht. Einige der ältern Frauenzimmer, unter welchen sich sogar auf dem Meere geraubte Engländerinnen und Französinnen befan-

den, unterrichteten uns in allem, was unsern Verstand und unsere körperliche Geschicklichkeit einigermaaßen ausbilden konnte.

Nach einem Aufenthalte bei Ali von vier Jahren, wurde ich auf einmal prächtiger und vortheilhafter gekleidet, und sollte dann, auf seinen Befehl, vor zwei bei ihm anwesenden Schwarzen, tanzen, spielen und singen. Die Errinnerung an den ähnlichen Auftritt bei Salvioni erwachte in meiner Seele; der Gedanke, daß Nikon's Enkelin aufs neue einer solchen Demüthigung sich unterwerfen solle, empörte mich. Ich wagte es, mich hartnäckig zu weigern. Doch die Strafe blieb nicht aus. Ali ließ mich sogleich hinausführen und unbarmherzig für meinen Ungehorsam bis aufs Blut mit Ruthen geißeln. Vier Wochen nach dieser qualvollen Züchtigung — so beschloß die schöne Griechin ihre Geschichte — benachrichtigte mich eine der Lehrerinnen, daß ich um eine sehr beträchtliche Summe in den Harem des Kapudan-Pascha's verkauft worden sey, unter dessen Befehlen Lemnos, so wie die übrigen Inseln des Archipelagus, stehen. Alle Mitglieder der weiblichen Gesellschaft umarmten mich beim Abschiede mit Thränen, und viele suchten mich durch die Vorstellung zu beruhigen, daß jede von ihnen mein glückliches Schicksal beneide. Ich selbst war ziemlich gleichgültig über diese Veränderung, und fand nur darin einigen Trost, daß ich von nun an das ver-

haßte Gesicht meines Peinigers nicht mehr zu ertragen gezwungen sey.

Laß mich die erniedrigenden Behandlungen mit Stillschweigen übergehen, die ich in Haßan's Serail abermals erdulden mußte, ehe ich ihm selbst vorgestellt wurde und Gnade vor seinen Augen fand. Man hatte ihm gesagt, daß ich aus Nikon's Geschlechte entsprossen sey; und war es nun ein Gefühl von Mitleid gegen mich, war es Achtung gegen die Heldengröße jenes Mannes — denn auch unter den rohesten Völkern ehren ja die Tapfern die Erhabenheit des Feindes! — genug, er behandelte mich mit einer ausgezeichneten Schonung und Großmuth. Kaum hatte er mich verlassen, als mir auf seinen Befehl sogleich einige prächtige Zimmer eingeräumt wurden, deren blau und gold bemalten Wände nebst den aus Sandel- und Rosenholz geschnitzten Geräthschaften, nebst den glänzenden Polstern und farbigen Fußteppichen, einen sehr heitern Anblick gewährten. Vier Sklavinnen standen von nun an blos zu meinem Dienst bereit; und hätte auch irgend ein Wunsch in meiner Seele entstehen können, gewiß wäre er schon im voraus befriedigt gewesen. Fast jeden Morgen sandte mir Haßan bald kostbare Stoffe und Juwelen, bald die künstlichsten Sangvögel und theuersten musikalischen Instrumente, bald auch die auserlesensten Früchte und Blumen, und erlaubte mir sogar auf mein Bitten, mich nach der Sitte meines Vaterlands zu kleiden.

So schwer man vielleicht dem Anscheine nach diese Art zu handeln mit Haßan's übrigen Charakter vereinigen kann, so würdest Du doch, wenn Du ihn näher kenntest, Dich leicht überzeugen, daß dieser tapfere Muselmann sogar für liebenswürdig gelten könne, wär' in ihm nicht Sanftmuth und Wildheit, Großmuth und Grausamkeit, der Wunsch zu gefallen und ungezügelter Stolz, Tapferkeit und bis zur Raserei gehende Tollkühnheit aufs wunderbarste vereint. Er suchte meine Zuneigung durch freundliche Aufmerksamkeiten, fast möcht' ich sagen durch väterliche Fürsorge zu gewinnen, und oft kam es mir vor, als sey mehr ein geheimer Stolz, die Tochter des berühmten Nikons in seiner Gewalt zu haben, als eine andere, unedlere Leidenschaft, die Ursache seiner nachsichtsvollen Behandlung, und der prächtigen mir zugesandten Geschenke.

Doch so rühmlich dies auch für ihn seyn würde, und so gefällig er sich gewöhnlich mir zu machen suchte, so gab es doch auch wieder Augenblicke, worin ein verderbliches Feuer aus seinen Augen leuchtete; ja einstmals, als ich seinen Wünschen noch immer fußfälliges Bitten um Zögerung entgegensetzte, ließ er sogar mit wildem, sehr bedeutendem Blicke die Schärfe seines Yatagans (Gürtelmessers) an meinem Halse vorbeigleiten. Von diesem Augenblick an, konnte ich nie wieder ohne geheimen Widerwillen ihn ansehen, und pries mich glücklich, daß seine kriegerischen Geschäfte ihn in der letzten Zeit zu im-

merwährenden Reisen nöthigten. Da eure Truppen Haßans Serail öffneten und der Plünderung unterwarfen, ward ich, wie Du weißt, von vier Kosacken erbeutet, und dann Deine Gefangene. Möge diese Gefangenschaft dauern, bis mein Herz zu schlagen aufgehört hat!" —

Kurze Zeit nachher, als die Schöne ihrem Geliebten die Geschichte ihrer Begebenheiten enthüllt hatte, gab es allgemeinen Allarm auf der ganzen Insel. Der tapfere Kapudán-Pascha Haßan hatte die Insel Stalimene von jeher für eine Besitzung angesehn, die durch seine Klugheit und Tapferkeit der Pforte auf immer unterworfen bleiben müsse. Nur mit Zähneknirschen war er daher bei der Landung der Russen der ihm weit überlegenen Menge gewichen. Wäre aber seine Wuth noch eines Zusatzes fähig gewesen, so hätte sie diesen zuverläßig durch eine von seinen Anhängern auf der Insel ihm gegebene Nachricht erhalten, daß sein ganzer Harem den Fremdlingen fast mit Freuden in die Arme gelaufen sey. Was er schon auf der Flucht sich selbst zugeschworen hatte, das führte er jetzt mit der größten Verschlagenheit und Tapferkeit glücklich aus. Er hatte in kurzer Zeit hinlängliche Truppen und Schiffe zusammengebracht, und da die Russen aus allzugroßer Sicherheit gar keinen Ueberfall fürchteten, da ihre Nachläßigkeit durch die angebotene Kapitulazion des Forts, in welches sich 400 Janitscharen geworfen, und in dem sie sich bisher mit

isbersher Hartnäckigkeit vertheidigt hatten, nach verzehrt worden war, landete er heimlich in einer Bucht, die in dem nördlichen Theile der Insel unweit des Hafens San Antonio, liegt.

Es gelang ihm, bei nächtlicher Weile einen Boten mit der Nachricht von der bevorstehenden Entsetzung in die Zitadelle zu schicken, und an dem nämlichen Morgen, da das Fort nach der getroffenen Uebereinkunft überliefert werden sollte, flatterten auf den Bastionen desselben wieder die Blutfahnen. Indessen der kommandirende russische General über diese prahlerische Keckheit der Türken sich noch verwunderte, jedoch einen Kriegsrath zusammenzuberufen beschloß, wurden schon die russischen Truppen von einer wüthenden, und wie es schien zahllosen Menge, auf allen Punkten angegriffen. Es ist unmöglich, die Verwirrung zu schildern, in welche die aus ihrer Ruhe furchtbar aufgeschreckten Russen geriethen; unmöglich, das Blutbad zu beschreiben, von dem dieser schreckliche Tag Zeuge war. Hie und da zwar sammelten sich einzelne Haufen; aber jeder Gedanke, dem eindringenden Feinde sich mit Nachdruck zu widersetzen, mußte um so mehr als unausführbar erscheinen, je mehr auch die Einwohner von Stalimene, durch vorherige Beispiele von Hassan's Grausamkeit und Rache geschreckt, theils es nicht wagten, in den wenigstens sehr ungleichen Kampf sich zu mischen, theils schon öffentlich auf die Seite der Türken traten. Noch ehe es Mit-

tag wurde, waren schon Tausende unter den Säbeln der Janitscharen gefallen, und die Häuser derjenigen Griechen, welche man eines Einverständnisses mit den Russen beschuldigte, standen in hellen Flammen.

Petrowitsch hatte gleich Anfangs ein Geschwader der Seinigen zusammengebracht, und da schon die meisten der Russischen Offiziere entweder getödtet waren, oder sich bis zum Gestade einen Weg durch die Feinde gebahnt hatten, blieb er fast noch der Einzige, der nicht fliehen wollte, den Muselmännern mit verzweifelter Gegenwehr widerstehend. Haßan empört über diese Hartnäckigkeit, und empörter noch, da er hörte, daß der heldenmüthige Jüngling der nämliche sey, der die Schönste seiner Schönen ihm geraubt, ließ nun sein ganzes Häuflein umzingeln, und gab den ohnedies sehr überflüssigen Befehl, Alles über die Klinge springen zu lassen. Er selbst warf sich Petrowitsch entgegen, um ihm mit eigner Hand das Leben zu rauben, und nun entstand der wüthendste Zweikampf, der noch je gekämpft worden war. Im Bunde mit Haßan focht Rachgier und Riesenstärke, Petrowitsch befeuerte die Hoffnung, wenn er Haßan tödte, vielleicht die Insel den Russen zu erhalten, oder doch wenigstens in der dann gewiß entstehenden Verwirrung, seine Geliebte noch zu retten.

Fr. Kind.

(Der Beschluß im nächsten Heft.)

VI.

Peter Dimitriewitsch Jeropkin.

Es kann dem Menschenkenner nicht gleichgültig seyn, bey dem Mangel einer vollständigen Biographie eines merkwürdigen Mannes auch nur einzelne Züge aus seinem Leben aufgezeichnet zu finden. Jeropkin's Geschichte würde gewiß zu den interessantesten gehören, wenn sie ganz geliefert werden könnte; denn der Name dieses unvergeßlichen Mannes nimmt in den Jahrbüchern der Russischen Monarchie einen wichtigen Platz ein. Aber auch schon dies Bruchstück, welches die Leser hier finden, ist Beweis, daß er unter jene seltenen Menschen gehörte, die sich durch Muth, Klugheit, Entschlossenheit und Patriotismus unter ihren Mitbürgern auszeichneten, und sich durch diese Tugenden bey der Nachwelt ein bleibendes Denkmal stifteten.

Jeropkin stammte aus einer der ältesten Familien Rußlands, die vor der polnischen Besitznehmung des Fürstenthums Smolensk zu den regierenden Fürstenfamilien dieses Landes gehörten, und ih-

re Abstammung von den Großfürsten Wolodimer Monowach herleiten. Er widmete sich dem Militärstande, und stieg darin bis zum Range eines Generals von der Infanterie. Hierauf trat er in Civildienste über, in welchem er dem Staate als Senateur in Moskau diente. Diesen Posten hatte er schon mehrere Jahre mit vielem Ruhme bekleidet, als im Jahre 1770 jene verheerende Pest in Moskau ausbrach, welche, von Aufruhr und Mord begleitet, diese Stadt zum Schauplatz der schrecklichsten Gräuel machte. Die Verzweiflung und Wuth des Pöbels waren aufs höchste gestiegen, und seine, vom Fanatismus und Aberglauben genährten Ausschweifungen, kannten keine Gränzen. Der ehrwürdige Erzbischof von Moskau Ambrosius, wurde von dem rasenden Haufen am Altare ermordet. Er fiel als ein Opfer der Aufklärung und Menschenliebe; denn er hatte das Tragen der Heiligen-Bilder zu den Kranken verboten, weil er bemerkte, daß sich die Seuche dadurch verbreitete. Noth und Gefahr wuchsen mit jedem Augenblicke, und forderten schleunige Rettung und Hülfe.

Der damalige Gouverneur von Moskau, Graf Soltikow war abwesend, und es fand sich Niemand, der Muth und Fähigkeit genug gehabt hätte, seine Stelle in diesem gefährlichen Zeitpunkte zu ersetzen. Da trat, von Patriotismus und Menschenliebe beseelt — Jeropkin zur Rettung Moskau's auf. Die unglückliche Stadt bedurfte eines solchen Schutz-

geistes. — Mit keiner andern Vollmacht zur Uebernehmung einer außerordentlichen Gewalt versehen, als mit dem Anrufe des Vaterlandes um Hülfe, wußte er durch seine Beredsamkeit und durch sein heroisches Beispiel, mit Verachtung aller Gefahren, einige Truppen auf seine Seite zu bringen, mit welchen er sich muthig der Wuth des Pöbels entgegensetzte. Nach einigen blutigen Gefechten, in welchen von beiden Seiten manches Opfer fiel, gelang es ihm, den wüthenden Pöbel aus einander zu sprengen, durch Strenge und Standhaftigkeit ihn zum Gehorsam zu bringen und die öffentliche Ruhe wieder herzustellen.

Jeropkin säumte nicht, die Kaiserin Catharina sogleich von seinem Verhalten zu benachrichtigen. Sie bezeugte ihm dankbar Ihren Beifall, billigte alle seine Schritte, die er zur Hemmung des Uebels gethan hatte, und ertheilte ihm uneingeschränkte Vollmacht, die fernern nöthigen Maasregeln zur gänzlichen Tilgung desselben zu nehmen. Sie sandte ihm hierauf den Grafen Orlow zu Hülfe, und nun gelang es, diesen beiden Männern, die Quelle alles dieses Unglücks, die verheerende Seuche selbst zu verstopfen, und Moskau athmete wieder freyer. Jeropkin wurde nun von der Kaiserin mit allen möglichen Beweisen Ihrer Gnade überhäuft. Sie glaubte ihm jedoch bey allen diesen Auszeichnungen nicht nach Verdienst zu lohnen. Sie schickte ihm den ersten Orden Rußlands (den Orden des heil.

Andreas) mit dem ehrenvollesten Belohnungsschreiben begleitet. Sie wollte ihn zugleich zum Gouverneur von Moskau machen, und ihm neben einem mit diesem Posten verbundenen ansehnlichen Gehalte, überdem noch eine jährliche Pension von 10000 Rubel versichern. Beides lehnte der edelmüthige Mann ab: das erste aus Bescheidenheit, das zweite, weil er selbst Vermögen genug besaß, um seinem Stande gemäß leben zu können. Mehrere Jahre darauf übernahm er, auf wiederholte Aufforderungen der Monarchin, den Posten eines Gouverneurs von Moskau, welchen er 4 Jahre hindurch mit vielem Ruhme bekleidete. Allein alle Anerbietungen, ihn durch Vermehrung seines Vermögens zu belohnen, schlug er standhaft aus. Von seinen Bauern nahm er nur die geringe Abgabe von 2 Rubeln für den Kopf, da alle seine Nachbaren sich von den ihrigen 10, ja auch 20 Rubel zahlen ließen.

Als Kaiser Paul in Moskau gekrönt wurde, bezeugte Er dem edlen Greise seine ganz besondere Achtung, und hinterließ ihm die deutlichsten Beweise seiner Gnade. Jeropkin's Gemahlin ernannte Er unter allen Moskauschen Damen zuerst zur Staatsdame der Kaiserin, und überreichte ihr zugleich einen brillantnen Namens-Chiffre. Auch Alexander der Gute bewies ihm bey seiner Krönung in Moskau seine Achtung auf eine ausgezeichnete Art.

Dieser ächte Patriot Rußlands, der in der Einfachheit seines Lebens, in seiner großmüthigen Un-

eigennützigkeit, und in seinen heroischen Thaten mit den edelsten Männern des Alterthums verglichen werden kann, starb endlich nach einem langen, für das Vaterland und seine Mitmenschen wohlthätigen Leben, als der älteste Veteran unter den Russischen Staatsdienern, am 7. Februar 1805 in einem Alter von 86 Jahren. Jeropkin ist nicht mehr; aber er lebt ewig unter denen, die sein Andenken ehren! —

Kaiser Alexander ehrte sich und den Verstorbenen durch folgenden namentlichen Ukas, den Er an an den jetzigen General-Gouverneur von Moskau erließ:

Alexander Andrewitsch!

Indem Ich mit aufrichtigem Bedauern die Nachricht von dem Tode Peter's Dimitriewitsch Jeropkin aufnehme, und meine besondere Achtung für sein Andenken und seine, vorzüglich der Stadt Moskau, während ihres, vor Zeiten erlittenen, Unglücks, geleisteten Dienste, zu bezeugen wünsche, so habe Ich beschlossen, ihm ein Monument zu errichten, um hierdurch auf immer die allgemeine Dankbarkeit und Achtung für einen, den Bewohnern der Hauptstadt so theuern Namen, der Nachwelt zu erkennen zu geben.

Indem Ich Sie von diesem meinen Vorhaben benachrichtige, trage ich Ihnen auf, solches den

Verwandten des Verstorbenen bekannt zu machen, damit dieselben, falls sie die Errichtung eines solchen Denkmals beabsichtigen, dieses einzig und allein meiner Sorgfalt überlassen mögen. Ich verbleibe Ihnen gewogen.

Alexander.

Empfindungen bei dem Tode Pet. Dimit. Jeropkin des Unvergeßlichen.

(Aus dem Russischen übersetzt.)

Woher das Unglück, das uns zu Boden wirft?
Woher der Herzzerreißende Jammerblick?
Droht uns Gefahr des Lebens, oder
Schreckt uns das wilde Geräusch des Krieges?

Nein, unsere Tage fließen, an Freuden reich,
In Ruh' dahin, (ein Gott gab die Ruhe uns!)
Gleich einem Bach, der sanft und glänzend
Hin unter Blumen des Lenzens rieselt.

Nur er, der unerbittlich die Welt regiert,
Der immer seinem ewigen Recht' entsagt —
Der Tod, der Tod schwingt seine Hippe,
Ach! um uns jegliches Glück zu rauben.

„Auf Erden harret meiner," so sprach er ernst,
„Ein theures Opfer, lange schon mir geweiht,
Erschienen ist der Tag! — Es falle!"
Und — in die Todesnacht sank Jeropkin!

O du! uns ewig theuer — und hättest du,
Du unser Nestor, auch noch Jahrhunderte
Verlebet — trauren würde Moskau,
Weinen, wie jezt, um dich, Thränenwerther!

Als Unvernunft und Bosheit von wilder Wuth
Entbrannten; als die heil'ge Religion
Verspottet ward, und Mörderhände
Ihren geweiheten Diener erwürgten — —

Als, mit der Höll' im Bunde, den Tempeln selbst
Verruchte Frevler drohten; als vor Verrath
Und Tod und Mordsucht jedes Leben
Zitterte und um Erbarmen flehte.

Als Lieb' und Freundschaft und jede Tugend aus
Der Jammervollen Stadt schon entflohen war;
Als Feuerflammen sie verzehrten,
Und über Leichen in Strömen Blut floß. — —

Da tratst du, o Jeropkin, als Retter hin,
Ein Curtius, ein zweiter Poscharsky warfst
Du schnell den Todesengel nieder, —
Schenktest dem Sterbenden neues Leben!

Beseelt vom Geist der Liebe für's Vaterland,
Von Treue gegen seine Beherrscherin,
Und vom Vertrau'n auf den Allmächt'gen
Schlugst du die wüthende Schaar zu Boden. —

O Tugend, wie allmächtig würkt deine Kraft!
Selbst Tigerherzen fesselt dein Zauberblick —
Jeropkin, dein erwählter Liebling,
Sah den Triumph dieser ew'gen Wahrheit.

Ja, deine Tugend gab dir, Vollendeter,
Ein Herz, das für die leidende Menschheit schlug;
Sie gab dir Weisheit, Muth und Kräfte;
Bosheit und Frevelthat zu bekämpfen.

So glänzet deiner blühenden Jugend Bild,
So deines Alters spätesten Tage Zahl. —
Ein Menschenfreund, ein Held, ein Weiser,
Wallrest du thatenreich durch das Leben.

Bis endlich — wie wenn nach einem schönen Tag'
Die Abendsonne sanft in die Fluthen sinkt —
Du in die seligen Gefilde
Ewiger Ruhe hin überschwebtest!

Dort trinkt dein Geist Unsterblichkeit, und genießt
Nun seiner Thaten herrlichen Lohn — indeß
Wir hier verlassen steh'n und deine
Modernde Hülle mit Thränen netzen. —

O du, des Vaterlandes geprief'ner Sohn!
Zu schwach zu deinem Lobe, verhallt mein Lied,
Auf! Bürger Moskau's, laßt uns dankbar
Unserm Jeropkin ein Denkmal setzen!

VII.

Anekdoten aus der türkischen Geschichte.

Als Sultan Soliman II. im Jahre 1522 die Insel Rhodus belagerte, erbot sich ein Verräther unter den Christen, ihn von dem Platze Meister zu machen, und der Kaiser versprach ihm eine von seinen Töchtern, wenn er den Plan durchsetzen könnte. Er gelang ganz nach Wunsch, und der Sultan der sein Versprechen halten sollte, ließ seine Tochter holen, die von Gold und Edelsteinen schimmerte und setzte ihr eine ansehnliche Mitgift aus. Dann kehrte er sich aber zu dem Verräther und sagte: „Du siehst, daß ich mein Wort zu halten weiß; da Du aber ein Christ bist und meine Tochter eine Muselmännin, so kann ich Dir sie nicht geben, wenn Du nicht ein Muhamedaner von Außen und Innen bist; denn es ist unsere Schuldigkeit, es so ganz zu seyn. Es kommt hier nicht etwa auf Dein Versprechen, nicht auf die Verleugnung Deines Glaubens aus Eigennutz an; sondern Du mußt Dich ganz von dies-

ser getauften und unbeschnittenen Haut losmachen. "
Der Sultan befahl hierauf, seinem vermeinten Eidame die ganze Haut abzuschinden und ihn in ein mit Salz bestreuetes Bett zu legen, damit er die Haut eines wahren Muselmann's bekäme; alsdann solle man ihm seine Braut zuführen. Der Befehl wurde pünktlich vollzogen und der Verräther hatte keinen andern Vortheil von seiner That, als daß er mitten unter Martern starb.

Ein Türk machte einst dem Großvezier Ibrahim-Pascha die nachdrücklichsten Vorstellungen wegen gewisser öffentlichen Beschwerden. Der Minister, der den Grund dieser Vorstellungen sehr wohl einsah, sagte mit freundlicher Miene zu ihm: Mein Freund, Du hast allerdings Ursache mißvergnügt zu seyn; ich weiß indessen ein Mittel, wie allen diesen Klagen in kurzer Zeit abgeholfen werden kann. Der Muselmann fragte sogleich, was das für ein Mittel wäre, und der Vezir antwortete, daß er es erfahren würde; zuvor aber wolle er ihm sagen, daß ein Platz in zweien Odas der Janitscharen offen sey, diesen wolle er ihm verschaffen und dadurch zugleich einen ansehnlichen Sold zusichern. Der Türk bedankte sich, hörte mit Vergnügen alles an, was ihm Ibrahim von der gegenwärtigen guten Regierung des osmanischen Reichs sagte und gestand endlich, daß es keine glücklichere Nation gebe, als die türkische.

Sultan Muhammed I. schrieb einige Tage vor seinem Tode an seinen Sohn Murad, damals Gouverneur von Amasia, um ihn zu ersuchen, sich schnell zu ihm aufzumachen. Der Brief schloß mit dem persischen Distichon: „Wenn unsere Nacht verflossen ist, folgt ein glänzender Tag; wenn unsere Rose verwelkt, kommt ein prächtiger Rosenstock an seine Stelle.“ (Zima ger scheb-i refth ruzi resfed; gul-i reth Gulschen-i furuzi ressed) Diese wenigen Worte drücken hinlänglich die Gesinnungen aus, welche dieser Kaiser auf seinem Sterbebette hegte und zeigen ihn uns zugleich als einen mit der persischen Literatur Vertrauten.

Sultan Amurat, der gegen einen Astrologen aufgebracht war, fragte ihn zornig: „Bösewicht, auf welche Art wirst Du sterben?“ — „Ich werde am Fieber sterben,“ antwortete er. „Du hast gelogen, sagte der Kaiser, Du sollst in diesem Augenblick eines gewaltsamen Todes sterben.“ Als man ihn nun zum Tode führen wollte, sagte er zum Sultan: „Befiehl, mächtiger Padischah, daß man mir an den Puls fühle, um zu sehen, ob ich nicht ein starkes Fieber habe.“ Dieser Einfall half ihm durch.

Als Sultan Soliman im Jahre 1529 die Festung Ofen belagert und eingenommen hatte, fand er den Kommandanten derselben, den General Na-

daski, in einem finstern Loche stecken, und war neugierig zu wissen, wie er in dasselbe gekommen sey. Die Besatzung gestand ihm, daß sie ihn selbst da eingesperrt habe, weil er sie Feige und Verräther gescholten hätte, da sie Willens gewesen wären zu kapituliren. In diesem Gefängnisse eingesperrt hätte er sie nicht hindern können, sich zu ergeben. Der Sultan, voll Verwunderung über den Muth, die Treue und die Tapferkeit des Kommandanten, überhäufte ihn mit Lobsprüchen und Geschenken, ließ ihn frei, und verdammte alle die zum Tode, die auf eine so schimpfliche Art ihm ungehorsam gewesen waren.

Merkwürdig sind die Worte, womit sich Sultan Osman I. auf seinem Todbette an Orkhan wendete: „Mein Sohn (Sad-ed-dinn Efendi) trockne deine Thränen; traure nicht umsonst über meinen hinfälligen Zustand. Wir alle müssen uns vollkommen in des Himmels Beschlüsse ergeben. Das ist der Menschen Loos. Die Zephire des Todes umschweben auf gleiche Weise Jünglinge und Greise, Könige und Unterthanen. Mit Freuden beschließe ich meine Laufbahn, mit Wonne drücke ich meine Augen zu: denn in Dir erkenne ich den Erben meines Glücks, den Nachfolger in meiner Macht. Aber leihe dein Ohr meiner Stimme, höre meinen Rath und empfange mit Ehrfurcht den obersten Willen des Vaters, gleich einem Testament, das du mit kindlicher Liebe und frommer Treue zu erfüllen verbunden

ist. Besitze meinen Szepter, aber mit Großmuth und Erhabenheit der Seele; herrsche über mein Reich, aber mit Gerechtigkeit. Mögen die Strahlen derselben Deinen Thron umglänzen und sich von da über den ganzen Horizon verbreiten. Entfernt bleiben immer von dir Tyrannei und ihr Gefolge von Ungerechtigkeiten. Sey der Vertheidiger des Koran's, die Stütze des Glaubens, der Beschützer der Wissenschaften, der Wohlthäter der Ulehmas. Suche und ehre stets Männer von Rechtschaffenheit und Geborsamkeit. Wandele mit Festigkeit und Entschlossenheit auf der Bahn des Ruhms, der Tapferkeit und des Heroismus. Trete überall in meine Fußtapfen, befolge allezeit meine Maximen, sey nie eitel auf Deine Kräfte, Deinen Reichthum, Deine Macht, und Deine Armeen, so zahlreich sie auch immerhin seyn mögen. Betrachte jederzeit unsere heilige Religion als den Hebel der Größe und der Majestät, unsere Gesetze als die Basis der höchsten Macht und Autorität. Nimmer verliere aus den Augen die geheimen Fügungen des Ewigen, der unsere Waffen segnete, nicht um uns irdische und vergängliche Größe zu Theil werden zu lassen, sondern um das Gebäude eines himmlischen Kultus aufrecht zu erhalten, und seine gläubigen Verehrer zu beschützen. Weihe darum alle deine Sorgfalt, alles dein Nachdenken, alle deine Anstrengungen diesem erhabenen Gegenstande, so wie dem Glücke der Völcker, das der Höchste deinen Händen anvertraut. Wisse endlich, daß Du nur

regierst und Sultan bist, um den Islamismus zu beschützen, Dein Reich zu vertheidigen, Deine Unterthanen zu lieben und der ganzen Welt die süßen Wirkungen der Gerechtigkeit, Großherzigkeit und Königlichen Sanftmuth darzustellen: denn das sind die einzigen Mittel zum Glück, die einzige Art, wodurch Du eine Fülle von Gottes und des Propheten Segnungen über Deine Person von den Himmeln herabziehen kannst.

Der Sultan Amurat hatte verboten, Taback zu rauchen. Als er eines Tages verkleidet in Skutari war, bestieg er eine Tschaike, die nach Stambul übersetzte. Es befand sich auf derselben ein Spahi, welcher Taback zu rauchen anfieng. Der Sultan fragte ihn, ob er sich wegen des Verbots nicht fürchte; er aber antwortete, daß er sich den Taback nicht verbieten ließe, es sey sein Brod. Zugleich fragte er ihn, ob er auch rauchen wolle. Der Sultan nahm eine Pfeife und setzte sich damit in einen Winkel der Barke, gleichsam als ob er fürchtete gesehn zu werden. Als sie an's Land gestiegen waren, bat er den Spahi, daß er mit ihm gehen und an einem Orte, wo guter Wein wäre, ein Glaß mit ihm trinken möge. Da dieser einwilligte, führte ihn der Sultan nach den Ort hin, wo seine Leute auf ihn warteten. Ehe er noch zu ihnen kam, glaubte er sich indessen allein stark genung, um diesen Menschen, der gegen sein ausdrückliches Verbot gesün-

digt hatte, in Verhaft nehmen zu können. Er faßte ihn demnach beim Kragen und hielt ihn fest. Der Spahi, der nichts weniger als diese Dreistigkeit von seinem Begleiter erwartet hatte, muthmaßte, daß es wohl der Sultan selbst seyn könnte. Auf diese Weise hielt er sich für verlohren und er ergriff daher schnell die Keule, die er am Gürtel hängen hatte, und versetzte dem Sultan damit einen so derben Schlag in die Seite, daß er zu Boden fiel. Zugleich ergriff er die Flucht und verschwand unter der herbeiströmenden Volksmenge. Amurat war sehr aufgebracht, daß ihm sein Anschlag mißlungen war, und er ließ bald darauf öffentlich in allen Straßen von Konstantinopel bekannt machen, daß er den für einen tapfern Kerl halte, der so seinen Händen entronnen wäre, und daß, wenn er sich vor ihm sehen ließe, er ihm eine grose Belohnung geben wolle. Der Spahi aber, der den Worten des Sultans nicht trauete, kam nicht wieder zum Vorschein.

Sultan Bajazet II. gerieth sehr in Unruhe als er hörte, daß sein Bruder, Prinz Diem (bekannter unter dem Namen Zizim), bei seiner Zurückkunft von Aegypten und der Pilgerschaft nach Mekka, sich von neuem in Anatolien rüste, um ihm den Thron streitig zu machen. Er schrieb darum folgende Verse an ihn: „Du kannst Dich jezt rühmen, die heiligste der Pflichten erfüllt zu haben; Du hast das Grab des Propheten besucht und den Him-

mel Dir erworben. Warum also, Prinz, strebst Du mit einem solchen Feuereifer nach einem irdischen Königthume? Durch die ewigen Beschlüsse des Verhängnisses ist mir das Reich zugefallen: warum fügest Du Dich nicht in den anbetungswürdigen Willen der Vorsehung?" — Djem antwortete ihm durch das Distichon: „Du siehst, ausgestreckt auf dem Bette der Ruhe, Deine Tage in Wollust und Lachen dahinfließen: warum soll also Djem freudenlos sein Haupt auf ein Dornenkissen legen?"

Sultan Muhamed II. ließ einen Kadi, der eine Ungerechtigkeit begangen hatte, lebendig schinden, gab sein Amt dem Sohne desselben und ließ ihn auf dem Richterstuhl sitzen, der mit der Haut seines Vaters überzogen war, wie es ehemals der persische Kaiser Kambyses mit einem ungerechten Richter gethan hatte.

Als der Sultan Osman im J. 1621, allen Vorstellungen des Divans zuwider, den Polen den Krieg ankündigen wollte, trat ein Santon zu ihm und sagte: „Gott hat mir in der vorigen Nacht in einem Gesichte offenbart, daß deine Hoheit, wenn sie weiter geht, in Gefahr ist das Reich zu verlieren; dein Säbel wird dieses Jahr niemand Schaden thun können." Osman, der so leichtgläubig nicht war, als man meinte, antwortete: „Nun wir wollen sehen, ob die Prophezeihung wahr ist." Er

nahm seinen Säbel und befahl einem Janitscharen, dem Propheten den Kopf damit abzuhauen, welches auch auf der Stelle geschah. Osman war indessen mit seiner Unternehmung auf Polen nicht glücklich, und verlohr kurz darauf mit dem Reiche zugleich das Leben, so daß die ganze Prophezeihung in Erfüllung gieng.

Sultan Mustapha II. griff im Jahre 1695 den Veterani an, der aus Siebenbürgen den Kaiserlichen sieben Tausend Mann zu führte. So ungleich auch beide Partheien einander waren; so wurden doch die Türken zweimal mit einem ansehnlichen Verlust zurückgeschlagen. Sie schienen ganz den Muth bereits verloren zu haben, als der Sultan voller Verzweifelung dem Schahin Muhamed, einem seiner Generale zurief: „Mit Unrecht führst du den Namen Schahin, weil du nicht das Herz hast, gleich einem tapfern Falken, den Feind mit den Klauen in's Gesicht zu greifen; du bist nichts als ein Kranich, der einen Haufen Flüchtlinge hinter sich herzieht." Dieser bittere Verweis machte den Janitscharen wieder Muth; sie griffen auf's neue die Deutschen an und siegten.

Der Prinz von Baden schlug im J. 1691 die Türken in der berühmten Schlacht bei Salankeinen. Ein Janitschar, der in diesem blutigen Treffen seinen Turban verlohren hatte, und ihn gern

wieder haben wollte, erhielt ihn von einem deutschen Soldaten mit den großmüthigen Worten, wieder: „Freund, hier ist dein Turban; Du bist ein Soldat, und ich auch; wir müssen einander als Brüder begegnen." Der Janitschar voller Freuden, wollte an Großmuth ihm nichts nachgeben; er nahm mit einer Hand den Turban und gab mit der andern seine schöne Musquete dem Deutschen zum Geschenk. „Wenn wir Brüder sind, sagte er, so habe ich ihrer nicht mehr nöthig."

Extrablatt. No. 1.

Papierblättchen aus dem Reise-Portefeuille.

Das war einmal wieder ein Abend, an welchem ich die Zeit nicht, wie sonst, mit Schnecken, sondern mit Delphinen vergleichen mußte. Da ließ der Witz ein glänzendes Feuerwerk mit Raketten, Rädern, Pallästen und Donnerschlägen nach dem andern aufsteigen, und so sehr war Alles mit petillirenden Einfällen und heiterer Laune gewürzt, daß, wenn man den Brunnen der Unterhaltung erschöpft glaubte, er in einem Moment wieder angelaufen war. Ich hatte mir zwar vorgenommen, so ernsthaft zu bleiben, wie ein holländischer Matrose, wenn er einen spanischen Fandango tanzt; aber ich hätte lachen müssen, wäre ich auch ernsthafter gewesen als Kato. Spaßvogel führte mich in ein Trinkgelag der alten und ehrsamen Stadt Krähwinkel; mit großen Buchstaben stand da über der Thür: „Gott fürchten macht selig, Wein trinken macht fröhlich, drum fürchte Gott und trinke Wein; so bist du selig und fröhlich allein.“ Hier hat also der Wein die Verheißung dieses und zukünftigen Lebens dachte ich und trat ein. Ansehnliche Glieder aus Kollegien gossen da gewöhnlich in die Dinte ihres Schreibtages eine gute Porzion Abendwein, um die schwarze Farbe

des Lebens zu verdünnen oder zu röthen. Ich liebe die fröhlichen Gesichter, die frohsinnigen Herzen: denn sie gehören glücklichen Menschen, die mit dem Strome des Lebens freudig hinabschwimmen, wie die kleine Flotte eines Fischerdorfs zum Jahrmarkt in die Stadt. Ein heiterer, unbefangener Sinn ist der Lichtglanz, der über alle Gegenstände ein bezauberndes Kolorit verbreitet, und Frohsinn der beste Gast, den eines Menschen Herz beherbergen kann. Aber ach! viele der hier Versammelten schwammen jezt nur auf einige Stunden im Strome der Freude, um sich nachher wieder in ihr Meer von Sorgen zu stürzen.

Hätte doch jener wizreiche Autor seine Idee ausgeführt, nahm mein Freund das Wort, eine Pinik der Deutschen zu liefern, wovon er einen Beitrag allen launigten rothen Nasen, nahmentlich also ausgeschlossen alle diejenigen, die hier und da an Haubenstöcken oder Haubenstöcken ähnlichen Köpfen sizen, zugeeignet hat. Zwar sind die Zeiten, da Europa die Systeme so von den Deutschen nehmen mußte, wie das Gewürz von den Holländern längst vorbei; aber sollen wir denn diesen Handelsartikel ganz den Ausländern überlassen? Mag es seyn, daß der Geist der Freiheit und mithin auch des Systembaues so guten Wiesenwachs erfodert, daß man heut zu Tage kaum sagen kann, welches besser schmeckt, holländische, schweizerische und englische Freiheit, oder Käse; aber empirisch wissen wir nun einmal, daß der Geist des Systems sogar in den nördlichen Ländern fortkommt, wo man zuweilen, statt Plumpuddin, Eichenrinden kauet. Die pinische Kunst systematisch zu behandeln dazu würden wir Deutsche, da wir, was das Praktische hierin betrifft, nun einmal bei Auswärtigen proverbii loco geworden sind, nächst den Lapithen und Zentauren, vorzüglich auf-

gelegt seyn, besonders unsere seefahrenden Landsleute: denn kein Gegenstand in der Natur ist wohl geschickter, die Bewegungen, Richtungen und Zufälle eines Betrunkenen geschickter, lebhafter und lehrreicher auszudrücken als ein Schiff. Man braucht eben keinen achromatischen Dollond von Ramsden aufzustecken, um zu sehen, daß die Wissenschaft, die Länder jenseits der Bouteille mit Nutzen zu bereisen, von großen Nutzen seyn würde. Denn hat Bacon von Verulam Recht, daß in einer Wissenschaft nicht viel mehr geleistet werde, sobald man sie systematisch zu behandeln anfange, so würde dadurch den kühnen Versuchen in dieser Wissenschaft etwas vorgegriffen. Außerdem ist ja den Kindern bekannt, daß ohne etwas Wein und etwas Beifall keine poetische Ader offen gehalten werden kann, und es verdient auch wenigstens einmal versucht zu werden, was auch die Vernunft auf den Flügeln des Champagners ausrichten könne, da die Einbildungskraft Wunder auf denselben thut. Narratur et prisci Catonis saepe mero caluisse virtus. Sobald ich nur einmal die Rüsse der Berufständeleien verlassen kann, will ich sogleich Weine und Mörtel herbeifahren oder ziehen, um wenigstens ein Fundament zu legen.

Da wir einmal von Trunkenheit reden, fuhr er fort, so bemerke ich beiläufig, daß Alles, was bisher in der Welt Großes gethan ist, niemals von nüchternen Leuten gethan ward: alle große Männer waren Trunkenbolde. Man braucht aber just nicht immer Wein getrunken zu haben, um einen Spitz, Schuß, Hieb, Jesuiter oder wie sonst die Dinge heißen, zu bekommen; es giebt noch andere Arten von geistigen Spezeminis, als da sind: der Persiko des Ehrgeizes, das Goldwasser des Geldgeizes, das Ratavia des Blutdurstes, das Chemnitzer Luftwasser der Liebe, der Haberkümmel der Rache, kurz kein

Restaurateur in Wien oder Paris hat so viele Sorten von Berauschungswassern in seinem Keller, als es in der Geisterwelt giebt. Jezt aber machte er mich auf ein breites, hängebackiges, gleißendes, klatschmäßiges, rubinenbesetztes, viereckiges, maulsperrendes, Krötengeschwollenes, Kazenfressiges, fahles Froschantliz eines da sitzenden trinkenden Dikasterianten aufmerksam, der wie es schien, kein Oel mehr auf seine schon stark genug blackernde Lampe bedurfte. Der da, sezte er hinzu, macht gewiß eine Ausnahme: er hat seinen Rausch sicher von der Körperwelt empfangen.

Indem er den Himmel für eine Baßgeige anzusehen schien, fing er an eine Menge schwarze Wäsche auszukramen und mit einer Stimme voll bacchischen Feuers zu lallen, vor welchem, wie der Schnee vor der Frühlingssonne, der strengere Wohlstand leicht zerschmilzt. Hier zu wiederholen, was er sprach, wäre offenbarer Verrath an dem Leser: es brächte ihn nur um seine Zeit und um sein Geld: und wenn es unter 100 auch 99 sind die darauf keine Rücksicht nehmen, so will ich doch nicht unter die Neun und neunziger gehören und dem Publikum schlechte, selbst gemachte Waare für peruvianische Fieberrinde verkaufen. Nein, ehe ich das thäte, lieber wollt' ich täglich Essig und Kupfer trinken, oder eine Fischotter an meine Brust großsäugen, eine kantianische Messe lesen oder hören eine Ostermesse. Lieber einige Betrachtungen von Freund Spaßvogel, die der Seele des Menschen und dem Adyton der Gesellschaft aus der Tiefe geholt sind.

Das rothe Weinfaß da mit der Doppelnase und den hügelbesäeten Wangen ist von Jugend auf ein ErzRake gewesen, um einmal ein brittisches Inselwort zu gebrauchen. Wenn es wahr ist, daß die

Liederlichkeit ihre Gattungen hat wie die Poesie, und zwar ähnliche, so hat dieser im Leben etwas Lyrisches gehabt, zumahl wenn man mit Sulzer den Charakter des leztern in den Umstand sezt, daß durchaus leidenschaftliche Laune darin herrsche, Vorstellungskraft und Verstand aber etwas blos zufälliges sind. Er machte seit jeher aus Nacht Tag, und sprach von galanten Pillen und Bougis, wie unser einer von kandirtem Anis und Gerstenzucker. Sein ewiger Offensivkrieg mit Gassenlaternen und seine Aktiv- und Passivprügelei mit den Wachen sind stadtkundig. Er warf immer überall Geld und Geldeswerth weg, eignes und fremdes durch einander, und nicht selten sich selbst hinterdrein, und in allen diesem suchte er einen Ehrenstern. Er schien fast nur für die historische Muse zu arbeiten, die er gewöhnlich selbst in seinen Zirkeln repräsentirte und nach der Hand die Begebenheiten korrigirte, wie manche politische Zeitung. Solche Leute sind jezt gar so häufig nicht mehr, seitdem der Brantewein (Brown's Wein) erfunden ist, da man sich für einen Sechser, mit transitorischer Seligkeit, über die ganze Welt hinwegsezen kann.

Es ist interessant, seine Lebensläufe in absteigender Linie etwas vor der camera obscura der Erinnerung vorbeispazieren zu lassen. Der Vater war ein alter stinkender Goldscharrer, der Sohn ein Goldwerfer, wie das ein ganz gewöhnliches sublunarisches Phänomen ist, sowohl in dem ora et labora Stand, als in dem von ora et non labora und dem von Neque ora neque labora. In jedem wird man leicht, mit Swift zu reden, einen Et cetera II. finden, der durch die Gurgel und dergl. jagt, was Et cetera I. mühsam aufgeschüttet hatte. Seine Nächte erleuchtete der Alte, wenn's nöthig war, mit Lichtstümpfchen, die er auf Profitchen steckte,

und diese Lichter waren, wenn sie brannten, an manchem kalten Abende nicht blos der brillanteste sondern auch der wärmste Theil der Stube: denn er selbst wickelte sich dann in ein Kleid, das mehr einem Wärmesammler auf einem offenen Postwagen ähnlich war als einem Schlafrock zur Bequemlichkeit. In dieser Haushaltung brannte überhaupt Alles auf Profitchen, was brennen konnte, sogar die Lebenslichtchen von zwei armseligen Hausthieren, einer alten lasttragenden Haushälterin und einer magern Katze. Das Leben des Alten brannte selbst in der dunklen Stube aus, es war kein Arzt da, das Reserve-Endchen aufzustecken, und so nahm der Schlag auch von der noch rückständigen Hälfte des bereits mit Hemiplegie behafteten, ruhigen Besitz. Der Filz flickte auch seine Schuhe selbst und man fand bei seinem Hinscheiden einen, der noch nicht ganz vollendet war, als ein opus posthumum; der Drath saß noch daran und man sah deutlich das Ende desselben, wo ihn die Parze, mit einem gewissen andern zugleich, faßte und unerbittlich abschnitt. In seinem Leben giebt's Züge die Menge, wovon ein einziger hinreichend wäre, dem schalen Brauwerk eines modischen Ritter- Geister- oder Räuber-Romans Weingeschmack zu geben und zum Trunk zu reizen.

Merkwürdig war es zu sehen, wie der junge Patron zum erstenmal zu dem Allerheiligsten des Seligen, ich meyne dessen Schatz- und Rumpelkammer, Lombard und Archiv (denn es hatte etwas von allen vieren) freien Zutritt erhielt. Es war ein Grab, worin nobler Reichthum und bürgerlicher Plunder, kirchhöfisch gemischt, vielleicht ein halbes Jahrhundert seiner Erlösung entgegenschlief und auf dessen Auferstehung der Erbe so lange gewartet hatte. Da sahen Gold und Silber mit Tausenden aus ihren Kerker hervor, und freueten sich des neuen Tages. Vor einer eisernen Kiste, in welcher sich der

Zug der Befreiung in den Geldrollen spiegelte, saß die verhungerte Katze, jammernd über den kalten Silber. Nichts in der Welt von Werth ist doch in der Kiste, schien Alpes zu seufzen, ne musculus quidem! — Allerdings, aber Geduld! hätte man tröstend ihm zurufen können: dein Freund der Bratenwender dort oben lebt noch und ist frei. Schon sieht er das Tageslicht wieder und ehestens wird er Küchenfeuer schauen und herrschen und unter einem mechanischen Minister dieser Art, haben Diener von deinem Fach und deiner ehrlichen Gewandtheit ihr sicheres Auskommen. Selbst in der Kornische war Geld schlau verborgen und das hatte immer einen heimischen Reiz für den Alten: denn ein warmes Nest für ein Kapital, wenn es darin auch nicht weiter heckt, war ihm oft mehr werth, als ein anderes, das zwar alle Jahre richtig brütet aber an dem Wege liegt, wo es dem wachsamen Blick bald des Rechts bald des Unrechts leichter ausgesetzt ist.

Der junge Erbe kam eben von Universitäten, wo er alles das durch einander that und trieb, was man da mit einem runden Worte studiren nennt. Es war daher kein Wunder, daß sogleich nach des Alten Tod eine Mutter mit ihrer Tochter und einer Schürze voll opusculis academicis (Liebesbriefen) erschien. Es waren Wechsel, die das Bürschchen ehedem eigenhändig auf sein Herz gestellt hatte; allein jetzt wollte er sie, da dieses zu zahlen aufgehört hatte, nur mit dem Beutel honoriren, und reichte ihr darum mit dem Protest eine Hand voll Gold hin. „Es thut mir leid, Jungfer, daß Sie, wie ich sehe, jetzt in andern Umständen ist; aber eben das bin ich jetzt, wie Sie sieht, auch.“ Doch das Mädchen griff so wenig nach dem Gelde als das Marmorbild, das in einer Kirche über der Urne einer Heiligen weint, nach dem Trankgelde für den Küster, der es dem Reisenden explizirt hat. Auch die Mutter zeigte ihm

den Elbogen, das eigentliche Sinnbild der Repulsion und verließ ihn mit einem Wetterchen von Weissagungen, die diesmal der Tugend zu Ehren alle in Erfüllung gingen.

Alles dies hörte und sah das Herrchen, steif wie ein Wegpfosten ohne Rührung, die überhaupt unsern Zeitalter nicht mehr anpassend zu seyn scheint. Unsere Tage sind nämlich ein wahrer heller Tag, wo die Aufklärung, als ein eingeklemmter angezündeter Strick fortglimmt, an welchem an öffentlichen Orten jedes Tabackskollegium seine Köpfe anzündet. Wer öffentlich noch ein wenig empfinden darf, das sind entweder die Buchhändler in ihren Bücher-Geburts-Anzeigen, oder die lachenden Erben in ihren Todes-Anonzen, wo wegen des Eigennutzes der Korkzieher der Thränen darf eingeschraubt und angezogen werden. Sonst hat man gegen Weinen, besonders wahres, viel: die Thränenkrüge sind zerschlagen, die weinenden Marienbilder umgeworfen von zeitiger Titanomanie. — Die besten Wasserwerke sind noch früher angelegt als die Bergwerke, welche davon auszutrocknen sind; wie in Schmelzhütten, ist in die Seelenschmelzhütten (die Romane) ein Tropfen Wasser zu bringen streng verboten, weil ein Tropfe das Gluth- und Fluß-Kupfer zertrümmernd auftreibt; der Mensch fängt überhaupt an, und zwar bei den Thränen (nach Hirschen und Krokodilen zu urtheilen) das Thierische abzulegen, und das Menschliche anzunehmen, wo man bei dem Lachen anfängt, so daß jetzt eine poetische Zauberin, wie sonst eine prosaische Hexe, daran eben erkannt wird, daß sie nicht weinen kann. Kurz Rührung wird gegenwärtig nicht verstattet — leichter eine Rückenmarksdürre als eine Augenwassersucht — und wir Autoren gestehen es uns mannigmal unter einander heimlich in Briefen, wie erbärmlich wir uns

uns wenden und winden, damit wir bei Rühr-Anlässen keinen Tropfen fahren lassen.

Man sagt sonst, ein verwundetes Herz greife den Verstand an, wie ein verdorbener Magen die Gesundheit. Aber unser Held war ganz Sinnlichkeit von Kopf bis zum Fuß, und bei ihm war diese nur Regent, jener Unterthan. Zu schwach, um die üppigen Sprößlinge des Wünschens und Begehrens mit der Hippe der Vernunft wegzuschneiden, war er seit jeher gewohnt, nur seinen Gefühlen zu folgen. Das aber sind Sterne, die blos bei hellem Himmel leiten, dagegen die Vernunft eine Magnetnadel ist, die das Schiff noch ferner führt, wenn jene auch verborgen sind und nicht mehr leuchten; So stieg er eine Sprosse nach der andern an der Leiter der Korruption hinauf, und immer erblickte er zunächst über sich einen neuen Verführer, der ihm weiter hinaufzuklimmen winkte. Indem er, wie ein Lastthier mit Geld und Geldeswerth beladen, in eine Welt voll Degenspitzen, Fußangeln und Selbstschüsse trat, dachte er nicht daran, daß die Thüre des Lebens zwar in den Händen des Zufalls ist, es aber größtentheils auf den Menschen selbst ankommt, wie er in den Pavillon desselben seine Tage zubringen will. So gab er einen neuen Beweis, daß bei den Meisten das Leben, mag es nun ein Lauf oder Schlich seyn, nur ein anhaltender Versuch zu leben ist. Aber er brachte es stets nur auf dem Anstande zu: denn es fehlte ihm sowohl an Beharrlichkeit zum Suchjagen als an Geschicklichkeit zum Treibjagen und Muth zur Parforcejagd im guten Sinne. Ach! jeder Mensch erhält ja durch seinen Eintritt in's Leben ein Loos in dieser bunten Lotterie; aber seine Kraft bestimmt den Einsatz, ihre Veredlung den Gewinn.

Böse Freunde verdrehten ihm das Gehirn. Bei diesen sind die Perlen vor die Säue geworfen, sagten

ſe. Zum Kukuk lerne dich baden in des Lebens Süßigkeiten! die Welt ist eine verteufelte Komödie von Kindern, Narren und Schelmen. Statt Studiren, Schulden, statt Vernünfteln, Galanterien gemacht; statt der Feldblumen, Schminkblumen geliebt und die Sterne an der Brust, statt der Sterne am Himmel angebetet! Nicht nach innen sondern nach außen deine Augen und Fühlhörner gekehrt! draußen in den Lieblingsschwächen und den Schoßsünden der Welt und des guten Tons wohnen die Tugenden, die zu etwas helfen, nicht darinnen in deinem lieben, guten, einfältigen Herzenskämmerlein. Siehe die Welt ist voll Bettler, die ihren alten Hut Schmeichlern und Heuchlern entgegenstrecken, um von ihnen einen Bettel von falschen Werth zu erhalten, der ihnen mehr Freude macht als ächte Münze, die sie nicht verdienen. Die Menschen sind überhaupt in eine jämmerliche, wenn auch feine Abwürdigung ihrer selbst verliebt, und lieben Glanzgold immer mehr als Mattgold. :c. :c.

Dafür hätte ein guter Freund ihm, in seiner Selbfüßesich wälzend, zurufen sollen: Hüte dich vor Luftschlössern: sie machen bisweilen den irdischen Kerker durch angenehme Aussichten erträglich; nur muß man nicht darin wohnen wollen. Die Grillen haben zwar das Bürgerrecht in den Köpfen, wie die Lerchen in den Lüften: aber ihre Mutter ist die Phantasie, und die ist ein Weib, das als solches gern mit Männern spielt. Ihre Farben gleichen den Farben der Chinesen, so wie die Zeichnung der letzten den ihrigen gleicht: jene sind glühend, diese falsch. Die gemeine Wirklichkeit schmeißt mit Prügeln unter die poetischen Vögel der Phantasie, daß sie flugs auseinanderfliegen; aber sie schwärmen doch nachher immer bald wieder zusammen. Die Phantasie gleicht einem Springkäfer: so oft man sie auch auf den

Rücken wirft, so kommt sie doch wieder auf die Beine. Die Einsamkeit ist besonders ihre Säugamme und der Brütofen, worin sich ihre Saillies d'esprit entwickeln, wie das Küchlein aus dem Ei. Aber ist sie erhitzt, so geht sie mit unserm Verstande leicht durch, wie ein kollerndes Pferd mit seinem Reiter.

Nicht minder hüte dich vor der Hoffnung, dieser Hexe, die kein Feuer verbrennt, deren Grab, ergäbst du dich ihr einmal, erst mit dem deinigen ausgehölt wird. Bei ihr wird der schönste Schimmer oft sternlose Nacht. Mag sie immerhin die Schwester des Lebens seyn, welche unsere Wiege theilt, vor dem Knaben herflattert wie ein bunter Schmetterling, dem muthigen strebenden Jünglinge zur Seite geht, stets auf heitere Fernen deutend und mit Blumen den Wanderstab des Greises umwindet. Aber wie oft vernichtet nicht ein unvermutheter Hagelschlag die sichersten Erwartungen, und wie oft glauben wir uns nicht mit entzückendem Sonnenschein umgossen, währenddem ganz nahe eine prasselnde Wetterwolke aufzieht. Halte dich vielmehr immer an das Gold der Wahrheit; zwar werden wohl auf keinen Banquier in der Welt so viele falsche Wechsel gezogen als auf sie; aber dessen ungeachtet steht ihr Komtoir jedem offen und jederzeit. Wer mit dieser großmüthigen Freundin schlechte Geschäfte macht, hat es nur eigner Schuld beizumessen. Irrthümer sind nichts als die Zinsen menschlicher Schwäche: richtiger und reichlicher werden keine Interessen von einem Kapital bei dem Hebräer bezahlt. Verlaß darum das Rennpferd der Phantasie und das Schattenspiel der Hoffnung, und vertausche nicht Dukaten- gegen Flitter-Gold.

Eben so fern sey ferner von dir des Eigendünkels und der Eitelkeit Syrenengesänge. Freilich muß jedem sei-

ne Nase in seinen Augen viel größer und verklärter, ja durchsichtiger erscheinen als seinem Nebenmanne, weil dieser sie mit andern Augen und aus einem viel fernern Standpunkte ansieht; aber darum voller Eigendünkel zu seyn, wie ein chinesischer Mandarin, kleidet nur den Thoren in der Narrenkappe. Mag immerhin einer ein junger lustiger Fant seyn, der ein Bilderdiener seines Spiegelbildes ist, ein Spiegel seiner Pfauenspiegel; zwar verdiente ein solcher männliche Fraze, der als Elegant einem Modejournalisten sitzen kann, einen tapfern Fußtritt von mir in effigie; allein er ist doch immer besser als einer, der den Pfauenschweif hinter den Adlersflügeln einheften will, der nur an Sonntagen schwarz geht, weil da der Schornsteinfeger weiß geht, der, wie eine Spinne, nächtlich das Gewebe, womit er die Summsmücke Lob einfängt, wieder verschluckt und dann wieder ausspannt: der dem Narren die Philosophenlarve gern vorbinden möchte, und sich einbildet, zu diesem oder jenem Posten würde niemand so gut taugen wie er, wenn gleich Sachverständige erklären, es werde dazu nicht mehr erfordert als zu einem römischen Kaiser nach der goldenen Bulle, nämlich homo justus, bonus et utilis und niemand das weniger seyn kann als er. Ein solcher ächte, recht freche Selbstsüchtling, der die Welt in einer Kochenille-Mühle mahlen könnte, um sich Weste und Wangen roth zu färben, der sich für das Herz der Allheit ansieht, deren Geäder ihm Blut zu- und abführt, und der den Schöpfer und Teufel und Engel und die gewesenen Jahrtausende blos für die Schaffner und stummen Knechte, die Weltkugeln für die Dienerhäuser eines einzigen, erbärmlichen Ichs nimmt: einen solchen könnte ich gelassen und ohne Vorrede, gleich jenen Mufti in Konstantinopel, in einem Mörser zerstoßen lassen, wie Zucker und Zimmet. Die Leiden-

schaften sind doch wenigstens kecke, großmüthige, obwohl zerreißende Löwen; der egoistische Eigendünkel hingegen ist eine stille, sich einbeißende, fortsaugende Wanze. Der Mensch hat zwei Herzkammern, in der einen sein Ich, in der andern das fremde, die er aber lieber leer stehen lasse, als falsch besetze; der Egoist hat, wie Würmer und Insekten, nur eine. Die rechte vermiethet gar wohl mancher an Weiber, die linke an Männer und behilft sich selbst, so gut er kann, im Herzohr oder Herzbeutel. Wenn doch so ein selbstsüchtiger eitler Geck, indem sich der Dünkel bei ihm regt, nur, wie der Pfau, auf seine Füße sähe, um seinen Schweif sogleich einzuziehen; aber das von außen geschloßene und blos nach der Phantasieseite offene Auge erblickt nur seinen eigenen Werth; und wie seelig er sich dünkt, davon zeugt in seinem verklärten Gesichtchen alles, was nur zeugen kann und ach! das Honigmäulchen, von der Zufriedenheit selbst geschlitzt. Aber so wie jeder sich seine eigene Bahn bricht mitten durch den Wirrwarr des Lebens, und diese für die möglich beste hält, so reißt auch sogar die Dummheit große Augen auf und lacht mit vollen Backen den Wanderer neben sich in's Gesicht. O ihr Thoren, ihr seyd das ächte, traurige Ebenbild jenes Marktschreiers, der mit Lumpen bedeckt und durch körperliche Gebrechen aller Art, zur Erde gebeugt, in kühner Frecheit den Stein der Weisen und Panazeen jeder Art zum Verkauf anbietet.

So und 2c. 2c. hätte man zu dem jungen Silbermanne, dem reichen Golderben reden müssen, wenn die Engelchen Freudengesänge über ihn hätten anstellen sollen. Aber die, welche ihn zu dreßiren hatten, begnügten sich, ihn nur zu gängeln an Perlenketten, und durch die kürzesten, noch dazu mit Rosen bestreuten Wege zu der Sinnlichkeit glänzenden Altare zu führen. Die größten Naturforscher, zumal die Chemiker, wollen

bemerkt haben, daß der Mensch und alles, was Odem hat und ihn fein lange behalten will, denselben am besten aus einer Mixtur schöpft, aus einem Theile Lebens- und drei Theilen Todes-Luft. Das ist sehr merkwürdig: denn steckt man den Mann ganz in leztere, so kann man ihn nur gleich wieder herausholen; es ist nichts weiter mit ihm anzufangen. Er ißt nicht mehr. Bringt man ihn hingegen ganz in erstere — o! da flackert das Leben hoch auf, mit sechsfacher Klarheit, die Jugend glüht auf seinen Wangen und verdaut in seinen Magen mit sechsfacher Kraft, aber es geht schnell und man fürchtet, wenn's lange so fortginge, das — ewige Leben. Wie weislich hat daher nicht der Himmel der Luft des ewigen Lebens, in unserer Atmosphäre die dreifache Porzion Todesluft zugesezt! Ohne diesen Dämpfer möchten wohl die meisten Pflänzchen durch all zu geilen Wuchs am Tage der Ernte mehr in den Bund als in den Scheffel geben. Eben so nüzlich würden solche Dämpfer bei unserm jezigen Treibhaus-System in der Erziehung seyn, ohne den gar zu vielen Treibstoff würde unser Mann da auch ein ganz anderer geworden seyn.

Doch siehe, er hebt sich iezt auf von seinem Tragsitze, begleiten wir ihn in — das Spielkabinet, wo sich die Menschen (welches ihnen freilich eben Spaß verursacht) zu dummen Narren des blinden Glücks oder zu Rupfgänsen und Helden der helläugigen Spizbüberei machen. Bemerke es wohl, wie da die Menschen gemischt sind und die Karten gemischt werden und die Würfel wechseln, diese aus den Knochen des Todes herausgeschnittenen Instrumentchen, deren Geklapper Viktoriaschießen über die jämmerliche Todtmacherei der Zeit und des Verstandes der Spieler ist. Siehe wie man da auch bei Sternen auf der Brust hazardirt; bei Sternschnuppen sollte man sagen: denn sie stehn so wenig auf

der Brust wie jene am Himmel. Es ist noch viel Fremdes zwischen Ehrenzeichen und Ehre; sie gehn einander nichts an; sie können jedes einzeln abgelegt werden, und um sich recht kommode zu machen, beide zugleich. Da liebe ich mir doch jene feste, fixe Sterne im strengsten Verstande auf der Brust, die freilich nicht zur Schau getragen werden; aber dafür daß sie kein Goldsticker gestickt hat, auch von keinem Dieb geraubt und von keinem Juden ausgebrannt werden können. Du findest da an den Kartentischen viele der elegantesten Kleider, aber die, deren Körper darin stecken, sind nicht immer die souverainen Herrn derselben, sondern häufig eine sublime Art von Livree-Bedienten ihrer Gläubiger, denen sie gehören. Hier wagt einer, nachdem er seinen Lauf oder Ritt im Thierkreise seines Lebens immer der Nase nach eine geraume Zeit fortgesetzt hat, Hazardspiele. Wie die Welt entstanden ist, denkt er, kann mehr entstehen und so entsteht vielleicht auch hier wirklich für diesen Helden ein Glücksgebäude. Dort verliert hingegen ein anderer alle seine Schätze, und nichts bleibt ihm wohl gar übrig als sein Schätzchen, das ihm am Altar schwur ewige Anhänglichkeit. Hier kehrt ein Mann dem Glück den Rücken, weil es ihm unerträglich ist, den Rücken des Glücks länger anzuschauen. Er kam, wie man sieht, in tiefer Trauer, so gar mit Pleureusen hierher und wahrscheinlich mit einer Erbschaft in der Tasche, über welche jetzt die Krötenform einer fremden Hand auf dem Tische brütet. Vorher trauerte er um den Verwandten und nun sehr viel tiefer um die Erbschaft. Dort hat einer ein erheirathetes Gut verloren und kauet statt Makaroni, an den Fingern und Fäusten. Merkwürdig ist die Verschiedenheit in den krampfhaften Aeußerungen der Verzweifelung, über den plötzlichen Verlust von erheiratheten und ererbten Gut. Jener, wie mit Knallluft gefüllt und angezündet, fährt aus einander durch Uebermaaß von

Spannkraft, dieser, wie eine angestochene Blase, fällt zusammen. Es ist also wirklich in den Gebehrden von beiden so etwas wie Hochzeit und Begräbniß. Der eine hat wenigstens die platzende Sperrigkeit des Jubilirenden, und der andere die zusammenkriechende Gebeugtheit des Leidtragenden, die an Sack und Asche erinnert. Etwas widriges ist da ferner in der Froschphysiognomie, in dem Labial- und Brachialsystem jenes hochwohlgebornen Herrn, der eben von einem Wucherer eine Summe (vermuthlich halb Kapital halb Interessen) freiwillig geliehen bekommen hat. Seine Lippen laufen in gleicher Breite, wie ein Feuerstrahl rings um den Mund herum, und seine Arme sind wie ein paar Schwimmbeine gebogen. Nicht weit davon wirbelt ein Unbekannter in tiefen Gedanken die Daumen: es ist vielleicht gar ein Straßenräuber. Wenn das ist, so ist er hier freilich weder Willens zu leihen noch zu borgen, trägt aber dafür die Instrumente zu einer gezwungenen Anleihe auf der Heerstraße in der Tasche, eine Pistole und eine Maske. Dort ist der Kreditor der Räuber, und hier ist es der Debitor gewesen und wird es wieder seyn, wenn er hinaus in's Komtoir kommt. Das Geraubte ist vermuthlich verloren und nun hält sein Gewissen Abrechnung mit ihm, wobei die Bilanz schrecklich für ihn ausfällt. Diese Meditazion da, mag wohl eine Gewissens-Exekuzion seyn; sehr begreiflich: das häßliche griechische Π (der Galgen) wird künftig die Einfassung zu jedem Plane des Verstandes und jedem Gemälde der Phantasie; bei einem solchen Kalkul und einer solchen Perspektive ist es kein Wunder, wenn ein gänzlicher äußerer Sinnenschlag erfolgt: er sieht und hört und fühlt nicht mehr, und doch kann es sich mit jedem Moment ereignen, daß die oben gezeichnete Einfassung und die Bilder der Phantasie dieses Helden, sehr bald zur Einfassung um den Helden selbst werden. Ich möchte hier eine recht

starke und fruchtlose Rede wider die Zusammenknebelung und Abtödtung des menschlichen Geistes durch eine Hand voll bemalter Lumpen und beprägter Klappereien halten; aber lassen wir diese mit der großen, von Kaiserhöfen bis in die elendsten Bierschenken herrschenden Unterhaltungskunst so wacker beschäftigten Leute, und eilen wir lieber zum Tanzsaale.

Aber en passant richte doch deine Aufmerksamkeit auf jene zwei Figuren dort in der Ecke des Koridors, die das Mechanische in den Trinkkünsten auf eine der ersten Stafeln ihrer Fortschritte und auf der lezten darstellen. Siehe die eine, rasch und munter, trinkt noch mit der Linken allein, indem sie in der herabhängenden, aber nicht erschlaften Rechte die Bouteille mit Anstand hält. Sie greift das Glas noch mit der bekannten Zierde, wobei der kleine Finger als wäre es eine Priese, nicht mit anfaßt. Die andere trinkt schlaff und überfüllt mit beiden Fäusten und kann nicht mehr. In jener glaubt man den Dichter Griechenlands zu sehen, der beseelenden Chier und Begeisterung in starken Zügen, aber immer mit Grazie einzieht, und in dieser einen der Unsrigen, der den Kübel seines Verlegers mit vielversprechendem Hub ansezt und dabei das schwere Doppelbier, noch zum Glück für die Leser, zur Hälfte in die Hosen gießt.

Schaue jezt aber den französischen Solotänzer in der Mitte des Salons dort an. Man sieht die Begeisterung und die inflammabele Luft seiner Nazion haben ihn: denn er scheint nur mit den Zehen die Erde zu streicheln. Aber welcher Tanzmeister, zumahl wenn er im geistigen Genuß seines eignen Wesens verloren ist, übertreibt sich nicht zuweilen und verzeichnet sich nicht selbst. Es geht dem Gebehrden-Sprachmeister wie manchem lateinischen, sie können sich vor lauter syntaxis ornata nicht mehr natürlich ausdrücken. In voller Selbstzufriedenheit

ist er in einem körperlichen Pas frisé begriffen, den aber sein innerer Mensch von Schuh und Steinschnallen frei unter der reinsten Form nie gezeichneter Schönheitslinien mit unaussprechlichem Wohlbehagen anschaut. Welche Seelenruhe! Wahrlich die Weisheit selbst muß erstaunen, wenn sie hier ein paar Füße erblickt, die ihren flüchtigen Besitzer zu dem Ziele geführt haben das er vielleicht mit ihrem eignen Kopfe auf seinen Schultern, zehnmahl verfehlt hätte. Aber sehenswürdiger sind auf der andern Seite der Engländer und Schotte der jungen Leute; hüpfen sie nicht, als wollten sie den Himmel erstürmen? Die Mädchen sind wie die Einwohner der Terra d'Otranto, sobald sie ein Instrument sehen, werden sie von einer unsichtbaren Tarantel gestochen, deren Gift nur durch Musik und Tanz vertrieben werden kann. „Glückliche Jugend, sagte ich, wo man die Freuden des Lebens so leicht pflückt, wie ein Blümchen im Frühling! War es einst nicht auch so mit dir alter Freund?" — „Auch ich war in Arkadien!" erwiederte dieser: und nun verlor er sich in eine Diskussion, die sich zu einem Walzer paßte, wie eine Trommel zu einem geistlichen Oratorium. Aber die Mitternachtsglocke rief zum — Nachtlager, und es war gut: denn sonst hätten wir die feinen Fühlhörner der Empfindlichkeit vielleicht zu stark berührt.

Konstantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Herausgegeben

von

Schröder und Fr. Murhard.



Zweiter Jahrgang 1806.

Zweites Heft.

St. Petersburg und Penig,
bei F. Dienemann und Comp.

J n h a l t.



Konstantinopel

und

St. Petersburg.

Zweites Heft. 1806.

I.

Das Ramazan'sfest in Konstantinopel.

Der Monat Chabann ist zu Ende gegangen und man erwartet das Beginnen des Ramazan's. Die Hügel und Anhöhen von Stambul, die Thürme und Zinnen der Palläste füllen sich mit neugierigen, theils andächtigen, theils gewinnsüchtigen Schaaren. Eine Menge Menschen aus allen Ständen, Reiche und Arme, Große und Zerlumpte, halten die erhabensten Orte der bosporischen Landschaft besetzt. Alles sieht begierig und im frommen Eifer dem ersten Erscheinen des neuen Mondes entgegen.

Er kommt, seines matten Lichtes Strahlen brechen am östlichen Horizont durch des Firmaments reine Himmelsbläue hervor. Ein Geschrei, der Verkündiger dieser Begebenheit, ertönt an den verschiedenen Orten und schallt, gleich einem Echo, wieder von Berg zu Berg, von Hügel zu Hügel. Alles lauft und rennt eilfertig zurück nach dem nächsten Stadtquartiere und bringt die Bottschaft, daß der Fastenmonat eingetreten ist. Die armen Leute, welche die ersten Ueberbringer dieser Nachricht sind, erhalten dafür Geschenke, andere Danksagungen. Andächtige Muselmänner beeifern sich, sie überall laut zu verkündigen; und sobald man Gewißheit davon hat, wird sie feierlich der ganzen Stadt kund gethan.

Bei Sonnen-Untergang donnern die Kanonen überall, wo sich Batterien längs dem Bosporus befinden, und eine Menge Menschen sind beschäftigt, die vielen Minarete und Thürmchen der Moscheen mit Lampen zu behängen und zu erleuchten, während die Kirchendiener volle Arbeit haben, dem Innern der Tempel eine prachtvolle und reiche Illuminazion zu geben. Die Basare erscheinen zum Theil wie brennende Feuerwerke, alle Buden und Gewölbe prangen voll Lichter und Laternen, hin und wieder ganz im chinesischen Geschmack, und alle Straßen bieten die mannigfaltigsten Beleuchtungen dar. Die Hauswirthe illuminiren die nach Außen zu gehenden Thüren und Fenster, hier und da glänzen

nicht minder die offenen innern Fluren vom Feenschimmer ganzer Haufen von Kerzen, die Palläste der Vornehmen, viele öffentlichen Gebäude strahlen in zauberischen Illuminazionen.

An die Stelle des natürlichen Tages tritt so ein magisch-künstlicher, und dieser dauert die ganze Nacht hindurch. Eine gleiche Feier der Dunkelheit wird nun tagtäglich wiederholt, alle vier Wochen des Ramazan's hindurch. In dieser Zeit ist keine europäische Stadt, weder London noch Paris, so gut und allgemein beleuchtet als Konstantinopel: und der Kontrast fällt um so mehr auf, da man sonst nichts weniger als so etwas in den türkischen Strassen zu sehen gewohnt ist. Dies ist aber auch der Monat, während welchem alle Muselmänner im eigentlichsten Sinne aus Nacht Tag, so wie aus Tag, Nacht machen. Doch hier ist es nicht etwa die Folge einer unersättlichen sinnlichen Genußgierde, eines den Gesetzen der Natur selbst zuwiderlaufenden Hyperluxus, wie oft in unserer europäischen großen Welt — nein, hier giebt die Religion allein und der Buchstabe des Gesetzes die Veranlassung dazu.

Um die Völker des Orients, die zum Moslemismus sich bekennen würden, an Enthaltsamkeit — einer unter diesem warmen Himmel so nothwendigen Tugend — zu gewöhnen, ordnete der berühmte Stifter das muhamedanischen Glaubens den Fastenmonat an. Wahrscheinlich gaben ihm die, ebenfalls mit Fasten verknüpften, Feste der Christen und

Juden die Idee dazu her; aber im Koran bekam das Fastenfest, das die Muselmänner zu feiern die Pflicht haben sollten, doch einen besondern Anstrich von Originalität, wenn es gleich an und für sich nur Kopie war. Vom ersten bis zum letzten Tage des Monats Ramazan (Ramaßan, Remassan, oder Ramadan, wie andere schreiben), ganze 30 Tage hindurch, lautet das Gebot, soll kein Rechtgläubiger, so lange die Sonne am Himmelsgewölbe steht, einen Bissen Essen und einen Tropfen Getränk in den Mund bringen; nur während der Abwesenheit des allerleuchtenden und erwärmenden Himmelwesens kann es erlaubt seyn, Speise und Trank zu sich zu nehmen. Natürlich also, daß man in der Nacht um so eifriger das in desto größerm Maaße wieder einzuholen strebt, was man, nicht ohne starke Ueberwindung, so lange hatte versäumen müssen.

Die Regierung unterhält in der Hauptstadt ein besonderes Korps von Leuten, die, auf den Gebürgen jenseits Skutari, den Mond um diese Zeit beobachten müssen, um genau den Eintritt des Neumondes zu wissen. Da sich verschiedene türkische Religionsfeste nach dieser Erscheinung richten; so sind sie auch bei andern Gelegenheiten zu gebrauchen. Zur Belohnung für ihre Mühe sind sie von den gewöhnlichen jährlichen Abgaben und Steuern frei, und haben auch ein besonderes Oberhaupt, Gin-Görmez genannt. Dieser muß, sobald er den Neumond am Himmel entdeckt hat, es mit seinen

Zeugen auf's eiligste dem Stambul-Effendi bekannt machen, der die Nachricht dem Vezir-Assem und dem Sultan hinterbringt. Indessen haben auch viele andere Personen, die gleichfalls auf den Aufgang des Mondes, in größerer oder kleinerer Entfernung von der Stadt gelauert hatten, dieselbe Kunde verbreitet, und die Muezems machen sie nun mit ihren hellen, durchdringenden Stimmen, von den vielen Thürmen herab, allen Stadtvierteln bekannt. Sogleich fängt nun jedermann die strengste Fasten an, und in der pünktlichen Beobachtung seines Gesetzes läßt sich der Muselmann weder vom Griechen noch vom Armenier übertreffen.

Sobald aber die Nacht anbricht, kündigen die Muezems jedesmal von neuem das Ende der Fasten an und machen es laut bekannt, daß gegenwärtig es Zeit sey zu beten und zu essen. Dann überläßt sich Alles dem Wohlleben, und die ganze Nacht wird so unter Vergnügungen zugebracht. Erst wann die Morgenröthe von neuem am andern Tage hervorbricht und man einen weißen Faden von einem schwarzen unterscheiden kann, kehrt jedermann zur Beobachtung seiner Fasten wieder zurück und befolgt mit seltener Ergebung und Frömmigkeit die Gebote seines Propheten, bis das Abendroth wiederum in Westen ihm den fröhlichen Genuß der Nacht anzeigt. Jeder Tag des vierwöchentlichen Ramazan's ist dem andern gleich, und

im Anfange wie am Ende der Fastenzeit würde man es für ein gleich schweres Vergehen halten, im Geringsten gegen das Wort des Gesetzes zu sündigen.

Wir begeben uns während der Tageszeit auf die Straßen und Plätze der sonst so volkreichen Türkischen Hauptstadt. Alles ist da überall wie ausgestorben, die Basar's sind geschlossen, die Buden und Gewölbe verriegelt, die Thüren der muselmännischen Häuser stehn nicht mehr offen, die Fensterladen und Gitter erblickt man zugemacht. Das summende und in mannigfaltigen Tönen an das Ohr schlagende Getöse der Handwerker und Kunstarbeiter ist verstummt, so wohl Käufer als Verkäufer fehlen auf den Marktplätzen, man sieht keine glänzende Aufzüge türkischer Großen, keine Spatzierwagen mit Frauenzimmern gefüllt, hört kein Rufen der Viktualienhändler in den Gassen, keinen Karavanenlärm, keine Musik: die Spieler, Gaukler und Zauberer haben sich verloren, und die vielen Pferde, Kameele und Büffel scheinen auf einmal aller Orten verschwunden zu seyn. Auch der Hafen und Kanal haben auf eine Zeitlang an Lebendigkeit abgenommen, und die reizenden Umgebungen des Bosporus sind eine Weile ohne muselmännische Spatziergänger.

Aber wo mögen alle die zahlreichen Haufen von Türken hin seyn, die sonst alle Räume in diesen weitläufigen Revieren ausfüllten; wo die Banden und Gruppen grüner Frauenzimmergestalten, die

ehedem an allen Orten erblickt wurden? — Der Tag ist in diesem Monate die Zeit zur Ruhe für Muselmänner und Muselmänninnen; alle schlafen jetzt, nachdem sie die Nacht hindurch geschwärmt haben und wach gewesen sind. Was Wunder also, daß die Gassen leer, die Häuser öde, die Plätze todt sind. Die Familien liegen auf den Divans ausgestreckt, und nur diejenigen, welche aus Noth arbeiten müssen, siehst du beschäftigt. Die Griechen, Armenier, Juden und Franken, denen die muhamedanischen Feste nichts angehen, treiben zwar ohne Unterbrechung ihre Geschäfte fort; aber weil bei weitem das meiste Geld doch in den Händen der Türken ist, so muß natürlich die Stockung des Handels ziemlich allgemein erscheinen. Da überdies der fanatische Muselmann sich einbildet, jeder sey ein Gottloser, der nicht faste, wenn er sich des Essens und Trinkens enthält, so müssen die Nichtmuselmänner zu dieser Zeit sehr auf ihrer Hut seyn, keinen Anstoß zu geben, um sich gegen Neckereien aller Art zu sichern.

Der Fastenmonat hat ohne Zweifel für die Morgenländer viel Beschwerliches. Besonders scheint mir der arme Handwerker zu beklagen zu seyn. Er darf und kann am Tage nichts verdienen und sinkt Abends vor Dürftigkeit, Hunger und Schwäche auf sein Lager. Für den Reichen hingegen mag die Fastenzeit häufig nicht unangenehm seyn: er weiß die harten Gesetze zu umgehen, und für ihn ist sie mehr

ein Vergnügen als eine Prüfung. Statt in den andern Monaten des Nachts, stärkt er sich hier nur am Tage durch süßen Schlummer zu neuen Genüssen: und so bringt vielleicht der Ramazan alljährig noch gar eine angenehme Veränderung und Abwechselung in dem Kelch seiner Freuden.

Der Muselmann in einem milden gemäßigten Himmelsstriche, wie z. B. in den Ländern der europäischen Türkei, ist übrigens noch sehr gut daran gegen die Bewohner der heißern Gegenden Asiens und Afrikas (z. E. Syriens, Mesopotamiens, Persiens, Arabiens, der Barbarei). Man denke sich da den Armen, der genöthigt ist, sich von seiner Hände Arbeit am Tage mühselig zu nähren, und um kümmerlich sein Daseyn zu fristen die beschwerlichsten Geschäfte treiben, sich den größten Anstrengungen seiner Kräfte unterziehen muß. Mitten in der brennendsten Sonnenhitze und triefend von Schweiß an seinem ganzen Körper darf er auch nicht einmal einen Tropfen Wasser auf die Zunge, einen Bissen Brod an die Lippen bringen, und nahe der Verschmachtung bietet ihm die ganze ihn umgebende üppige Natur nichts in ihrer reichen Fülle dar, was ihn laben und erquicken dürfte.

Wer wird es darum dem, in gewissenhafter Erfüllung seiner Religionspflichten so eifrigen Muselmann verargen, wenn er in diesem Monate so sehnlichst oft den Abend herbeiwünscht, so begierig seine Ankunft erwartet? Dann ist es merkwürdig für den

Fremden, die Strasen Konstantinopel's zu durchstreichen, und seine Aufmerksamkeit den Ergüssen der fast ausgelassenen Fröhlichkeit einer auf einmal von einem drückenden Zwange befreieten zahlreichen Menschenmenge zu weihen. Doch Behutsamkeit und Vorsichtigkeit mögen ihn überall begleiten, bei diesen nächtlichen Exkursionen nimmer verlassen: denn in freudiger Stimmung, so wie in trauriger, nimmt der Pöbel leicht Veranlassung, seinen fanatischen Eifer in häufigen Beleidigungen gegen die sogenannten Ungläubigen auszulassen.

Die Sonne senkt sich dem Untergange entgegen, die Muazems haben bereits die Minarete der Tempel bestiegen und machen sich fertig, zum Gebet den feierlichen Ruf erschallen zu lassen. Ungeduldig sieht die ganze muselmännische Welt diesem Augenblicke entgegen. Man fragt unablässig nach der Stunde, hat das Auge beständig auf seine Uhr gerichtet; ja es gehört so gar zum guten Ton bei den Grosen, mehrere Uhren um diese Zeit um sich zu haben, um die Ermattung und Abspannung desto anschaulicher zu machen, in welcher man sich nach einem so langen und strengen enthaltsamen Leben besinden muß. Die unruhige Erwartung des Monats, der von dem Zwange des sauer, aber doch pünktlich erfüllten Gelübdes losbindet, gilt auf keine Weise für schimpflich; im Gegentheil scheint der um so mehr als ein solcher angesehn zu werden, der mit Eifer den Willen des Propheten erfüllt hat, je gröser die Sehn-

sucht ist, womit er auf den Zeitpunkt der Freiheit hofft.

Die Stimme des Muazems ist endlich das Signal zu einer allgemeinen Bewegung für die ganze Nazion. Alles eilt an die Tafeln, um es sich wohl schmecken zu lassen, und man ißt und trinkt mit desto größerm Appetit, je länger man Hunger und Durst hatte ertragen müssen. Ueberall, wo es das Vermögen des Hauses nur zuläßt, herrscht in diesen Tagen ein Reichthum und Ueberfluß von Speisen und Getränken, der oft in Erstaunen setzt, und seltsam genug gegen die sonstige Einfachheit der morgenländischen Lebensart kontrastirt. Familien, die Jahr aus Jahr ein sich mit einer Schüssel begnügt haben, müssen jetzt häufig wenigstens zehen haben, und bei den Reichen und Großen geht die Zahl der Gerichte auf die Hunderte.

Die Sonnenstrahlen mit ihrem Lichte sind indessen vollends verschwunden und die Dämmerung verkündet die nahe Nacht. Noch sitzen die Vornehmen bei ihren reich und köstlich besetzten nächtlichen Banquets; aber schon strömt das Volksgetümmel von allen Seiten herbei. Lange genug hat die arbeitende Klasse die Kehle trocken halten müssen, jetzt belagert sie alle Bassins und Fontainen der Stadt, und das aufsteigende Wasser reicht kaum hin, alle Durstigen zu befriedigen. Andere Haufen vor, auf und in den Häusern thun dem Pilav Bescheid und halten die nahrhaften Reißschüsseln in dichten Gruppen

umlagert. Jeder verzehrt das Beste, was er hat; und wenn der Türk auch das ganze Jahr hindurch nur isst um zu essen d. h. seinem Körper Nahrung zu geben; so sieht man ihn zu dieser Zeit mit der Gierde eines Wilden; mit dem Appetit eines Engländers und mit der Wollust eines Tage lang in wüsten Steppen herumgeirrten müden und ermatteten Wanderers die Speisen verschlingen und die Pokale an die lechzende Zunge bringen.

Haben sich die Armen, so gut das Haus es vermochte, bei sich gesättigt; so schwärmen sie haufenweise auf den Straßen umher, besuchen Alle, welche sie kennen und sehen so, daß sie noch mehr bekommen. Die Gastfreiheit hat in den Ramazannächten den höchsten Grad erstiegen: die Tafel eines jeden Muselmanns ist für Alle besetzt, welche von dem, was er hat, etwas genießen wollen, sein Haus steht um diese Zeit jedem offen. Mancher Reiche speist Tausende an diesen Tagen; Bekannte und Unbekannte finden sich bei seinem Divan ein, und mit Freuden läßt er jeden an seinem Ueberflusse Theil nehmen. Einige schicken sogar ihre Diener und Sklaven mit reichlich gefüllten Schüsseln auf die Plätze, Straßen und Kays und lassen das Volk allgemein zum Genuß der Mahlzeit einladen.

In diesen dreißig Nächten stellen die Muselmänner überhaupt einen Geist der Geselligkeit dar, wovon man, die ganze übrige Zeit des Jahres hindurch nur schwache Spuren bei ihnen antrifft. Alle schei-

nen im eigentlichsten Sinne Brüder seyn zu wollen, und nur in den höchsten Zirkeln stört der Zwang der Etikette dieses Band, das an diesem Feste alle Muselmänner verbindet. Dies ist auch fast, so zu sagen, die einzige Zeit, worinn die Verwandten und Freunde, in den verschiedenen Klassen der Nazion, zu Gesellschaften wechselseitig zusammenkommen und mit einander Mahlzeiten halten. Alte und Junge, Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen nehmen an diesen allgemeinen Gastereien auf gleiche Weise Theil, jedoch jedes Geschlecht abgesondert vom andern, wie sich bei der, im ganzen Morgenlande allgemein verbreiteten, Sitte der Zurückgezogenheit des weiblichen Geschlechts und dessen Trennung von dem männlichen von selbst vermuthen läßt.

Erleuchtet von Millionen Lichtern und Lampen, und umgeben von Tausenden und Abertausenden, steige ich in die Strasen hinab, und meine Blicke schweifen im magischen Helldunkel umher von einer Volksmenge zur andern. Nur in den Nächten dieses Monats dürfen in den muhamedanischen Städten alle Kaffe- Trink- und Eßhäuser offen bleiben und jedes derselben ist wie ein allgemeines Wirthshaus für alle Stände. Ich trete in das erste das beste, es ist voll von Menschen, von reich gekleideten und zerlumpten, von Vornehmen und dem niedrigsten Pöbel. Alle scheinen mir nur Glieder einer grosen Familie zu seyn, so wenig Umstände machen sie unter

einander, so herzlich begegnen sie sich. Vielleicht versammelt sich wohl dieser bunte Haufen, um die Welt mit ihren Eitelkeiten vergessend Bachanalien mit einander zu halten? — Du irrst sehr, wenn Du dies wähnst: solche Ausschweifungen sind nur bei zivilisirten Europäern an der Tagesordnung; der Türk bleibt innerhalb der Schranken der Mäßigkeit und hat er auch einen ganzen Tag gehungert, ist sein Magen auch noch so leer, er läßt sich darum doch nicht verleiten, gegen die Einfachheit seiner Sitten zu fehlen. Daß es Ausnahmen giebt, versteht sich von selbst; doch wer redet von Ausnahmen?

Unaufhörlich sieht man in den Buden das so beliebte schwarze Kaffegetränck in die Schalen gießen, unaufhörlich herumreichen. Auch Scherbet wird viel getrunken, und der Pastetchen und Süßigkeiten eine erstaunliche Menge verkauft. Die Kuchenbäcker bieten ihre frischen, noch dampfenden Waaren dar, die Fleischer haben zahllose Lämmergerichte parat gelegt. Rauchende fette Reistöpfe laden die Hungrigen überall ein, und Gerichte aller Art, den morgenländischen Gaumen zum Genuß reizend, stehen aller Orten auf langen Bänken ausgestellt.

Hier ruft ein Haufe Armer: „Gott wolle den Beutel aller derer füllen, die uns etwas für unsern leeren Magen geben!" dort ein anderer: „Der Prophet segne die Mildthätigkeit der Reichen und schenke ihnen tausendmal tausendfältig, was sie uns zukommen lassen!" Hier ladet ein wohl ausgeputzter

Eunuch das Volk ein, an den reich besezten Tafeln seines Herrn Theil zu nehmen, dort bringt ein schwarzer schimmernder Negersklav eine ganze Last von Pilav und Lämmerfleisch und sezt es mitten unter einem gierigen Pöbelhaufen nieder. „Gott blickt mit Wohlgefallen auf alle diejenigen, die reichlich ausspenden, was der Prophet ihnen verlieh, dreimal gepriesen sey meines Herrn Wohlthätigkeit!“ schreiet er mit lauter Stimme, und eine Menge Kehlen antworten ihm: „unser aller groser Prophet, der gelobt sey in Ewigkeit, schenke ihm seine Gnade!“

Mit welcher Herzlichkeit sizt hier nicht ein greiser Hausvater mitten unter seiner zahlreichen Familie am trauten Mahle auf offener Hausflur und erinnert uns an die Liebesmahlzeiten der ersten Christen, die im nächtlichen Dunkel nach gehaltener Kommunion gefeiert wurden. Dort sizen an einer Menge Tafeln ein ganzer Haufen von Muselmännern, Freunde und Feinde vielleicht unter einander, alle irdische Zwiespalten und Leidenschaften in diesen fröhlichen Stunden vergessend. Hier speisen alle Frauenzimmer und Kinder eines Harems im offenen Pavillon mit einander, und verschwunden sind auf einige Zeit alle Gedanken an Ränke und Eifersucht. Dort sind mehrere Harems zusammengekommen, um an einem gemeinschaftlichen nächtlichen Gelage dem Gotte der Geselligkeit zu opfern. Ueberall der Geist der Fröhlichkeit, der Mittheilung, der Theilnahme. Aus

Feinden werden an diesen Tagen oft Freunde; Menschen, die sich haßten, einander verfolgten, umfangen sich wechselseitig mit Liebe, vereinigen sich durch das Band der Zärtlichkeit. Man sieht häufig Arme neben den Reichen, Unbekannte neben Angesehenen alle Stände scheinen aufgehoben, unzählige gesellschaftliche Verhältnisse abgeschafft zu seyn. Unwillkührlich steigt gewissermaaßen der Gedanke an die ehemaligen Zeiten der Saturnalien im Gedächtniß empor, wenn morgenländische Sittsamkeit und türkischer Ernst sich damit vereinpaaren lassen könnte!

Man nennt diese nächtlichen Freudenmahle, deren Feier den ganzen Ramazanmonat hindurch, immer nach Sonnenuntergang fällt, in der Landessprache Iftar (Bruch): denn sie sind allezeit die Epoche, worinn das Fasten täglich aufgehoben wird. Man überläßt sich hierauf allgemein dem vierten Tagesgebet, und diejenigen, welche es nicht zu Hause verrichten, eilen nun in die Moscheen. Wir wollen sie dahin begleiten und steigen, von zahllosen Haufen frommer Gläubigen umringt, aus dem dämmernden Vorhofe in den Sophientempel hinab. Prachtvoll ist der Anblick, wenn man mit der beginnenden Nacht dieses Prachtgebäudes Teppiche betritt. Eine Sonne ist untergegangen, eine neue scheint hier aufgegangen zu seyn, und auch sie eine Welt zu erleuchten; die Welt der Kunst in diesem Riesenpallaste. Tausend Lampen werfen ihr, sich mannigfach durchkreuzendes Licht durch das ungeheure Hohl und

geben Allem ein gewisses fremdes ungemessenes, seltsames Ansehen. Bis in die unabsehbare Kuppel hinauf verlieren sich die Strahlen und zeigen sichtbar das allmählige Abnehmen des Lichts. Perspektivisch schimmern die vielen Lichter aus unendlich scheinenden Fernen, und unermeßlich dämmernde Räume thun sich vor dem erstaunten Auge wie unergründlich auf. Kaum weiß man, wohin man seine Blicke zuerst richten soll, bis sie zuletzt auf einem vorzüglich reizenden Gegenstande heften. Ein solcher ist der wundervolle Dom, dem jeder Kenner Bewunderung zollen muß. Dann bestaune ich auch die prachtvollen Säulenreihen und Gallerien, die kostbaren Marmorpfeiler, die vielen Ueberbleibsel der griechischen Bildhauerei in zauberischen Lichtglanz getaucht.

Gesellt man zu dieser veredelten Welt der Kunst die Lebenden, die hier umherwallen, niederknien und andächtig sind, die Tausende von Menschen aus allen Ständen, welche die Dschamie jetzt bevölkern zu einer Zeit, die man sonst nicht dem Schlafe zu entziehen pflegt; so muß man gestehen, daß es hier nicht leicht an Stoff zu Betrachtungen fehlen kann. Eine merkwürdige Wahrnehmung ist unter andern das seltsame Geräusch, das man in diesen feierlichen Nächten hört. Von den Tausenden nämlich, die hier ihren Gott und Propheten verehren, die laut, halblaut oder flüsternd beten, schallt ein sausendes Summen empor, schlägt an die hohen Gewölbe der

Kirche, steigt in die unermeßliche Kuppelhöhlung hinauf, und füllt zurückkehrend mit einem Schall das Ohr, der ihm höchst fremdartig erscheint. Einen eben so grosen Genuß gewährt das Herumschauen von den dicht mit Lampen behangenen Balustraden, besonders den obersten auf das stark erleuchtete Schiff in die Schaaren darunter, und das Helldunkel der entfernten Tempelreviere. Schon am Tage erweckt dieser Standpunkt die erhabensten Begriffe von dem Bau, in welchem man sich befindet: man sieht unter sich einen Abgrund und über sich die Thurmhöhe des Doms. Aber jetzt bestürmt das Herunterschauen auf die verklärte Szene in diesem Abgrunde die Phantasie mit noch mannigfaltigern Bildern: wie eine unermeßliche Zauberhalle erscheint das Ganze und alle Dimensionen, das Verlieren der Strahlen in den Räumen umher, die tausendfältigen Reflexionen und Refrakzionen des Lichts. . . . . . Alles hat für den Beschauer etwas unnennbar Feenartiges.

Ich begebe mich von dem Sophientempel in die benachbarte Achmeds-Dschamie, und von da nach der Sultane-Valideh und den übrigen grosen Kaisermoscheen. In Allen wimmelts von Schaaren der Frommen, und nimmer leer sind die Vorhöfe und Umgebungen. Entzückt von der Menge der Erscheinungen gehe ich endlich in die Straßen und auf die Plätze zurück. Neue Schauspiele bieten sich da dem Auge dar. Alles, was dem Pöbel Vergnügen bringt,

versammelt sich hier, und aller Orten sind Marionetten- und Schattenspiele.

Die Moscheen stehen zwar die ganze Nacht hindurch offen; aber der eigentliche Gottesdienst ist zu Ende gegangen, und man beschäftigt sich nun mit weltlichen Gedanken. Die Klienten besuchen ihre Patrone, die Vornehmen geben Audienzen, die Geschäfte, welche den Tag über ganz darniederliegen mußten, werden abgehandelt: doch nur wenn sie Eil haben, weil man sie sonst gern auf die Zeit nach dem Beiram verschiebt. Auch die Großen der Pforte statten sich wechselseitig Besuche ab; die Subalternen finden sich bei den Obern ein, die Minister empfangen ihre Untergebenen, alle diejenigen, welche sich bei ihren Gönnern beliebt machen wollen, ergreifen diese Gelegenheit, ihr Kompliment zu machen. Hier eilen die Freunde zu einander, dort die Verwandten, hier fahren die Töchter zu ihren Müttern, dort versammeln sich alle Bekannte und Bekanntinnen einer Familie oder eines Harems. Man denke sich alle die Szenen und Gruppen, die durch diese Sitte herbeigeführt werden, und man wird leicht begreifen, daß man in diesem Monate zu Konstantinopel in der Nacht mehr zu sehen hat, als in der volkreichsten europäischen Haupt- oder Handelstadt am hellen Tage.

Hier ziehen die Vezire mit glänzenden Gefolgen zu Pferde durch die menschenreichen Straßen, dort kommt eine ganze Karavane von weiblichen Karos-

sen, umgeben von den Schwarzen, angesehen. Hier langen am Kay Haufen von Muselmännern von den gegenüberliegenden Vorstädten in Tschaiken an, dort fahren andere zu den jenseitigen Gestaden über. Hier hat sich eine zahlreiche Familie in einem Pavillon nahe am Meere versammelt, um die laue Nacht in patriarchalischer Einigkeit zu feiern, dort geht ein Haufen von Freunden in geselligen Gruppen spazieren, um sich an einem öffentlichen Orte zu vergnügen, in einem Kaffeezimmer den nächtlichen Spielen zuzuschauen. Doch wer malt alle die Figuren der so überaus farbenreichen Schilderei, die sich zu dieser Zeit in den Straßen von Konstantinopel dem neugierigen Wanderer darbietet? Doch alle Vergnügungen, denen sich die Muselmänner in den Ramazansnächten überlassen, geschehen mit einer Stille und Feierlichkeit, daß man immer daran erinnert wird, hier werde ein religieuses Fest gefeiert. Man bemerkt keine tumultuarische Bewegungen, kein lärmvolles Geräusch, keine Ausbrüche irdischer Fröhlichkeit und Ausgelassenheit. Es ist, als wenn der Geist des Tages, der Geist der Büßung allgemein seinen Vorsitz zu dieser Zeit habe.

Die Verhandlungen im Divan werden in diesem Monate jedesmal theils ganz aufgeschoben, theils abgekürzt; eine Menge Sachen bleiben allezeit alsdann liegen, und die Entscheidung der meisten Prozesse kann erst nach dem großen Beiram vorgenommen werden. Nur sehr wichtige Gegenstände kön-

nen Platz finden. So wie es nun die Vezire machen, so auch die Kadi's, so daß im Ramazan vor Gericht wenig Recht zu bekommen ist. Die Großoffiziere und Minister der Pforte sind nur drei bis vier Stunden Nachmittags sichtbar, und auch dann kostet es immer Umstände vorgelassen zu werden, man müßte denn Dinge von bedeutender Wichtigkeit vorzubringen haben. In den Stunden der Nüchternheit und der Erschlaffung nimmt niemand gern Geschäfte an, die ihn in seiner Ruhe stören. Man verschiebt es daher lieber auf die Zeit, die in der Nacht nach dem Iftar folgt; und darum haben alle angestellte Personen in diesen nächtlichen Stunden oft die Hände so voll zu thun.

So wie die Ramazansnächte beginnen, so endigen sie auch. Wenn die Morgenröthe nahe ist, eine halbe Stunde vor dem Frühgebet, setzt man sich von neuem an die Tafel. Dieses Mahl heißt Imsack, indem es eine Vorbereitung zum Tagesfasten ist; aber es unterscheidet sich dadurch von dem Iftar oder der Abendmahlzeit, daß es nur in Familie, ohne Zuziehung von Fremden, vor sich geht. Jeder speißt am Morgen allein oder mit den Seinigen, so wie er es das ganze Jahr thut, und nur in den Abenden sind eigentliche Gastereien während des Ramazan's unter den Muselmännern gebräuchlich. Das kaiserliche Serail macht allein von dieser allgemein verbreiteten Sitte, so wie in so vielen andern Dingen, eine Ausnahme.

Die Majestät des Thrones scheint dem morgenländischen Monarchen zu verbieten, sich zu irgend einer Zeit zu den süßen Genüßen herabzulassen, welche zu den ersten Vergnügungen des Lebens gehören. Seine sultanische Hoheit ist fast allezeit, wie das ganze übrige Jahr hindurch, so auch in den Ramazan'snächten allein bei der Tafel. Bisweilen läßt er dabei seine Kinder, die Prinzen seines Hauses zu, selten die Sultaninnen, und niemals gelangt zu dieser Ehre irgend ein Minister oder Vezir, irgend ein Groser des Hofes und selbst nicht einmal eine der Kadinnen oder Favoritinnen des Harems. In dieser Hinsicht hat sich die Etikette von der Gewohnheit der alten Sultane entfernt, welche in feierlichen Tagen und bei ausserordentlichen Festen, besonders bei denen zu Ehren der Beschneidung der Geblüthsprinzen, die Grosen des Reichs mit an ihre Tafel zogen.

Indessen ist, während dem der Kaiser selbst einsam bleiben muß, der Grosvezier, als Stellvertreter des Grosherrschers, verbunden, in diesen Nächten den vornehmsten Reichsbeamten Ehrenfeste zu geben. Nur die sieben ersten Nächte kann er nach seiner Willkühr und nach Gefallen zubringen, die übrigen sind gewissen unabänderlich festgesetzten Festen eingeräumt, die mit eben so viel Genauigkeit als Glanz, und unter der unmittelbaren Direkzion des Teschrifatdschi-Efendi, Groszeremonienmeisters des Reichs, in des ersten Vezirs Serai

gefeiert werden. Ein altes Herkommen bestimmt nicht nur die Nächte, an denen diese und jene Feierlichkeiten vor sich gehen müssen, sondern auch die Anzahl der jedesmaligen Gäste und die Klassifikation derselben nach Rang, Würden und Alter.

Die zwei ersten Nächte ist der Vezir-Assem völlig frei. Zu bemerken ist bei dieser Gelegenheit, daß die grossen Freudenmahle und gesellschaftlichen Vereine bei der Tafel bei allen Muselmännern nie in der ersten Ramazansnacht Platz finden, sondern erst mit der zweiten beginnen. Jene geht nämlich dem ersten Fastentag unmittelbar vorher, und der bürgerliche Tag der Muhamedaner fängt erst mit dem Sonnenuntergang an. Aber die glänzende Erleuchtung der Moscheen, und gewisse zu dieser Zeit übliche besondere Gebete, fangen bereits in dieser Nacht an und endigen sich mit der Nacht des 30ten Ramazantages. Die folgende gehört schon dem Beiram zu und die Illuminazion der Tempel in der Nacht bezieht sich alsdann nur auf diesen, der einige von den sieben so genannten heiligen Nächten (Lehileh-i-Mubarekeh) in sich schließt. Da also die erste Nacht auch im Pallast des ersten Vezirs ohne Gasterei verfließt, so ist die Feier der zweiten allein ganz seiner Willkühr überlassen.

Die dritte Nacht ist im Vezir-Serai schon politischen Staatsfesten geweihet. In derselben werden mehrere Ministers und Grosoffiziere der Pforte zur Tafel des Grosvezirs gezogen, nämlich der

Kehhaja-Bei, der Reis-Efendi, der Tschawusch-Baschi, die Staats-Sekretaire, und die beiden Tezkehredschis, welche der Einreichung der Bittschriften vorstehen. Das Gastmahl wird jedesmal im Audienzsaal (Arz-Odasi,) auf einer runden, in einem Winkel des Diwans angebrachten Tafel gegeben. Der Mehktubdschi-Efendi, der Beïlikdschi-Efendi und der Kehhaja-Kiatibi setzen sich als Unterminister an einer zweiten, im andern Winkel des Salons aufgerichteten Tafel.

In der vierten Ramazansnacht werden die Scheikhs oder Vorsteher der 14 kaiserlichen Dschamien in Stambul zur Tafel des Obervezirs eingeladen. Die vier ersten, angesehnsten oder ältesten, speisen mit ihm an einer Tafel, die andern an drei abgesonderten Tischen.

In der fünften erscheint der Mufti mit den vornehmsten Beamten und Offizieren seines Hofstaates und Hauses. Der Oberchef des Gesetzes setzt sich mit dem Vezir allein an eine Tafel; seine Untergebenen werden an vier andern Tischen traktirt.

In der sechsten wird der Kapudân-Pascha mit den angesehnsten Marineoffizieren zugelassen. Jener speist allein abgesondert mit dem ersten Vezir, den Untergebenen desselben wird an besondern Tafeln servirt. Befinden sich zu dieser Zeit, was bisweilen der Fall ist, andere Paschen von drei Roßschweifen in Konstantinopel, so werden sie gleich-

falls gebeten, und kommen, da sie Vezirs-Rang haben, an die Tafel des Obervezirs.

In der siebenten Nacht erscheinen im Vezirspallast die beiden Kadileskirs und alle Exkadileskirs sowohl von Europa als Asien. Die vier ältesten geniessen inzwischen allein die Ehre, mit dem ersten großherrlichen Minister an einer Tafel Platz nehmen zu dürfen.

Die folgenden zwölf Nächte, nämlich die achte bis zur neunzehnten, sind für den Rest der vornehmsten Glieder des Ulehmakorps bestimmt. Gewöhnlich residiren achtzig bis hundert derselben in der Hauptstadt. Jährlich wird eine Liste von ihnen verfertigt, und ihre Zahl setzt dann die der Gäste in jeder der zwölf Nächte fest.

In der zwanzigsten Nacht hat der Janitscharen-Aga nebst dem Etat-Major dieser angesehenen Miliz, der mehr als 200 Personen ausmacht, die Auszeichnung, beim Vezir-Assem zu speisen. In der ein und zwanzigsten auf gleiche Weise die Generale der sechs Kavalleriekorps oder Spahi nebst den vornehmsten Aga's, und in der zwei und zwanzigsten die Generale der drei andern Infanteriekorps, der Dschebbedschi's, Topdschi's und Top-Arabadschi's nebst ihren Offizieren vom höchsten Range.

In der drei und zwanzigsten Nacht ergeht die Einladung des Großvezirs an den Defterdar-Efendi oder Finanzminister nebst allen Khod-

Schehakianns, den vornehmsten Kommis der Büreaux, die gleichsam das Korps des Zivil-Etats bilden. Nur die Oberchefs speisen in diesen Nächten jedesmal mit dem Vezir selbst, die übrigen setzen sich an andere Tafeln.

In der vier und zwanzigsten Nacht kommt die Reihe an den Mir-Alem nebst den vier Rehkiab-Aghalebris, diesen so angesehenen Personen des kaiserlichen Serails, die alle neben dem Vezir-Assem an einer Tafel sich setzen.

In die fünf und zwanzigste Nacht fällt das letzte Fest der Etikette bei'm Vezir; es werden dazu die Ex-Ministers und alle in der Hauptstadt anwesende Personen vorgefordert, die ehmals hohe Ehrenstellen im Staate bekleideten. Man nennt sie Ridscheal-Mahzulis, und die fünf ältesten unter ihnen haben die Gnade, an die Tafel des Großministers selbst zu gelangen.

Das Zeremoniel, das bei allen diesen Festen herrscht, erheischt zugleich, daß der Vezir-Assem in jeder dieser feierlichen Nächte Geschenke austheilt. Sie bestehen theils in Uhren, goldenen Dosen, Pelzen, kostbaren Stoffen, theils in Edelsteinen, Perlen und andern Bijouterien. Seine Hofoffiziere übermachen sie in seinem Namen den verschiedenen Gästen nach ihrem Rang und Stande. Einer alten Gewohnheit gemäß, werden bei dieser Gelegenheit die Scheikhs, in Hinsicht auf Freigebigkeit, besonders ausgezeichnet. Im Augenblicke,

worin sie den Pallast wieder verlassen, wird jeder derselben, in Gegenwart des Großvezirs, mit einem Pelze von grünem feinen Tuche und Grauwerk behangen und zugleich mit einer Rolle von 25 Thalern beschenkt.

Kein anderer Großer des Reichs ist verpflichtet, während des Ramazans der Etikette durch glänzende Gastereien ein Opfer zu bringen. Die Großoffiziere der Pforte und alle bedeutende Staatsbeamten speisen in diesen Nächten in ihren eignen Wohnungen, oder in den Hotels ihrer Departements, und sind allezeit frei in der Wahl ihrer Gäste. Die Ministers, Sekretaire und Offiziere, welche im Pallast des Großvezirs arbeiten, und einen Theil dieser Nächte gleichfalls darin zubringen müssen, gehen wechselseitig unter einander zur Tafel; ihr Tisch steht allen Beamten offen, die, wenn das Mahl beginnt, erscheinen. Die Speisen lassen sie aus ihren Quartieren dahinbringen, den Kehhaja-Bei allein ausgenommen, der, als General-Lieutenant des Großvezirs, das ganze Jahr hindurch, aus der Küche dieses letztern gespeist wird.

Nach den Gastereien, welche bis auf die 25ste Nacht des Monats dauern, kommen andere Zeremonien, die alljährlich mit strenger Genauigkeit beobachtet werden. Alsdann geschieht es, daß der großvezirliche Hof in seinem ganzen Pomp und Glanze sich zeigt; alsdann hat man recht Gelegenheit, sich wahre Begriffe von der Wichtigkeit und erhabenen

Würde die mit der Stelle eines Vezir-Assem verknüpft sind, zu sammeln.

Den 26ten Ramazan'stag, gegen Sonnenuntergang stattet nämlich der erste und gewaltige Minister des türkischen Reichs, in Begleitung der Staatssekretaire und der vornehmsten Grossen der hohen Pforte, einen öffentlichen Besuch dem Mufti ab, um ihn zu der Annäherung des Beiramfestes Glück zu wünschen. Gleich einem Sultan zieht er mit dem prachtvollsten Gepränge einher, die unabsehbaren Reihen der Leibgarden, die auserlesenen muthvollen Pferde mit ihren von Edelsteinen und Perlen strotzenden Gezäumen, Decken und Federbüschen, die schimmernden Waffen von Gold und Silber, die Menge der voranseilenden und nachfolgenden reich gekleideten Trabanten, Pagen, und Offizieren und Eunuchen . . . . . . Alles scheint den Herrscher zu verkündigen, nicht den ehrerbietigen Diener eines Herrschers. Gleich pomphaft ist nachher wieder der Rückzug. Man denke sich nun die Dunkelheit zu diesem ächt morgenländischen prunkenden Aufzuge, von Millionen Lichtern zu einem neuen Tage umgezaubert, die ehrfurchtsvolle Stille, die überall in den Strassen herrscht, die er betritt, die Feierlichkeit womit er empfangen wird: ist es nicht als wenn der Gott der Nacht selbst einherzöge? — In des Mufti's Pallaste ist inzwischen Alles zu einem Feste in Bereitschaft, würdig eines Grosministers des Grosherrn, in dessen Hände des ganzen Kaiserreichs

Verwaltung gegeben ist: und der oberste der geistlichen Diener bestrebt sich hier, dem obersten der weltlichen alle möglichen Ehrenbezeugungen zu erweisen.

Den folgenden Abend, am 27ten Ramazan'stage, empfängt der Großvezir wiederum auf's feierlichste den Gegenbesuch des Mufti's und unmittelbar darauf werden auch der Kapudán-Pascha und alle in der Residenz anwesende Paschen von drei Roßschweifen vorgelassen, die sich alle in zahlreichen Begleitungen im Vezir-Serai einfinden. Die eben erwähnten Paschen sind unter einander zu ähnlichen Ehrenbezeugungen verbunden. Ihr Rang richtet sich nach der Anziennetät: die neu ernannten besuchen diejenigen, welche schon länger Vizirate verwalten, ohne daß diese umgekehrt verpflichtet sind, jenen die nämliche Ehre zu erweisen. Die Kadileskire und alle Exkadileskire bezeigen ebenfalls an demselben Tage ihre Verehrung zuerst dem Mufti und Vezir-Assem, nachher allen Paschen und Veziren. In Ansehung ihres Ranges kommt es ebenfalls blos auf die Anziennetät an.

Abends, den acht und zwanzigsten Ramazan'stag, nimmt der Großvezir die Ehrfurchtsbezeigungen der Scheikhs von den 14 kaiserlichen Dschamien an, von welchen zu dieser Zeit jedem wiederum ein Geschenk von 25 Thalern zugestellt wird. Nach ihnen kommen auch alle Mollas in corpore, unter Anführung des Jstambol-Effendiß.i, zur Audienz. Von da begiebt sich dies gan-

ze Korps zum Mufti, zu den Veziren und Paschen und zu den beiden in Dienst befindlichen Kadileskiren.

Sind diese Zeremonien vorbei, so geht der Großvezir unter Vorausstretung des Tschauwusch-Baschi und Kapudschiler-Kethhudaßi, der beiden Hofmarschälle, welche mit Silber beschlagene Feierlichkeitsstäbe in den Händen führen, aus dem Audienzsaal in den Divan, wo er, wie bei den gewöhnlichen Divanen, den ihm gebührenden Platz einnimmt, und nach und nach die Zeichen der Unterthänigkeit von den Generalen und Oberoffizieren des Etat-Majors aller Reichsmilizen annimmt. Zuerst tritt der Aga der Janitscharen vor. Er küßt das Kleid des Obervezirs, stellt sich dann zu seiner Rechten und reicht den Saum des großvezierlichen Pelzes allen Offizieren seines Korps zum Kuß dar, die nach ihrem Range sich in dieser Absicht nähern und nachher sogleich wieder entfernen. Ein Gleiches thun die Oberchefs der übrigen Milizen, die alle nachher in der nämlichen Ordnung wieder abtreten, worinn sie kamen. Alle bezeigen hierauf denselben Respekt dem Mufti und den Paschen von drei Roßschweifen.

In der 29 Ramazan's-Nacht sitzt der Großvezir auf einem sammeten Fauteil zwischen den beiden Thoren des Audienzsaales, und erhält da, umgeben von seinem glänzenden Hofstaate, gleichfalls die Zeichen der Ehrerbietung von den verschie-

denen Serailsoffizieren und einem großen Theile des kaiserlichen Hofpersonal's. Zuerst zeigt sich hier der Mir-Alem an der Spitze aller Kapidschi's-Baschis, der Kammerherrn des Großherrn. Nachher kommt die Reihe an den ersten und zweiten kaiserlichen Stallmeister, an die Großoffiziere der Jägerei und den Mutehferika-Baschi. Jedem dieser Chefs folgen ihre Subalternen in langen Reihen nach. Endlich erscheinen auch der Haremeünn-Muhasfebedschisi in Gesellschaft aller Mutehwelli's oder Vorstehern der Wakfs der kaiserlichen Moscheen, und die Sultane-Kehhajalehri's, Intendanten der vermählten Sultaninnen. Alle treten, nach ihren verschiedenen Rangordnungen, durch eine der beiden Thore des Salons ein, küssen des Großvezirs Gewand und begeben sich durch das andere, dem erstern gerade gegenüber liegende, Thor wieder hinweg.

Nach diesen Feierlichkeiten begiebt sich der Obervezir, wie in der vorigen Nacht, in den Divanssaal, wo ihm die Respektsbezeigungen von den verschiedenen Magistratspersonen, ihren Chefs und andern Staatsbeamten zu Theil werden. Dies sind erstlich die beiden Kadileskire, an der Spitze des ganzen Korps der Muderriß. Sie stellen sich dem Vezir zur Rechten und indem nun die Muderriß einzeln hervortreten, um den Schleppen zu küssen, bezeichnet sie der Kadileskir von Rumeli, der eine Liste zu diesem Behuf in der Hand hat, nach

ihren Rangen und Graden. Zweitens der Defterdar-Efendi und Reis-Efendi nebst allen Khodschegkiann's oder Zivilbeamten. Drittens der Tschawusch-Baschi mit allen seinen Offizieren und dem ganzen Korps von Gehdilli-Zaim Tschawuschs. Viertens endlich der Kapudschiler-Kethudasi mit allen seinen Subalternen: der Teschrifatdschi-Efendi, Großzeremonienmeister, küßt zuletzt das Kleid des Wezirs und beschließt so dieses Schauspiel der Etikette.

Indem diese hohen Offizire und Beamten den Divanssaal verlassen, begeben sie sich zugleich alle zum Mufti und zu den Paschen von drei Roßschweifen, um auch da die Merkmahle der Unterwürfigkeit an den Tag zu legen. Besonders erscheint der Reis-Efendi zu dieser Zeit mit einem äußerst glänzenden Gefolge. Ihn begleiten dann zwei Hofmarschälle mit allen ihren Offizieren; denn er bekomplimentirt jetzt den Mufti nicht allein in seinem, sondern zugleich auch in des Großvezir's Namen.

Den letzten oder dreißigsten Ramazan'stag fallen wieder andere Etiketten vor, die indessen blos das kaiserliche Serail angehen. Nach dem Mittagsgebet begiebt sich der Monarch in das Revier des Selikdar-Aga's und läßt sich in einem erhabenen Kiosk nieder, von wo er den Vergnügungen des Tomak zusieht, einer Art von Zwei- oder Mehrkampf, den die Idsch-Oglans oder großherrlichen Pagen, auf einer Ebene, die von den eben

erwähnten Pavillon dominirt wird, unter dem Schall der Serailsmusik darstellen. Alle sind leicht gekleidet, ohne Turban, das Haupt lediglich mit dem rothen Fes bedeckt, und theilen sich in zwei Parteien, wovon jede von den ältesten Offizieren des Korps angeführt wird. Mit einer langen ledernen ausgestopften Röhre, an dem Ende mit Wolle oder Baumwolle besetzt, in der Hand, halten sie diese Kampfspiele, und der Sultan theilt reiche Geschenke unter sie aus.

Auf diese Lustbarkeit folgt an diesem Tage eine Art von Parade, Neubeth genannt. Sie besteht größtentheils in einer Art Musik, die in Gegenwart des Sultans und der vornehmsten Hofgroßen, die sich alle auf dem zweiten Serailshofe in Ordnung stellen, spielt. Die Tschawusch's und Kapidschi's bilden, unter Anführung ihrer Chefs, zwei große Hecken vor dem Thore Babus-Sehädeth, das zu der kaiserlichen Wohnung führt. Zehn Schritte von demselben, in den innern Korridor, wird ein Thron von massiven Golde aufgerichtet; auswendig rangiren sich Rechts alle weißen Eunuchen, denen die Bewachung dieses Thors anvertraut ist, und Links alle Muezinns des Serails. In der Mitte der Hecke stehn die Kapidschi-Baschis und Salakhors in zwei starken Gruppen zusammengedrängt; an der Spitze der erstern befindet sich der Mir-Alem, an der der andern die kaiserlichen Stallmeister. Am Ende dieser Hecke

erblickt man 32 Pferde aus dem Marstall des Serails, alle prächtig und reich geschmückt, die von den Offizieren mit langsamen Schritten, wie in einem Zirkus, herumgeführt werden.

Dies ist die Anordnung dieses Reubeths, das der Großherr mit seiner Gegenwart beehrt. Indem er aus der Arz-Odassi sich herausbegiebt, setzt er sich auf seinen Thron, während zu seiner Rechten der Kislar-Aga, zu seiner Linken der Kapi-Aga, und hinter ihm alle Haz-Odali's oder Kammerherren stehen. Mit einer leichten Kopfneigung begrüßt er die ganze Versammlung, die dies mit einer tiefen Verbeugung erwiedert, während dem das ganze Korps der Tschawusch's ein lautes, durchdringendes Freudengeschrei erhebt. Man nennt dieses Alkisch, und es hat allezeit statt, so oft der Sultan öffentlich erscheint, besonders in dem Augenblicke worinn er zu Pferde steigt oder davon absteigt. Hierauf beginnt die Musik, und nachdem diese eine halbe Stunde gedauert hat, macht der Dradschi-Tschawusch in dem Augenblicke worin sie endigt, einige Schritte zum Throne hin und sagt mit starker Stimme Wünsche für die Erhaltung und lange Lebensdauer Sr. Majestät. Die Geistlichen und Muezinns antworten im Chore durch ein einstimmiges Amen, Aminn, das, wie die Register des Zeremoniels sich ausdrücken, selbst das Gewölbe des Firmaments erschüttert. Indem sich der Monarch wieder hinwegbegiebt, grüßt er noch

einmal die ganze versammelte Menge der Hofleute und die Tschawusch's erneuern ihr Freudengeschrei. Gleich nach dieser Feierlichkeit kündigen die Kanonen des Serails dem Volke das Beiram's-fest für den folgenden Tag an.

Diese Etikette ist nichts als ein Ueberbleibsel einer alten Praktik, die ehemals durch die Sultane des Hauses Osman beobachtet wurde. Ertoghrul, Vater des ersten Osman's, ließ, als er Gouverneur von Angora, unter der Regierung der Seldschukischen Sultane, war, nach dem Beispiel anderer Provinzialstatthalter, tagtäglich gegen Sonnenuntergang seine militärische Musik spielen. Nach einem Herkommen mußten die Gouverneurs jedesmal in Person dieser Art von Parade in Begleitung ihrer Offiziere, beiwohnen. Die Musik endigte sich mit Wünschen für das Glück des regierenden Monarchen. Osman I. Erbe des Glücks und der Kriegertalente von Ertoghrul, war Anfangs nicht so aufmerksam, wie sein Vater, diese Sitte zu beobachten. Als aber der glückliche Erfolg seiner Waffen gegen die Feinde des Seldschukischen Reichs ihm das vollkommenste Vertrauen von Sultan Meß-ud III. erworben hatte, fing er an, in allen Stücken die Empfindungen des tiefsten Respeckts und der Dankbarkeit gegen seinen Souverain blicken zu lassen. Als er nachher Karadscheh-hißar eroberte und neue Siege über die Griechen erfocht, ertheilte Meß-

und ihm öffentlich wegen seiner Tapferkeit die größten Lobsprüche, sicherte ihm alle gemachte Eroberungen als Eigenthum zu, und überhäufte ihn mit Geschenken. Unter andern beehrte er ihn mit einem kostbar geschmückten Pferde, einer weißen Fahne, einem Säbel, Waffengesteck, Dolch, einer Gürtelschnalle und einem Sonnenschirm (Schemsijeh) ganz von Gold und Edelsteinen. Eine militärische Musik begleitete diese prächtigen Verehrungen des Sultans. Osman, sich geschmeichelt fühlend durch solche, bisher im Seldschukischen Reiche unerhörte Auszeichnungen, ging den Offizieren des sultanischen Hofes entgegen, welche sich gegen Sonnenuntergang, eben als er sich an Tafel setzen wollte, bei ihm anmelden ließen, und empfing sie mit Gepränge und Ehrfurcht. Um seine Dankbarkeit noch heller an den Tag zu legen, wurden die Speisen unter dem Schall aller kriegerischen Musikinstrumente aufgetragen, alle angekommene Gäste mußten sich auf den Divans niederlassen und er selbst stand neben der Tafel, die Hände über die Brust gelegt, in der ehrerbietigsten Stellung. Von dieser Zeit an, machte er es sich zum Gesetz, ein Gleiches täglich vor der Stunde der Abendmahlzeit zu beobachten, und selbst in den Tagen seines höchsten Glücks blieb er seinem Entschlusse treu. Aber als er seine Macht auf den Trümmern des Seldschukischen Hauses festgegründet hatte, ward er durch ein anderes Prinzip dazu bewogen, nämlich

durch die Idee des Glücks, das er mit dieser Zeremonie verband, und alle Gouverneure der Provinzen, alle Vasallen seiner Domainen mußten die nämliche Gewohnheit täglich zu derselben Stunde ausüben.

Osman's Nachfolger ahmten genau diese Sitte nach, bis sie endlich Muhammed II. der Eroberer von Konstantinopel, weniger dem Aberglauben als seine Vorfahren ergeben, abschaffte, da er glaubte daß sie der Majestät des Thrones Abbruch thue. Nur zwei Tage im Jahre ließ er sie statt finden, nämlich die Abende vor den beiden Beiram's. Wie seine Vorgänger, blieb er während der ganzen Zeremonie neben dem Throne stehen. Ein Gleiches that Sultan Bajazeth II. und Selim I. in den ersten Jahren seiner Regierung; aber im vierten Jahre wurde er durch einen podagrischen Anfall genöthigt, der alten Gewohnheit zu entsagen. Er setzte sich auf den Thron und sein Beispiel hat den folgenden Sultanen zur Richtschnur gedient. In den Provinzen ist diese Gewohnheit noch nicht abgeschafft worden: alle Paschen, sowohl von zwei als drei Roßschweifen, lassen täglich gegen Sonnenuntergang in ihren Serails die militärische Musik des Neubeth's spielen; aber seit Muhammed's II. Regierung wohnen sie ihr nicht mehr persönlich bei.

Nachdem die Parade des Neubeth's an diesem Tage vorbei ist, begiebt sich der Sultan wieder in die Arz-Odaßi, wo der Groß-Almosenier

des Serails mit den Khatibs der 14 kaiserlichen Dschamien und drei ersten Imams dieser Tempel, die jährlich im Dienst abwechseln, erscheinen. Alle diese Prälaten nehmen auf den Ihhrams (einer Art Pilgermäntel) Platz, welche auf den Teppichen des Zimmers ausgebreitet sind, und bilden so einen Halbzirkel um den Thron. Zur Linken Sr. Majestät stehen drei der vornehmsten weißen Eunuchen, und an der Thür alle Muezinns des Serails. Der Groß-Almosenier liest darauf einige Verse aus dem Koran vor, die Bezug auf das Beiram'sfest haben, die Khatibs und Imans singen verschiedene Hymnen ab und die Muezinns endigen diese Zeremonie durch den Nath-Schehrifeh, einem Gesange zum Lobe des Propheten. Indem sich die muselmännischen Prälaten wieder zurückziehen, empfangen sie aus der Hand des Chasineh-Ketodaßi jeder eine kleine Rolle von 10 Thalern. So unbedeutend dies Geschenk auch an und für sich ist, so wird es doch als eine schmeichelhafte Auszeichnung von Seiten Seiner Majestät betrachtet.

Nach einem herkömmlichen Gebrauche müssen die Sultane auch während des Monats Ramazan, zehn verschiedene mal, vier oder sechs Muderriß, Lehrer bei den muselmännischen Akademien und Glieder des Ulema-Korps in's Serail einladen. Sie werden in die Zimmer Sr. Majestät vor dem Mittagsgebet zugelassen, setzen sich da vor dem Kai-

ser auf Ibhram's nieder, und lesen nach und nach einen Theil des Korans und der Kommentarien darüber vor. Ihre Bücher haben sie vor sich auf kleinen Pulten, und diese Lektüre dauert jedesmal zwei bis drei Stunden. Man nennt dies Ders oder Lekzion, indem es sowohl zur Prüfung für die Muderriß, als zum Unterricht für den Sultan gereichen soll. Indem sie sich wieder hinwegbegeben bekommt jeder aus des Kaisers Hand eine Rolle von 40 Zechinen.

Alle Muselmänner, welche nicht zum Hofstaate gehören oder hohe Staats-Aemter bekleiden, können, wie schon erwähnt, die Nächte des Ramazan's ganz nach Willkühr zubringen, wenn sie nur täglich jedesmal von den ersten Strahlen der Aurora bis zum Untergang der Sonne streng ihr Fasten beobachten. Einige arbeiten darum, und suchen bisweilen das nachzuholen, was sie bei der Tageshitze ohne Speisen und Getränke zu sich zu nehmen, nicht ausführen konnten; andere, besonders die Fanatiker bringen lange Zeit mit Gebeten in den Tempeln oder einsam in ihren Wohnungen zu, andere begeben sich in ihren Harem, und noch andere verlängern die gesellschaftlichen Vergnügungen bis zum Tages-Anbruch hin.

In der Beobachtung des Fastens gehen übrigens die Anhänger des muhamedanischen Kultus weiter als irgend eine andere Religionspartei. Weder ein Tropfen Wasser noch der geringste Bissen Speise

darf in den Leib kommen den ganzen langen Tag über. Verboten sind ferner zu dieser Zeit aller Gebrauch des Rauch- und Schnupftobacks, wohlriechende Wasser und der Beischlaf. Ferner wird schon als Störung des strengen Fastens angesehn, wenn man im Schlafe Regen oder Schnee einschluckt, jedes innere Arzneimittel, jeder Liqueur, der durchs Ohr in den Körper kommt. Alles was auf eine Wunde äußerlich gebracht wird, unschuldige Karessen, selbst zwischen Mann und Frau, ein Erbrechen, das Schröpfen, Baden, Besprengen mit Wasser bei der Hitze, der Staub oder Rauch, der in den Mund kommt, emissio seminis involuntaria, sive intra sive extra somnum, das Kauen des Mastix; der Gebrauch der Schminken, Augensalben ꝛc. ꝛc. Selbst des Geruchs der Blumen enthalten sich viele. Da die türkischen Monate sich nicht wie die unsrigen nach der Sonne, sondern nach dem Monde richten, so muß auch der Ramazan alle 33 Jahre die verschiedenen Jahreszeiten durchlaufen, und so bald in den Herbst oder Winter, bald in den Frühling oder Sommer fallen. Ist dies letztere der Fall, so wird das Fasten für die ärmern Klassen, besonders in den heißen Ländern, ausnehmend drückend.

Alle ertragen es indessen mit einer Heiterkeit und Pünktlichkeit, die nur der Religions-Eifer und Enthusiasmus erzeugen kann. Jeder fast, verrichtet seine Arbeiten und Geschäfte mit eben der Thätigkeit, wie in den übrigen Theilen des Jahrs.

Einige schwache und weibische Männer, entnervte Wollüstlinge, besonders zarte Temperamente sind die einzigen, welche eine gewisse, und das noch oft blos affektirte Erschlaffung des Körpers und Geistes zeigen. In Rücksicht auf Beobachtung der Ramazansfasten zeigt sich jeder Muhamedaner gewissenhafter als in jedem andern Artikel seines Kultus. Käme irgend einer in Versuchung, gegen das Gesetz zu handeln, so würde er es doch nie wagen, öffentlich zu thun. Die willkührliche Uebertretung einer Religionsvorschrift trägt zugleich den Charakter der Gottlosigkeit und der Verachtung an sich; wer sich dessen schuldig macht, wird wie ein ungläubiger Apostat angesehn, und reif selbst zur Hinrichtung angesehn. Das Zeugniß zweier Männer reicht hin ihn zu verderben und an keine Verzeihung ist zu denken. In der That bemerkt man auch niemals weder Männer noch Weiber noch Kinder öffentlich gegen diesen wesentlichen Artikel der muhamedanischen Religion sündigen. Alle welche durch gültige Bewegungsgründe davon abgehalten werden, das Fasten zu unterbrechen, unterlassen doch nie die versäumten Tage durch eben so viele zu einer andern Zeit wieder einzuholen.

Befreiet sind allein von diesem kanonischen Fasten die Kranken, Reisende, schwangere Frauen, Ammen, Frauenzimmer während ihrer Monatsperiode, Minderjährige, Tolle, diejenigen, die von Hunger gequält werden und in Gefahr sind zu ster-

sen, endlich alle, welche, hohen Alters wegen, diese grosse Enthaltsamkeit nicht aushalten können. Die letztern ausgenommen, sind indessen alle übrigen verbunden, nachher eben so viele Tage zu fasten, als sie im Ramazan es unterlassen haben. Der Gläubige, der, ohne diese religieuse Schuld abgetragen zu haben, stirbt, ist zu einem Allmosen (Fidïeh) verpflichtet, welches in einem halben Maaß (Sâ) Getraide für jeden versäumten Fastentag besteht, von dem dritten Theil der Verlassenschaft des Verstorbenen genommen und den Armen gegeben wird. Selbst die Alten, welche von der Beobachtung des Fastens befreiet sind, müssen doch noch bei Lebzeiten jährlich dafür diese bestimmten Almosen, entweder täglich, oder für alle 30 Tage auf einmal, im Anfang oder am Ende des Ramazan's austheilen lassen. *

Verschiebt der Rechtgläubige, der das Kanonische Fasten versäumt hat, das genugthuende, wozu er verbunden ist, bis zur Epoche des folgenden Ramazan's, so muß er zuerst den gegenwärtigen Fastenmonat beobachten und nachher den genugthuenden, ohne indessen weiter wegen seiner Nachläßigkeit Almosen auszutheilen schuldig zu seyn. Gelangt an einem Tage des Ramazan's ein Minderjähriger zur Majorennität, geht ein Ungläubiger zum Moslemismus über, bekommt ein Frauenzimmer, das sich in ihrer monatlichen Periode befindet, ihre Reinheit wieder, erreicht ein Reisender eine feste Woh-

nung, worin er einige Zeit bleibt; so müssen alle das Fasten den Rest dieses Tages, so wie alle noch folgenden Ramazanstage beobachten, ja sogar für das kanonische Fasten dieses Tages sich noch einem genugthuenden von einem Tage unterwerfen. Ausgenommen davon ist allein der zur Majorennität gelangte Minderjährige und der zum Moslemismus Neubekehrte; der erste wegen seiner Inkapazität, der andere wegen seiner Nichtverpflichtung zu diesem Gesetze im Anfange desselben Tages.

Der Muhammedaner befleißigt sich auch während des Ramazan's einer besondern Frömmigkeit. Nicht nur der Koran wird in diesem Monat eifriger als jemals von ihm gelesen, sondern er bringt auch häufig eine lange Zeit mit Gebeten, und vorzüglich mit einem sehr weitläuftigen zu, das allein für dieses Fest verfaßt ist und Terawihh genannt wird. Es besteht in einem außerordenrlichen Namaz von 20 Rikaths, das jeder Rechtgläubige in jeder Ramazansnacht hersagen muß, nachdem die fünf gewöhnlichen Tages-Namaz vollbracht sind. Dieses lange Fastengebet kann entweder allein im Hause oder in einer Versammlung, (was immer löblicher ist) sowohl in einer Moschee als irgend wo anders ausgeübt werden. Es erheischt zehn Friedenswünsche und fünf Pausen: in diesen letztern kann der Gläubige, auf seinen Knieen sitzend, entweder den Teßbihh oder Tehhlil oder einige Koransverse hersagen, oder auch andere Gebete verrichten, oder ein

andächtiges Stillschweigen beobachten. Den Bürgern von Mekka ist es erlaubt, in diesen Zwischenzeiten Umgänge (Tawaf) um die Keabeh zu vollbringen. Auch ist es eine lobenswürdige Handlung, in diesem langen Namaz und während der 30 Nächte des Fastenmonats eine allgemeine Lektüre des Korans vorzunehmen und vor Sonnenaufgang das gewöhnliche Gebet, Salat-witr, vorzunehmen.

In Ansehung der Bestimmung der rechten Zeit zum Anfange des Ramazan's hält man sich ganz an das juristisch bestätigte Zeugniß der Ersten, welche den Neumond entdecken, und das in allen Städten der Levante. Erscheint er nicht, so wird der Tag, der dem 30ten des Monats Schabann folgt, dafür angenommen. Ist der letzte Tag dieses Monats ein neblichter Tag, so daß die Erscheinung des Neumondes zweifelhaft bleibt (Yewm-usch-schehk), so ist dem Gläubigen nicht erlaubt, aufs Ungewisse die Feier des Ramazan's anzufangen. Alsdann ist aber das Zeugniß einer einzigen Person, die den Mond gesehn hat, hinreichend, da sonst zwei Zeugen erfodert werden. In diesem Falle wird bei dem Zeugen weder auf das Geschlecht noch auf den Stand, noch auf das Alter Rücksicht genommen. Selbst Sklaven und Missethäter werden für gültige Zeugen angenommen. Denn da der Tag gewiß, nur der Moment der Sichtbarkeit ungewiß ist, so

kommt es hier nicht auf juristischen Beweiß (Schehhadeth) sondern lediglich auf eine einfache Benachrichtigung an.

Sobald also das wirkliche Daseyn des Neumonds sich bewährt hat, ist jeder Rechtgläubige verpflichtet, sein Fasten anzufangen; und darnach richtet sich nachher die Bestimmung der Tage zur Feier des Beirams, ohne daß man darauf Rücksicht nimmt, ob die Zahl der Fastentage wirklich 30 ist oder nicht. Es kann sich nämlich so allerdings ereignen, daß das öffentliche Fasten nur 29 Tage und selbst nur 28 dauert. Hat z. B. die Stadt, welche den Ramazan den Montag angefangen hat, nachher die von einer andern die juridisch bewiesene Kunde erhalten, der Neumond sey bereits den vorhergehenden Sonntag oder Sonnabend erschienen; so zählt sie sogleich von diesem Tage an den Monat Ramazan, und feiert so am 30ten Tage von Sonntag oder Sonnabend an gezählt, den Beiram, ohne verbunden zu seyn, die 30 Fastentage wirklich auszufüllen. Dieses letzte Fest geht darum jährlich im ganzen Reiche fast an einem Tage vor sich, obgleich das Fasten an den verschiedenen Orten früher oder später angefangen hat.

Alles dies beweißt hinlänglich, wie wenig astronomische Kenntnisse Muhammed, die Ausleger des Korans und die Redakteurs des kanonischen Gesetzes gehabt haben; und obgleich die Araber in

den folgenden Zeitaltern und selbst die Osmanen beträchtliche Fortschritte in der Sternkunde machten; so hat man sich doch nie unterstanden, in Dingen, welche den Kultus betreffen etwas abzuändern, oder von den Buchstaben des Gesetzes im mindesten abzuweichen.

Eine Scene im Archipelagus.

(Aus dem vorletzten russisch-türkischen Kriege.)

(Schluß.)

Fast eine Viertelstunde lang kämpften sie mit ungewissem Glück, und jetzt führte Petrowitsch mit der größten Gewandheit einen Hieb, daß die treffliche Damaszenerklinge seines Gegners gleich am Gefäß absprang; jetzt glaubte er schon des Sieges gewiß zu seyn, als der Schuß eines Janitscharen ihm sein Pferd tödtete.

Haßan benutzte den Augenblick, da er stürzte, zog schnell seinen Dolch aus dem Gürtel, und stieß ihm denselben nahe am Herzen in den Leib, daß er augenblicklich zu Boden sank. Alle Türken sprengten nun mit wüthendem Siegesgeschrei auf die Umringten, und in wenig Minuten waren diese sämmtlich niedergemetzelt.

Während dieser mörderischen Gefechte, hatte unsere schöne Griechin, die zwar die ganze Größe der

Gefahr noch nicht kannte, doch immer das Schlimme sie fürchtete, angstvoll alle Augenblicke gezählt, bis sie vom Geliebten Nachricht erhalten würde. Da aber kein Abgeschickter von ihm erschien, vielmehr nach und nach das Gerücht von der gänzlichen Niederlage der Russen sich verbreitete — da endlich ihr treuer Hüter selbst hereinstürzte und, einem Rasenden gleich, mit gezogenem Säbel ihr zurief: „Ich kann Dich nicht länger beschützen! Ich muß fort — ich muß sterben mit Petrowitsch!" da riß sie mit Kraft und Verzweifelung ihm den Säbel aus der Hand.

„Ja, treuer Diener! — erwiederte sie mit blitzenden Augen — sterben, sterben mit Petrowitsch!" Der Mohr war im Augenblicke mit einem andern Säbel bewaffnet. „Sterben mit Petrowitsch!" schrie er noch einmal. „Sterben mit Petrowitsch!" wiederholte laut die Griechin — „Sterben mit Petrowitsch!" hallte es bei den wenigen Tapfern nach, die der Prinz zu der Geliebten Schutz hinterlassen hatte. Alles, was hie und da von fliehenden Russen auf sie stieß, verband sich mit ihnen, und bald hatte sich eine ziemlich beträchtliche Schaar gesammelt, welche Anastasia mit gezogenem Säbel anführte.

Schon waren ihre Kräfte fast gänzlich erschöpft, als Hassan an der Spitze seiner siegenden Truppen sie gewahrte und mit wildem Grimm auf sie lossprengte. Der Anblick des Schrecklichen und seiner blutigen Krieger raubte ihr alle Fassung, und in-

dessen ihre Begleiter theils entflohen, theils niedergehauen wurden, warf sie sich in den gefaltenen Händen noch immer den Säbel haltend vor Haßan nieder, und flehte um Verschonung für sich und Petrowitsch.

„Dort hinter dem Gebüsch traf ihn mein vergifteter Dolch!“ antwortete Haßan mit höllischem Hohnlachen und rollenden Augäpfeln — „Geh, Niederträchtige! um ihn zu suchen!“ Zorniger blitzte sein Auge; er hob sich im Sattel in die Höhe — und durch einen einzigen Hieb stürzten der schönen Flehenden aufgehobene Hände, zugleich mit dem krampfhaft umfaßten Säbel, zur Erde. Sie schwankte um, und der grausame Kapudan-Pascha setzte sich, mit noch kaum ersättigter Rachgier wieder vor seine Truppen.

In das Wäldchen, bei welchem sich dies ereignete, hatte sich ein alter Pope mit seinem Neffen geflüchtet. Indessen der Alte sich in einen hohlen, dichtbelaubten Baum verbarg, erklimmte der Jüngling den höchsten Gipfel desselben, um im Falle der Noth, den Greis warnen und mit ihm weiter fliehen zu können. Als die türkischen Truppen bei dem Gebüsche vorüberzogen überfiel beide die unbeschreiblichste Angst. Doch da sie glücklicherweise, ohne die Geflüchteten zu entdecken, ihren Weg fortsetzten warf sich der Alte betend zur Erde, indem der Jüngling sich furchtsam durch die Bäume drängte, um

zu erforschen, ob die Gegend nun sicher und eine Hoffnung zum Weiterkommen vorhanden sey?

Kaum war Iwan — so hieß der junge Russe — im Freien, als sein erster Blick auf Andstassen fiel, die, obschon vom Blutverlust fast erschöpft, doch noch Athem holte und zuweilen die verstümmelten Arme krampfhaft bewegte. Iwan konnte sein Auge von diesem herzzerreißenden Anblicke kaum wieder abziehen. Nach kurzer Besinnung eilte er zu dem Greise „Gott hat uns gerettet bisher, lieber Vater!“ rief er mitleidig ihm zu — Laßt uns barmherzig seyn, wie er! kommt, o kommt, ehe dort die Bedauernswürdigste aller Griechinnen verblutet!“

Der Alte folgte mit langsamen Schritten und bedeutete Iwan, die Verwundete anzufassen. So trugen sie beide die arme Schöne unter die Bäume und legten sie auf den Rasen. Bald hatte der Pope, der, wie mehrere seines Standes, auch einige Kenntnisse der Arzneikunde besaß, heilsame Kräuter zusammengelesen, einen oft erprobten Wundbalsam führte er immer bei sich, und nun beraubten sich beide alles Leinenzeuges, um die arme Unglückliche zu verbinden. Dieser Versuch schien zu gelingen. Die Griechin fiel bald in einen tiefen Schlaf, der jedoch in kurzer Zeit durch ein heftiges Wundfieber unterbrochen wurde.

Unterdessen war es Abend worden, und der Pope suchte sich ein Lager aus, wo er, um die nagenden

Hungers auf Stunden lang sich zu erwehren; von der grossen Ermüdung ein wenig ausruhen könne. Iwan war, trotz allen Vorstellungen, fest entschlossen, seine Müdigkeit zu bekämpfen und bei der Kranken zu wachen.

Doch indem sie noch mit einander redeten und das Unglück der Einwohner bejammerten, deren Hütten jetzt, wie ein rother Schein am Himmel verkündete, ein Raub der Flammen wurden, rauschte etwas durch die Blätter. Sie stutzten anfänglich — fiengen an zu zittern, und sahen sich schon in der Gewalt der Feinde. Und schon standen sie im Begriff, die Verwundete zu verlassen, als man ihnen auf russisch zurief, und sie einige ihrer Landsleute entdeckten, die gleich ihnen die Nacht in den Büschen zubringen wollten, und unter welchen sich auch der treue Mohr unsers Petrowitsch befand.

Seine Freude, Anastasien lebend anzutreffen, ward zwar schnell durch den entsetzlichen Zustand, in welchem sie sich befand, niedergeschlagen; aber doch that er bei sich selbst einen schrecklichen Schwur, nie wieder von ihrer Seite zu weichen, und seinem Herrn, wenn auch dieser noch am Leben seyn sollte, entweder sein Theuerstes zu retten, oder sich auf ewig aus seinen Augen zu verbannen.

Petrowitsch hatte schon einige Stunden unter Schwerverwundeten und Todten gelegen, und mehrere Haufen türkischer Reiterei waren schon über den Graben, in welchem er den Tod erwartete, hin-

weggesprengt, als einige seiner Kameraden unter Anführung des braven Britten William D*, mit welchem der Prinz von jeher durch gegenseitige Achtung innig verbunden war, mit schnellen Schritten vorübereilten, um sich einen Weg nach dem Meeres-Ufer zu bahnen, oder fechtend zu sterben.

Kaum hatte einer der gemeinen Russen bemerkt, daß hier einer der vornehmsten Offiziere unter den Todten liege und noch Kennzeichen des Lebens von sich gebe, als William herbeisprengte. Er erkannte seinen Freund, und war sogleich, mit Vernachlässigung seiner eignen Sicherheit, nur darauf bedacht, diesen jungen Helden, es koste auch, was es wolle, zu retten. Indem sie sich noch über die Mittel hierzu berathschlagten, entdeckten einige seiner Gefährten auf dem Schlachtfelde einen noch ziemlich brauchbaren Packwagen. Diesen bespannten sie mit ihren Reitpferden, luden den theuren Verwundeten darauf und gelangten, von gutem Glücke geleitet, gegen Abend in eine nicht allzuentlegene Bucht, wo schon einige kleine Fahrzeuge darauf harrten, die Fliehenden aufzunehmen. Mit diesem Boote schifften sie ohne Widerwärtigkeiten nach einer russischen Chaluppe, und wurden von dieser auf einer kleinen benachbarten Insel, die sich noch im Besitze der Russen befand, ausgesetzt, um sich zu erholen und ihre Blessuren zu heilen.

Der Gefährlichste unter diesen war Petrowitsch, dessen Brustwunde, ungeachtet der guten Behand-

lung eines der geschicktesten Feldärzte, ungeachtet der rastlosen Vorsorge William's, äußerst bedenklich blieb, und der nur selten aus einem bewußtlosen Zustande erwachte. Eines Tages, da eben der Oberchirurgus mit bedenklichen Kopfschütteln gegen Sir William geäußert hatte, daß hier seine Kunst nicht auszureichen scheine, und da dieser, der für den Kranken, durch dessen wenige abgebrochene Reden, durch dessen zärtliche Fragen nach seiner Geliebten Schicksal, eine noch höhere Zuneigung gefaßt hatte, in tiefer Betrübniß am Gestade des Meeres wandelte, da gewahrte er auf den Wellen einen gebrechlichen, schwankenden Kahn. Ein weißes Tuch wehte als Nothzeichen auf einer Stange und einige Jammergestalten schienen mit gen Himmel gestreckten Händen um Erbarmung und Hülfe zu flehen.

William brachte im Augenblick einige am Strande wohnende Fischer zusammen, bewog sie durch hohe Versprechungen, sich mit ihm durch die stürmischen Wogen zu wagen, und so gelang es ihnen endlich, die Schiffbrüchigen in eben dem Augenblicke zu erreichen, als ihr leckes, ganz mit Wasser angefülltes Fahrzeug eben zu sinken drohete. War seine Freude schon unendlich groß, sieben Menschen vom Untergange errettet zu haben, so wurde seine muthige That noch weit schöner belohnt, als er unter ihnen die edle Unglückliche, Anastasien, und den treuen Neger seines Freundes erkannte.

Kaum waren sämmtliche Gerettete, unter denen sich auch der Pope mit seinem Neffen und einigen Matrosen befand, in einer Fischerhütte untergebracht, kaum hatte William die fast Verschmachteten mit Speise und Trank vorsichtig gelabet, als die unglückliche Griechin vor Ermüdung die Augen schloß und der Mohr mit hervorstürzenden Thränen sich bei ihm erkundigte, ob er von Petrowitsch nichts wisse? „Er ist in Sicherheit!" antwortete William, und nieder zu seinen Füßen stürzte der treue Diener und beschwor ihn um nähere Auskunft, wo er sich aufhalte.

William fürchtete, daß die schnelle Ueberraschung für seinen Freund leicht nachtheilig werden könne, suchte daher den guten Schwarzen vor der Hand zu beruhigen, und verlangte dagegen von ihm die Erzählung, wie es möglich gewesen sey, mit der Verwundeten aus Stalimene zu fliehen. „O diese!" — erwiederte der Neger mit lautem Schluchzen — „o dies edle, treu liebende Mädchen — und in diesem Zustande! — Man könnte verzweifeln an dem Gotte dort oben!"

Lange konnte er vor Thränen nicht weiter sprechen. Endlich fing er an zu erzählen, wie er Anastasien bei dem Popen und Iwan gefunden, wie sie insgesammt einige Tage in einer Höhle zugebracht, und wie die Griechin, unter den heftigsten Schmerzen, ja selbst in der Hitze des Wundfiebers, nur um Petrowitsch geklagt und geweint habe. Und kaum

sey sie einigermaaßen wieder zu Bewußtseyn gelangt, da habe sie sich stärker gestellt, als sie gewesen, habe unablässig gestebet, nach den Geliebten sich zu erkundigen. Bei seinen vorsichtig angestellten Nachforschungen habe er endlich herausgebracht; daß eine Chaluppe mit russischen Flüchtlingen nach dieser Insel abgesegelt sey, und nun habe Anastasia geschworen, nicht länger leben zu wollen, wenn er nicht dafür sorge, daß auch sie nach der Insel gebracht werde. Durch List und Bestechung, wozu die Unglückliche einige wenige bei sich habende Kostbarkeiten verwendet, sey es endlich gelungen, einen Kahn und drei kühne Matrosen zu erlangen, welche versprochen, mit ihnen nach der Insel zu steuern. Doch zu schwach sey das Fahrzeug, zu gering der mitgenommene Vorrath und zu stürmisch die See gewesen, als daß sie nicht immer mit größten Gefahren zu kämpfen und an Nahrungsmitteln Mangel gehabt hätten. Aber mitten unter den drohenden Wogen, mitten unter der augenscheinlichsten Todesgefahr, sey Anastasie die einzige gewesen, die immer muthig geschienen, die alle andern getröstet, die sich selbst unter mancherlei Vorwand die Speise entzogen, um die Uebrigen zu erquicken und bei gutem Willen zu erhalten. Endlich, da schon aller Proviant aufgezehrt, alle Hoffnung verschwunden gewesen, habe zwar ein günstiger Wind sie dem Lande näher getrieben, aber das Boot zugleich nicht länger Wasser gehalten, als gleich einem vom Himmel

gesandten Rettungsengel, der edle Britte, herbeigeeilt sey.

Tief gerührt durch die heldenmüthige Liebe des treuen Mädchens, kehrte nun William von den Geretteten zu seinem kranken Freunde zurück, und versprach den braven Neger, ihn und die noch schlummernde Anastasia, sobald nur möglich zu Petrowitsch zu bringen. Er fand diesen so leidlich, daß er es für unbedenklich hielt, ihm von der Ankunft seines Dieners, mit gehöriger Vorsicht zu benachrichtigen; doch wagte er es nicht, zugleich der Geliebten zu erwähnen, weil er befürchtete, sein Freund möchte gleich nach ihr verlangen und durch den Anblick ihrer grausamen Verstümmelung furchtbar bewegt werden.

Petrowitsch starrte ihn an und richtete sich von seinem Lager auf. „Ist mein treuer Schwarzer hier, so ist auch sie gerettet" — sagte er mit kranken Lächeln und schwacher Stimme — „so werd' ich sie wiedersehen! O William, ist dir mein Leben theuer, so laß mich meinen Diener sehen!" William eilte nach der Fischerhütte und unterrichtete den Neger, wie er sich benehmen sollte, um die Gesundheit seines kranken Herrn nicht zu erschüttern. Aber indessen war auch die Griechin wieder erwacht, und durch den Schlummer wenigstens so weit gestärkt, daß sie vernehmlich sprechen konnte. Kaum hatte sie den Britten erblickt, als sie ihn mit der sanftesten Stim-

me und mit einem seelenschmelzenden Blicke leise fragte: „Lebt Petrowitsch noch?"

William, der in ihren Augen schon den Wunsch las, zu seinem Freunde gebracht zu werden, stockte und suchte sie hinzuhalten. „Hoffe gutes Mädchen!" — antwortete er mitleidig — „Hoffnung und Liebe sind die freundlichsten Begleiterinnen durchs Leben!" — „Warum rettetest Du mich aus dem Meere, grausamer Mann?" rief jene mit Hitze — „Er ist todt! Ich les' es in Deinen unsichern, mich meidenden Blicken." Sie wollte die Leinwand abreißen, die ihre Arme verband.

Länger konnte William nicht widerstehen. Er betheuerte ihr, daß der Geliebte noch lebe und hier auf der Insel sey; und setzte, ehe sie noch bitten konnte, von selbst hinzu, daß er sie gewiß so bald zu ihm bringen wolle, als seine noch nicht ganz wiederhergestellte Gesundheit es verstatte. Sie ließ sich durch Zureden beruhigen; sie pries den guten Neger glücklich, daß er schon jetzt den Edlen sehen solle; sie legte, da er mit William fortging, ihren — ach! der Hand beraubten Arm, auf das Herz und sagte: „Guter! ich trage Dir nichts an ihn auf — aber du weißt es!"

So vorbereitet der edle William seinen verwundeten Freund, so stark dieser sich selbst hielt, den treuen Diener, nach einer gefahrvollen Trennung, die wegen der wichtigen Ereignisse für Beide, den Zeitraum von mehrern Jahren in sich zu halten

schien, wieder zu sehen, und von ihm der Geliebten Schicksal zu erfahren; so vereitelte doch des Kranken sehr geschwächte, und daher äusserst reizbare Natur die Vorsorge des Freundes und die erzwungene Standhaftigkeit des jungen Helden. Eine heftige Zuckung lief durch seinen ganzen Körper, das schneller zum Herzen strömende Blut raubte ihm die Sprache, und die immer noch nicht geschlossene Wunde brach wieder auf.

Der in der Nähe stehende Wundarzt, der nur auf des Verwundeten hartnäckiges Verlangen die Zusammenkunft erlaubt hatte, stürzte hinzu. Ich habe es gefürchtet" — sagte er ängstlich und mit tiefem Unwillen — „diese gefährliche und jeder menschlichen Kunst trotzende Wunde — und nun diese heftige Erschütterung!" — Alle Freunde wollten verzweifeln, man wandte Alles an — umsonst: der Prinz wurde von Stunde zu Stunde schwächer und die Feldchirurgen erklärten endlich einmüthig, daß bei der sonderbaren Beschaffenheit der Blessur ein plötzliches Wunder geschehen müsse, oder der Kranke schwerlich den Morgen erleben werde.

Der treue Reges stand einige Minuten in finsterm Schweigen. „Soll ein Wunder geschehen" — rief er endlich aus — so kann nur Anastasia es verrichten. Laßt Petrowitsch nicht sterben, ohne daß er sie noch sehe! Laßt die Unglückliche nicht ohne Nachricht von der Gefahr des Geliebten verschmachten! Laßt sie vereint sterben die treuen Liebenden!"

William blickte fragend den Arzt an, und dieser zuckte mitleidig die Achseln. Der Prinz — meinte er — liege in völliger Bewußtlosigkeit, und werde nur spät — wahrscheinlich nie zur Besinnung zurückkehren; für ihn sey nichts mehr zu fürchten, nur für das Frauenzimmer. —

Nach einigem Nachdenken ging William zu Anastasien. Er hielt es für Freundes-, für Menschenpflicht, der edlen Leidenden, wenn sie sich stark genug dazu fühle, nicht den Abschied zu rauben. Kaum hatte er ihr alle Umstände der Krankheit und die neue, vergrößerte Gefahr berichtet, als Anastasia, als wäre sie völlig genesen, als werde sie von einer überirdischen Kraft gehalten, sich von ihrem Lager erhob. „Wohl ist die Wunde für eure Aerzte unheilbar!“ sagte sie mit entschlossener Kälte und wie im prophetischen Tone — „Der Dolch Haßans ist vergiftet. — Ich kenne das ganz eigen geartete Gift und die Mittel, es unschädlich zu machen!“

William stutzte. Dieser Umstand, an den bis jetzt niemand gedacht hatte, schien ihm wenigstens möglich. Auch der alte Pope bezeugte, immer gehört zu haben, der Kapudan-Pascha trage einen vergifteten Dolch; doch sey dann die Wunde unheilbar. Aber standhaft behauptete die edle Griechin hievon das Gegentheil; standhaft versicherte sie, daß nur sie den Verwundeten heilen könne: und kaum sahe sie den besorgten Britten schwankend und zweifelhaft, als sie mit Bitten, und Beschwörungen

und Thränen nicht eher abließ, bis er die Veranstaltung traf, sie nach seines Freundes Wohnung bringen zu lassen.

Schon leuchteten die Sterne über dem ländlichen Hause, in welches Petrowitsch gleich anfänglich einquartirt worden war, als die Griechin in einer Sänfte daselbst anlangte. Der Kranke lag in einem todähnlichen Schlummer und man fürchtete, sie werde bei seinem Anblicke heftig erschreckt werden und seine Ruhe durch einen heftigen Ausbruch ihrer Empfindung unterbrechen; aber man hatte sich in Nikon's Tochter geirrt.

Mit Besonnenheit und lächelnden Augen blieb sie am Eingange des Zimmers stehen und blickte nach dem Verwundeten. „Geht leise, leise!“ flüsterte sie den Umstehenden zu — „Er muß ruhen wenn ich ihn heilen soll. Geht leise — und entfernt euch eine kurze Zeit. Nur mein schwarzer Freund darf hier bleiben. — Schlummre nur, holder Petrowitsch, von der Liebe gerettet, wirst du dankbar erwachen!“ Aus Mitleid und tiefer Rührung befolgte man ihren Befehl. Sie trat dem Bette näher und winkte den Neger zu sich.

„Sag' ihm“ — lispelte sie diesem zu — „daß ich bis in den Tod ihn liebte; aber verschweig ihm, was ich Dir jetzt sagen will. Ich werde sterben für ihn — aber Petrowitsch wird leben!“ Nun befahl sie ihm, des Kranken Wunde zu entblößen; der ganze Umkreis derselben war mit einem schmalen

schwarzen Streifen umzogen. Sie hob die Arme auf, um sie um den Geliebten zu schlingen; ach! die arme Verstümmelte vermochte es nicht. Mit Hülfe des Negers ließ sie sich auf die Kniee nieder, drückte die Lippen auf die verwundete Stelle und schien einige Augenblicke daran zu saugen. Jetzt winkte sie dem treuen Diener, ihr wieder aufzuhelfen. Sie lehnte sich an seine Achsel und starrete lange nach dem Kranken. „Leb wohl" — sagte sie endlich mit gebrochener Stimme — „Du wirst erwachen, dann schläft Deine Anastasia!" Sie wandte sich ab von dem Kranken. „Bringe mich fort von hier — fort von hier augenblicklich — meine Kraft verläßt mich!" — auf seinen Armen trug er sie in den Vorsaal.

Hier wollte er sie, von William und den übrigen Anwesenden umringt, auf einen Teppich niederlegen; aber ihr Haupt sank leblos über die Brust, und ihr Auge, noch vor kurzem der Spiegel der Gottheit, war auf ewig geschlossen. Sey es nun, daß sie wirklich ein tödtliches Gift aus des Geliebten Wunde in sich gesogen hatte, welchem ihr zarter Körper nicht widerstehen konnte, oder daß vielleicht ihre geschwächte Natur der lebhaften Vorstellung, Gift eingesogen zu haben, und der heftigen, nur durch die Schwärmerei der zärtlichsten Liebe so lange ausgehaltenen Anstrengung endlich unterliegen mußte; genug jeder Versuch, sie in's Leben zurückzurufen, war vergeblich. Alle Anwesende standen

in weitem Kreise um den Leichnam herum — alle starrten düster vor sich hin, und einer oder der andere drückte seinem Freunde schweigend die Hand.

Gegen Morgen errichtete man, auf William's Veranstaltung, in einem nahe gelegenen Lorbeerbüschchen eine Laube aus zusammengebundenen lebendigen Zweigen, bedeckte die dahingebrachte Leiche mit einer kostbaren Decke und stellte Wache dazu. Die gemeinen Russen fingen an, das Mädchen für eine Heilige zu halten; die benachbarten Weiber und Mädchen schmückten sie mit einem ganzen Frühlinge der auserlesensten Blumen, und die Offiziere stimmten darin überein, daß sie mit kriegerischen Ehrenbezeugungen beerdigt werden sollte.

Petrowitsch, der, ohne es zu wissen einen so unersetzlichen Verlust erlitten hatte, schlummerte einige Tage fast ununterbrochen, und vermuthlich war mehr der Schlaf, als die schwärmerische Heldenthat seines liebenden Mädchens, die Ursache, daß seine Kräfte sich wieder erholten. William verließ ihn nur selten; sein treuer Schwarzer nie. So oft er erwachte, sprach er mit ihnen einige freundliche Worte und nahm erquickende Tropfen; dann legte er den Kopf auf die andere Seite und entschlummerte wieder. Als die geliebte Griechin beerdigt wurde, blieb der Neger allein bei den Prinzen zurück; William hatte es übernommen, an ihrem Sarge einige Worte zu ihrem Lobe zu sprechen. So entfernt auch der Leichenzug von des Kranken Aufenthalte veran-

stattet worden war, so erwachte doch, Potemkin durch ein Ohngefähr, und vernahm bei der allgemeinen Stille den Ton der gedämpften Trommeln: „Was ist das?“ — fragte er mit der ihm jetzt gewöhnlichen sanften Freundlichkeit — „es klingt wie Todtenmarsch. Frage doch nach, wen sie begraben! Ach! sey heiter! ich werde nun nicht sterben und bald stark genug seyn, meine Geliebte wieder zu umarmen!“ Er erwartete die Antwort nicht, sondern versank wieder in Schlaf. Hätte er den treuen Diener in's Auge gefaßt, der bei seiner Frage in helle Thränen ausbrach, vielleicht wäre er nie wieder, als nur auf ewig entschlummert.

Während er mit süßer Hoffnung sich tröstete, und vielleicht im Traume den Gedanken an seine schöne Griechin fortsetzte, betete schon der alte Pope über ihrer Leiche: seine Kriegsgefährten standen mit gesenkten Häuptern und umgekehrten Waffen an ihrem Grabe; und mit erschütternden Ernst trat jetzt Wiliam auf den aufgeworfenen Erdhügel, um der Edlen die letzte Ehre zu erweisen. Alle Gedanken, die er vorher zu ihrer Standrede gesammelt hatte, wurden ihm treulos, und fast versagte ihm selbst die Stimme.

„Ihr seyd Männer“ — sagte er endlich in russischer Sprache und mit tiefer Rührung — „und habt oft schon dem Tode in's Auge geblickt — und müßt jeden Augenblick bereit seyn, wenn das Vaterland und die Ehre ruft, ihm aufs neue entgegen zu treten. Hier

liegt ein Mädchen, das für unsern Freund und Waffenbruder freiwillig den Gefahren der Schlacht und den Wogen des tobenden Meeres trotzte, das für den edlen Petrowitsch freiwillig dem Tode sich weihete! Laßt uns ihren Tod ehren, wie den Tod eines unsrer Tapfersten — die Klage der Menschlichkeit entehrt den Krieger nicht — und beim nächsten Angriff der Feinde sey ihr Name unser Losungswort!" — „Anastasia! Anastasia! Friede mit deiner Asche!" — scholl es von allen Seiten und durch einander. Manche Thräne schlängelte sich über die bärtigen Wangen der Russen, mancher Säbel schwang sich in die Luft und gelobte der edlen Griechin im nächsten Treffen einen Türken zum Todtenopfer. Bei einer dreifachen Salve sank der Sarg in die Gruft.

William nahm alle seine Klugheit zu Hülfe, den kaum genesenen Freund nach und nach auf die traurige Botschaft vorzubereiten; aber als er sie endlich doch erfahren mußte — da hätte wenig gefehlt und auch er wäre gefolgt in's Grab. Umsonst bemüheten alle Freunde sich, ihn zu beruhigen, zu trösten: seine frohe Laune war dahin; es war, als wenn er mit der Verblichenen Alles verloren habe. Man hatte aus Schonung sich damit begnügt, ihm zu entdecken, die Edle sey an einer Wunde, die Hassan ihr versetzt habe, gestorben und aufs ehrenvollste beerdigt worden, ohne sich in ein weiteres Detail einzulassen; und so fuhr man fort, der Geschichte

die Farbe des Schrecklichen so viel als möglich zu benehmen. Doch es gehörten Jahre dazu, aus unsers Petrowitsch gefühlvollen Seele eine Trauer zu verwischen, die so tief in seinem Innern Wurzel gefaßt hätte. Der Geliebten Todtenhügel zu besuchen, dazu hat man ihn nie bewegen können. „Sie ist nicht dort!" — sagte er dann stets mit erschütternder Stimme — „Wie kann es mich trösten, einen Hügel Erde zu sehen?" —

Fr. Kind.

III.

St. Petersburg

in der zweiten Hälfte des Jahres 1805.

Rußlands friedliebender Monarch, von Anbeginn Seiner Regierung bloß darauf bedacht, Seinem unermeßlichen Reiche eine vollkommnere Organisation, mehr Cultur in allen Zweigen, und dadurch Stärke von Innen und Außen zu geben, Sein glückliches Volk die Wohlthaten des Friedens und einer milden sanften Regierung genießen zu lassen, und weder eroberungs- noch herrschsüchtig, hat doch endlich, durch den Drang der Staaten-Verhältnisse bewogen, das Schwerdt ziehen, und zu Gunsten Deutschlands, und vereint mit dessen Fürsten, Frankreich den Krieg erklären müssen. Eine aus obigen Gründen angekündigte Fehde mußte durchaus von jedem gutdenkenden Unterthan gebilligt werden, und allgemeine Sensation in einem so hohen Grade erwecken, als es bei den Kriegen in vorigen Zeiten gewiß nie der Fall gewesen ist. Ungeduldig harrt jezt jeder Russe der frohen Bothschaft, die vordin-

genden Franzmänner in kurzem über den Rhein zurückgekehrt, durch einen ehrenvollen Frieden für die coalisirten Mächte, auf recht lange Zeit, allem Blutvergießen ein Ende gemacht, und des frohen Augenblicks, unsern geliebten Kaiser an der Spitze Seiner braven Truppen mit Lorbeern bekränzt, hieher bald zurückkehren zu sehen. — In beispielloser, größter Geschwindigkeit erfolgten die Zurüstungen zum Kriege und der Abmarsch der Truppen; doch unerachtet der raschen Rüstung zu einem Feldzuge, ist an St. Petersburgs Verschönerung unaufhaltlich und ununterbrochen fortgearbeitet worden, und selbst der in diesem Jahre ungewöhnlich früh eingetretene Winter (am 13ten Oct. a. St.) hat den öffentlichen und Privat-Bauten kein Hinderniß in den Weg gelegt. Tausende von Arbeitern sind noch jetzt beschäfftigt, die angefangenen Gebäude wenigstens unter Dach zu bringen; doch da so außerordentlich viele Arbeiter bei Kronbauten beschäfftigt gewesen sind, so ist es unterdeß Privatpersonen schwer geworden, für sich die erwünschte Anzahl Arbeitsleute aufzutreiben; allein unerachtet dessen sind doch wieder in mehrern Straßen neue Gebäude aufgeführt, die alten erhöhet und vergrößert und verschiedene alte Gebäude durch geschmackvolle Façaden verschönert worden.

Aus einem der vorhergehenden Stücke dieser Zeitschrift *) wird sich der Leser erinnern was St. Pe-

*) Jahrgang 1805, 9tes Stück.

tersburg in der ersten Hälfte des jetztlaufenden Jahres an Verschönerung gewonnen hat; Folgendes möge ihn belehren, wie sehr in der zweiten Hälfte dieses Jahres, die Residenz geradezu verschönert, oder wozu wenigstens der Grund zu einer künftigen Verschönerung gelegt worden ist.

Am 23ten Junius ward unter den gewöhnlichen Ceremonien von dem Monarchen der Grundstein zu der neuen Börse gelegt, die auf der Strelka oder der Landspitze von Wasili-Ostrov, an der kleinen Newa, unter der Leitung und nach dem Plan des Architekts Tomon aufgeführt, und deren Bau in drei oder vier Jahren beendigt seyn wird. Die ganze kaiserliche Familie nebst den Vornehmsten des Hofes wohnten unter einer zahlreichen Versammlung von Zuschauern aus allen Klassen der feierlichen Handlung bei, und Mittags geruhete der Kaiser mit der allerhöchsten Familie und den Großen des Reichs in dem auf so lange Zeit eingerichteten Börsensaale, bis die neue Börse völlig beendigt seyn wird, eine glänzende, auf Kosten der Kaufmannschaft zubereitete Mittagsmalzeit einzunehmen. Eben erwähnter jetziger, recht großer Börsensaal befindet sich in einem neuern steinernen Packhause und ward zu dieser Feierlichkeit frisch geweißt und sehr geschmackvoll ausgemalt. Auf der, der Eingangsthüre gegenüberstehenden Wand, sieht man die recht artig al fresco gemalte Börse, wie sie werden wird; ein herrliches Gebäude, das mit seinen beiden geschmackvollen

Leuchthürmen, dem runden mit Granit eingefaßten Newaufer und seinen übrigen Umgebungen nicht wenig zur Zierde dieses Stadtheils *) beitragen und sich besonders von dem entgegengesetzten Quai des linken Newaufers, ganz vortrefflich ausnehmen wird. Eine vorläufige Ansicht davon befindet sich in dem XVIII Stücke der Zeitschrift: Rußland unter Alexander I. von H. Storch. Die feierliche Grundlegung der Börse ist durch eine sehr schöne, von dem Hrn. Kollegienrath Lebrecht verfertigte Medaille — vielleicht die beste, die von ihm erschienen ist, verewigt. Auf dem Avers sieht man das sehr ähnliche Brustbild unsers geliebten Monarchen, auf dem Revers die Vorstellung der neuen Börse nebst Jahreszahl und Tag der Grundlegung derselben.

Den 2ten Julius ward in Gegenwart des Kaisers und der gesammten kaiserlichen Familie die Kirche des neuen Armenhospitals des kaiserl. Erziehungshauses in der Stückhofsstraße oder der großen Liteina, der Hinterseite des St. Catha-

*) Waßili-Ostrov, seiner anfänglichen Bestimmung gemäß, verdient auch jetzt noch als eine der wichtigsten Inseln St. Petersburgs angesehn zu werden. Hier befindet sich der Sitz der Wissenschaften und Künste (die beiden Akademien, nebst der russischen Akademie), der Sitz des Handels (die Börse und — das Zollamt) und die Pflanzschule des braven russischen Militairs (das kaiserl. Land-Kadetten-Corps,) Auch das kaiserl. Bergcorps liegt auf Waßili-Ostrov.

nitenstiftes (vormaliges italiänisches Palais) gegenüber, feierlichst eingeweiht. Hinter einem niedrigen eisernen Gitterzaun erhebt sich daselbst dieses große und schöne zwei Stockwerk hohe Gebäude mit seinem majestätischen, auf acht jonischen Säulen ruhende Portal; an dessen Frontispice man folgende, oben verdeutschte Inschrift, liest: Императорскаго воспитательнаго дома. Больница для бюдныхъ. 1803 Тода. Diese treffliche, von der menschenfreundlichen Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna gestiftete wohlthätige Anstalt mit 200 Betten, ward am 6ten Julius für ab- und zugehende Kranke eröffnet, und einige Wochen später am 30ten August (am Alexander-Newsky Tage, dem Namenstage des Kaisers) wurden hieselbst die ersten liegenden Kranken aufgenommen. Es giebt hier 24 Krankenzimmer mit 100 Betten für männliche, und eben so viele für weibliche Patienten. In beiden Stockwerken, wovon das obere für innere, und das untere für äußere Krankheiten eingerichtet ist, liegen die auf schwarzem Bleche sauber numerirten, nebst einer solchen Anzeige für welches Geschlecht bestimmten Zimmer an beiden Seiten von gewölbten, im Winter warmen und erleuchteten Korridors. In den hohen geräumigen Krankenzimmern sowohl, als in den, durch die Kirche des Hauses abgesonderten Sälen für Reconvalescirende von beiden Geschlechtern, ist auf alle nur mögliche Weise für reine und gesunde Luft gesorgt. Besonders lobens-

würdig sind die in selbigen angebrachten Kamine, in welchen bei jeder rauhen Witterung beständig ein kleines Feuer unterhalten wird. Der Hr. Kolleg. Rath Rohbeck, dirigirender Arzt der Anstalt, hat hier mit zween Gehülfen, und zween Kandidaten bei den ab- und zugehenden Kranken die Oberinspection, vier Chirurgen (jeder mit 350 Rubel Gehalt) versehen die liegenden Kranken, und überdies besuchen noch vier medici consulentes (jeder mit 500 Rubel Gehalt) täglich dieselben. Es giebt in dem Hause ein eigenes Conferenzzimmer gleich neben der schönen Paradetreppe; ferner ein Operationszimmer, das aus drei Abtheilungen besteht, in der einem derselben wird das Apparat aufbewahrt, in der zweiten wird operirt, und in der dritten befinden sich zwei Betten für solche, die nicht gleich nach der Operation in das Krankenzimmer transportirt werden können. Gleich nach Eröffnung dieser Anstalt, welche für jeden Unglücklichen, ausgenommen für Livréebediente, die im Obuchowschen Hospitale Zuflucht finden, eröffnet ist, hat die edle Stifterin derselben zwei Wolffsche Betten, denen man bekanntlich zur Erleichterung der Nothleidenden jede beliebige Lage geben kann, geschenkt. Von diesen befindet sich das eine bei den männlichen, das andere bei den weiblichen Kranken. Besonders wohlthätig wird dieses Hospital dadurch, daß hier alle Vormittage eines jeden Tages jeder Kranke Nothleidende von beiden Geschlechtern (für jedes

derselben sind eigne Annehm- und Verbandzimmer) bei den deshalb bejaurirenden Aerzten guten Rath und Hülfe suchen kann, und die ihm verschriebene Medicin, so oft diese Noth thut, und so oft er ihrer bedarf, aus der Apotheke des Hauses unentgeldlich verabfolgt wird. An manchen Tagen kommen solcher Unglücklichen, besonders aus der Volksklasse gegen 70 bis 80 hin, und seit dem ersten Jannar dieses Jahres bis jetzt (Mitte Octobers) sind solcher ab- und zugehenden Kranken schon 4259 da gewesen. Diese oder vielmehr eine ihr ähnliche, und ebenfalls von der Kaiserin Mutter im Jahre 1803 gestiftete Anstalt, doch sehr im Kleinen, indem es dort nur 10 Betten für liegende Kranke gab, befand sich bis zum Julius d. J. und bis zur Eröffnung des hier beschriebenen, vormals am rechten Fontanka-ufer, gegenüber dem kaiserl. Entbindungs- und Hebammeninstitut. Im vorigen Jahre war in der vormaligen, 3317 ab- und zugehenden Kranken guter Rath, Hülfe und Medizin ertheilt worden. Seit Eröffnung dieses neuen vergrößerten Armenhospitals, sind in selbigem bis jetzt (October) 118 liegende Kranke aufgenommen, von denen 65 annoch hier befindlich, und die übrigen theils gesund entlassen, theils hier gestorben sind. Wenn die Zahl der hieselbst Verstorbenen zwar unverhältnißmäßig groß ist, so rührt es gewiß weder vom Mangel an guter Behandlung, noch von schlechter Kost her, die beide unstreitig gut sind, sondern daher,

weil mancher Kranke bisweilen halb todt ins Haus gebracht wird, und aus Mangel an geleisteter Hülfe zur gehörigen Zeit, bald darauf verscheidet. — Die menschenfreundliche Stifterin läßt sich diese ihre Anstalt so angelegen seyn, daß sie selbst zwei bis dreimal wöchentlich mit ihrem Besuche beehrt und über alles genaue Nachricht einzieht. — Ein nach der Hinterseite obenerwähnten Armenhospitals gelegener, und zu demselben gehöriger 300 Faden langer Platz, soll zu einem Garten eingerichtet und an dem andern Ende desselben, wie es heißt, das kaiserl. Wittwenhaus (für 600 arme Wittwen) aufgeführt werden.

Gegen die Mitte des Julius fing man den linken am Kriokow-Kanal gelegenen und mit Granit- und Marmorblöcken, die bei dem Baue der marmornen Isaakskirche übriggeblieben und auf einer Stelle zusammengetragen waren, angefüllten großen Platz, der sich von der neuen, der Hinterseite des ansehnlichen Gebäudes der Postverwaltung gegenüber gelegene Kaserne der kaiserl. Garde zu Pferde bis zum Isaaksplaz hinzieht, von dem auf selbigem befindlichen Schutt und Steinen zu reinigen, und zur Aufführung der jezt beinahe ganz fertig dastehenden zur Garde zu Pferde gehörigen Manege das Pilotis und Fundament zu legen an. Dieses nach Quarenghi's Plan aufgeführte 60 Faden lange und 14 Faden breite Gebäude, das eine große Lücke füllt, wird nicht wenig zur Verschönerung des Isaaksplaz-

gen beitragen), und besonders schön fällt der prächtige Vorsaal, auf 8 jonischen [illegible] Säulen mit Basen und Kapitälern von behauenem Granit ruhend, ins Auge; und nimmt sich von der Esplanade oder der neuangelegten Allee um der Admiralität, gegen welche die Façade eben erwähnter Reitbahn gerichtet ist, ganz vortrefflich aus. Unbegreiflich schnell ist dieses große Gebäude aufgeführt; jedoch sind 500 Arbeiter täglich mit dem Baue desselben beschäftigt gewesen. Es steht jetzt (Mitte Octobers) bis zum Dach schon da, und wahrscheinlich wird auch wohl dieses, da zu selbigem alles fertig ist, und nebenbei in Bereitschaft liegt, noch vor Schluß des Jahrs gelegt werden, so daß die Manege im künftigen Frühlinge völlig beendigt seyn und nebst den andern beiden nebenbei gelegenen ansehnlichen Gebäuden, dem Usiejevschen Hause und dem Senat, dem nunmehr durch die breite Brücke über den Krinkowkanal vereinigten Peters- und Isaaksplatz ein großes Relief geben wird. Dieser hat auch dadurch seit kurzem unendlich gewonnen, daß man die Gegend um die Isaakskirche bis zur blauen Brücke über die Moika überall gepflastert (die Unkosten des Pflasterns belaufen sich auf 17000 Rubel) das unweit der Statue Peter des Großen bisher befindliche Wachthaus abgetragen, und die Wache in das Erdgeschoß des Senats-Gebäudes verlegt hat. Das unter der jetzigen Regierung gelegte breite Trottoir von Granit, das sich von der Wasili-

Ostrovschen Schiffbrücke bis zum Isaaksplatz hinzog, und als die neue Allee längs der Admiralität noch nicht existirte, den Fußgängern zur grossen Bequemlichkeit dient, seitdem diese aber angelegt ist, wirklich ganz überflüssig wurde: auch dieses Trottoir ist nunmehr abgebrochen und weggenommen und dadurch der schöne Platz noch um ein ansehnliches vergrössert worden.

Ebenerwähnter Trottoir ist nach der newskischen Perspective verlegt, und läuft daselbst von der grünen oder Polizei-Brücke über die Moika rechts längs den Häusern bis zur Admiralität hin. Eine grosse Bequemlichkeit für Fußgänger, für welche auch nach und nach in den übrigen Straßen auf gleiche Weise gesorgt werden wird. Außer dieser, in der newskischen Perspective vorgenommenen Veränderung, siehet man noch dergleichen andere, die hier innerhalb der letzten Hälfte dieses Jahres statt gefunden haben. Ein Theil der in der Mitte benannter Perspective angelegten Lindenallee, die sich vor der Kirche der Kasanschen Mutter Gottes befand, ist ausgehoben und die Stelle planirt worden, wodurch sowohl, als auch durch die, bis zum Fuß der Colonnade der neuen Kasanschen Kirche hingeführten breiten Brücke über den Catharinenkanal der Platz vor der Kirche ein ansehnliches gewonnen hat. Wird nun vollends das Jeropkinsche Haus, das die Ecke der Perspective und der grossen Meschtschanskaia ausmacht und, wie es heißt, von der Krone gekauft

werden soll, niedergerissen, so wird bemeldeter Platz vor den neuen, in drei Jahren beendigten prächtigen Cathedralkirche zur Kasanschen Mutter Gottes unendlich gewinnen, und die zu derselben gehörige Colonnade nebst dem, in der Mitte des Platzes zu errichtenden Obelisk, recht gut ins Auge fallen.

Zwischen dem großen Kaufhof (Gostinnoi Dwor) an der newskischen Perspective, und dem unter Paul I. Regierung aufgeführten Thurm beim Rathhause, stand bis jetzt ein verfallenes steinernes Gebäude mit Arkaden rund umher, unter welchen Buden angelegt waren, in welchen Hüthe verkauft wurden. Diese, die Gegend umher verunzierende Huthbuden, ein Stein des Anstoßes für alle die, welche sich für die Verschönerung Petersburgs warm interessiren, sind endlich einmal niedergerissen. Der Platz ist applanirt und gereinigt worden, und fällt nunmehr mit dem auf dem großen Carrefour angelegten neuen langen Gebäude, das auf einer Seite Arkaden und rundherum Buden hat, recht artig ins Auge. Das ebenerwähnte verfallene steinerne und jetzt niedergerissene Gebäude mit den Huthbuden gehört der Stadt, von der es der Kaiser für 46000 Rubel gekauft haben soll.

Tiefer herunter in der newskischen Perspective befand sich bisher, dem kaiserl. Kabinet gegenüber, ein unter der vorigen Regierung aufgeführtes steinernes Wachthaus, das die Straße verengte. Auch dieses ist abgetragen und die Wache in das Erdgeschoß

des kaiserl. Kabinets verlegt worden. An die Stelle des niedergerissenen Wachthauses, erhebt sich jetzt an der Ecke der Straße ein schönes noch unvollendetes steinernes Privatgebäude.

Neben dem, der freien ökonomischen Gesellschaft gehörigen und an der Ecke der newskischen Perspektive gelegenen steinernen Gebäude, befand sich bis jetzt, der Admiralität gegenüber, eine garstige, durch einen bretternen Zaun maskirte Lücke. Auch diese ist jetzt durch ein geschmackvolles, steinernes Haus gefüllt, und dieses auf Kosten der Krone aufgeführt worden. Es wird nach selbigem, das bis dahin in den Zimmern des kaiserl. Winterpalais befindliche kaiserliche Kartendepot übergeführt werden.

Die Residenz hat seit dem August dieses Jahres neue Laternen erhalten, die viel kosten und am Tage recht artig aussehen, aber dem Publikum im ganzen wenig gefallen, weil sie in gar zu großer Entfernung aufgesteckt sind und daher wenig erleuchten. Durch die, hinter den vier Dochten in jeder Laterne angebrachten konkav gebogenen Bleche, blenden sie in der Nähe ganz außerordentlich und erhellen höchstens auf 12 bis 15 Schritte; doch der große Zwischenraum von einer Laterne zur andern, der hundert und mehrere Schritte beträgt, ist fast gar nicht, oder wenigstens so erbärmlich erleuchtet, daß man in diesem im dunkeln tappt. Die Kugellaternen unter Catharinens II. Regierung hatten große Vorzüge vor den jetzigen, auch war die Stadt von

mals, da man ihrer über 7000 zählte, bei weitem besser erleuchtet, als jezt, da ihrer nur 2500 und folglich viel zu wenig sind, um ihren Zweck gehörig zu erfüllen. Erst vor kurzem haben die Linien auf Wasili-Ostrov, die bis dahin nicht erleuchtet waren, Laternen erhalten, und in der langen Hintergasse des Galeerenhofes zählt man ihrer nur 12. Die Polizei hat jezt für die, vom Magistrate für Erleuchtung der Stadt bestimmte Summe von 91000 Rubeln die Erleuchtung der Strasen übernommen, und jeder Strasenwächter *) hat 15 solcher Laternen unter seiner Aufsicht, die er puzen, mit Oel und Dochten versehen und Abends anstecken muß. Sehr viel Arbeit und bei der grosen Winterkälte eine recht beschwerliche! Unter der vorigen Regierung sah man die Dochte in den Laternen zuweilen noch bis zum folgenden Morgen brennen; jezt sieht man diese oftmals schon um 1 oder 2 Uhr nach Mitternacht erlöschen, oder dann oft nur höchstens ein oder zwei Dochte in denselben gar jämmerlich flimmern. Kurz, im Artikel der Erleuchtung brillirt St. Petersburg jezt eben nicht; auch möchte hier

*) Bekanntlich befinden sich nach den neuen Polizeietat ihrer drei in jedem Strasenwachthause, und wechseln von diesen in ihren Wachten ab. Fast an jeder Strasenecke sind seit kurzem neue Strasenwachthäuser von Holz recht elegant aufgeführt, mit kleinen Oefen versehen und zur beständigen Wohnung der drei Wächter eingerichtet. Eine vortreffliche, von dem jezigen Herrn Oberpolizeiminister eingeführte Einrichtung!

kein Fürst von Monaco so leicht auf die närrische Vermuthung gerathen, daß die Stadt seinetwegen erleuchtet sey!

Der St. Petersburgischen Admiralität, sagt man, steht in kurzem eine große Veränderung bevor. Es heißt, der Kaiser habe beschlossen, einem alten, schon von Catharina II. gefaßten Plane gemäß, die Admiralität nebst den Schiffswerften nach Kronstadt zu verlegen, theils um den kostbaren und beschwerlichen Transport der neuen Schiffe auf Kameelen nach Kronstadt zu ersparen, wo sie bemastet und völlig ausgerüstet werden, theils um durch Versetzung der tausend und mehreren beim Schiffsbau angestellten Arbeiter die Consumtion der Lebensmittel in der Residenz zu vermindern, und den Preis derselben dadurch herabzusetzen. Die Façaden der großen Admiralitätsgebäude sollen von allen Seiten verschönert, alle Gerichtsbehörden der Stadt nach diesem Gebäude verlegt, und die Wälle rund umher abgetragen werden. Statt des Walles soll ein niedlicher eiserner Gitterzaun das Ganze umgeben, und der bisher durch die Admiralität abgeschnittene englische Quai des linken Newaufers soll, wie es heißt, bis zum Quai des Winterpalais fortgeführt werden: auch sollen die zur Ausführung dieser Veränderungen bestimmten Summen vom Kaiser bereits angewiesen seyn. Ferner, heißt es, soll auch an jedem Ende der langen Promenade auf dem Glazis und der Esplanade der Admiralität, ein Springbrun-

gen angebracht werden, wodurch dieser angenehme und jetzige Lieblingsspaziergang des hiesigen Publikums unendlich viel, und gewiß eben so sehr gewinnen würde, als er jetzt dadurch gewonnen hat, daß die am Ufer des Grabens befindlichen Rasenplätze mit Baumgruppen verschiedener Art seit kurzem besetzt sind. Kaum stand die dreifache Allee da, so etablirte auch gleich mit Erlaubniß der Regierung ein Franzos zwei Zelter, wovon das eine der newskischen Perspective, das andere dem Petersplatze gegenüber aufgeschlagen ist, mit Buffets, an welchen Erfrischungen zu haben waren. Für dieses Recht zahlt der Entrepreneur 500 Rubel der Stadt, die dafür die reinliche Unterhaltung der Alleen besorgt. Das eine der Zelte ist selbst während des Winters stehen geblieben und zur Bequemlichkeit der Promenirenden, die hier sich erwärmen und Erfrischungen haben können, für die rauhe Jahreszeit eingerichtet. Bald nach Eröffnung der Buffets beehrte der Kaiser eines Tags im Sommer beim Vorüberfahren, eins dieser Zelte mit seinem Besuche, ließ sich und seinem Adjutanten Thee reichen und bezahlte die beiden Tassen mit hundert Rubeln. Dieser Besuch war eine Aufmunterung fürs Publikum, und von nun an fanden die Erfrischungen in den Zelten reichlichen Absatz. — Von den hunderten der hochstämmigen, im May gepflanzten Linden auf der neuen Promenade, haben alle, bis auf 10 Wurzeln gefaßt und Zweige getrieben; doch letztere wer-

den, um den Bäumen im künftigen Frühlinge einen kräftigen Schuß zu verschaffen, wieder abgenommen, und die ausgegangenen Bäume durch frische ersetzt werden.

Die hieselbst in der großen Kolomna befindliche Eisengußfabrik des Engländers Baird ist jetzt mit Verfertigung der aus Eisen gegossenen Brücke beschäftigt, die statt der hölzernen nächstens über die Moika gelegt werden soll. Mit einer solchen eisernen Brücke wird vors erste auf der Prätschka der Versuch gemacht werden, worauf alsdann das Legen der übrigen eisernen Brücken bald nachfolgen wird.

Durch den Abmarsch der kaiserl. Garden und der übrigen Garnisonregimenter aus der Residenz, ist die Bevölkerung derselben vielleicht um 50000 verringert, der Preis der Hausmiethe, der hier bis jetzt so enorm hoch war, um ein weniges gefallen, und das Aufgeld auf Silbermünze über 12 p. c. gestiegen. Der Preis der Lebensmittel ist noch immer wie bisher, doch möchten Mehl und Brandtwein bald theurer werden, da ein paar hundert mit diesen Artikeln beladene Barken, durch den plötzlich eingetretenen Winter in den Schleusen von Wyschnei-Wolotschok eingefroren, und dadurch verhindert worden sind, ihre Fahrt hieher fortzusetzen. Die Verzögerung der Ankunft dieser Barken, ist indeß oft im Spiele schlechtdenkender Spekulanten, die durch die Seltenheit der Waare den Preis derselben alsdann in die Höhe treiben

doch die wachsame Regierung erlaubt ihnen nicht lange ein solches Spiel, durch welches sie sich auf Kosten des Publikums, und besonders der ärmern Volksklasse unrechtmäßig bereichern. Sie sorgt anderweitig für Herbeischaffung der fehlenden, oder vielmehr, der nicht in gehöriger Quantität daseienden Lebensmittel.

IV.

Kaiserliche Lustschlösser bei St. Petersburg.

Bei der geschmackvollen Anlage der kaiserlichen Lustschlösser in der umliegenden Gegend der Residenz, verdient der Sieg der Kunst über die widerstrebende Natur gewiß eben so große Bewunderung, als die, in dem Laufe eines Jahrhunderts unter zehn Regierungen entstandenen Merkwürdigkeiten von St. Petersburg und der Sieg über die Schwierigkeiten seines Gebiets. Mit einer Beschreibung dieser Lustschlößer glauben wir darum den Lesern dieser Zeitschrift keinen geringen Dienst zu erweisen.

Unter den kaiserlichen Lustschlössern nenne ich zuerst Kamennoi-Ostrov, weil Kaiser Alexander hier in der Nähe Seiner Residenz, die Sommermonate zuzubringen pflegt. Die Minister und alle, die dem Monarchen Unterlegungen zu machen haben, befinden sich in der Nähe desselben, und mit dem Hin- und Herfahren geht wenig Zeit verloren, welche, die Kosten eines entfernten immerwährenden Transports abgerechnet, in einem

so großen Reiche, wie Rußland, bei Geschäfts-männern gewiß sehr in Betrachtung zu kommen verdient. Hier bewohnt der Kaiser zwar kein prächtiges, aber wegen seiner anmuthigen Gegend, und wegen der reichhaltigen Wasserarme sehr schön gelegenes, einfaches, zwei Stockwerke hohes steinernes Palais, das schon von dessen Vater, dem höchstseligen Kaiser Paul dem Ersten bewohnt worden war. Die ersten Anlagen des Gartens auf Kamennoi-Ostrov oder der ungefär 800 Faden langen und 300 Faden breiten Stein-Insel, schreiben sich von den vormaligen Besitzern derselben, den beiden auf einander folgenden Reichskanzlern, Grafen Golopkin und Bestuschev-Riumin her. Letzterer, dem die ganze Insel gehörte, und der viel auf ihre Verschönerung verwandte, ließ hier mehrere mit Stein ausgefütterte Graben ziehen, und legte den bis jezt noch existirenden Lustgarten im holländischen Geschmack an. Zu dem nahe am Ufer der grossen Newka (über welche eine Schiffbrücke nach dem festen Lande, so wie eine andere über die kleine Newka nach der Apotheker-Insel geschlagen ist) gelegenen Palais wurden, als der Großfürst Paul Petrowitsch Besitzer von Kamennoi-Ostrov war, noch einige Nebengebäude, als Orangerien, Ställe u. s. w. hinzugefügt. Nahe hinter dem Garten legte der Großfürst im Jahre 1780 in einem 1 Stockwerk hohen steinernen Gebäude ein Invalidenhaus für 50 abgelebte Matrosen an. Zwischen diesem

und dem Garten, ward eine kleine steinerne Hofkirche zum heil. Johannes dem Täufer im gothischen Styl gebaut. Rechts aber dieser wurden nachmals die Maltheserritter beerdigt, welches indessen jetzt nicht mehr geschieht. Seitdem Kaiser Alexander Kamennoi-Ostrov zu seinem Sommeraufenthalt gewählt hat, sind keine anderweitige Veränderungen hieselbst vorgenommen, außer, daß blos bei dem Eintritt in die Hauptavenüe zum Palais, ein paar Postamente von grauem Marmor an beiden Seiten des Weges errichtet sind. — Wenn der Monarch sich einige Zeit während der größten Hitze gegen das Ende des Junius bis zur Mitte des Julius in Peterhof, wo die Seeluft die Hitze mildert, aufgehalten hat, pflegt Er wieder nach Kamennoi-Ostrov zurück zu kehren, hier bis zum Anfange des Herbstes zu verweilen, hierauf das taurische Palais auf kurze Zeit, und alsdann das kaiserliche Winterpalais in der Residenz zu beziehen.

Petershof ward unter Peter dem Großen von le Blond angelegt, und erhielt, besonders unter der Kaiserin Elisabeth die meisten noch jetzt existirenden Verschönerungen. Unter Catharina II. ward ein bis hierzu noch nicht vollendeter, und schon größtentheils verwilderter englischer Garten, so wie auch das niedliche, in einer kleinen Waldung liegende Badehaus hieselbst angelegt. Man tritt in einen großen ovalen, von einer hölzernen Wand umgebenen Platz, der oben nicht bedeckt ist,

sondern den Himmel über sich hat, und von den umher stehenden Bäumen beschattet wird. Innerhalb dieser Wand sind Zimmer und Nischen befindlich, die mit allem Hausgeräthe versorgt sind, welche Luxus und Bequemlichkeit zu diesem Zweck erheischen. Mitten in diesem Platz ist ein grosses Bassin, von einer Gallerie umgeben und mit Treppen, Flößen und Gondeln versehen; das Wasser wird durch Röhren hieher geleitet, die das Becken nur bis zu einer gewissen Höhe füllen. — Unter Paul I. wurden die bisherigen meist hölzernen vergoldeten Verzierungen an den Springbrunnen und auf den Terrassen in marmorne und bronzene verwandelt; auch erhielt eine im obern Garten von Peterhof neu angelegte Fontaine durch den, aus Nürnberg für 60,000 Gulden gekauften schönen Neptun von Bronze, mit Tritonen umgeben, eine ansehnliche Verschönerung. Im untern Garten wurden, der Terrasse gegenüber, die beiden Kolonnaden aus Tuffo oder Pudowskischen Stein, einem granitnen Fundament mit grauen marmornen Säulen, angelegt. An beiden Enden der kleinen Kolonnaden, auf deren Dächern Fontainen sind, befinden sich mit vergoldetem Blech gedeckte Kuppeln, auf deren Spitzen sich ebenfalls Fontainen erheben, sich dann über die Kuppeln plätschernd ergießen, und hierauf an den Enden in ein Becken rauschend herabstürzen. Die Täuschung ist sonderbar genug, wenn man hier in einem heitern Wetter unter der Kolonade sitzt, den

schönsten blauen Himmel über sich sieht, und durch den stärksten Platzregen zu hören wähnt. — Ganz neuerlich sind alle die Verzierungen der Statuen auf den Terrassen und den Fontainen stark vergoldet; vielleicht wäre es besser, wenn diese vermeintliche Verschönerung nicht vorgenommen wäre, obgleich nicht zu leugnen ist, daß, bei einer Illumination des Gartens und der Terrassen, alles dieses weit schöner und glänzender ins Auge fällt. Peterhof und seine Gärten erleuchtet sehen, dies ist der wahre Moment seiner unnachahmlichen Größe und seines Glanzes. Das Ganze gleicht einem Feenschloß, besonders wenn man von dem Balkon des Pallasts, den durch unzählige Lampen und bunten Gläser erleuchteten, mit Tausenden von Masken gefüllten untern Garten, und dem zehn Klafter breiten, gefütterten Kanal entlang sieht, der von der Mitte des Schlosses bis in den Meerbusen geht und dann die majestätische Fontaine, den Simson, der dem Löwen den Rachen aufreißt, aus welchem sich eine 1 ½ Fuß dicke Wassersäule bis zu einer außerordentlichen Höhe (den berühmten Fontainen zu Marly, zu Herrnhausen, bei Hannover und beim Weissenstein unweit Kassel mit allem Recht an die Seite zu setzen) erhebt. Wenn man Peterhof an einem solchen Abende sahe, dann fällt es schwer, sich von diesem, über allen Ausdruck schönen Ort zu trennen. Alexander pflegt hier durch eine solche glänzende Maskerade den 22ten Julius, das Na-

[illegible] Seiner erhabenen Mutter zu feiern, und hiezu das ganze Petersburgische Publikum einzuladen. — Die in dem Thronsaale des Palais befindliche, vom Hackert meisterhaft gemalte Schlacht bei Tschesme in mehrern großen Gemälden, verdient alle Aufmerksamkeit.

Oranienbaum zeichnet sich wie Peterhof durch seine unvergleichliche Lage aus. Es steht ebenfalls auf einem hohen, in Terrassen geformten Abhange des obern Gestades und bildet drei abgesonderte Gebäude, von denen das mittlere durch Kolonnaden mit den zur Seite stehenden verbunden ist: unweit des Schlosses liegt eine von Peter III. angelegte kleine, jetzt ganz verfallene Festung, die er als Großfürst und selbst als Kaiser mit seinen Holsteinern zu bemustern pflegte. Mitten in einem, den Sonnenstralen unzugänglichen, melancholischen Wäldchen liegt die Einsiedelei von Catharina II. die aus zwölf schön meublirten Zimmern besteht, in welchen sich mehrere Verzierungen von der Hand der Kaiserin befinden. In der vortrefflichen Orangerie von Oranienbaum, kann man den Theebaum, den Kaffeebaum, und zu Zeiten den Pisang oder die Ananas in Blüthe sehen. Ueber Oranienbaum, wo sich ein, über eine Werst langer, gefütterter Kanal befindet, durch welchen man in den Meerbusen und nach Kronstadt fährt, nehmen gewöhnlich Reisende, die über Kronstadt nach Petersburg kommen, ihren Weg nach der Residenz, zu deren Glanz und

Pracht sie durch das sehenswerthe Peterhof, und die an beiden Seiten der rigischen oder Peterhofschen trefflichen Landstraße gelegenen geschmackvollen Landhäuser nach und nach vorbereitet werden.

Sarskoe-Selo, das in einer offenen, anmuthigen, durch kleine Hügel und Waldparthien abwechselnden Gegend, 22 Werst von St. Petersburg, im Sophischen Kreise liegt, verdient, da dieser majestätische Ort ein bestimmter Sommeraufenthalt von Catharina II. war, eine etwas umständliche Beschreibung. Paul I. hielt sich hier, während seiner Regierung im Sommer 1800, nur vierzehn Tage auf, ließ aber die schon unter seinen Vorgängern zur Unterhaltung der Gärten und Gebäude bestimmten 30000 Rubel jährlich auszahlen, so daß alles hieselbst in sehr gutem Stande blieb und bis jetzt unterhalten wird. Doch verlor Sarskoe-Selo, zu welchem jetzt noch 4000 Seelen gehören, damals einen ansehnlichen Theil der zu seinem Distrikts vormals gehörig gewesenen großen Dorfschaften dadurch, daß Kaiser Paul die von Sarskoe-Selo bisher abhängigen Ortschaften Krasnoe-Selo und Federow nach Pawlowsk schenkte, und aus Slawänka und Ischora Jämschtschicks Dörfer*) machte. — Das an dem Park von Sarskoe-

S

*) Solche Dorfschaften haben die Verpflichtung, die Posten aus ihren Mitteln zu unterhalten, d. h. nach den ihnen angewiesenen Poststazionen eine gewisse bestimmte Anzahl von Pferden zu liefern, wofür sie dann aber

[illegible], für den damaligen Großfürsten, den jetzigen Kaiser Alexander bestimmte Palais ist von Stein, in einem einfachen, aber großen Styl aufgeführt. Unter dem die beiden hervorspringenden Flügel mit dem Hauptgebäude verbindenden Säulengange der schönen Hauptfaçade, genießt man einer weiten herrlichen Aussicht über Wiesen, Hügel und Kornfelder bis Petersburg hin. Die Prunkzimmer im Palais sind zwar prächtig, aber doch dabei höchst einfach. Unweit desselben liegt die sogenannte Caprice, oder der hohe steinerne Thorweg, durch welchen die treffliche Chaussee von Petersburg nach dem kaiserlichen Palais von Zarskoe-Selo führt. Dieses Thor von einer ansehnlichen Breite ist von beiden Seiten mit künstlichen Felsenstücken belegt, oben und auch von den Seiten ist Erde hoch aufgeführt, und in dieser sind Bäume gepflanzt. Das Ganze ist einem hohen Felsenberge ähnlich gemacht, über welchen man auf schlängelnden Fußsteigen hinauf- und herabsteigen kann. Auf dem Gipfel befindet sich ein Pavillon in chinesischer Form: das Ganze hat, zwar nach einem sehr verjüngten Maaßstabe, eine entfernte Aehnlichkeit mit der Grotta del Posilippo bei Neapel. Wie in diese fällt auch in die große Caprice zu Zarskoe-Selo ein Theil des Lichtes durch die in der Decke be-

auch von Obrok, oder der jährlichen Abgabe an Geld, so wie auch von der Nothwendigkeit, aus ihren Mitteln Rekruten zu stellen, befreit sind.

[illegible] mit einem Gitter bedeckte Oeffnung. Das nah dabei gelegene, unter Catharina II. unter der Direction des englischen Architekts Cameron angefangene chinesische Dorf mit seiner Pagode ist unvollendet geblieben. In einer kleinen Entfernung von hier liegt, das im Innern sehr elegant, und ebenfalls im chinesischen Geschmack verzierte Theater. Der innere große und von den Flügeln des Palais eingeschlossene Hofplatz, der vormals eine schöne Rasenmatte war, wurde unter Paul I. durch hochaufgeführten Sand zum Paradeplatz umgeformt, auf welchem der Kaiser während seines kurzen Aufenthalts in Zarskoe-Selo jeden Morgen die Garden musterte.

Da der Leser das Zarskoe-Seloische Palais aus ältern Beschreibungen der Residenz, und der herumliegenden Gegenden kennen lernen kann, so verweile ich nur kurz bei dem späterhin unter Catharina II. angebaueten Theil desselben. Er enthält das Badehaus mit seinen prachtvollen mit Lapis-Lazuli, mit Jaspis und Agat, mit dem herrlichsten Mosaik und den trefflichsten Basreliefs und Statuen aus Marmor verzierten Zimmern, welche sprechende Beweise des Geschmacks der erhabenen Erbauerin desselben sind. Eben dieses beweiset der schöne im englischen Geschmack angelegte Garten; der in demselben erbaute, auf Arkaden von Pudowslischen Stein ruhende Kiosk, oder die mit dem Badhause verbundene bedeckte Gallerie, in welcher

die herrlichen bronzenen Büsten von merkwürdigen Personen älterer und neuerer Zeit alle Aufmerksamkeit verdienen; ferner die prächtige marmorne bedeckte Brücke nach Palladio *) die Schnabelsäule der Seeschlacht zu Morea, oder dem Grafen Feodor Orlow, und der prächtige marmorne Triumphbogen, dem Fürsten Gregor Orlow zum Andenken und seinem patriotischen Muthe, mit welchem er sich dem Aufruhr und der Pest in Moskau entgegenwarf und beide besiegte; ferner die der Natur sehr getreu nachkopirten Ruinen; kurz alles, was man hier in dem geschmackvollen Garten findet, den, ein zweites Versailles, seine Schönheit indes mehr der verschwenderischen Kunst und dem Kostenaufwande, als der hier sehr stiefmütterlichen Natur verdankt. Eine Hofkapelle, welche mit den prachtvollen Gemächern des sogenannten Badehauses Verbindung hat, und welche von Catharina II. angefangen ward, ist nachmals unter Paul I. vollendet.

In dem Garten findet man unweit der Ruinen zu welchen man bequem hinaufsteigen kann, und da, wo man einen herrlichen Ueberblick des ganzen Gartens genießt, eine kleine Copie des berühmten, bei Rom in pyramidalischer Form gebauten Grabmals

*) Es existirt außer der Sarskoe-Seloschen noch eine einzige von der nämlichen Form und dem nämlichen Architekt angegeben, nämlich die im Park in Wilton-house bei Salisbury in England.

des Cajus Sestius. Hier liegen mehrere Schooßhunde der Kaiserin Catharina II. begraben. Sie haben kleine marmorne Leichensteine mit Inschriften. Unter diesen verdient folgende, vom Prinzen de Ligne auf das Windspiel-Weibchen Zemire verfertigte, der feinen Wendungen und artigen Gedanken wegen bemerkt zu werden.

Ici mourut Zémire et les Graces en deuil
Doivent jetter des fleurs sur son cercueil.
Constance dans ses goûts, à la course legère,
Comme Tom son père, comme Lady sa mère,
Son seul défaut étoit un peu d'humeur,
Mais ce défaut venoit d'un très bon coeur.
Quand on aime, on craint tant! Zémire aimoit tant celle
Que tout le monde aime comme elle.
Croyés-vous qu'on aime en repos
Ayant cent peuples pour rivaux?
Les Dieux temoins de sa tendresse
Devoient à sa fidelité
Le don de l'immortalité
Pour qu'elle fût toujours auprès de sa maitresse.

Das Wasser, das zur Verschönerung des Sarskoe-Seloschen Schloßgartens so viel beiträgt, wird 17 Werst weit aus den gebirgigten und quellenreichen Gegenden des Demidowschen Gutes Taitz in

gemauerten Kanälen begleitet. Wenn man einen solchen Kanal rechts neben der grossen Strasse, die von dem Posthause in Sophie nach Gatschina führt, zwei Werst weit durch dunkle Birkenalleen verfolgt, so gelangt man nach Babilov, einem kleinen nach Zarskoe-Selo gehörigen Lustschlosse, das von dem nicht weit von hier zwischen Kornfeldern gelegenen finnischen Dorfe gleiches Namens so benannt wird. Zum Beweiss seiner Dankbarkeit hinterliess hier ein junger Fürst Esterhazy, dem während seines mehrjährigen Aufenthalts in Petersburg dieses Pavillon von Catharina II. zum Sommeraufenthalt in der Nachbarschaft des Hofes angewiesen war, folgende Strophen auf einer hölzernen Tafel, die bis jetzt noch an der äussersten Wand eines Nebengebäudes von Babilov befestigt ist:

Cet azyle champêtre est un don précieux
De Celle dont le monde aime ou craint la puissance.
Pour Elle, chaque jour, j'invoque ici les Dieux,
Qui daignent par ses mains protéger mon enfance.

Das von Taitz in gewölbten unterirdischen Kanälen hergeleitete Wasser stürzt sich, unweit des gedachten Lustschlosses Babilov, einige Fus tief in ein mit Feldsteinen ausgemauertes Bassin mit vielem Geräusch, und bildet einen ganz artigen Fall. Von hier nimmt es in einem geraden, ziemlich

breiten ausgemauerten Kanal seinen Lauf nach Sarskoe-Selo*)

Im Sommer 1803 ward unter der Direction des Collegienassessors Stein, eines sehr geschickten Kurländers, der in herzoglichen Dienste vormals als Forstmeister gestanden hatte, eine Forstschule zu Sarskoe-Selo errichtet und der dortige Thiergarten von dem Monarchen zu ökonomischen Versuchen eingeräumt. Zur Unterhaltung dieser Anstalt sind 10,600 Rubel bestimmt, wofür von dem Director derselben 15 Eleven unterhalten und zu verständigen practischen Förstern gebildet werden müssen.

Auf dem Wege von Sarskoe nach Powlowsk sieht man einige nach Pisé's Erfindung (von der weiter unten ausführlicher gehandelt wird) von Lehmpatzen aufgeführte Gebäude. Ferner gab es hier vormals an demselben Wege eine unter Catharina II. errichtete ökonomische oder Ackerbauschule, von welcher der Priester Samborsky der

*) Ausführliche Nachrichten über die an das kaiserl. Pallais stoßende Sarskoe-Selosche Slobode, die gegen 1200 Einwohner enthält, so wie auch über die, eine Werst von dem kaiserl. Schlosse entlegene Stadt Sophia, die ganz die Verfassung einer jeden andern Kreisstadt hat, findet der Leser in der Auswahl topographischer Merkwürdigkeiten des St. Petersburgischen Gouvernements, von Balthasar, Freiherrn von Campenhausen Riga 1797 8. Th. I. S. 117 — 140.

als Gesandtschaftsprediger lange in London gestanden und sich dort mit der englischen Landwirthschaft bekannt gemacht hatte, der Angeber und Ausführer des Plans war. Hier wurde die Landwirthschaft nach englischer Art betrieben, und jedes kaiserl. Apanagengut mußte eine bestimmte Anzahl junger Krons-Bauern, die nach festgesetzten Jahren wieder durch andere ersetzt wurden, dahin senden. Sie sollten hier die neuen Methoden erlernen und bei ihrer Rückkehr die erlernten Handgriffe unter die Ihrigen verbreiten; auch Mädchen wurden dahin abgeschickt und mit diesen verhielt es sich eben so. Sie wurden hier in der Kunst auf dem Rocken zu spinnen und in andern weiblichen, ökonomischen Arbeiten unterrichtet und, wenn sie durch andere ersetzt waren, nach ihren respectiven Dörfern wieder zurückgesandt. Der durch ökonomische Kenntnisse bekannte Staatsrath Lwow erhielt im Jahre 1798 vom Kaiser Paul nachmals den Auftrag, diese Schule aufs neue einzurichten. Lwow legte seinen Plan in einer Druckschrift dem Publikum vor und lud die Gutsbesitzer ein, ihre Lehrlinge zuzuschicken. Aber auch dieser Versuch blieb ohne merklichen Erfolg, und seit dem der nachherige Director dieser Schule, Bakunin, mit Tode abgegangen ist, heißt es, daß die Regierung willens sey, diese Anstalt ganz eingehen zu lassen. Statt dessen hat Kaiser Alexander in der Nachbarschaft von Kamennoi-Ostrov, auf eigends dazu gekauften

Grundstücke eine vollständige, englische Landwirthschafft eingerichtet, zu welcher eine kleine Kolonie englischer Landwirthe einverschrieben ist.

5 Werst von Sarskoe-Selo und 27 Werst von St. Petersburg liegt

Pawlowsk *) der Kaiserin Mutter gehörig. Paul I. pflegte mit der kaiserlichen Familie, nachdem er den Winter in der Residenz zugebracht hatte, in Pawlowsk bis in die Mitte des Sommers zu verweilen, dann Peterhof und hierauf Gatschina zu beziehen, wo er sich oft bis gegen das Ende Novembers aufzuhalten pflegte.

Das geschmackvolle Pawlowskische Palais, das durch Unvorsichtigkeit der Aufseher, am Schluße des

*) Pawlowsk sowohl, das vormals ein Kirchdorf war, wie auch Gatschina wurde durch einen Ukas vom 12ten Novbr. 1796 zu dem Rang von Städten erhoben. Nach Paul I. Tode fand sich ein Testament, vermöge welches der höchst seelige Kaiser das Palais von Gatschina mit den dazu gehörigen Gärten und einen Theil der von Gatschina abhängigen Dorfschaften Seiner erhabenen Gemalin der Kaiserin Maria Feodorowna und einen Theil derselben, so wie auch Krasnoe-Selo, dem Großfürsten Constantin Pawlowitsch vermachte. Wer das schöne Pawlowsk genau kennen lernen will, dem sind die interessanten Briefe über Pawlowsk, geschrieben im Jahre 1802 von dem Hrn. Etatsrath und Ritter Heinrich Storch mit allem Recht zu empfehlen. Der kürzlich verstorbene geschickte Künstler Tschedrin hat hiezu Zeichnungen verfertigt, die wie es heißt, mit aller Pracht in Paris gestochen werden sollen.

Jahrs 1802 durch ein ausgebrochenes Feuer sehr gelitten hatte, ist jezt eben so wieder hergestellt, wie es vormals war. Eine dreifache lange Allee von jungen Linden führt von dem Fahrwege zum Schlosse; das, da es für die ganze kaiserliche Familie zu klein war, unter der vorigen Regierung zu beiden Seiten durch angebaute bogenförmige Flügel vergrößert worden ist. Hierdurch entsteht ein schöner Hofplatz, der zu Wachtparaden dient. Die Zimmer des Erdgeschoßes, in welchem man überall sehr viel Geschmack mit Pracht verbunden sieht, werden von der erhabenen Eigenthümerin dieses Elysiums bewohnt. Unter den Fenstern dieser Zimmer liegt ein schönes Blumenparterre, durch welches eine Allee vormals zu einem einfachen bedeckten Sitze führte, der seit kurzem durch den Architekt Cameron in einen schönen, von 16 conischen Säulen getragenen Porticus umgeschaffen ist. Von hier übersieht man den Fahrweg und einen großen Theil der Gegend umher. Hier pflegte sich Kaiser Paul gemeiniglich an jedem Morgen bei gutem Wetter die Staatspapiere vortragen und unterlegen zu lassen. Die Prunkzimmer nehmen den obern Stock des Hauptgebäudes ein. Besonders merkwürdig, wegen ihrer geschmackvollen Verzierung, und der herrlich gemalten Decken, sind die geräumigen Thronsäle in dem einen Flügel; den andern bewohnen die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen. In den innern Gemächern der Kaiserin verdienet, außer der großen Menge vortreffli-

ein Gebäude [illegible] Kunstsachen, eine Anzahl der aus dem Alterthume merkwürdigsten Statuen, nach einem verjüngten Maßstabe, und von dem feinsten carrarischen Marmor verfertigt, besonders [illegible], indem die Arbeit an denselben durch die geschickte Künstlerhand so vollkommen beendigt ist. Diese vortrefflichen Statuen wurden dem kaiserlichen Paare, als es auf der Reise in Italien begriffen war, vom Pabst Pius VI. geschenkt. Nach der Gartenseite gehen bedeckte Gallerien an dem Palais hin, in welchen hin und wieder Statuen und Büsten aufgestellt sind. Hier zeichnet sich besonders eine außerordentliche schöne, von einem russischen Künstler von Gyps verfertigte Statue des Aktäons aus, an der man das herrliche Ebenmaaß, die richtige Anatomie, und besonders die Grazie in der Stellung bewundern muß.

Die unweit des Palais in einem Blumenparterre gelegene, und jetzt von Vögeln leere Voliere ist künstlich zu einer hübschen Promenade eingerichtet. Nicht weit von außen liegt ein kleines, geschmackvoll eingerichtetes Theater ganz isolirt.

Hier herum sieht man auch ein schönes von Holz gemachtes, mit Leinwand überzogenes, und von dem berühmten Dekorazionsmahler G o n z a g a gemaltes, an beiden Seiten offenes türkisches Zelt. Die in Pawlowsk im englischen Geschmack angelegten Gärten sind von einem sehr großen Umfange, und wegen der Mannigfaltigkeit der vielen in selbigen zer-

stellten Gegenstände, außerordentlich schön. Von hohen Terrassen steigt man auf bequemen steinernen Stufen in liebliche Thäler herab, wo sich zwischen Hügeln, hier mit Tempeln und Obelisken, und dort mit bronzenen und marmornen Statuen, Urnen und Hermen geschmückt und längs hohen Bergen mit dunkeln Tannen und Fichten bewachsen, durch blümigte Wiesen, ein künstlicher Fluß in hundert Krümmungen hinschlängelt. Die Natur, von der Kunst trefflich veredelt, blickt überall hervor, große Wasser-Fälle rasseln rauschend herab, andere murmeln sanft hin und ergötzen den Wanderer, den die pittoresken Ansichten an mancher Stelle in Gedanken nach der Schweiz hinzaubern.

Noch beim Palais liegt das Familien-Wäldchen von Bäumen, die zur Zeit der Geburt jedes der kaiserlichen Prinzen, und Prinzeßinnen gepflanzt und gut gediehen sind. An jedem Baume hängt der Name auf einem blechernen Schilde. In diesem Wäldchen erhebt sich eine schöne bronzene Statue, die Figur einer Verklärten mit einem Sterne auf dem Kopfe, die sich von einem Genius, der sie auf der Erde zurückhalten will, losreißt und sich zum Himmel hinaufschwingt, auf einem marmornen Fußgestelle. Die tiefgebeugte Mutter setzte dies Denkmal der verewigten Großfürstin Alexandra Pawlowna. Neben diesem wird in kurzem ein anderes auf die leider! ebenfalls zu früh verstorbene Großfürstin Helena Pawlowna deuten. In einem

melancholischen Wäldchen im Garten, findet man ein Mausoläum mit den Aschenkrügen von Paul, Alexandra, Helena, Olga und Inschriften auf Peter III. und Catharina II.

In einem kleinen, dunkeln Tannenwalde liegt ein, mit Stroh gedecktes Häuschen, das von außen das Ansehen einer Schweitzerhütte, und im Innern ein einfaches geräumiges Zimmer hat. Hier pflegt die Kaiserin, wenn sie auf einige Augenblicke den Glanz der Majestät abgelegt, und die Rolle einer ländlichen Wirthin übernommen hat, bisweilen an warmen Sommertagen die kaiserliche Familie mit frischer und gesäuerter Milch zu bewirthen. Ein alter gothischer Thurm, der Pil-Thurm genannt, steht abgesondert in einer wilden Gegend an einem hohen Damme. Durch die aufgezogenen Schleußen rauscht das Wasser herab und treibt ein großes Mühlenrad. An diesem Wasser befindet sich, von hohen Wänden umgeben, ein kaltes oben offenes Bad. Im Innern des Thurms giebt es ein schönes Zimmer mit einer ganz vortrefflichen Aussicht.

Ein anderes, sehr niedlich eingerichtetes Badehaus der Kaiserin, liegt nah beim Palais in einer Vertiefung. Nicht fern von demselben stürzt sich ein hoher Wasserfall von einem Berge herab. Auf dem Gipfel desselben erhebt sich eine runde Colonnade, mit einer Statue des Apollo auf einem Felsenfußgestelle in der Mitte.

Es liegen hier auf dem weitläuftigen Terrain

des Gartens mehrere Tempel, als der der Freundschaft, mit der Statue Catharina II. als Cybele oder Ceres; ein anderer, der Erinnerung an die Schwester der Kaiserin Mutter Fridericke geweiht und von antiken Urnen und Aschenkrügen umgeben, nebst mehrern geschmackvollen Pavillons zerstreut. Letztere überraschen oft bei der äussern Einfachheit durch die innere schön gewählte Verzierung und werden mit zuvorkommender Artigkeit, den im Park Spatzierenden durch abgelebte Invaliden geöffnet. Ein solcher bewohnt in denselben ein kleines Zimmer und wacht über die Reinlichkeit des, seiner Aufsicht anvertrauten Gegenstandes.

Die Waldungen um das Palais herum, sind überall auch grosse Strecken Weges durch gehauen und zu herrlichen Spatziergängen eingerichtet. Sie werden durch eine Menge vortrefflicher bronzener Statuen, die in der Petersburgschen Akademie der Künste nach den Meisterstücken des Alterthums gegossen, und in spätern Zeiten zum Theil aus Sarskoe-Selo herübergebracht sind, verschönert. Man sieht hier den Apoll mit den 9 Musen, Niobe mit ihrer Familie in einer Laube, einen niedlichen Amor, der auf neue Ränke sinnt und schalkhaft mit dem Finger warnt u. s. w. Eine dieser Alleen führt nach einem Pavillon Alt-Sylvia genannt, eine andere nach einem andern Pavillon jenseit des Flüsschens Slawänka, Neu-Sylvia genannt, noch eine andere nach Krasnaja Dalina (schö-

[illegible]-Thal.) Hier steht ein allerliebstes Häuschen mit zwei verschiedenen Façaden: die eine ist ein schönes griechisches Peristyl, die andere ist äusserst barok und bizarr und gefällt der jungen Kaiserin, daher dieses Haus den Namen Elisabeth führt. Andere Alleen führen nach einem sehr hübschen Chalet, nach einer neuen Form u. s. w.

Die Kaiserin giebt jährlich neue Ideen zur Verschönerung Ihres Pawlowsk an, die geschmackvoll ausgeführt werden, und diesen bezaubernden Ort immer reitzender machen.

Unweit des Palais liegt auf einer Anhöhe am Wasser, auf welchem Jachten und andere Fahrzeuge befindlich sind, die zu Pawlowsk gehörige Festung sie heisst Bibs. Eine der Schanzen ist von Alters her berühmt. Die Festung hat ihren eigenen Commandanten. Kaiser Alexander, wenn Er mit der jungen Kaiserin Seine erhabene Mutter in Pawlowsk zu besuchen pflegt, (dies geschieht gewöhnlich einmal wöchentlich: so wie auch, wenn Sich die Kaiserin Mutter in Gatschina aufhält) bewohnt hier nahe beim Palais ein äuserst einfaches Haus.

Die Stadt Pawlowsk, die mehrere regulaire Gassen, mit meist sehr geschmackvoll gebauten hölzernen Häusern, und eine schöne steinerne russische Kirche hat, steht unter einem Direktor, der zugleich Kastellan ist, und bei der hieselbst angestellten Regierung, unter deren Gerichtsbarkeit die Stadt steht.

wählet *) Gatschina, das an der großen Smolenskischen Straße oder der Poststraße, die von St. Petersburg nach Weißrußland führt gelegen, und 44 Werst von Petersburg, 21 Werst von Sophia und 22 Werst von Zarskoe-Selo entfernt ist, war der Lieblingsaufenthalt des höchstseligen Kaisers Paul I. Schon als Großfürst-Thronfolger liebte Er diesen Landsitz, und verschönerte denselben durch herrliche Anlagen.

Catharina II. die bald nach dem Antritt ihrer Regierung von dem Gatschinaschen, der Krone gehörigen District einen ansehnlichen Theil dem Fürsten Gregor Orlov geschenckt hatte, kaufte von den Erben des Fürsten, denselben wieder an sich und überließ ihn im Jahr 1784 Ihrem Sohn und Thronfolger, dem nachmaligen Kaiser Paul I. Fünf Werste disseits des Lustschlosses, kündigt ein großes steinernes Thor den Anfang des Gatschinaschen Gebietes an, welches mit dem, zunächst dem Lustschloße gelegenen Ortschaften ungefär 7000 Einwoh-

*) Nach einem am 28ten Nov. 1796 ertheilten Ukas hängt Pawlowsk sowohl, als Gatschina in vorfallenden gerichtlichen Angelegenheiten unmittelbar von dem Senat ab.

**) Ueber die, durch Ukasen vom 12ten Januar und 3ten Junius 1797 von Paul I. verordneten Einrichtungen der Stadtdirektionen in den Städten Gatschina und Pawlowsk, siehe die Verordnungen Sr. Kaiserl. Majestät Paul I. u. Th. 1, S. 96, 101, 289 und 290.

X — 1

ner beiderlei Geschlechts enthält. Auf der Poststra-
ße sieht man Hunderte von Arbeitern, die mit der Unterhaltung und Verbesserung der herrlichen Chaus-
see, die von der Residenz über Sarskoe-Selo nach Gatschina führt, immerwährend beschäftigt sind. Um dem gepflasterten Wege, der meist immer zwi-
schen Baumalleen hingeht, noch mehr Dauerhaf-
tigkeit zu geben, ist derselbe mit zermalmeten Gra-
nit überall belegt. Es befinden sich deshalb hin und wieder in kleinen Entfernungen an der Straße hingeführte Haufen von Granitstücken, die durch darunter angemachtes Feuer spröde gemacht, und hierauf in kleine Stücken zerschlagen werden. Auf die Lage von zermalmten Granit, wird grober Sand geführt und dieser alsdann planirt. Bevor man das Schloß von Gatschina erreicht, kömmt man durch die schmale Straße des Städtchens, Ingerburg, das aus mehrern zusammenhängenden, im gothischen Styl gebauten steinernen Häusern besteht. Gleich an Ingerburg stößt die Stadt Gatschina,*) in welcher das schöne Hospital, welches über hun-
dert Betten enthält, und in welchem auch Fremde aufgenommen werden, nebst der zu demselben ge-

*) Ausführliche Nachrichten über Gatschina befinden sich in der Auswahl topographischer Merkwürdigkeiten des St. Petersburgischen Gouvernements von Balthasar Freyherrn von Campenhausen. Riga 1797. groß 8. Th. I. S. 1—36.

hörigen Hospital-Kirche besonders merkwürdig ist. Ferner findet man daselbst eine Schule, in der die Kinder beiderlei Geschlechts ohnentgeldlich unterrichtet werden. Es giebt hier auch ein gemeinschaftliches evangelisch-lutherisches und catholisches Bethaus. In diesem haben an Sonn- und Festtagen erst der catholische und dann der lutherische Prediger ihre Amtsverrichtungen. Letzterer wohnt, da es hier viele Einwohner lutherischer Religion giebt, in Gatschina. Zu dessen Diöces gehören aber auch die lutherischen Glaubensgenossen in Pawlowsk und Zarskoe-Selo, die er insgesammt wechselsweise, einen Sonntag um den andern, bedient. Mit dem catholischen Geistlichen, der ebenfalls in Gatschina ansässig ist, verhält es sich auf gleiche Weise.

Die zur Stadt gehörige Porcelainfabrike, eine Tuch- und Huthmanufactur, wie auch eine Walkmühle und besonders das von Maria Feodorowna für 800 Zöglinge (aus den St. Petersburgischen Erziehungshäuser) im Jahr 1803 eingerichtete Erziehungshaus sind der Aufmerksamkeit des Reisenden werth. — In den Straßen stehen Laternenpfähle. Bei dunkeln Abenden macht die Erleuchtung um das Schloß herum und in der langen Straße der Stadt eine ganz vortreffliche Wirkung. Rechts vom Schloß liegt der Flecken Marienburg.

In der Ferne erblickt man schon den mit seinem Fundament 17 Faden hohen Obelisk, aus dauer-

haften Kalkstein, mit seinem vergoldeten Knopfe. Er steht auf einem der höchsten Plätze der Gegend, der Connetabel genannt, an der Scheide des Schloßweges von der großen Poststraße, und dominirt die ganze Gegend umher.

Das Schloß hat nach der Gartenseite zu mit seinen beiden abgestumpften Thürmen ein gothisches, burgähnliches Ansehen. Auf dem einen Thurme wehte, wenn sich Kaiser Paul in Gatschina aufhielt, die kaiserl. große Admiralsflagge; auf dem andern die großmeisterliche Flagge des Ordens des heil. Johannes von Jerusalem; auf letzterm Thurme befindet sich ein Blitzableiter.

Das drei Stockwerke hohe mittlere Hauptgebäude ist schon zur Zeit des Fürsten Orlow im Jahre 1770 aus dem schönen strohfarbenen Pudostschen Kalkstein erbaut. Die prächtigen und geschmackvoll meublirten Zimmer des mittlern Stocks werden von der Kaiserin bewohnt. Weil das Hauptgebäude zu klein war, um von der ganzen kaiserl. Familie bewohnt werden zu können, so ward dasselbe nachmals durch zwei bogenförmige, dem Hofplatz einwärts gekrümmte Flügel, mit zwei einstöckigen Nebengebäuden verbunden. Jedes der letzten macht ein weitläuftiges Viereck mit vier ähnlichen Thürmen in den Ecken aus. Eine prachtvolle Colonnade von aschgrauen Marmor, bildet an der Hofseite im zweiten Stockwerke dieser Flügel, ein doppeltes Corridor, dessen Wände die Büsten [illegible]

scher Kaiser schmücken. In dem linken Quarré befand sich vormals die Bibliothek, die jetzt dem Großfürsten Constantin Powlowitsch gehört, und in einem Nebengebäude des Marmorpalais in Petersburg aufgestellt ist. Ferner befindet sich in diesem Viertel das niedliche Schloßtheater, die Rüstkammer, die Manege mit den Wohnungen der Stallbeamten, nebst der Wohnung des Directors von Gatschina. In dem rechten Vierecke sind die Hofkapelle, die Wohnung des Commandanten, mehrerer, beim Hofstaat angestellten Personen, und die Hofküchen befindlich.

Die hügelichte, wasserreiche Gegend in den weitläuftigen Schloßgärten, durch welche die Ischora ihren Lauf nimmt, ist reizend und biethet mannigfaltige vortreffliche Ansichten dar. Nur wenig bedurfte hier die Kunst der schönen Natur nachzuhelfen. Das Ganze trägt das Gepräge von Erhabenheit und Größe, die englischen Parthieen sind außerordentlich mannigfaltig geschmackvoll und abwechselnd. Ueberall hat man das schönste cristallähnliche Wasser, das seiner Tiefe ungeachtet bis auf den Boden hell ist. Ein schöner See, mit einigen Jachten darauf, zieht sich zwischen buschigten Hügeln hin, Inseln in demselben, und architektonische Bauverzierungen, geschmackvolle steinerne und hölzerne Brücken, Gazons und Blumenstücke, Urnen, Vasen und Obelisken sieht man rund umher an den Ufern dieses malerischen Sees.

Eine der grössten Inseln ist die sogenannte Isle d'amour. Am Pavillon auf derselben liest man die russische verdeutschte Inschrift: Insel der Liebe, Tempel der Venus. Auf einer andern Stelle wählt man ein türkisches Zelt zu sehen. Es ist von Holz gemacht, mit Leinwand überzogen und von eben der Meisterhand gemalt, wie das in Pawlowsk. Rings umher stehen Schaukeln von verschiedener Art, eine Kegelbahn u. s. w.

Hinter einem, mit Säulen verzierten Portal auf einer Anhöhe, ist ein vermeintlicher Holzstoß versteckt. In diesem lassen sich Thüren und Fenster öffnen. Die Täuschung und das Staunen bei der äußern kärglichen Hülle wird noch größer, wenn man in diesem Holzstoß ein schönes Divanzimmer mit Spiegelwänden findet. Nicht weit davon ist ein auf mehrere Terrassen neu angelegter botanischer Garten. Der unweit davon gelegene Lustwald Silvia enthält eine steinerne Fasanerie und biethet mehrere angenehme Spaziergänge dar.

Sobald man durch ein neues, in einer schönen Form von Stein aufgeführtes Thor aus der Hauptstraße der Stadt in den Garten tritt, hat man einen malerischen Anblick auf ein weites, mit hochstämmigen Orangeriebäumen umgebenes Wasserbecken. Der Wanderer vergißt bei dieser lieblichen Ansicht den rauhen Norden, und wähnt sich in eine Villa des milden Italiens versetzt. Ueber dieses Wasserbecken erhebt sich eine hohe Terrasse, auf wel-

ihr Kaiser Paul unter Seinen Fenstern im Schloß einen reizenden Garten mit Blumenparterres Laubgängen und einer zierlichen Einfassung anlegen ließ, welchen niemand, außer Ihm betreten durfte. In einem Rundel, gegen das, die Alleen daselbst zusammen laufen, steht ein Kreis schöner marmorner Statuen.

Außerhalb des großen Schloßgartens, links von der Poststraße, ebengedachter Terrasse gegenüber, liegt in einer Vertiefung im Wasser, die sogenannte Priörei, ein nach der Erfindung von Pisa ausgeschlagener Erde oder Lehmpatzen erbautes Haus mit einem gothischen Thurme. Dieses Gebäude ward vom Kaiser Paul dem Orden des heil. Johannes von Jerusalem gegeben.

Die Vorliebe, welche Paul I. für Gatschina hatte, hat Maria Feodorowna für dieses Lustschloß nicht. Pawlowsk ist Ihr Lieblingsaufenthalt im Sommer; doch pflegt Sie die letzte günstige Jahreszeit jährlich in Gatschina zu verweilen und sich hier wenigstens einen, auch wohl zwei Monate bis zum Anfange des Winters aufzuhalten.

Das unter Catharina II. im Jahre 1770 an der sechsten Werst des Zarskoe-Seloschen Weges, in einer mit Gesträuch und verwüsteten Waldungen bedeckten Fläche, in gothischen Geschmack erbaute kaiserliche Lustschloß Tschesme (vormals Kikeriko oder Kikerikerino, Froschsitz) ist von Ziegeln, in Form eines Dreiecks zwei Stockwerke hoch auf-

geführt. Das Dach hat auf jeder Ecke einen zylindrischen abgestumpften Thurm mit einer gothischen gezackten Spitze. Das Innere ist eben so absichtlich einfach und altmodisch. In den Zimmern des obern Stocks sind die Gemälde, der um das Jahr 1775 in Europa regierenden fürstlichen Familien aufgestellt. Die mehrsten Portraits sind Geschenke der Höfe, in natürlicher Größe. Sie sind von Hofmalern gemalt und größtentheils Meisterstücke. Hier versammelte sich vorzeiten das St. Georgen-Ordenskapitel; die einfachen Wohnungen der Offizianten stehen am Hofplatze, so wie die kleine Johanniskirche mit ihren fünf Kuppeln, welche vorzeiten die Ordenskirche der Georgenritter war. Jährlich wird hier am Johannistage auf dem Schloßplatze ein kleiner Jahrmarkt gehalten.

Das von Peter dem Großen im J. 1711 an dem Peterhofschen Wege, 18 Werst von St. Petersburg angelegte kaiserl. Lustschloß Strelna wurde vom Kaiser Paul I. Seinem zweiten Sohne, dem Zesarewitsch und Großfürsten Konstantin Pawlowitsch geschenkt. Das bisher unbeendigte Schloß ward seitdem ausgebaut, litt aber sehr durch ein am Ende des Jahrs 1803 daselbst ausgebrochenes Feuer. Kaiser Alexander ließ es bald darauf auf Seine Kosten schöner wieder herstellen als es gewesen war, und nun ist es ganz fertig und hat besonders ein schöngeformtes, mit Eisen gedecktes und grün angestrichenes Dach erhalten.

weit. Der in einer anmuthigen Gegend liegende Schloßgarten wird seitdem auch in einem guten Zustande unterhalten und hat durch mehrere Verschönerungen sehr gewonnen. Der Großfürst pflegt hier zu wohnen, wenn die kaiserliche Garde zu Pferde, deren Chef Er ist, hier herum kampirt. Gleich bei Sophia liegt das ansehnliche russische Kirchdorf gleichen Namens mit seiner steinernen Kirche. Hier befindet sich auch auf der rigischen Poststraße die letzte Poststation vor St. Petersburg von wo der Reisende bis zur Residenz (und auch von hier bis dahin, so wie auch dies bei der letzten Stazion vor Moskau der Fall ist) doppeltes Postgeld (die Poko-dyalej) bezahlt.

Pella, das 35 Werst von St. Petersburg, 16 vom Sawilov-Selo und 27½ von Schlüsselburg am linken Ufer der großen Newa an der Schlüsselburgschen Poststraße liegt, war vormals ein Landhaus des Geheimen-Raths und Ritters Neplujev, der hier ein hölzernes Gebäude im J. 1758 hatte aufrichten und dabei einen Garten anlegen lassen. Catharina II. kaufte es im J. 1784 zur Anlegung eines kaiserlichen Lustschloßes. Die Lage der Gegend ist äußerst reizend, indem die Newa hier einen starken Bogen macht und die ansehnliche Tosna in ihr Bett aufnimmt. Die Newa hat hier ein steiles, hohes Ufer, und in ihrem Bette einige Steinblöcke, die ihren Lauf rauschend und schießend machen. Kurz zuvor drängt sich der Fluß, wie der

Rhein vor dem Bingerloche, durch ein enges Bette, in welchem hohe Steine herverragen, wodurch Katarackten (russisch Porogi oder kleine Wasserfälle) entstehen. Man sieht hier noch am Ufer Ruinen von einer alten Schanze, die unter dem Namen der heiligen Schanze bekannt sind. Die ausgebrochenen Kriege unterbrachen die Vollendung der in Pella durch die Hofarchitekte Staros und Kofelos angefangenen, steinernen Gebäude. Unter den freistehenden Pavillons zeichneten sich fünf durch Verschiedenheit der Form der Lage, der Größe und durch die Mannigfaltigkeit ihrer architektonischen Verzierungen besonders aus. Zwei derselben, von denen das eine zur Wohnung für die Kaiserin und das andere für die kaiserliche Familie bestimmt war, stehen nahe am Ufer. Zwischen beiden liegt das größte oder das Hauptgebäude im Hintergrunde. Dieses hatte einen außerordentlich großen Saal, der nach Art der Säle in den römischen Bädern verziert nnd mit allem, was zu großen, am Hofe zu feiernden Festivitäten erforderlich ist, versehen war. Weiter seitwärts und zurück stehen die Wohnungen der Hofleute. Küche, Orangerie, Remisen, Ställe u. s. f. befinden sich in einer sehr großen offenen, noch uneingetheilten Fläche. Ueberhaupt standen hier jetzt neun verschiedene Gebäude. Einige derselben hingen durch Arkaden, Gallerien und Colonnaden dergestalt zusammen, daß sie von der Landseite ein gewisses Ganzes ausmachten, welches

verschiedene Höfe und Gärten in sich fassen sollte; aber sowohl letztere, die im englischen Geschmack, mit vielen malerischen Abwechselungen verziert, angelegt werden sollten, als auch die Gebäude selbst, waren bei dem Hintritt Catharina's II. unbeendigt. Kaiser Paul I. wollte die schon weit vorgerückten Baue nicht weiter fortsetzen lassen. Auf seinen Befehl wurden sechs Flügel oder Pavillons niedergerissen, und die Ziegeln zur Aufbauung der zum kaiserl. Stallhof gehörigen Gebäude in Petersburg gebraucht. Drei Pavillons stehen, da Kaiser Alexander mit dem Niederreißen einzuhalten befahl, noch unangerührt da, die übrigen sind Schutthaufen. Schade darum! dem blos skizzirten Plane nach, würde sich dieses kaiserliche Lustschloß, seiner herrlichen Lage wegen, vor mehrern der übrigen, einst sehr vortheilhaft ausgezeichnet haben.

V.

Türkische Landhäuser um Konstantinopel.

So lebendig der Geschmack der Muhamedaner auch für Gärten ist, so geniessen sie doch nicht viel von den Vergnügungen des Landlebens. Nimmt man einige wenige Bewohner der Hauptstadt aus, so giebt es im ganzen übrigen Reiche wenig Türken, die besondere Wohnungen außerhalb den Städten besitzen. Auch die Landhäuser um Stambul sind nicht etwa, wie bei andern Nazionen, Schlößer und Lustgebäude, die isolirt tief im Lande, mitten unter Gartenanlagen und Parks liegen; sie machen vielmehr nur einen Theil der vielen Vorstädte aus, die die beiden Ufer des thrazischen Bosporus schmücken.

Unter den Osmanli, die solche Anlagen am Kanal besitzen, können die Personen, die zur Geistlichkeit oder zum Korps der Ulemas gehören, die Ex-Minister und einfachen Partikuliers am meisten dieselben benutzen. Die Staatsbeamten und fast alle Angestellte bringen gewöhnlich nur des Nachts

daselbst zu, denn in der Türkei sind alle Tage der Thätigkeit und Arbeit geweihet und, die beiden Beiram's ausgenommen, ist jeder verbunden, beständig auf seinem Posten oder bei seinem Departement zu seyn. Diese Landgebäude, welche man Joli nennt, und die gemeiniglich nur von Holz aufgeführt und sehr bunt gemalt sind, sind die einzigen um Konstantinopel. Unter diesen anmuthigen hübschen morgenländischen Sommerpallästen zeichnet sich, auf der europäischen Seite, das des verstorbenen Kapudan-Pascha aus, welches eine Mitgift seiner Gemahlin, der Tochter Abdul-Hamid's und leiblichen Konsine des regierenden Sultans Selim war. Ein anderes zierliches Lusthaus unweit Dolma-Backdscheh, gehört dem Pascha von Morea, dessen Gemahlin Bei-Khan eine Halbschwester des Großherrn ist.

In der Hauptstadt, so wie in den Provinzen, haben die Muselmänner keine Idee von entfernten Besitzungen, Schlössern, Landgütern; sie kennen die Annehmlichkeiten eines ländlichen Aufenthalts nicht genug, um den Städten und den städtischen Lustbarkeiten auf eine geraume Zeit zu entsagen. Der Zustand des Kriegs, der ihnen so natürlich ist, mit ihren herkömmlichen Sitten so übereinstimmt, die Unbeständigkeit des Glücks und der Staatsämter, die Gefahr, die damit verknüpft seyn würde, bei einer so despotischen Regierungsverfassung, seinen Reichthum, seine Wohlhabenheit öffentlich den

Augen des Publikum's blos zu stellen, die beständigen Ungerechtigkeiten der Grossen und Gouverneurs, und ihre willkührlichen Eingriffe in die Rechte ihrer Untergebenen, ihre Attentate gegen Alles, was dem Menschen, dem Bürger eines Staats heilig ist, selbst der Mangel an Sicherheit auf allen Landstrassen, besonders zur Zeit des Krieges..... Alles dies und noch vieles Andere, muss starke Bewegungsgründe herbeiführen, den Geschmack am Landleben zu schwächen, und nichts auf kostbare, schöpferische Anlagen ausserhalb den Städten zu verwenden.

Ein Grosser des Reichs oder ein reicher Partikulier, der ansehnliche Besitzungen hat, wird höchstens dort ein Haus zum Sitze seines Pächters, Verwalters oder Geschäftsträgers unter dem Namen eines Tschiftlik, aufrichten lassen, selten dass er dabei auf Wohnungen für sich selbst Rücksicht nimmt. Solcher Pachtungen oder Tschiftliks sieht man darum doch nur wenige in den Umgebungen der Hauptstadt; einige befinden sich jenseits Skutari in Asien, andere in der Gegend von Bujuk-Tschekmedscheh und Kutschuk-Tschekmedscheh auf der Strasse nach Adrianopel. Sie gehören einigen vornehmen Herren in Konstantinopel, die nur selten dahin kommen. Die beträchtlichste Anlage dieser Art ist die von Ghasi-Hassan-Pascha zu Lewend-Tschiftlighi, zwei französische Meilen von der Stadt, auf der Seite von Tharapia.

Die Sultane selbst scheinen nicht mehr Geschmack an ländlichen Belustigungen zu finden. Verändern sie bisweilen auch ihren Aufenthaltsort in der warmen Jahrszeit; so kommen sie doch nie aus dem Bezirk der Stadt, im weitläuftigen Sinne, heraus. Im Frühlinge verlassen sie gewöhnlich mit dem Harem das große Serail und beziehen eins ihrer Palais in den Vorstädten, die übrigens wohl, reizende Environs, aber nichts weniger als kostbare Gartenanlagen haben. Sultan Selim hat eine besondere Vorliebe für Dolma-Backdscheh; andere Kaiser haben einen Sommeraufenthalt in Ainali-Kavak, Kara-Aghatsch, Defterdar-Buruu, Davud-Pascha u. a. m. vorgezogen. Das Schloß, das Sultan Murad IV. unweit Skutari erbaute, liegt bereits in Ruinen, und keiner seiner Nachfolger hat die mindeste Lust bezeigt, es wieder aufbauen zu lassen. Alles was man übrigens zu Sauk-sui, Idris-Kerschki, Hunnkear-Iskelessi oder Tokath, Keaghid-Khaneh (den süßen Wassern), Bebbek-Baghtschessi, Schemsi-Pascha, Beschiktasch u. an andern Orten sieht, besteht fast lediglich in Pavillons, wo der Sultan bei seinen Spazierfahrten oder Ritten, Kaffee zu sich zu nehmen, und einige Stunden auszuruhen pflegt. Man nennt sie darum auch Binisch-Yehrleri d. i. Stazionen für die Kaiserliche Kavalkade.

Wenn die osmanischen Monarchen wenig auf ih-

re Sommerschlösser und Lustorte verwenden, so denken sie noch weniger daran, kostspielige Gebäude weit entfernt von der Hauptstadt für sich anzulegen. Ihre Politik geht immer blos darauf hinaus, einen Schatz zu sammeln, sich nie von der Residenz zu entfernen, und selbst nicht eine einzige Nacht weit vom Sitze des Thrones zuzubringen. Sie halten es sowohl für ihre Pflicht als für nothwendig, durch ihre beständige Gegenwart jeden Funken von Unruhen und Empörungen im ersten Keime zu ersticken, und sich schnell bei den Feuersbrünsten, die so oft die Hauptstadt heimsuchen, persönlich einzufinden, um ihren Verheerungen zu steuern.

Man sieht aus diesen Bemerkungen, daß die Sultane, nicht minder als ihre Unterthanen, Sklaven von herrschenden Vorurtheilen und einmal eingerissenen Gewohnheiten sind. Ohne Unterlaß müssen sie ihre Neigungen und ihren Geschmack nach den dominirenden Sitten modifiziren, die die Zeit und öffentliches Interesse in diesem Reiche geheiligt haben.

VI.

Morgenländische Anekdoten und Miszellen.

Ein armer Türk, der bei einem fränkischen Kaufmanne als Gartenarbeiter sein Brod verdiente, hatte vor vielen Jahren einen Mord begangen. Unversehens kam ein Vezir als Grosinquisitor an den Ort, wo sich dieses zugetragen hatte und lies sogleich den Delinquent ergreifen, um ihn vielleicht nach wenigen Stunden aufknüpfen zu lassen. Der bestürzte Muselmann wuste, daß sein Brodherr reich und menschenfreundlich war, und flehte ihn daher um schleunige Hülfe an. Dieser trat auch ungesäumt mit dem golddurstigen Pascha in Unterhandlung, und erbot sich, zur Befreiung seines Gartenarbeiters, hundert Goldstücke, die man Scherifs zu nennen pflegt, zu erlegen. Der Handel kam zu Stande und die Summe von dem Kaufmanne dem Kihaja des Pascha entrichtet. Dieser aber behielt 10 Scherifs als Akzidenz für sich, und lieferte an den Gelderheber nicht mehr als 90 ab. Nun giebt es bekanntlich in der Türkei eine Klasse von Menschen, die in groser Achtung stehen, sich für Verwandte des Propheten ausgeben, einen

grünen Turban tragen und (gerade wie jene Goldmünze) Scherifs heißen. Als der Pascha nach angestellter Untersuchung nur 90 Goldstücke sah, machte er Schwierigkeiten und sagte: „Da die Mordthat des Angeklagten erwiesen ist, so muß er schlechterdings sterben." — Hierauf erwiederte der abgefeimte Schreiber, der glücklicherweise den Zusammenhang der Sache kannte: „Es ist wahr, großer Vezir, diese Zeugen erklären ihn für schuldig; allein es sind hundert Scherifs gekommen, deren Aussage doch mehr Gewicht hat, und die behaupten, er sey unschuldig." — „Wie mich dünkt, versetzte der Pascha, sind ihrer nur neunzig." — „Das kommt daher, antwortete der Schreiber, weil zehn von ihnen, ihrer Alterschwäche wegen, nicht hierher gehen konnten, und deshalb bei Deinem Kihaja geblieben sind." — Der Pascha hatte keine Baumwolle in den Ohren und — sprach den Angeschuldigten los.

Ein König von Persien hatte in einer schweren Krankheit das Gelübde gethan, daß er eine ansehnliche Geldsumme unter die Mönche austheilen lassen wolle, wenn er gesund würde. Er ward es und gab einem Sklaven einen Beutel mit Gold, um es zu dem versprochenen Gebrauch anzuwenden. Der Sklave kam mit dem vollen Beutel wieder, und sagte, daß er keine Mönche angetroffen habe. „Was?" erwiederte der König, „es sind ihrer viele Hunderte

in der Stadt." „Es ist wahr" sagte der Sklave, daß sie alle die Kleidung tragen; aber da ich ihnen Gold anbot, wollten sie es alle annehmen, woraus ich geschlossen habe, daß sie keine Mönche wären.

Weil ich mit Weinen auf die Welt gekommen bin, sagt ein arabischer Schriftsteller, währenddem meine ganze Familie in Freuden war; so bin ich entschlossen, mit Lachen zu sterben und nun meine Familie weinen zu lassen.

Der Sohn des Aaron Veschide, schreibt Saki, wollte einen Mann bei'm Kadi verklagen, der seine Mutter geschimpft hatte, und um Rache bitten: „O mein Sohn, antwortete ihm Aaron Veschide, Du wirst Deiner Mutter mehr Schimpf anthun, als dem Verläumder; denn Du wirst machen, daß man glaubt, sie habe Dir nicht verzeihen gelernt."

Die hindostanischen Fabeldichter erzählen, daß es in Indien eine Gegend gäbe, wo alle Einwohner bucklicht seyen. Ein junger, schöner und wohlgebildeter Fremder kam in dieses Land; sogleich sah er sich von einer Menge Einwohner umringt; seine Gestalt kam ihnen sehr außerordentlich vor; sie erstaunten, lachten, spotteten und hätten ihre Verwunderung gewiß weiter getrieben, wenn nicht einer von den Einwohnern, der vermuthlich mehr

Menschen, als blos Bucklichte gesehn hatte, ihnen zugerufen hätte. „Ei, meine Freunde, schonet doch des armen, ungestalteten Menschen! Muß man ihm darum übel begegnen, weil ihm der Himmel keine so schöne Gestalt verlieh, als uns? Laßt uns vielmehr in den Tempel gehen und den Göttern für den Buckel danken, womit sie uns so gnädig beschenkt haben.“ — Als Maxime wird daraus gezogen, daß man, wenn man einer Nazion angenehm seyn wolle, den Buckel annehmen müsse, den sie trägt.

Ein Derwisch, sagt Sadi, wurde seiner Frömmigkeit wegen in ganz Bagdad verehrt; das Volk und die Grossen hatten Vertrauen zu seinem Gebete. Hoschas Joseph, ein mächtiger Tyrann kam zu ihm und sagte: „Bitte Gott für mich!“ — „O Gott!“ rief der Derwisch, indem er die Hände gen Himmel erhob, nimm den Hoschas Joseph von der Erde!“ — „Bösewicht, was bittest Du?“ rief dieser. — „Ich bitte den Himmel um die größte Gnade, die er dem Volke und Dir erweisen kann,“ antwortete der Mönch.

Der Khalif Mahadi war ein grosser Liebhaber der Jagd. Als er sich einmal verirrt hatte, kam er zu einer Hütte eines Landmanns und forderte zu trinken. Dieser brachte einen Krug mit Wasser, und der Khalif trank ein paar Züge. Mahadi

fragte hierauf seinen Wirth, ob er ihn kenne? Nein, antwortete dieser. „Ich bin, fuhr der Fürst fort, einer der vornehmsten Herren am Hofe des Khalifen.“ Er trank wieder einmal und fragte nochmals den Landmann: ob er ihn kenne? Dieser antwortete ihm, daß er ihm ja eben gesagt habe, wer er sey. „Das ist es nicht, erwiederte Mahadi; ich bin noch weit größer, als ich gesagt habe.“ Er trank abermals und wiederholte zum drittenmal seine Frage. Der Araber, der beinahe ungeduldig darüber wurde, sagte, er habe sich ja selbst darüber erklärt. Nein, nein, antwortete der Prinz, ich habe Dir nicht Alles gesagt; ich bin der Khalif vor dem Jedermann niederfällt.“ Der Araber, anstatt die Kniee zu beugen, nahm bei diesen Worten den Krug weg und trug ihn wieder hin, wo er ihn geholt hatte. Der Khalif wunderte sich und fragte nach der Ursache. „Ei, sagte der Araber, wenn Du noch einmal tränkest, möchtest Du wohl gar der Prophet Muhammed seyn, und dann tränkest Du etwan noch einmal, und wolltest mich endlich bereden, daß Du der allmächtige Gott selbst wärest.“

Ein Gesetzgeber, wird in einer morgenländischen Erzählung gesagt, wollte einem Staate eine neue Gestalt geben. Um ihn geschwinder aus seinem zweifelhaften Zustande zu ziehen, vermehrte er die Gesetze. Unterdessen fiel er in eine Krankheit, und sein Arzt verschrieb ihm verschiedene Arzneimittel

auf einmal. „Warum aber so viele?" fragte der Kranke. — Um Deine Gesundheit desto geschwinder wieder herzustellen," antwortete der Arzt. — „Aber unter diesen Arzneien werden einige die Wirkung der andern hindern," fuhr der Kranke fort. — Verzeihe, versetzte der Arzt, ich glaube in der That, daß ich Unrecht habe; aber ich wollte Deine Krankheit so kuriren, wie Du die Krankheiten des Staats kurirst."

Fürst R — war russischer Gesandter bei der hohen Pforte. Ein Trupp insolenter Janitscharen beschimpfte einst mehrere Leute von seinem Gefolge. Sogleich beschwerte er sich beim Großvezir. Was that der türkische Oberminister? — Er machte einen horizontalen Gestus, und — wenige Minuten nachher schleppte man einen Sack herbei und sieben bluttriefende Köpfe rollten dem überraschten Fürsten vor die Füsse.

Extrablatt No. 2.

Witzsprüche und Postskripte.

Raum und Zeit gewonnen — Alles gewonnen. Die Königin Dido verlangte nur ein Stückchen Land, wie eine Kuhhaut groß, und daraus wurde Karthago. Die Missionarien der Kammer der Propaganda erbaten sich nur ein Plätzchen, um eine Hütte und ein Kruzifix aufstellen zu können, und wurden Herren von Paraguay. —

Anekdoten sind die Würze eines Mahls, eines Gesellschaftszirkels, ja das Salz des Lebens; mit ihnen versüßt man den sauersten Wein und vergißt der Fehler des Kochs. Auch bei solchen Tischen, wo Küche und Keller sehr gut im Stande zu seyn pflegen, sind Anekdoten gut — sie helfen verdauen. —

Der dienstbare Geist, der sogenannte Attaché oder Bediente manches Herrn muß zu gewissen Zeiten blinder seyn als ein Maulwurf, tauber als ein Auerhahn, wenn er balzt, stummer als ein Fisch, und fühlloser als ein Polyp. Dagegen wieder scharfsichtig wie ein Luchs und feinöhrig wie ein Spitz. Geruch, Geschmack, Gefühl muß er häufig gar nicht haben, weil es gar zu oft Gelegenheit geben kann, wo er die Natur verklagen möchte, daß sie ihm dergleichen Sinne gab. —

Große Köpfe stiften viel Gutes, aber auch wahrlich viel Unheil: denn sie werden verehrt und niemand untersteht sich, weiter zu gehen. Sie sind ein Wall, den kein Remus zu ersteigen sich unterfängt. —

Wer alles Gute in der Welt prüfen wollte, dem würde wenig überbleiben; aber er würde auch einem Menschen gleichen, der sich nicht eher in den Schatten eines Baumes lagern möchte, bis er zuvor jedes Blatt skeletirt hätte. Indessen thut er doch wohl daran, wenn er vorher wenigstens die Raupen abschüttelt. —

Die Blumen, die man auf dem Gipfel der allgemeinen weiblichen Gunst findet, sind Tulpen, schön von Farbe, aber ohne Geruch. —

Einige Leute sind so langsam und langweilig im Reden, daß man ihre Köpfe mit einem Destillirkolben vergleichen kann, welcher auch nur Tropfenweise einen Extrakt aus den darin enthaltenen Kräutern giebt. —

Die Freundschaft der Jünglinge ist die Vorgängerin der Liebe: der Engel, der ihr in dem jungen Herzen den Weg bereitet; aber leider gehört sie meistens nur dem harmlosen Alter, der freien, frohen Jugend an; ihre Banden welken mit unsern Blüthen und aus den Nachwehen süßer Täuschungen tritt nur zu häufig schlau und frostig die Eigensucht hervor. —

Jung, schön, witzig und sehr reich seyn; wissen, daß man es ist; und nicht ein klein wenig den Fat anzunehmen: das heißt in der That einer Versuchung glücklich entgangen, deren sich kein Heiliger der thebaischen Wüste hätte schämen dürfen. —

Der Staat ist ein großes Gebäude, bei welchem die einzelnen Menschen und ihr Glück nur als Baumaterialien in Anschlag kommen; eine bewunderungswürdige Maschine, deren künstliche Triebwerke und Räder unaufhörlich von dem Blute einzelner Zer-

Walmker triefen, ein Labyrinth sinnreich verschlungener Irrgänge, in deren Mittelpunkt der Minotaur, politische Nothwendigkeit, täglich seine hundert oder tausend Opfer, heimlich oder öffentlich zerreißt. —

Nicht leben, sondern gesund seyn heißt leben, sagt schon der alte Epigrammendichter (non est vivere, sed valere vita. Martial. VI. 70.) und Montaigne bemerkt mit Recht, daß man bei einem Menschen, dem man eine Grabschrift zu setzen willens sey, nie fragen solle: wie alt ward er? sondern nur: wie lange war er gesund? Ein alter Sophist der berühmte Prodikus, nannte das Feuer die beste Universalwürze. Darüber mag er sich denn in unsern Italiäner-Kellern von einem unserer Schmecker ein belehrendes Kollegium lesen lassen. Gewiß mit größerm Rechte kann man die Gesundheit eine solche Universalwürze nennen, ohne welche das Süßeste, bittere Galle; das Wohlschmeckendste, widrig wird. Denn selbst den Genüssen, sagt Plutarch, schon 1700 Jahre vor Tissot, gewährt die Gesundheit, wie die Meeresstille den Eisvögeln, eine sichere und schöne Geburtsstunde und Wochenstube. —

Freundschaften, die man sucht, sind wie das Glück, dem man nachjagt; es flieht entweder vor uns, oder, wenn es sich haschen läßt, so haben wir, gleich jenem Faun, statt der reizenden Nymphe einen Rohrbüschel im Arme. Eine andere Sache ist es mit dem Finden; aber wer aufrichtig seyn will, der muß gestehen, daß er dem Ungefähr mehr zu danken hat, als der angestrengtesten Bemühung. —

Wer den feinen Flor, der vor unsern Augen, wie der Vorhang in einem chinesischen Schattenspiele, niedergelassen ist, hinwegreißt, der giebt uns für süße Täuschung nur bittere Wirklichkeit. Glücklich macht den Menschen die Einbildung. Wir sind und bleiben Kinder unser Lebelang: und wer es nur versteht, uns von Zeit

zu Zeit ein buntes Spielwerk in die Hand zu geben, der kann uns immer schon um den Genuß desjenigen, was wir wünschen und mit aller Anstrengung suchen, betrügen. —

Mißtrauen ist die verschnittene Leibwache des Schwachen; aber edle Besonnenheit schützt, wie ein Engel mit dem Flammenschwerdte, die Thüre ihres Freundes. Der geübte Menschenkenner lernt sich auf Tugenden verstehen, wie der geübte Zahlmeister auf Münzen. —

Argwohn ist eine Frucht, die man in dem großen Garten der Menschenkenntniß pflückt. Sie ist freilich nicht süß, sondern herbe, wie wildes Obst, aber sie wächst überall und ungepflegt. Ein harmloses, nur der Freude offenes Herz sieht unter seinen Füßen stets die Blümlein Je länger-je lieber, hervorsprießen, und umarmt in jedem Menschenantlitze, wenn die Bosheit ihr schwarzes Siegel noch nicht darauf gedrückt hat, seinen Bruder. Glücklich mögen diese arglosen Herzen immerhin seyn; wenn sie aber nicht auch zugleich leichtsinniger sind als ein junges Mädchen, dessen schöne Larve die Gaffer an sich zieht, so tragen sie aus jeder neuen Bekanntschaft eine blutende Wunde mit sich hinweg. Sie ist in der That so übel nicht die finstere kanonische Regel: Ein jeder wird für böse gehalten, bis er das Gegentheil bewiesen hat; wenigstens sichert sie gegen Verlust, wenn sie auch keine Freude bringt. Im gar zu hohen Grade aber ist freilich der Argwohn ein Akonit, das sich durch das kleinste Wurzelfäserchen wieder erneuert und zur üppigsten Schmarozerpflanze anwächst. So wie man alle nur möglichen Krankheiten zu haben glaubt, wenn man den diätetischen Hausarzt täglich berathfragt und sein Leben verkürzt, wenn man sich all zu sklavisch an die Kunst, es zu verlängern, bindet: eben so greift der Argwohn die zartesten Fäden unsers Herzens an und trennt sie, mit der Scheere der

Verzweiflung an die Menschheit, von dem schönen Stamme der Freundschaft und Geselligkeit. Auch haben Argwohn und Feigheit in ihrem Gefolge die Grausamkeit, so wie einst die Consulen die Lictoren. —

Sehr recht hatte der, welcher einen mit Härte erwiesenen Dienst, ein steiniges Stück Brod nannte: wer hungrig ist, muß es freilich wohl annehmen, aber es erstickt ihn beinahe, indem es heruntergleitet. —

Nichts ist einem Verlegenen heilsamer, als wenn er reden kann; er fällt zwar immer tiefer drein, aber er ist wenigstens vor einer Seelenlähmung sicher, die eben so wie eine körperliche, oft Zeitlebens auf die Seele einen Einfluß hat. Die Zunge ist in solchen Fällen Ventilator in einem stockigen Zimmer. Sie bringt frische Luft herein. —

Bias sagte, ein obrigkeitliches Amt enthülle, was am Menschen sey. Denn gleichwie man an Fässern, so lange sie leer sind, nicht ihre Ritze entdeckt, ihre Mängel sich aber sogleich zeigen, sobald sie angefüllt werden, so ist das auch mit übelgesinnten und verdorbenen Menschen der Fall, deren Laster sich selten eher zeigen, bis sie Macht in die Hände bekommen. —

Montagne hat wohl Recht, wenn er sagt, daß die Katzen oft mit uns spielen, wenn wir glauben, wir spielen mit ihnen. Wie häufig wähnt mancher andere am Gängelbande zu leiten, indem er von eben diesen am meisten gegängelt wird. —

Halte nicht immer für vernünftig, was du mit kaltem Blut thust. Mit kaltem Blut stößt der Bandit einem Unschuldigen den Dolch in den Rücken. —

Reine sanfte, unbefangene Liebe, die entsteht, ohne daß wir sie ahnen, die lange in dem Wundergarten der Phantasie gehegt und gepflegt, in das schönere Paradies der Wirklichkeit übertritt; so sich unsers gan-

gen Seyns bemächtigt und alles in und um uns regt und erfüllt, ist eine eigentliche Musik der Seele und diese Situazion die musikalischste unsers Lebens. Ganz von selbst, ohne daß wir es wissen, lösen sich unsere Empfindungen in Worte auf, und diese in Gesang; ganz ohne unser Zuthun erhält unsere Sprache eine Art Rhytmus, wir empfinden und reden Musik. So umweht uns die heilige Weihe der Liebe, erhebt unsre Empfindungen zum metrischen Wohlklang und unsere Sprache zum Gesang. In einem und demselben Moment dichten und sehen wir in Musik —.

Die Welt ist voll von Freunden, aber unter ihnen allen findet man vielleicht nur Einen Sokrates: denn sie alle gleichen fast immer den Schwalben, die sich Heerdenweise im Sommer zeigen, im Winter aber eben so schnell wieder verschwinden. —

Fürsten erfahren selten Wahrheit, ausgenommen, wenn sie das Reiten lernen: denn das Pferd, welches nichts von Verstellung weiß, wirft eben so gut einen Kaiser als einen Reitknecht ab. —

Sanftes Menschengefühl und eine schöne Bibliothek werden öfters für unentbehrlich von denjenigen ausgegeben, die sie am ersten entbehren können. Eine schöne Dame befiehlt der Thräne bei dem Tode einer Spinne auf ihrer Wange zu schimmern, und bei erregtem Neid, oder in der Eifersucht könnte sie die Ehre, das Glück ihrer unschuldigen Freundin morden. Welches süße Herrchen prangt nicht gern in seinem Kabinet mit einem Glasschrank voll der schönsten Werke in Franzbänden, aber fragt ihn, ob sie ihm nicht überflüßiger sind als sein Taschenspiegel? —

Wenn du etwas zu unternehmen gedenkst, so versiegele deine Lippen, sagt ein großer Lebensweiser. Wenn du dich auf den Weg machst, um dein Unternehmen auszuführen, so überziehe deine Schuhe mit Wolle. —

Man kann die Vernunft mit einem Gefäße vergleichen: nur durch den Gebrauch erhält man ihren Glanz — vernachläßigst du sie, so wird sie schneller rosten, als ein geringes Metall. Und das schnellere Verrosten geschieht eben wegen der Feinheit ihrer Politur. —

Wehe euch Mädchen in der großen Welt, wenn ihr hübsch seyd! Der Grimm alternder Koketten zieht, wie ein Gespenst, unablässig hinter euch drein, und eure Gespielinnen mißgönnen euch die Misère, von einem Kreise von Laffen verfolgt zu werden. Seyd ihr bürgerlich oder doch nicht von Stande; so reibt sich jedes neugebackene Fräulein an eure Wenigkeit, und die Gelehrte sieht auf das schlichte Mädchen, auf die thätige Hausfrau, wie der lächerliche Pfau auf die fleißige Schwalbe herab. Nein nur die Dumme, die sich weder verrathen noch verkauft sieht, die jedes freundliche Gesicht für ein Siegel des Beifalls und der Freundschaft hält, nur die Bösartige, der es Freude macht zu necken, zu lästern und in's Fäustchen zu lachen, kann sich in solchen Kreisen gefallen. —

Liebe ist die Feuerprobe der Tugend. Sie verklärt und entadelt, je nachdem das Herz sie auffaßt und behandelt. Sie führt den Schlüssel des Himmels und der Hölle: sie hält in der Rechten die Schale des Heils und in der Linken den Giftbecher. —

Menschen, die viel Verkehr mit der politischen Welt haben, gewöhnen sich leicht, alles, was sie umgiebt, für Schachsteine anzusehen, die sie nach ihren Bedürfnissen hin und wieder schieben können. —

Alle Nullen, wenn sie hinter einer Eins stehen, sind von einer nicht geringen Bedeutung, so wie alle Taugenichtse, wenn sie einem regierenden Herrn nachtreten. —

Leicht und beweglich, wie die Farben der Iris, Kinder aller Elemente, sind unsere Neigungen, und wie sie, jenen gleich, aus Regen und Sonnen

schein entstehen, so verkünden sie doch auch nur, wie sie, aufs neue Regen. —

Die eigene Glorie blendet mehr als die fremde. Unsere Diogeneslaternen die keine Menschen finden, weil sie keine suchen, sind umgekehrte Blendlaternen, die den Träger nur sich und den Kreis um seine Füße, und nichts viel weiter sehen lassen. —

Zypressen grünen länger als Rosen blühen. Die glühende Liebe bleicht im kalten Arm des Todes, aber auch ihren herznagenden Kummer vergißt man im Schatten seiner Zypressen. —

Hätten die Physiker ein Instrument entdeckt, die Laune des Menschen zu messen, es würde sich eben so veränderlich darstellen als das Barometer; bald würde es auf Winterkälte, bald auf chaleur d'orange zeigen, selten säse man untermischte Sonnenblicke, am häufigsten Sturm. —

Bübchen Amor! blähe dich doch nicht so mächtig, dein Pfeil zwar trifft gut, aber es geht dir, wie allen verzärtelten Kindern, nur ihren Willen müssen sie haben. Uebrigens sind sie blind bei der Wahl ihres Spielwerks. Geh in deinen Tempel und sieh! Opfer genug dampfen dir entgegen; nur Schade, daß wenige dir den Dank genoßener Freude bringen, die mehrsten wollen erst welche erflehen. Wie so anders ist die Huldigung, die dein Mühmchen Freundschaft auf ihren Altären lodern sieht! Ihr Jubel ist weise Wahl, und ihr Weihrauch Beständigkeit. —

Freundschaft, sagt Shakespear, ist in allen Dingen zuverläßig, nur in Liebessachen nicht: denn Schönheit ist eine Hexe, durch deren Zauberkünste Treue in Blut zerschmilzt. Wenn man die Freundschaft zu den Weibern zu sehr mischt; so mischt man endlich das Blut. —

Mit der Dummheit geht's wie mit dem übelriechenden Athem; niemand leidet weniger dabei, als dem er eigen ist. —

Gleichen nicht manche Hofschranzen bei der Salutiren jenen mobilen gypsenen Ja-Herrn auf alten Kaminen oder den stets nickenden chinesischen Philosophen in den Musen, wenn sie sich in rastlosen Verbeugungen wiegen? Nur haben jene noch außerdem für jeden der Salutirenden ein schmeichelhaftes Epitheton auf der Zunge. —

Mit Recht vergleicht Swift den Menschen mit einem Besenstiele: denn was kehrt dieser Besen nicht alles zusammen? Scharrt er nicht aus allen Winkeln des Erdenrundes, aus allen fünf Welttheilen herbei, was er für dienlich hält? Verrichtete er sein Amt nicht so gut, wie könnte man Schildkröten-Ragouts in London genießen, oder in Petersburg an einer Bulle-Punsch fröhlich seyn? —

Das Herz des Empfindsamen, sagt Lavater, ist gleich einem hohlgeschliffenen Spiegel, in welchem sich alles Schöne und Häßliche, Einfache und Widersprechende klar und einfach zeigt. Er schwelgt und badet darum oft in einem Meere von Freuden; aber eben so oft umflort seine Seele eine polarische Dunkelheit der Trauer, mit allen ihren Schrecknissen. —

In der Gesellschaft zeigt jeder Mensch nur ein Pröbchen, wie Krämer von Seiden- und Mollenzeug. Eine artige Gesellschaft ist eine Probekarte. Wie verschieden ist das ganze Stück von diesem Pröbchen! Wer aus Gesellschaften Menschen abzieht, bekommt nicht sie, sondern ein kleines Etwas von ihnen. —

Es giebt Leute, sagt jener berühmte spanische Lehrer des Hofmanns Grazian, welche nur die Façade von einem Menschen haben, und Häusern ähnlich sind, die man aus Mangel an Mitteln nicht hat ausbauen können. Von Außen erscheint ein Pallast, innerlich findet man Viehställe. —

Diejenigen, welche jetzt die größten Wüstlinge sind, wa-

ten oft während der Honigmonde ihres Ehestandes die getreuesten Eheleute. Aber diese Herrlichkeit der Honigzeit ist nur gar zu häufig von sehr kurzer Dauer. Die Fackel der ehelichen Zärtlichkeit beginnt nur zu bald zu flackern, die Flamme wird immer düsterer und löscht endlich ganz aus. Das ist das Ende vom Lied bei so manchen Ehestandsgeschichten. —

Es scheint eine Eigenheit des weiblichen Geschlechts zu seyn, sich lebhafter für die Farbe als für den Stoff zu interessiren. Schnell besticht die glänzende Außenseite das weibliche Herz. Bei den Frauenzimmern gilt die Schönheit, bei uns die Wahrheit. Daher hat das Mißhair bei'm schönen Geschlecht eine solche Fülle von magnetischer und elektrischer Kraft. —

Die Philosophie giebt uns einen Regen- und Sonnenschirm in die Hand, unter dem wir kühl und trocken gehen; aber wir müssen ihn nicht blos unter'm Arm tragen, wie ein Buch, sondern aufschlagen mit eigener Hand, und vom Winde nicht entführen lassen. —

Mit der Seltenheit ist's wie mit dem Magnet: was mit ihm bestrichen wird, zieht auch an. Ein Mensch der viel Seltenheiten gesehen hat, wird auch für selten gehalten. —

Der Thor, welcher die aufgeschnappten Gedanken eines Weisen auskramt, gleicht dem Bären im Kleide eines Elegants. —

Der Geist von jedem abgeschiedenen Tage, sagt Young, wandelt umher, und lächelt als ein Engel, oder dräut als eine Furie. —

Ein Baum soll nach seiner Frucht beurtheilt werden, nicht nach seinen Blüthen, bemerkt Yorik richtig. Wie oft ahndet man bei den Thätigkeitsäußerungen des Jünglings jene Kraft nicht, die er als Mann entwickelt. —

Das Ehr- und Billigkeitsgefühl eines Hof-Manns ist

ein zerbrechliches Rohr. Es beugt und krümmt sich, sobald etwas darauf drückt; und ist der Druck zu stark, als daß er einer Hofseele behagen kann, so springt es entweder ganz weg in eine weite Ferne, oder es bricht in Stücke. —

Der Schwall nichts sagender aufgehaschter zierlicher Worte, die untermischt mit eigenen Plattheiten aus dem Munde eines feilen Kammerlakaien strömen und in fader Selbstgenügsamkeit, begleitet mit einem dummdreisten, verfehlten vornehmen Air ausgesprochen werden, gleichen einem seidnen mit wollenen Lumpen ausgebesserten Gewande. —

Menschen, bei denen man vor lauter Fragen gar nicht zum Antworten kommt, gehören zu den lästigsten Gesellschaftern. Sie gleichen den muthwilligen losen Vögeln, die mannigmal bei nächtlicher Weile, in einer ganzen Gasse hinunter an den Hausklingeln reißen. Die ganze Gasse kommt nach und nach auf die Gasse heraus, um verdrießlich wieder hinein zu gehen. —

Adelsdiplome gleichen dem Stempelpapier. Sie sind Prädikate, die einen Werth haben und auch keinen. Aber wie mancher, der sich adeln ließ, ist dem gemalten Esel ähnlich! —

Die große Welt gleicht einem künstlichen Mädchen, das mit der Miene des ruhigen Selbstvertrauens auf den Platz hervorhüpft, wo hin und wieder Eier gelegt sind, und wo der geringste Fehltritt sie dem unausbleiblichen Gelächter eines strengen Publikums aussetzt. Die Eier sind die Regeln des feinen Tons im Umgange. —

Ein flüchtiger Traum, lesen wir bei Zollikofer, ist das längste Leben des Menschen; und selten kann er diesen Traum ganz austräumen. —

Schön ist der Anblick einer Blumenreichen Flur, wo sich nun jeder vormals verschlossene Keim

entfaltet. Schöner die Uebersicht einer Reihe von Jahren, die den Plan unsers Lebens je mehr und mehr entwickelt. —

Noch nie ließ wohl eine schöne Frau der andern Gerechtigkeit wiederfahren. Ewig lag Juno mit Amors Mutter im Streite. —

Leute von Welt, merkt richtig Goldschmith's Landprediger an, verachten die Komplimente. Sie erkennen sie für das, was sie sind — für devalvirte Staatspapiere, welche ehemals die 3te oder 4te Hypothek auf's Herz hatten. Daher behalten sie diese schlechten Papiere nur noch der Nachfrage wegen bei. Ihre Hauptzahlungen aber leisten sie in eignen Wechseln d. h. jeder hat seine eigenthümlichen Ausdrücke und Manieren, womit er die theilnehmenden Empfindungen und wohlwollenden Gesinnungen, die er äußern muß, nach verschiedenem Befinden der Umstände, verschieden zu erkennen giebt. —

Literärische Untersuchungen haben mit der Jagd gemein, daß man dadurch oft in Gegenden geräth, wohin man sonst nicht gekommen wäre. Da verirrt man sich denn zuweilen, verliert nicht nur die Fährte des Wilds, sondern weiß zuweilen sich selbst nicht wieder zurecht zu finden. Einen jungen Schriftsteller kann dieses auf seiner gelehrten Jagd in zahllosen Büchern mancherlei Art besonders leicht begegnen, und lieb muß es ihm da seyn, von Männern, welche jeden Weg und Steg in dieser bisweilen öden Wüste kennen, auf die rechte Heerstraße wieder zurückgeführt zu werden. —

Ein gut Gewissen ist besser als zwei Zeugen. Es verzehrt den Kummer, wie die Sonne das Eis. Es ist ein Brunnen, wenn man Durst hat, ein Stab, wenn man sinkt, ein Schirm, wenn die Sonne sticht, ein Kopfkissen im Tode. Ein böses Gewissen ist ein Ofen,

der immer raucht, ein Gewitter ohne Regen; es ist Kläger, Richter und Henker in einer Person. Die Nachtigall singt dir; du bist ein Dieb: die Lerche: du hast gestohlen. —

Zwei liebende Herzen, sagt Göthe, sind wie zwei Magnetuhren. Was in der einen sich regt, muß auch die andere mit bewegen: denn es ist nur Eins, was in beiden wirkt: eine Kraft, die sie durchgeht. —

Die Seele ist wie eine gute Hausfrau, die jedem neuen Begriffe Erinnerungen ohne Zahl, den ganzen Schatz ihrer Sammlung vorsetzt, daß er sich wähle, daß er sich gatte. Drangend mit Beschäftigung nimmt sie aus Selbstvertrauen und häuslicher Plauderei alles, was sie findet, und verwirrt sich oft in ihren eignen Anstalten. Wohl dem, in dessen Geist eine glückliche Jugend die ersten Eindrücke des Guten und Großen befestigte, sie sind der bleibende Maasstab, an dessen Vergleich jeder Nachkommende falsche und unedle Begriff mit dem Lohne der Verachtung verschwindet. —

Der Charakter des schönen Geschlechts ist gleich dem Elemente, worin die Mutter der Schönheit geboren ward: denn Venus erblickte im Meere zuerst das Tageslicht, und auf dem Meere ist Ebb und Fluth. —

Der liebliche Frühling im Veilchenkleide gleicht, wenn er niederwallt, und die grünende Erde im Arm der Freude schließt, einem Bräutigam, der seine Braut umhalst. —

Wenn das Glück kugelrund ist, muß man wohl ein Kegel seyn, wenn es einen treffen soll — ja, wenigstens wie er, eine grüne oder rothe Kappe auf dem Kopfe haben. —

Der Witz ist nur ein Sommerkleid, sagt Iffland; die Wahrheit aber kann man zu allen Jahrszeiten brauchen. —

Spät giebt freilich die Palme erst Früchte; aber es sind dann auch Palm-Früchte. —

Die Vernunft gleicht einem *faulen Esel*; Leidenschaft einem *muthigen Rosse*. Hat das Roß den Karn in den Koth geschoben, so kommt der Esel hinterdrein, und demonstrirt, daß es nicht hätte geschehen sollen. —

Die erste Nacht am fremden Orte, sagt treffend *Hippel*, ist immer *eine Brautnacht*. Niemand schläft sie aus. —

Der *Spinne dünnster Faden* ist ein starkes *Strick* gegen das *zarte Seil*, welches den Menschen mit irdischen Glückseligkeiten verknüpft: *es bricht von dem geringsten Hauche der Luft*. —

Unter den *Blumen* am Wege *des Lebens* wachsen auch *Dornen*; aber die Zeit bringt *Rosen*. *Die Königin der Blumen wächst auf Dornen*. —

Die große Welt gleicht einem *Wasser*: leichte Dinge *schweben darauf*, schwere *sinken unter*. —

Konstantinopel und St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Herausgegeben

von

Friedrich Murhard.

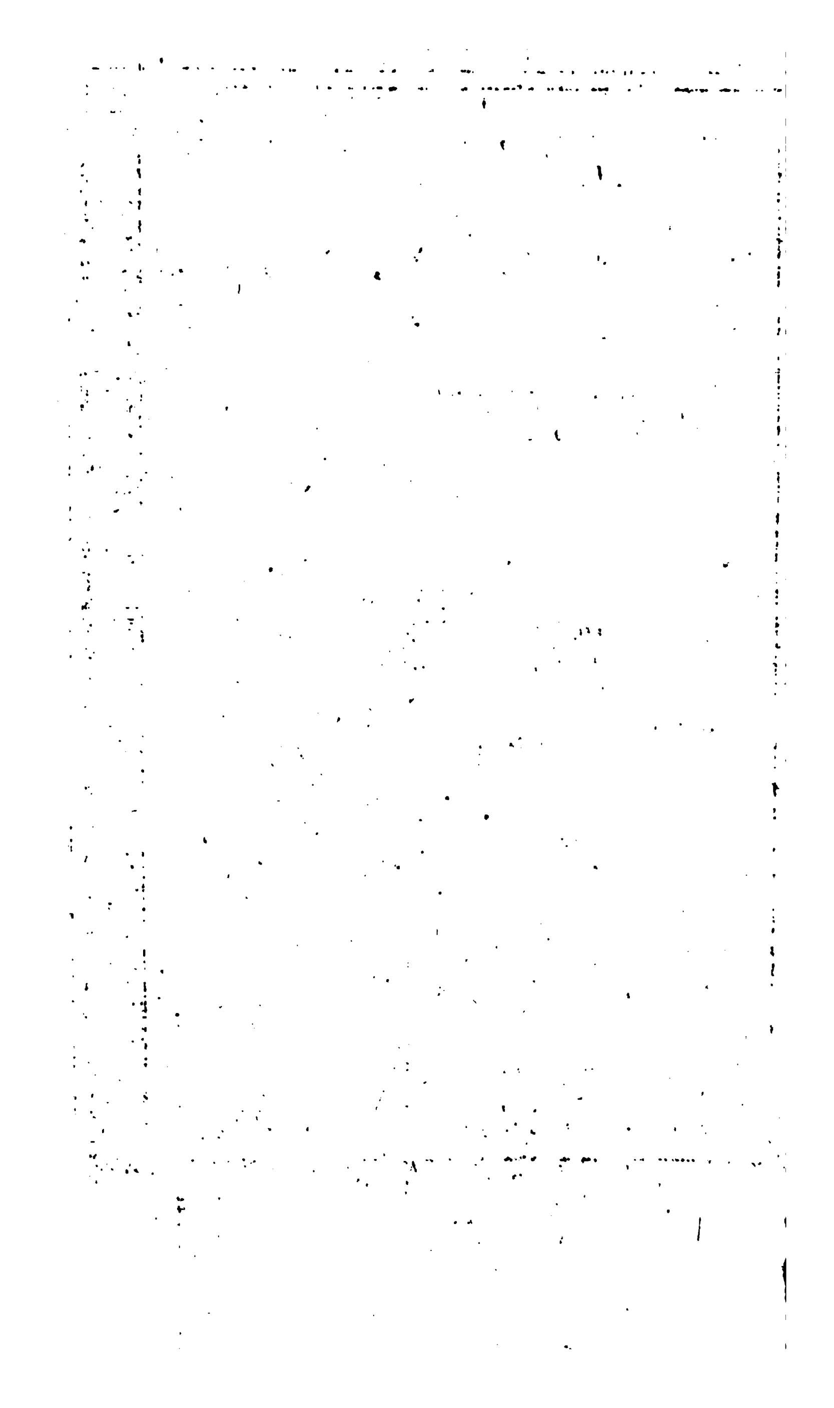


Zweiter Jahrgang 1806.

Drittes Heft.

St. Petersburg und Penig,

bei J. Dienemann und Comp.



Inhalt.

Konstantinopel
und
St. Petersburg.

Drittes Heft. 1806.

I.

Der große Beiram in Konstantinopel.

Der Ramazan-Monat naht sich seinem Ende, und mit Verlangen sieht man der Ankunft des freudenvollen und freudebringenden Schewal's entgegen, mit dessen erstem Tage das religieuse Fest des großen Beiram's im ganzen Reiche beginnt. Es entspricht dieses Wort dem arabischen Id, welches Brechung des Fastens bedeutet; und der Beiram wird darum auch Id-fitr genannt. Zwei Zeugen wenigstens müssen die Erscheinung des Neumondes bestätigt haben, im Fall der Anfang des

Fastenmonats nicht gewiß gewesen ist: und dann überläßt sich Alles dem Jubel und Vergnügen, so weit dies bei den ernsten Türken möglich ist.

Die Nacht, welche dem Beiramstage vorhergeht, ist eine von den sogenannten sieben heiligen Nächten der Muselmänner. Noch einmal glänzen die Dschamien und Moscheen, die öffentlichen Gebäude und Palläste der Grosen im Feuer: noch einmal [illegible] Millionen Lampen und Lichter in den Strasen einen künstlichen Tag herbei. Fast scheint es, als beeifere man sich überall, die Illuminazionen noch prunkender zu machen, in den Beleuchtungen noch mehr Verschwendung und Kunst anzubringen als in den gewöhnlichen Ramazansnächten. Die Plätze und Gassen sind auch jezt wieder mit reger Lebendigkeit angefüllt, doch diesmal nicht um gesellschaftlichen Vergnügungen und Lustbarkeiten, sondern der Andacht nachzuhängen. Alle Tempel stehen nämlich offen, und alle Geistlichen sind mit Ausübung religiöser Handlungen eifrig beschäftigt. Nun ist es zwar keine Pflicht, zu dieser Zeit die Moscheen zu besuchen, um besondere Gebete darin zu verrichten; aber die Frömmigkeit zieht doch eine Menge Personen von allen Ständen und Altern dahin, und in den Vorhöfen der Gotteshäuser erblickt man in dieser Nacht ein nicht minder groses muselmännisches Gewühl, als zur Tageszeit bei den Wochenfesten.

[illegible] Mahomedaner befleißigen sich so-

gar in diesen heiligen Nächten der größten Enthaltsamkeit in jeder Hinsicht. Die Männer erlauben es sich durchgängig nicht, in dieser festlichen Zeit bei ihren Weibern oder Sklavinnen zu schlafen. Der Aberglaube läßt von den Zeugungen alsdann gebrechliche und ungestaltete Kinder fürchten, und es ist selbst ein allgemein verbreiteter Volksglaube, daß Empfängniß aller Mißgeburten und Kinder mit Naturfehlern und körperlichen Gebrechen, falle in eine der sieben heiligen Nächte. Der Sultan allein ist dieser Enthaltsamkeit überhoben; indessen nur für die Nacht vor dem Beiram.

Diese Nacht ist auch die einzige im ganzen Jahre, in welcher der Kaiser einen feierlichen, öffentlichen Auszug aus dem Serail hält, um in der Sophienddschamie sein Gebet zu verrichten. Es ist ein seltsamer, herzerhebender Anblick, den Monarchen so vieler Königreiche, den Souverain so vieler Millionen, in der rabenschwarzen, nur vom Geflimmer unzähliger Lampen erleuchteten Nacht, mit dem Pomp eines morgenländischen Sultans und in der Würde des Kaliphen oder Oberhaupts des Muhammedanismus, sich aus seinem Pallaste begeben zu sehen, um dem höchsten Monarchen der Welt seine Demuth zu beweisen. Die Segenswünsche der Völker begleiten ihn in den Tempel, und das viele im Feuerglanze hundertmal stärker, und mannigfacher, als am lichten Tage strahlende Gold und Silber, verkündigt der versammelten Nazion

laut und sichtbar den Herrscher über drei Welttheile. Den Padischah zu sehen, drängen sich mühevoll, aber doch ehrerbietig herbei, des sonst so wilden und ungestümen Residenzpöbels zahlreiche Schaaren; allein schon haben die Janitscharen in ihren festlichen Kleidern dichte Hecken gebildet am Moschee-Eingange, in einem schimmernden, gleich zahllosen Spiegeln im Lichtglanze wiederstrahlenden Halbkreis haben sich die prachtvoll gerüsteten Leibwachen mit ihren noch prächtigern Waffen gestellt, und gestützt auf seine Idsch-Oglans-Vezire, und umgeben von der Eunuchen buntem Haufen, steigt der Großherr eben von dem muthigen, mit funkelnden Edelsteinen fast übersäeten Pferde und begiebt sich durch die Reihen der in Goldstoffen gekleideten Pagen und Tschokodare, der Tschauschi und Kapidschi in das Innere des Tempels.

Feierlich und glänzend ist dieser Einzug, aber noch weit feierlicher und glänzender der großherrliche Rückzug aus dem Tempel in's Serail. Mitten unter den feenartigen Beleuchtungen von unzähligen Fackeln und Laternen in chinesischem Geschmack von den verschiedensten Farben, reitet er da im Pomp und mit seinem zahlreichen Hofgefolge wieder in den Pallast ein. Laut jauchzet die froh versammelte Menge um den Großherrscher her, wo und an welchem Orte er sich blicken läßt, und die Straßen und Plätze wimmeln bis zum äußern Residenzthore hin, gedrängt voll neugieriger Volkshaufen. Auch die

Dächer haben sich mit Schaulustigen gefüllt, und die Frauenzimmergruppen nehmen alle Plätze an den Gitterfenstern ein, die aus den Haremen nach der Straße sehen können, und lauern aufmerksam hinter den Jalousien der Balüstraden und Kioske.

Solche Illuminazionen sind unter den Türken besonders in hochzeitlichen Nächten gebräuchlich, und die ähnliche Zeremonie, womit der Sultan auf seinem Zuge von der Moschee in sein Serail in dieser, dem Beiram vorhergehenden Nacht begleitet wird, bezieht sich auf die herkömmliche Gewohnheit, nach welcher er, sobald er zu Hause wieder angelangt ist, mit einer jungfräulichen Sklavin seines Harems alsdann zu Bette zu gehen pflegt. Der Kislar-Aga an der Spitze der schwarzen Serails-Großen, steht daher zu dieser Zeit bereits an dem vierten innern Thore des Pallastes bereit, den Kaiser zu empfangen und triumphirend in die Gemächer seines Departements zu geleiten. Bisweilen giebt er dann dem sämmtlichen Frauenzimmerchor eine Audienz in einem prächtig erleuchteten Haremssaale, wo denn die Basche-Kadunen Alles anwenden die Odaliken mit allen möglichen Reizen erscheinen zu lassen. Hat die Schönheit eines der vielen versammelten und kostbar geschmückten Frauenzimmer die Begierden und Genußlust des Sultans gereizt, so kündigt er es dem Obersten der Verschnittenen an und die Glückliche kann sich dann kaum enthalten, die Freude, die ihr ganzes Wesen umstrahlt,

laut blicken zu lassen, um die Ehrfurcht nicht zu vergessen, mit der sie knieend des Grosherrn Kaftan küssen muß. Häufig hat indessen auch dieser schon im voraus eine der Odaliken außersehen, die das Vergnügen dies r Nacht mit ihm theilen soll.

Nichts aber kann dem allgemeinen Frohlocken verglichen werden, welches im Serail herschend wird, wenn die Auserwählte das Glück hat, selbst schwanger zu werden. Es wird dies als das günstigste Zeichen von dem Segen, das der Himmel über den Monarchen ausschüttet, von dem künftigen Wohlergehen seines Hauses und der Wohlfahrt des ganzen Reichs angesehn, und laut verkündigen die Eunuchen das Lob der Schönen, die nun bald zum Range einer angebeteten Sultanin emporsteigen wird. So scheint also der nämliche Volksglaube, der der ganzen Nation es als eine Sünde anrechnet, in den sieben heiligen Nächten dem Gotte der Liebe Opfer zu bringen, in dieser, den Sultan selbst als Katiphen und ersten Imam dazu einzuladen.

Doch wir müssen zur Schilderung des Beiramfestes selbst eilen. Ist die Witterung etwas trübe, so daß sich der neue Mond versteckt, so schiebt man es wohl bisweilen noch einen Tag auf; allein wollen die Wolken nicht vergehen, so urtheilt man, daß der Mond schon neu geworden seyn müsse, und zaudert nun nicht länger, das Beginnen des lange mit Ungeduld ersehnten feierlichen Tages anzukündigen. Gleich Anfangs hört ma. nun plötzlich von allen

[illegible] ein gewisses Zeichen, daß die [illegible] Stimmung, worin sich die Nazion jetzt befindet, an den Tag legt und von Menschen aller Art [illegible] wird. Kanonen haben die Privatpersonen in Konstantinopel nicht, so wenig wie an andern Orten in Europa; sie bedienen sich also der Kanonenschläge, der Schwärmer, [illegible] und Büchsen, um ihre Freude zu beweisen. Da ihnen die metallenen Feuerschlünde nicht zu Gebot stehen; so müssen die papiernen ihre Stelle vertreten, und auch diese machen [illegible] genug.

Indessen donnern die Kanonen des Serails, die an den Gestaden des Hafens und der Meerenge, und hallen schauerlich wieder in den nahen und fernen Gebirgketten. Feierlich ist so der Hauptstadt und allen ihren Umgebungen der Anfang des so heiß erwarteten Freudenfestes angezeigt, und allgemeiner Jubel ergießt sich nun auf einmal über alle Klassen der Nazion. Man weiß nicht wie man laut genug sein Frohlocken zu erkennen geben will; und es geschieht dies auf so mancherlei Art und Weise, daß sich nur der einen vollkommen deutlichen Begriff davon machen kann, der es selbst mit anzusehen Gelegenheit hatte.

Auf den Plätzen, auf den Straßen, an den [illegible], auf den Hügeln und Bergen ist man eifrig beschäftigt, Freudenfeuer anzuzünden. Das Geprassel der Pistolen und Büchsen läßt sich von allen Orten her hören. Der ärmste Muselmann legt sei-

ne wenigen Vorrath zu diesem Geschäft an, und die Janitscharen, die Spahi, die Topdschi, die Seeleute versammeln sich hier und da in zahlreichen Gruppen, unaufhörliche Salven mit ihren Gewehren zu geben. Es ist, als wenn man Viktoria schösse, daß der lang herbeigewünschte Gast nun da ist; und dem mit den Sitten in der Türkei wenig bekannten Unbefangenen muß es vorkommen, als wenn hier eine Schlacht geliefert oder die Stadt von einem Feinde überrumpelt würde.

So wie ein geliebter Monarch, der nach langer Abwesenheit sich seiner Residenz nahet, vom donnernden Geschütz empfangen, wie ein langersehntes Schiff, das endlich mit günstigem Winde daher segelt, vom Ufer mit Freudenschüssen begrüßt wird; so bewillkommet man hier, durch lautes, festliches Getöse die hohe Beiramsfeier. Aller Handel und Verkehr steht nun still, niemand arbeitet mehr, Alles überläßt sich nur der Freude und vergißt Sorgen und Bekümmernisse, um die Stunden der Gegenwart zu genießen. Je gewissenhafter dieser oder jener das strenge Gebot des Fastens während des Ramazans beobachtet hat, desto mehr glaubt er ein Recht zu haben, sich jetzt ganz allein dem Vergnügen zu überlassen.

Die Kaufmannsgewölbe, die Basare und Buden sind geschlossen. Kauf und Verkauf hat aufgehört; niemand denkt an Plane oder Spekulazionen mehr. Dafür haben sich die Straßen und öffentlichen

Plätze, die Promenaden und Lustörter in der Nähe Stambul's mit Menschengruppen angefüllt, deren Zeitvertreibe und Belustigungen nach den Nazionen zu welchen sie gehören, verschieden sind. Nur einige solcher Szenen, die mir am meisten auffallend waren, will ich dem Leser hier verzeichnen, und das Uebrige dann seiner Phantasie sich hinzuzudenken überlassen.

Ueberall erblickt man Musikanten, Lustigmacher, Springer, Tänzer, Gaukeler, Zauberer, Improvisatoren, Komödianten, und der türkische Pöbel kann sich nicht satt sehen und hören an diesen Schauspielen. Auf den Plätzen hat man aller Orten Strickschaukeln und Glücksräder aufgerichtet. Auf jenen springt man, unter den Beifallsbezeugungen der gaffenden Menge, oder spaziert, eigentlich zu reden, auf hölzernen Stühlen vermittelst der Seile in der Luft herum, welche durch gewisse Personen, mit mehrerer oder wenigern Gewalt, wie es nämlich derjenige haben will der sitzt, regiert werden. Diese sind Mühlrädern ähnlich; man dreht sie herum, ohne daß diejenigen, welche darin sitzen, einander berühren, ungeachtet ein jeder, wie ihn die Reihe trifft, bald oben bald unten ist. Die Sprünge und Stellungen der Tänzerinnen, die man den ganzen Tag über auf den Gassen erblickt, sind den europäischen ganz unähnlich. Sie bestehen meistens nur in äusserst lebhaften, wundersamen Bewegungen der Beine, die diese Weiber mit eben so

seltsamer Bewegsamkeit als Unschicklichkeit, und den übrigen Körper zu bewegen, schütteln. Diese Bewegungen unterbrechen sie mit leichten hohen Sprüngen. Oft wird dieser Tanz oder vielmehr diese Leibeserschütterung mit einem Fagot, einer Laute und Trommel begleitet. Bisweilen tanzen zwei Weiber zusammen; ihr Gesicht ist ohne Schleier, welches im Orient nur von Personen, die eine zweideutige Lebensart führen, geschehen wird. Manchmal tragen diese Weiber, um ihren Stand anzuzeigen, Ringe in den Nasen und kupferne Gefäße in den Händen, die sie gegen einander schlagen. Zwischen ihren krausen Sprüngen stellen sie sich gegen einander über, nähern sich allmählig und schütteln, eine schneller als die andere, im Takte, einige Minuten lang die Beine. Ist der Tanz geendigt; so lassen sie den Schleier wieder herunter, fassen sich gegenseitig bei den Ohren und schreien aus voller Brust, welches sie singen nennen. Gemeiniglich finden sich solche Tänzerinnen, welche die mehresten mir Araberinnen zu seyn schienen, neben den Schaukeln und Glücksrädern ein.

Ohne Vergleich größer als die Zahl der öffentlichen Tänzerinnen, ist die der Tänzer. Die meisten erscheinen in den barocksten Kostümen und führen so ordentliche Maskeraden auf. Diese haben sich in Weiber verkleidet, jene in Hanswürste; diese wollen Franken vorstellen, jene europäische Soldaten; diese prangen mit hohen Narrenkappen, jene in Fe-

verkleidern, die an den Papageno in der Zauberflöte erinnern. Die lächerlichsten Szenen fallen wie schon diesen Menschen vor; und auch die Santons und Derwische treiben ihr Spiel mitten unter ihnen.

Zwischen diesen Possenreißern und Schauspielern treten aber auch in den lebhaftesten Oertern die Improvisatoren auf. Es giebt ihrer mehrere, die halb nackend, zur einzigen Bedeckung eine Kappe von Schilf auf dem Kopfe tragend, einhergehen. Manchmal versammelt sich ein ganzer Haufen derselben, und dann kommen die komischsten Auftritte und lustigsten Komödien zum Vorschein. Alles was sie vorbringen, geschieht aus dem Stegreif: auf Alles, was ihnen in den Wurf kommt, wissen sie mit seltener Geistesgegenwart passende Verse, bald in türkischer bald in arabischer Sprache zu komponiren, und mit noch seltenerer Zungengeläufigkeit herzuplappern. Sobald ein muselmännischer Gentleman sich irgendwo blicken läßt, sind sie auch bei der Hand und bewegen ihn durch dialogisirte Lobreden, ihnen ein Honorar darzureichen. Sie mögen ihn kennen oder nicht, das ist hier gleichviel; ihre Worte und Phrasen sind so eingerichtet, daß sie auf Alles und Alle passen. Nicht selten geben ihnen öffentliche Staatsangelegenheiten und Handlungen der Großen Gelegenheit, zu dieser Zeit ihr freimüthiges Urtheil laut zu sagen, und dann erscheinen sie als die kecksten Wahrheitsager. Die

Regierung duldet dergleichen Reden bei diesen Leuten, wenn ihre Derbheit und Gediegenheit auch bisweilen weit geht, so lange sie keine Unordnungen veranlassen, keine ernsthafte Folgen haben und sie es nicht gar zu arg machen. In einem so despotischen Staate, wie der osmanische, sind solche Erscheinungen um so auffallender, und es ist in der That zu verwundern, daß nicht häufig dadurch bei einem so zügellosen Pöbel, und den zahlreichen undisziplinirten Milizen, Unruhen erweckt werden, insonderheit zu einer Zeit, worinn jedermann, ernste Gedanken verschiebend, und seine Berufsgeschäfte zurücksetzend, sich nur von der allgemein über die ganze Nazion ausgegossenen fröhlichen und ausgelassenen Stimmung hinreißen läßt.

Auch die Marionettenspieler und Straßenkomödianten werden in zahlreichen Banden durch die Lust zum Gewinn herbeigelockt, und die Schattenspiele finden reichlichen Erwerb. Schreckliche Wunderthaten, daß dem unbefangenen Zuschauer die Haare zu Berge stehen, werden öffentlich verrichtet, und der Konstantinopolitaner Pöbel kann es nicht genug sehen, mit welcher Grausamkeit Fanatiker und Gaukeler gegen ihren eignen Körper wüthen oder zu wüthen scheinen. Hier hat sich ein riesenhafter Derwisch das Gesicht mit Nadeln zerstochen, daß stromweise das Blut seinem Antlitze entquillt; dort spießt ein betrügerischer Wundermann sich selbst mit seinem eignen blitzenden Säbel, den er bis an

das Heft mit einer Gewalt sich in den Leib rennt, daß alle Umstehende erschrocken zurückfahren. Hier schlägt sich ein Wunderthäter einen Nagel durch die Hand, so daß diese an einem Baume angenagelt bleibt; dort speihet ein Zauberer einen nie zu verlöschen scheinenden Feuerstrom aus dem weit geöffnetem Munde. Hier zeigt sich ein Schwarzer fast nackend und am ganzen Leibe blutend: Schwerder hat er in beiden Ohren stecken, und mit zwei andern die er in den Fäusten führt, scheint er die gefährlichsten Wunden sich beizubringen; dort ladet ein Hexenmeister unaufhörlich Pistolen, die er auf sich abschießen läßt und deren Kugeln er mit den Händen auffängt.

Ich könnte ganze Bogen damit anfüllen, wollte ich nur den kleinsten Theil aller der Szenen beschreiben, die zu dieser Zeit in Stambuls Straßen meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Ich begnüge mich, nur noch einige kurz zu berühren. Auf einem Gerüste stand ein Zwerg, der aus dem Munde einen solchen Dampf von sich gab, daß er den Kopf beständig in den Rauchwolken unsichtbar erhielt; nachher verschlang er auch Steine und Metallstücke. Ein Goliath an Größe, stand balanzirend oben auf einer wohl 30 Fuß hohen Stange, die auf einem kleinen Wagen befestigt war, der von drei Kerlen mit großer Schnelligkeit gezogen wurde. Ein arabischer Herkules trug eine Masse Blei auf der Schulter, die zehn Personen nicht von der Stelle zu schie-

ben vermochten. Ein Hokuspokusmacher nahm ein glühendes Stück Eisen in den Mund und ließ kleine Feuer-Raketten und Schwärmer aus beiden Nasenlöchern und Ohren aufsteigen. Ein anderer warf Kugeln in die Luft, die nach dem Befehl der Zuschauer entweder in der Höhe verschwanden oder wieder in seine Hand zurückfielen. Ein Raritätenzeiger wies eine Maschine, aus der nach Gefallen goldene, silberne, oder kupferne runde ungemünzte Geldstücke sprangen. Ein Jude warf Bälle in die Höhe, die in so viele kleinere sich zertheilten, als man wollte. Ein Taschenspieler ließ in wenig Minuten Blumen und Früchte aus einem verdeckten Kasten emporwachsen und zur Reife gedeihen. Ein Kurde ließ sich an allen Theilen des Körpers mit Stricken von ungeheurer Dicke festbinden, die er nachher wie Zwirnsfäden zerriß. Ein armenischer Tausendkünstler zerschlug Uhren und Ringe in einem metallnen Mörser und machte sie hernach wieder ganz. Ein Grieche führte einen künstlichen Automaten, indianischer Abkunft, wie er vorgab, mit sich herum, der die Gedanken der Umstehenden durch Pantomimen angab. Ein anderer producirte auf einem hohen Fasse stehend, allerlei andere magische Kunststückchen.

An andern Orten sah man Bären von Zigeunern an Ketten herumführen, die von dem ganzen Hundeheer der Quartiere, durch welche sie jagend verfolgt wurden. Neben dem Tanze der Bären

mußten auch Affen gleiche Sprünge machen. Auf einer Seite reizten Seiltänzer durch ihre Geschicklichkeit die Neugierde, auf einer andern die Aequilibristen und Balanceurs. Einen seltsamen Anblick gewährte unter andern ein Haufen solcher Leute, die auf hohen Stelzen einhertrabten, sich in zwei Theile getheilt hatten und einander ein Gefecht zu liefern schienen. Rechts ließ sich eine kriegerische Musik hören, die aus kleinen kurzen Hoboen und schreienden Instrumenten, kleinen Pauken, Klingscheiben und großen albanesischen Trommeln bestand. Links waren Violinen und Sänger, und in der Mitte griechische Tänzer, Knaben von den schönsten Formen und zum Theil in kostbaren Gewändern zu erblicken. Die Wahrsagerbuden fanden reichlichen Zuspruch, und ein lockischer Tatar wußte durch ein abgerichtetes Kameel und einen Wunderesel, der durch Zeichen allerhand Fragen zu beantworten schien, eine Menge Volk um sich her zu versammeln. Ein Gewürzier zeigte auch seltene wilde Thiere in Käfigen, und drei Tripolitaner leiteten einen zahmen Löwen geduldig umher.

Erhalthrechend war die Kunst eines muselmännischen Simsons, der einen Knaben an den Kleidern mit den Zähnen im Munde festhielt, zu gleicher Zeit Purzelbäume machte, und nachher noch einen geschlachteten Büffel mit einer Hand in vollem Laufe auf einem Platze herumtrug. Ein Türkomann stellte auch dadurch seine unglaubliche Stärke dar, daß er mehrere

Männer an den Beinen faßte und mit der größten Leichtigkeit in die Höhe hob und sich auf den Kopf und auf den Mund sezte. Nicht minder belustigend für den Straßenpöbel schien ein Haufen Jungen zu seyn, die auf den Köpfen einhergingen und die lächerlichsten Grimassen machten. Solche und eine Menge andere Schauspiele sah man nicht nur öffentlich, sondern auch in den Vorhöfen der Vornehmen und Reichen, wo dann gemeiniglich das ganze Haus als Zuschauer versammelt war und auch die Frauenzimmer an dem Vergnügen Theil nehmen konnten.

Eine durchdringende, geräuschvolle Musik lockte mich in den Hof eines großen Privatgebäudes. Es war gedrängt voll Menschen, und die Musikanten bildeten einen Halbkreis, in deren Mittelpunkt sieben schöne Knaben durch ihre Tänze und Attitüden Aller Augen fesselten. Eine Art von Choranführer spielte zwei Sätze der Musik vor, die dann die Andern im Chore gemeinschaftlich wiederholten. Die Instrumente waren sehr verschieden und der Takt wurde ganz gut gehalten. Der Choranführer wiederholte immer den nämlichen Gesang, mit der Wichtigkeit und dem Feuer eines begeisterten Improvisateurs; und wenn es schien, als ob seine Nerven dem gewaltsamen Ausdruck, den er hineinlegen wollte, nicht mehr ertragen könnten, so kam das Chor zu Hülfe. Es kam einem vor, als seyen diese Musiker darauf bedacht, die Musik auf mancherlei Art zu verschönern, und daher entsprangen von Zeit zu Zeit

Mißtöne, die für wohl organisirte Ohren eben so unangenehm als bezaubernd für die der Türken waren. Auch bei dem Spiel der Violinen, die die letzten Sätze noch einmal wiederholten, wurde ein wenig Melodie in überflüssigen Zierrathen ersäuft. Das darauf folgende Tanzspiel war von der nämlichen Art wie der Gesang und die Instrumentalmusik, weder ein Gemälde der Freude noch der Heiterkeit, sondern der Wollust, die sehr schnell für einen fein gebildeten Europäer in ein niedriges Schmutzige übergeht, da die handelnden Personen immer männlich sind und auf eine höchst unschickliche Weise die Szene vorstellen, die die Liebe selbst bei beiden Geschlechtern nur in's Geheim erlaubt. Aber die Begierden der Zuschauer wurden sichtbar sichtlich aufs höchste gespannt, und die schnell und feurig erwachende sinnliche Lust schien sich auf allen Gesichtern abzumahlen.

Mit Recht nennen die Reisebeschreiber den Beiram den Karneval der Türken; es ist dies die wahre Faschingszeit für die Muselmänner. Aber die Art, wie diese Tage öffentlicher Lustbarkeit von Morgen- und Abendländern gefeiert werden, ist eben so verschieden wie die Nazionen selbst. Mitten in diesen, der Freude und Fröhlichkeit geweiheten Festen, legt doch der ächte Osman nie ganz das ihn so stark characterisirende ernste Wesen ab; dem Pöbel allein scheint man jene Ausbrüche des Jubels, jene lauten und oft ausschweifenden Freudenbezeu-

gungen, jene rauschende Ergötzungen zu überlassen, denen sich das Volk in Paris so wie in London, in Moskau, so wie in Wien und Neapel bei solchen Gelegenheiten überläßt, und woran in Europa respektive Vornehme sowohl als Geringe, Reiche sowohl als Arme Theil nehmen. Ausgelassen lustig sich zu bezeigen hält der Türk von Stand unter seiner Würde, und nie will er auch nur scheinen, daß sein Gemüth von einer solchen Stimmung beherrscht werde. Weder Musik noch Tanz, Schau- und Hazardspiele stimmen mit seiner Denkungsart überein, und nur stille Vergnügungen sollen für ihn einen Reiz haben. Je angesehner einer ist, je höher die Stelle, die er im Staate bekleidet, desto weniger wird er sich dem Rausche lärmender Ergötzlichkeiten ergeben.

Alles Geräuschvolle fliehend, begnügt er sich in den Beiramstagen, worinn niemand arbeitet, alle Geschäfte darniederliegen, jedermann seine Rastzeit hat, mit Ruhe und Würde, entweder in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt oder in den reizenden Umgebungen derselben spazieren zu gehen, kaum es der Mühe werth zu halten, bei diesem oder jenem Schauspiel, das sich ihm auf dem Wege darbietet, einige Augenblicke zu verweilen, und theils Besuche zu empfangen theils selbst im Kreise seiner Bekanntschaft zu machen. Verwandte und Freunde versammeln sich zu dieser Zeit und gehn zu diesen Zwecken, in Gesellschaften von acht, zehn bis funfzehn Personen aus. Oft lassen sie sich in einem

Kaffeehause nieder, trinken da ein paar Schaalen, rauchen Toback, und unterhalten sich unter einander mit dem größten Phlegma über die Begebenheiten des Tages oder die Geschichten der Zeit. Mannigmal fahren sie spatzieren auf dem Meere, oder sie begeben sich nach einem etwas entferntern Ort von der Hauptstadt, nach den süßen Wassern, den Prinzeninseln, Dolma Bachdscheh, Bujukdereh u. s. w. wo sie ebenfalls entweder Kaffee und Scherbet trinken, oder Jogurt (eine Art geronnener halbsauer, halbsüßer Milch) essen. So bleibt der ächte und vornehme Türk seinem Charakter stets treu, die Zeiten mögen auch seyn, welche sie wollen.

Die Frauenzimmer genießen während dem Beirami besondere Freiheiten. Der müßte ein grausamer Mann seyn, der in diesen Tagen der allgemeinen Frölichkeit, seinem Harem nicht erlauben wollte, so viel gleichfalls daran Theil zu nehmen, als es nur innerhalb der Gränzen der Schicklichkeit und strengen orientalischen Sittsamkeit geschehen kann. Und man muß gestehen, daß die Muselmänninnen diese Zeit recht gut zu benutzen wissen. Zahlreicher sieht man sie nimmer auf den Straßen, Plätzen und Promenaden als in dieser Woche, und selbst die wohlgeschmückten Fuhrwerke, worin die Vornehmen fahren, machen die freudige Stimmung anschaulich, in der man sich befindet. Die Türkinnen kommen in dem Beiramsmonat, so wie ihre Männer, häufiger zusammen als im übrigen

Jahre, halten zahlreiche Assembleen, statten in Gesellschaft Besuche ab, begeben sich nach den verschiedenen Lustörtern außerhalb der Stadt, oder gehen in den Gassen spaziren. Häufig werden auch in den Haremen glänzende Feste veranstaltet, wobei sie sich unter einander die Zeit verkürzen und sich auch allerhand Schauspiele aufführen lassen.

Die Gewohnheiten, welche von den Muhamedanern zur Beiramsfeier beobachtet werden, kommen auch viel mit denen an unserm Neujahrstag überein. Am ersten Tage dieses großen Festes wünscht jeder dem andern tausend Glück. Begegnet ein Türke dem andern; so sagt er zu ihm: „Sekrim Bart!" welches einen Wunsch zum glücklichen Feste bedeutet. Nach die Glückwünsche abgestattet werden auch die Besuche vorgenommen. Die Freunde und Verwandten, nähere und entferntere Bekannte, überschütten einander mit Segenswünschen. Dies ist auch die einzige Gelegenheit, bei der es allgemeine Sitte ist, sich gegenseitig die Hände zu berühren, zu umarmen und die lebhaftesten Gefühle des Herzens gegen einander auszudrücken. Die Kinder küssen dem Vater, Oheimen und ältern Anverwandten die Hand; ein Gleiches beobachten die Frauenzimmer gegen ihre Gatten, und Jünglinge gegen Alte, oder Personen, vor denen sie Ehrfurcht haben. Die Subalternen, die ebenfalls Glückwünsche bei ihren Obern und Vorgesetzten vorbringen müssen, küssen indessen diesen

immer nur den Saum des Kleides, niemals aber die Hand.

Alsdann geschieht auch unter den Muselmänner eine allgemeine Versöhnung. Begegnen sie sich auf den Straßen, so reichen sie einander wechselsweise die Hände dar, und nachdem sie die Hände ihrer Feinde geküßt haben, berühren sie damit ihr Haupt. Man sieht Beispiele, daß die erbittertsten Feinde und Gegner im Beiram wieder Freunde wurden, Alles Geschehene zu vergessen gelobten, und es auch treu hielten. Wer auch selbst dem Scheine nach zu dieser Zeit unversöhnlich bleiben wollte, würde die Achtung bei seinen Mitbürgern und die Verwünschung eines jeden Biedermannes und frommen Rechtgläubigen sich zuziehen.

So wie die Europäer am Neujahrsfeste, so machen sich auch die Türken im Beiram gegenseitig Geschenke, und wer einem andern wohl will, verehrt ihm zu dieser Zeit gewiß etwas, je nachdem es seine Umstände erlauben, und giebt dadurch seine fernere Anhänglichkeit zu erkennen. Die Wohlhabenden schicken einander reiche Kleider als Geschenke; die ärmern Klassen der Nation begnügen sich mit Kleinigkeiten. So wie die Großen den Niedrigern Verehrungen machen, so müssen auch die Untergebenen sich mit solchen bei ihren Chefs einfinden, und am meisten bekommen die Diener. Auch die Rajas oder nichtmohammedanischen Einwohner der Türkei [illegible] nach dieser Sitte [illegible].

mit den vornehmen Türken, mit denen sie in Verbindung stehen, Geschenke bringen, so wie dieß die Europäer in Ansehung der Großen der Pforte, und in den Provinzen in Ansehung der Paschen und Kadi's beobachten müssen.

Außerdem herrscht die Sitte bei den Türken, zu dieser Zeit sich und ihr Haus neu zu kleiden. Man wird darum selten Jemand in den Straßen antreffen, der nicht neue Kleider angelegt hätte, und jenes Sprüchwort von einem sehr Armen ist [illegible] geworden: „Er kann sich im Beiram nicht einmal ein neues Kleid anschaffen." Daß der Aufwand in großen Häusern, wo [illegible] außer dem Harem die Dienerschaft sich auf Hunderte von Personen beläuft, und außerdem eine Menge Sklaven und Sklavinnen gehalten werden, alsdann jedesmal sehr groß ist, wird man leicht einsehen; aber auch jeder weniger Wohlhabende oder reiche Muselmann, wendet wenigstens seine Ersparnisse dazu an, um die Feier des Freudenfestes durch neue Kleider, so viel es in seinen Kräften steht, zu verherrlichen.

So wie überhaupt die [illegible] dem Volke und den Soldaten das Signal zu einer allgemeinen Bewegung giebt, und [illegible] herumläuft, Gratulazionen abstattet, schmauset, sich belustigt, lärmt, schmauset, Geschenke empfängt und austheilt, sich bisweilen bis zur Ausgelassenheit der Schwelgerei erhebt; so offenbaret sich die [illegible] Stimmung bei den Staatspersonen, [illegible] und Großen

durch Prunk und Pracht, und Alles scheint in ihren Pallästen ein heiteres Ansehn zu gewinnen. Um indessen Unordnungen vorzubeugen, hält die Regierung mehr als zu irgend einer andern Zeit auf die Beobachtung des Verbots hitziger Getränke, besonders des Weins und Branntweins. Den Abend vor dem Beiram pflegt nämlich die Polizei jedesmal das Siegel auf die Eingänge aller Trinkstuben und Weinhäuser zu drücken, und nur an Orten, wo blos Christen wohnen, darf Wein in diesen Tagen geschenkt werden. Dies wird nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch im ganzen Reiche mit Genauigkeit ausgeführt, und jeder Übertreter dieses Gesetzes mit doppelter Strenge alsdann bestraft.

Man denkt übrigens nicht nur darauf, das Innere der Häuser auszuschmücken, die Zimmer zu putzen, die Wände zu reinigen, sondern man bemühet sich auch, dem Aeußern der Wohnungen die Farbe der Festlichkeit zu leihen. Die Kramläden werden zwar geschlossen gehalten; aber auf den Hausthüren und an den Fenstern stellt man allerhand Zierrathen und dergleichen aus, und man sieht mannichfaltige frohlockende Bezeugungen mit Triumphbogen, Laubzweigen und Blumenguirlanden auf den Straßen und Plätzen. Die öffentlichen Gebäude, die Basars, die unzähligen Kaffeehäuser sind bekränzt, auf den Schiffen fliegende Fahnen aufgesteckt; selbst die kleinern Fahrzeuge führen Merkmahle des Frohlockens mit sich herum.

Allerlei Arten von Konfekturen, Früchten und Gebackenem findet man auf den Straßen reihend ausgelegt, und eine Menge Gesindel treibt sich überall umher, welches die Vorübergehenden mit Rosenwasser bespritzt und dafür kleine Geschenke erhält.

Der Bairam (oder große Beiram, wie dieses Fest zum Unterschiede von einem kleinern, der siebenzig Tage nachher gefeiert wird, heißt) dauert eigentlich nur einen Tag, aber das Volk verlängert die Zeit der Lustbarkeiten auf drei Tage hinter einander, und das Herkommen hat diesen Gebrauch allgemein geheiligt. Den ersten Tag allein hat er indessen den Charakter eines Religionsfestes, und das Beiramsgebet in den Moscheen wird darum auch nur einmal, nämlich ungefähr eine Stunde nach Sonnenaufgang, am ersten Beiramsmorgen gehalten. Es ist nach den Vorschriften des Gesetzes üblich, mit diesem Gebet die vorgeschriebenen Waschungen mit sich vorzunehmen, sich den Mund zu reinigen, die Zähne zu reiben, den Körper mit wohlriechenden Wassern zu besprengen, reinlich und schön, so reich man es vermag, geschmückt öffentlich zu erscheinen. Auf dem Wege nach der Moschee hat jedermann sich, selbst die Worte: Allah ekber, Allah ekber! (Großer Gott, großer Gott!) zu sagen.

Am kaiserlichen Hofe im Serail gehen zugleich am ersten Beiramstage mit der Frühe schon die größten Feierlichkeiten vor sich: denn dies ist die

Zeit; worin der Monarch im höchsten Glanze die Huldigungen von den verschiedenen Staatskörps empfängt. Man nennt diese Zeremonie Muahjedeh, und sie hat gegen Sonnenaufgang statt. Alle Großen haben sich alsdann nach der Residenz hinbegeben, und den Kaiser sitzend auf dem Throne im Audienzsaale, umgeben von den vornehmsten Itsch-Oglans und Itsch-Agas und den angesehensten schwarzen und weissen Eunuchen. Der Mufti liegt zu dieser Zeit mit einer tiefen Verbeugung [illegible] auf die Brust, hebt dann beide Hände empor zum Himmel, und thut ein inbrünstiges Gebet für das Wohl des Reichs und das Glück seiner Majestät. Der Großherr legt währenddem die Hand auf die Schulter des Oberpriesters und neigt dergestalt ein wenig das Haupt, als wolle er ihn umarmen. Nach dem Oberhof der Geistlichkeit erscheinen auch die beiden Kadileskere, der Stambol-Efendisi, der Nakibul-Eschraf, die vornehmsten Mollas und Muderris, um dem Padischah das Kleid unter tausend Segenswünschen zu küssen.

Während sich der ganze Hofstaat mit dem gleichten Pomp in den äußeren Theilen des Serails versammelt, begiebt sich der Kaiser nach dem Innern desselben. Am vierten Thor wird er von dem Obersten der schwarzen Verschnittenen und den vornehmsten Dienern des Harems ebenfalls aufs feierlichste bekomplimentirt, und wie im Triumph nach dem Thronsaal geleitet. Das ganze Korps der

Odalisken versammelt [illegible] den Baschi Kadunen, und man hört rufend [illegible]: „Glücklich mögen die Tage des erhabenen Sultans seyn!“ Dann [illegible] alle [illegible], ihres Herrn Fuß mit dem Munde ehrfurchtsvoll zu berühren. Selbst die Sultaninnen begeben sich aus ihren Wohnungen heraus und verfügen sich in ihren verschlossenen Kutschen zum Großherrn. Nachdem sie dem Kaiser ihren Glückwunsch abgestattet haben, statten sie sich untereinander ebenfalls Zeremonienbesuch ab.

Begiebt sich nun der Monarch nach dem ersten Pallast wieder zurück; so findet er da alle hohe Staatsbeamte versammelt, ihn von neuem mit Wünschen und Huldigungsbezeigungen zu überschütten. Zuerst tritt der Großvezir hervor und beweist dem Souverain seine Ehrerbietung; dann werden auch alle übrige Vezire und Große bis auf den Janitschaaren-Aga und den Spahilar-Aga vorgelassen. Alle beugen sich mit dem einen Knie auf die Erde und drücken ihre Lippen auf den Saum des sultanischen Gewandes. Nach diesem großen Zeremoniell werden eine Menge Pelze von Zobel und Hermelin, nebst [illegible] und Kaftanen unter die Diener der hohen Pforte ausgetheilt.

Unmittelbar darauf erfolgt der feierliche und prachtvolle Zug des Kaisers nach der Achmeds-Dschamie. Auf dem ganzen Wege dahin ist der Zug geordnet worden, und jedermann, [illegible] Sorge dürfte, stand vor seiner Thür bei diesem Feste zu [illegible]

und ihn ziemlich deutlich anschauen zu lassen. Er ent-
stehet eine ungefähr drei bis vier Schuhe breite
Straße vom Serail bis zum Hippodromus hin;
zwei Reihen von Janitscharen sich auf derselben
aufgestellt. Alles ist im größten Pomp. Die Kan-
zu [illegible] mauern, und das überall in zahlreicher Masse
sich versammelte Volk schickt unaufhörlich Segens-
wünsche für den osmanischen Großherrscher zum
Himmel. Begierig erwartet man, daß er sich blik-
ken lasse; doch die Geduld wird durch die zahlreiche
vorhergehende Begleitung lange auf die Probe
gestellt. [illegible]

Die Tschauschi und Kapidschi eröffneten
in ihren Ehrenkleidern zu Pferd den Zug in feierli-
cher, nur von Zeit zu Zeit durch einen allgemeinen
Ausruf, unterbrochener Stille. Dann kommen in
starken Haufen wohlgekleidete Bostandschi, Aza-
moglans und Baltadschi vorbei. Hierauf
erscheint der Mufti in einem zweispännigen Wagen,
umgeben von seiner Dienerschaft, und nach ihm
der Kadileskier von Rumeli, der Kadileskier
[illegible] von Anatoli, der Istambol Efendisi
[illegible] und der Nakib ul Eschraf zu Pferd, mit
ihren respektiven Dienern. Dies sind die einzi-
gen Personen der muselmännischen Geistlichkeit, die
zu dieser Zeit die Verpflichtung haben, den Groß-
herrn nach der Moschee zu begleiten. Die übrigen
und die Ulemas, [illegible] haben den öffentlichen Aufzug
des osmanischen Oberhauptes nur bei seiner Thron-

besteigung oder Säbelumgürtung, und bei Gelegenheit der Einweihung einer neuen kaiserlichen Moschee mitzumachen.

Nach den geistlichen Großen ritten wieder einige Tschauschi und Kapidschi-Baschi; alsdann die verschiedenen Janitscharen- und Spahi-chefs, und zuletzt der Janitscharen-Aga und Spahilar-Aga; alle umringt von einem großen Schwarm glänzend bewaffneter Leibdiener. Eine Abtheilung Janitscharen, deren Kopfputz mit einem [illegible] ebenso imponirend als lächerlich ausfällt, und eine Schwadron gepanzerter Spahi folgte nach. Nun zeigte sich die prächtige kaiserliche Garde [illegible], nämlich das Korps der [illegible], und [illegible] ihnen ein Theil von den kaiserlichen Equipage; besonders eine Anzahl Offiziere, welche des Sultans Schüsseln tragen, wenn er außerhalb dem Pallaste speist, alle wohl beritten.

Diese ganze Prozession war ein ewiger Wechsel der mannigfaltigsten Erscheinungen und Aufzüge, besonders für einen Protestanten, der den Gottesdienst immer allzu einfach behandeln zu sehen gewohnt ist, mußte eine solche Prunkanbietung bei Gott recht auffallend seyn. Und doch war alles bisher gesehene nur ein Vorspiel von dem, was jetzt noch kam. Denn gleich nachher schien die ganze Straße wie in Silber und Gold zu schimmern. Eine so glänzende Szene erfolgte. Man sah den [illegible] [illegible], den [illegible], den [illegible]

auch die übrigen Staatsvezire, ausgenommen den Wezir-Assem; alle zu Pferd in den herrlichsten Umgebungen, mit ihren köstlich geschmückten Cavalierenhaufen. Ihnen auf dem Fuße folgten die Peiks mit ihren Prachtmützen von vergoldetem Silber auf dem Kopfe, und dicht hinter ihnen fielen mehrere [illegible] und Eunuchen beider Farben nebst dem übrigen Serailtroß in's Auge; die Vornehmen waren immer in der Mitte zu Pferd, und auf beiden Seiten gingen auch gestiefelte Fußgänger.

Ein neuer nicht minder anziehender Aufzug begann nach diesem. Die kaiserlichen Handpferde mit ihren schwarzen Reigerbüschen, schönen Geschirren von Edelsteinen und ganz silbernen oder vergoldeten silbernen Steigbügeln, waren geschmückt mit den kostbarsten Decken, von den Stallknechten vorbeigeführt. Einige trugen des Großherrn Schild und andern Waffenschmuck; mehrere hatten an der rechten Seite des Sattelbogens einen großen Pusikan von vergoldetem Silber und an der andern einen zwei Zoll breites, einen halben Arm langes Messer von Edelsteinen. Nach diesen Prunkpferden ritt das ganze Personale des sultanischen Marstalls, so wie das der Jägerei.

Bald darauf sah man das ganze Korps der Leibidschoglans, lauter schöne Jünglinge in Goldstoffen mit dem Haz-Oda-Baschi, dann den Serai-Agassi in Gesellschaft des Chasnadar-Baschi, mit einem starken Haufen von Pagen, alle

auf den prächtigsten Streitrossen. Ihnen nach, ritten eine Anzahl weißer und schwarzer Eunuchen mit ihren Weibergesichtern, und in einem grell in die Augen stechenden Kostüm und einem Schwarm von Kämmerlingen in bunten seidenstoffenen Gewändern. Den Schluß bei dieser Scene machte der weiße Kapi-Aga und der schwarze Kislar-Aga, welche beide zum Zeichen ihrer hohen Würden von Diamanten blitzende Messer im Gürtel trugen, und auf Pferden paradirten, die man vielleicht nicht schöner im ganzen Oriente aufzufinden im Stande wäre.

Jetzt erst kam der Haupttheil des merkwürdigen Zuges. Die Kammerherren und alle diejenigen vielen Hofleute, welche zu besondern Zwecken im Dienste des Kaisers angestellt sind, theils [illegible], theils Verschnittene zogen voraus, und auf einmal erblickte man den Sultan im höchsten Gepränge, auf einem der kostbarsten Pferde Arabiens, mitten in einem unabsehbaren Gewimmel von prächtig gekleideten Leibwachen, Dienern, Trabanten und Günstlingen. Nur den obern Theil von dem Monarchen konnte man erkennen, so stark und dicht war die Umgebung, von deren Glanz man sich so wenig einen Begriff machen kann, als von dem Eindruck, den sie aufs Auge machte.

Der Großherr strahlte vom Feuer der Brillanten, und Alles, was vor und hinter seinem, mit unbeschreiblichen Aufwand ausgeschmückten Rosse, oder

auf beiden Seiten desselben einherging, war als wenn es nur aus Geld und Silber zusammengesetzt wäre. Indem der Großsultan vorbeiritt, bückte er sich von Zeit zu Zeit freundlich vor dem auf beiden Seiten in gedrängten Haufen zusammenstehenden Volke, indem er sich stets von einer Seite zur andern neigte und die rechte Hand auf die Brust hielt; das Volk aber warf sich bei dessen Annäherung ohne Ausnahme zu Boden, und wünschte ihm mit leiser demüthiger Stimme tausenderlei Segen.

Dem Kaiser folgten unterschiedene Serailoffiziere, welche auf Küssen seine Turbane, die von Edelsteinen strahlten, einhertrugen. Dann ritt auch der Seliktar-Aga, ein ausnehmend schöner junger Türk mit dem Säbel, Bogen und Köcher Sr. Majestät, und der Tschokadar-Aga mit den Kleidern des Souverains. Eine ganze Menge junger theils verschnittener, theils unverschnittener Muselmänner vom Hofe, die alle bei dem Zuge gewisse festgesetzte Verrichtungen hatten, beschlossen dieses Schauspiel, das in Europa nirgends seines Gleichen hat.

Es kostet einem Fremden immer vielerlei Aufwand und Mühseligkeit, um nur dahin zu gelangen, dieser Festlichkeit als Zuschauer mit beiwohnen zu können, und einen guten und ruhigen Standpunkt zum deutlichen Betrachten zu erhalten; allein die Sache verdient es auch. Nicht nur Ordnung, sondern auch Dekorum wurde während der Procession

im höchsten Grade beobachtet. In der Dschamie kommandirte während des Gottesdienstes der Kislar-Aga, der, wie er daraus zurückkehrte, einen kostbaren Pelz und reichen Kaftan, welche er vom Sultan zum Geschenk erhalten hatte, so wie denn auch noch unterschiedliche andere Personen ihrem Range entsprechende Ehrenkleider von ihm bei dieser Gelegenheit bekamen.

Der Rückzug von der Dschamie war eben so feierlich, und geschah schon nach einer halben Stunde. Auch diesmal wurde, wie vorher, reichlich von mehreren Sultansofficieren Geld unter das Volk ausgeworfen. Die vielen künstlich gearbeiteten vergoldeten Helme, und die mannigfaltigen Gewänder von goldener und silberner Leinwand, erregten auch hier meine Bewunderung. Beim Einzug in's Serail wurden die Kanonen desselben am Meere von neuem losgebrannt. Der Kaiser ritt dabei ein anderes Pferd als vorher, und hatte auch die Pelze gewechselt. Fällt der Beiram auf einen Freitag, so kann man den Sultan nachher noch einmal zur Mittagszeit nach einer Dschamie ziehen sehen. Nach der Zurückkunft von dem Gottesdienste gehen gemeiniglich die Zeremonien im Serail von neuem an. Der Sultan besteigt häufig dann wieder den Thron, und oft werden die Großen der Pforte zu dieser Zeit aufs köstlichste gespeist. An diesem Tage gehen zugleich die allgemeinsten Regierungs- und Chargenveränderungen vor sich, daher er auch für alle

Große und Staatsbeamte, die sich nichts Gutes bewußt sind und in Ungnade gefallen sind, höchst gefährlich ist.

Wir haben bei unsern Schilderungen nur auf die muselmännischen Bewohner Stambul's Rücksicht genommen; aber der Beiram ist auch nicht minder die Zeit der Fröhlichkeit und Lustbarkeiten für die Nichtmuhamedaner. Jeder bemühet sich, diese wenigen Tage so vergnügt und heiter zuzubringen, als ihm möglich ist, und jeder sucht sich, auf seine Weise und seinem Geschmack gemäß, alsdann zu belustigen.

II.

Cook's Schatten auf Owhi-hi

(Aus dem Russischen des A. Merzliakow.)

Als die gleichnamige Tochter des mächtigen Stromes: die Newa
Mit der befreundeten Hoffnung, zwischen schäumenden Wellen
Freudig umherschweift', schon mit eilendem Hermes-Gefieder
Das von Iberiens tiefen Untergang reiche Gestade
Jach umflog und der Eilande blühend Heer und das weithin
Leuchtende Klippengebürg, dort wo aus Nebeln in Süden
Kämpfend die neue Welt steigt, und ergrimmtes Gestürm des
Steinbocks schreckt auf glänzenden Bahnen des Gottes der Fluthen:
Dort wo die grausige Nacht mit dem lieblichen Tag sich vergleichet:

Ras'te Neptun — als hätten Ruthenier nie noch erfahren
Seine Wuth — zum letztenmahl durch die brüllenden Wogen,
Tief vor der Nachwelt, der erkühnten muthigen Schiffer
Ruhm in's ungeheure Grab der Wellen zu bergen. —
Er gedacht der Tschesme'schen Adler und Schelechow's Flug durch's
Eis umlagerte Pol-Meer; er gedachte der öffnen
Thore des Herkuls und des glühenden Hellespontes,
Und ergrimmt durchwüthete er den heulenden Meerschlund,
Daß nun schreckenvoll kämpften Himmel und Meer und Verhängniß
Wider Ruthenia; und zu größerer Qual der Piloten
Spielend der Tod seine Beute schlang und gräßlicher ausstieß.

Doch sieh! urplötzlich
Lag tief der Sturm gefesselt,
Der Ozean erglänzt, verstummt und eben:
Der Felsenküste jäher Abhang strahlt
Erglühtem Frühgewölke gleich,
Und Stille herrscht,
Und stille waltet's überall —
Erzitternd, leise murmelnd nur erhebt
Die Welle noch ihr Silberstrahlend Haupt
Und birgt sich tief im Schoose der Gewässer. ....

Auf ferner Höh des Klippenriffs
Ergrünt ein Myrthenwald —

Ein Greis mit hoher Stirn, in Himmels-Glanz
In schneeweißstrahlendem Gewand
Stand da — die Hand gehoben über's Meer —
Und schweigend söhnten sich
Die Aufruhrsvollen Elemente aus,
Daß Goldumflossner Berge flimmernd Haupt
Aus ruh'gem Wasserspiegel blinkte.
Und durch die sanftern Lüfte brach
Sich zu den Schiffen hin die Stimme:
„Gegrüsset seist du mir,
Unüberwindlich Volk!
Gegrüßt des Glücks, des Ruhms Liebling!

„Eil' hin und sammle reiche Gaben
Die das Geschick dir allenthalben beut! —
Ha! welches Ziel schränkt dich?....
An welchem Werke sinkt
Erlahmend deine Kraft?...
Drum jener Genius, der tief
Aus tausendjährger unheilschwangrer Nacht
Ein tausendjährig golden Licht
In seines Lebens kurzem Tag
Auf deinen wilden Norden goß —
Der Genius kam nicht vom Himmel nur zu dir
Dein Reich in Seebegrenztes Land zu engen!

„Der Staaten Schützer!
Der Nationen Vater!

Der Völker-Heer' Versöhner!
Auf!
Vollende deine Pflicht,
Und sey des Meers Beschirmer!
Ha! neu benennen werden
Die Namen deiner Helden dann
Die Sterne. Neue Völker
Mit deinen Gaben glänzen,
Und laut der Erde Kreise
Dein Loblied jauchzen!

„O Fluch der Zeiten! wo Gold des Kastilia-
ners, —
Das die Verzweiflung winselnd
Aus Blut- und Thränen-Strömen riß, —
Der Sturm hin auf den Perlen Grund
Des Ozeans warf.

„Ha Fluch der Zeit!
Wo mit des Himmelsdulders Blut und Namen
Die Habsucht ihre Fahne färbte,
In Bruderblut die Gier zu letzen.

„Das Meer ist uns nun feind,
Und der Entdeckung Licht verlosch
In seiner blut'gen Morgenröthe.

„Allmählig wich der Bosheit Gräuel;
Doch blieb der finstere Verdacht
Den fremden Völkern.
Vor unsern Wimpeln fliegt er hin,

Empfängt die Flotten am Gestade,
Verlöscht mit seinem giftgen Hauch
Der Bruderliebe sanften Glanz,
Und facht des Aufruhrs Flammen an.
Ha Fluch! des Einen Gier
Entriß der Menschheit Genius die Fittig',
Erstickte wild den Geist der Wissenschaft,
Und die Natur wand zürnend sich
Von diesem grausamen Geschlecht,
Floh ihrer tückevollen Kinder blut'gen Pfad
Und weinte. . . . .

„Im Dunkel meines Grabes
Vernahm ich bang der Stürme wilden Schwur
Darob ihr bebtet! —
„ „Ha, Rache! Rache! — brüllten sie
„ „O Rache über der Pizarro's Frevel
„ „Und aller Nationen Greul!" "

„Ruthenier! In deiner Seele glimmt
Zu ihrer Manen Sühnungsopfer-Flamme
Der Götterfunken.

„Ruthenier in Dir! denn Dir vertraute
Des Allweisen güt'ge Vaterhand
Die Unschuld seiner minderjähr'gen,
Doch ihm nicht minder theuern Kinder. —

„In Dir, Erhabener! glüht dieses Götter-
feuer,
Von dem auf's vielgestalt'ge, ungezählte Völkerheer,

— Durch Glauben, Sitt' und Sprach' geschieden —
Des Heiles Seegensvoller Thau
Von Himmelslicht durchglommen,
So Liebemilde tränkt. —
Der Menschenrechte heiligt,
Und mit der Herrscher schönsten Tugendkrone
glänzt. —
In Dir, der Kamtschadalen und Kurilen
Die Tafel des Gesetzes, und
Die Weisung auf ihr Glück
In ihrer eignen Brust entziffern lehrt. —
In Dir, Gerechter!
Vor Dem die schwanke Waage
Der Macht Europens nimmer wankt...

„So ist's, so wird's!
So that's mir das Verhängniß kund: —
Die Welt jauchzt: Friede!
Ruthenien sei's Dank!
Geöffnet heut der Wahrheit heilger Tempel
Den Völkern Heil.
Und Nazionsgewühl der Erde
Bringt dankgerührt sein Opfer.....
Genähert faßt die Menschheit sich —
Nicht Meeres-Abgrund, nicht
Entlegenen Gebürges-Felsgezack,
Nicht Sturmes Wüthen und Geheul
Trennt Bruder mehr von Bruder;
Denn was sie schied war Leidenschaft,

Und Streit- und Raubbegier.
Die Liebe winkt, der Abgrund füllt sich jach,
Der Berge Klippenhaupt
Verbirgt sich in der Ströme Schooß;
Und Afrika's verstoßner Sohn
Wird Mensch!
Aus seinen Wäldern,
Wohin ihn Angst und Kettenklirren trieb,
Winkt Liebe mild den Wilden —
Er tritt hervor:
Ein sittliches Geschöpf.
Und unter väterlicher Palme
Dankt jauchzend, weinend
Für seine goldne Freiheit
Der Chilier den freundlichen Errettern.
Japaner feßelt heil'ge Scheu —
Und nicht des Bruders Blut,
Nein! reines Opfer schmücket seinen Altar. —
Ob seines trägen Thierschlafs
Erschrickt des Eisgestad's Bewohner
Und eilt zur Thätigkeit.
Der Kamtschadal' und der Tschukotske
Verläßt die unterird'sche Hürde
Und in des Amur's hellen Wellen spiegelt
Sich eine neue Stadt. —
Der Kunstbegabte sinnige Chinaer
Zerschlägt erstarkt die angestaunte Mauer —
Dies Mahl von Memphis Eitelkeit, —
Und fragt im Dom des Gräberhains beschwörend

Die Manen seiner Väter:
Woher die Satzung, — einer stolzen Blindheit
Frucht, —
Die euch gebeut, der Welt euch zu entfremden
Und kindisch noch als Greis zu tändeln? . . .

„Doch sieh! — Welch neues Bild beut sich dem
Blicke dar?
Wohin drang nicht der Ryphäer?
Der Süd und Nord erschleußt
Ihm frei das Innre seines magischen Palastes.
Gestirne die dem Auge nie sich bergen,
Beleuchten ihm der Erde-Angel letzt Geheimniß.
Und die Einöd' Sibiriens
Bekleidet Stadt-Gewimmel
Gleich einem Prachtgewand! . . . .

„Dem friedlichen Verkehr der Völker
Kürzt neugefundner Pfad die Müh.
Die Anden und der Ryphos
Vertauschen nachbarlich die Gabe der Natur.
Die Wolga und der Ganges reichen freundlich
sich die Hände,
Und hier, wo das Geschick mir streng beschied:
Dem Vaterlande mich zu opfern,
Hier seh' ich meinen Grabes Hügel
Mit Ruhm umblühen, die gerechtern Enkel
Der Blut befleckten Ahnen Frevelthat
Beklagen, und in Freunde sich verwandeln! . . . .

„O glücklich Volk! wen wird
Der Strahl von Deiner Tugend nicht erwärmen?
Und wem das Götterlicht der Wissenschaft nicht leuchten?

„O glücklich Volk! Freund meines Vaterlands
O eile, sammle, theil' mit ihm
Des Erdballs staunende Bewunderung.
So will's die Gottheit! — — Sei gesegnet! —"

Lange nach klang die himmlische Stimm' in's Ohr der Ruthener,
Heiliges Staunen ergriff sie; und schüchtern entwand sich die Frage
Ihrem Munde: „Höheres, mächtiges Wesen! wer bist du?
„Bist du der Sterblichen Einer, oder der seeligen Geister?"

„Cook's Ruhm bin ich!"
erwiederte sanft der heilige Schatte.

„Dies Eiland ist mein Grab,
„Die Zeit, der Erdenball mein Tempel!"

Und urplötzlich zerfloß er in duftig Silbergewölke.

Anmerkungen zu vorstehendem Gedicht.

Cooks Schatten. Der Verfasser dieses Gedichts befand sich auf einem der beiden Schiffe, die Newa und die Hoffnung genannt, die die russisch-amerika-

nische Compagnie nach Japan und Kamtschatka sandte, und giebt das Vorbeiseegeln vor der Insel Owhi-hi, wo bekanntlich Cook umkam, als Veranlassung an. Von Kamtschatka ward es nach Petersburg in den Druck geschickt.

Tschesmeschen Adler. Das Wort: Orlow heißt im Russischen sowohl „Adler" partit. als auch aus dem Aargeschlecht entsprossen. Diesen schönen Doppelsinn benutzte der Verfasser um an die beiden Orlow zu erinnern, die bei Tschesme sich auszeichneten.

Schelechow, bekanntlich ein russischer Kaufmann, machte den kühnen Versuch durch's Eismeer und die Beringsstraße in die Südsee zu seegeln.

Thore des Herkuls im Hellespontes, Anspielungen auf russische Siege und Folgen derselben.

Der Genius rc. Peter I.

Dies Mahl von Memphis Eitelkeit. Der Verfasser ist der Meinung, daß die Chinaer Abkömmlinge der Egypter sind. Aehnlichkeiten des Nationalcharakters und der Unternehmungen beider Völker können die Meinung veranlassen.

Ryphos, der alte griechische Name des Ural- oder Gürtelgebürges.

Schade ists, daß in diesem Gedichte voll Phantasie und Sinn, der Zufall noch zu herrschend waltet, und beim Mangel eines höhern Plans, so viele einzelne schöne Stellen dem Leser weniger schön scheinen dürften.

III.

Zustand der Musik unter den Türken.

Indem Arabiens Prophet den Gesang, nebst allen musikalischen Instrumenten seinen Anhängern untersagte, hatte er ohne Zweifel die Absicht, aus allen Völkern, die seine Lehre annähmen, eine religieuse Gesellschaft zu bilden. Die Strenge seiner Prinzipien, und besonders die Maxime die er befolgte, in keinem Stücke andern Nazionen nachzuahmen, so wohl im äußern Kultus als im bürgerlichen Leben, mußten nothwendig Einfluß auf die Gesetze seiner Verehrer, und durch eine natürliche Folge auch auf die Sitten haben, die er unter ihnen einzuführen gedachte. Die Blitze, welche die alten Imams, welche alle Vorschriften des Islamismus sammelten, auf alle diejenigen schleudern, welche sich mit Musik beschäftigen oder ein Instrument spielen, zeigen, wie sehr sie selbst von dem Geiste ihres Gesetzgebers durchdrungen waren. Aber was zu gleicher Zeit die Richtigkeit willkührlicher

Verbote und die Unmöglichkeit, die Menschen Gesetzen zu unterwerfen, die die Vernunft mißbilligt, an den Tag legt, ist die schwache Herrschaft, welche dies Verbot der Musik seit jeher auf den Geist der Muselmänner ausgeübt hat.

Das osmanische Volk hat wirklich, vielleicht mehr als irgend ein anderes auf der Erde, Neigung zur Musik. Diesen Geschmack hat es von den alten Arabern geerbt, die ohne Zweifel diese Kunst den benachbarten Persern verdankten. Fast alle Türken bezeigen einen großen Gefallen beim Schall musikalischer Instrumente und alle bestreben sich, diejenigen, welche ihnen dies Vergnügen gewähren, durch Lobsprüche und Freigebigkeiten aufzumuntern. In Konstantinopel so wie in allen großen Städten des Reichs, giebt es allezeit eine zahlreiche Menge von Menschen, besonders unter den Derwischen Mewlehwis, die sich leidenschaftlich dieser Kunst widmen, und fast in jedem Zeitalter hat man ausgezeichnete Virtuosen unter ihnen bemerkt. Darum aber mag man sich nicht etwa einbilden, daß das Land, worin noch jetzt jener berühmte Berg vorhanden ist, den das Alterthum als den Aufenthalt der Musen betrachtete, gegenwärtig auch fruchtbar an Genien sey, die sich dem Apollon und Orpheus weiheten, und jenen großen Meistern gleich gestellt werden könnten, welche die Orchester in Europa besetzen.

Ob man nun gleich Musiker überall in den Städ-

ten der Levante haben kann; so spielen die Türken, welche keine Profession von dieser Kunst machen, doch fast nie selbst ein Instrument. Giebt sich auch hier und da ein Herr mit Musik etwas ab; so thut er es doch nur für sein eignes Vergnügen, spielt nimmer in Gesellschaft oder so, daß Andere zuhören, sondern allezeit bei sich im Innern seiner Wohnung. Leute von Stande werden sich besonders hüten, diese Kunst zu treiben, wenn sie sie auch gleich noch so sehr schätzen und bei keiner Unterhaltung fehlen lassen. In der Türkei werden daher junge Leute von beiden Geschlechtern in der Musik nicht wie in Europa, unterrichtet, und noch weniger wird es jemand einfallen, durch seine Geschicklichkeit sich bei Andern Beifall erwerben zu wollen. Ein Muselmann würde sich entehren, wenn er in Gesellschaft sich auf einem Instrumente hören ließ.

Einige halten es gleichfalls für eine Schande, wenn ein Muselmann sich mit dem Gesange beschäftigen will. Ehemals gab es indessen am osmanischen Hofe Große und selbst Prinzen von Geblüth, die es in dieser Kunst sehr weit gebracht hatten. So reden alle Nazionalschriftsteller mit Ruhm von den Talenten und besonderm Geschmack, den dafür Prinz Korkud hatte, jener Sultanssohn, der Selim dem Ersten seinem Bruder umsonst den Thron streitig zu machen versuchte, und endlich als ein unglückliches Opfer seiner Rache fiel.

Man wird sich übrigens über die ängstliche Ge-

wissenhaftigkeit der Türken in diesem Stücke nicht wundern, wenn man die strengen Ausdrücke des Propheten darüber hört. „Die Musik zu hören, ist sündigen gegen das Gesetz, heißt es; selbst sie spielen ist Sünde gegen die Religion; Vergnügen daran zu finden ist Sünde gegen den Glauben und macht jeden des Verbrechens der Ungläubigkeit schuldig." Nach dieser harten Erklärung Muhamed's ist es noch zum Erstaunen, wie wenig man diesem seinem so ausdrücklich ausgesprochenen Gebote nachzukommen bemüht ist: denn wenn es auch sehr wenige Türken giebt, welche selbst spielen, so sind in der That doch noch weniger, welche Bedenken tragen, der Musik zuzuhören.

Die Musiker in der Türkei, sie mögen nun Türken, Araber, Christen oder Juden seyn, bilden gewöhnlich Truppen von acht bis zehn Personen, und führen ihre Symphonien und Konzerte in allen Häusern auf in welche sie gerufen werden. Außer den Ulehmas und den besonders Frommen, machen sich die Türken gar kein Gewissen daraus, sie nach ihren Wohnungen kommen zu lassen. Sie versammeln sich da mit ihren Anverwandten und vertrautesten Freunden in einem der abgelegensten und entferntesten Zimmer, und rauchen auf den Diwans hingestreckt, ihre Pfeifen und trinken ihren Kaffee, während sie sich an dem Schall der Musik ergötzen und ganz diesem Vergnügen nachhängen.

Einige lassen sich sogar nicht selten von zwei

oder drei dieser Musikanten nach Promenaden in einiger Entfernung von der Stadt begleiten. Meistens erwählen sie dazu Orte, die wegen ihrer Erhöhung über des Meeres Oberfläche die reizendsten Aussichten gewähren. Hier ruhen sie sich auf dem Gras oder mitgebrachten Teppichen unter dem Schatten der Bäume aus, halten Mahlzeiten, rauchen Taback, geniessen die belebende freie Luft und die schönen Prospekte von den Umgebungen der Hauptstadt und hören dabei der Musik zu. Ihre Neigung zu dieser Kunst zeigt sich auch in dem ausserordentlichen Geschmack, den sie am Gesange der Vögel finden. Viele halten darum auch in ihren Wohnungen Nachtigallen, Kanarienvögel, und Grasmücken, die ihnen viel Vergnügen verursachen.

Die Ehrfurcht gegen die Religion und Gesetze erlaubt indessen niemals, daß jemand in seinem Hause oder in seinem Dienste irgend einen Musikanten oder Sänger unterhält. Der Monarch ist der einzige, dem diese Freiheit verstattet ist. Fast alle Sultane haben zwei Korps von Musikanten besoldet, eins unter ihren Itsch-Aghasi's oder Serailspagen; das andere unter den Sklavinnen des Harems, die sowohl den Sultanen als den Kadinen und Sultaninnen dienen müssen. Diejenigen unter den osmanischen Monarchen, welche am meisten Geschmack an Musik fanden, als Bajazeth I, Selim II, Mustapha I, Murad IV, Ibrahim I, Muhamed IV, Mah-

m ü h l. u. a. speisen nie zu Mittag oder zu Abend als beim Schall der Instrumente. Auch gegenwärtig ist es eine Art von Etikette, daß so oft der Sultan in den, mitten in den Serailsgärten aufgerichteten, Kiosken die Tafel hält, sein Orchestre ihm dahin folgt und zu jeder Stunde fast verschiedene Musikstücke ausführt. Nicht selten werden auch die geschicktesten und berühmtesten Musiker der Stadt bei solchen Gelegenheiten mit hinzugenommen. Indessen sieht man doch sehr darauf, so wohl im Serail als bei den Grossen, und selbst bei einfachen Partikuliers, jedes grosse Geräusch dabei zu vermeiden, damit niemand ein Aergerniß gegeben werde, und man nicht in der Achtung bei seinen Mitbürgern etwas dadurch verliere.

Die Musik mit Instrumenten ist indessen bei den Türken von zweierlei Art: die eine ist laut und kriegerisch und recht eigentlich für das Feld bestimmt; die andere nicht so laut und mehr für das Zimmer eingerichtet. In Ansehung dieser letztern finden nur die erwähnten Vorsichtsmaaßregeln statt; die erstere ist ganz erlaubt. Auser der Feldmusik, die der Großherr hat und die ihn im Kriege begleitet, besitzen darum der Großvezir, der Kapudan-Pascha, der Aga der Janitscharen, die Generale anderer Milizenkorps und alle Paschen der Provinzen ihre eigene militärische Musik. Alle spielen in den Beiramsfesten und bei allen öffentlichen Freudensbezeugungen. In diesen Epochen, so wie

bei der Ernennung und jährlichen Bestätigung der Grosoffiziere in ihren Aemtern ist es der Gebrauch, daß verschiedene Musikbanden die des Sultans folgen, und eine nach der andern in den Hotels dieser Herren sich hören läßt. Die Minister und Gesandten fremder Höfe nehmen an eben dieser Ehre Theil, wenn sie bei dem Monarchen oder bei seinem ersten Minister öffentliche Audienzen haben, so wie in den beiden Beirams. Die Paschen der Provinzen lassen, nach der alten Sitte der Seldschukischen Sultane, täglich jedesmal bei Untergang der Sonne ihre Feldmusik spielen, einige auch wohl außerdem noch einmal des Tages.

Ein solches Konzert dauert gewöhnlich über eine halbe Stunde, und ist gemeiniglich in drei Theile getheilt. Diese sind indeßen nicht durch ordentliche Pausen von einander getrennt, sondern durch einen Schluß, welchen das erste Hautbois ausführt, das in der Länge seines Aufsteigens und seiner Erschütterung, über alle Geduld, so wie über allen Wohlklang, hinaustrillert. Der Tackt der Symphonie ist Anfangs meistens langsam, ändert sich aber stufenweise in ein sehr schnelles Allegro; oft schiebt man denn bei diesen Aenderungen einige der singbaren Arien ein, welche gerade am meisten im Gange sind.

Niemals hört man indessen Musik in den Dschamien und Moscheen, oder bei irgend einer öffentlichen Religionsübung. Denn jene besondere Zere-

monien verschiedener Derwischorden, welche die Musik bei ihren religieusen Tänzen zulassen, gehören nicht hierher und haben mit dem Nazionalkultus nichts gemein. Eigentlich sind diese auch, wie wir an einem andern Orte zeigen werden, eben wegen ihrer Musik und Tänze, weder durch die Religion noch durch den Glauben gebilligt, und sie existiren jezt nur noch durch die Toleranz der Regierung.

Die unter den Türken üblichen Instrumente bei der so genannten Kammer- oder Friedensmusik sind: 1) die arabische oder morgenländische Geige (Keman oder Kamandschi) die von der unsrigen eben nicht verschieden ist. 2) Eine Art Violine mit einem Fuße, wie ein Baß gehend, (Ajakli-Keman) 3) Noch eine andere Art Geige, Viola d'amore. (Sineh-Keman) 4) Die Derwischflöte, Specie di Flauto traverso di canna. (Naie oder Nei) 5) Eine andere Art kleinerer Flöten, Ghirif genannt, von nicht so tiefer Stimme als die Nei. 6) Eine dritte Art Flöten, Evvi, auch Nei ottavino genannt, die jedoch eben nicht bei Konzerten gewöhnlich ist. 7) Die Zyther, (Tanbuhr), mit acht Saiten. 8) Das Rebab, ein Instrument in zwei Bogen mit einem wie eine Kugel gestalteten Körper, das indeßen selten jezt mehr in der Levante angetroffen wird. 9) Das Hakbret, (Santihr oder Santur) oder Psalterion. 10) Eine andere Arte Psalterion (Kanun). 11) Zwei kleine Pauken, (Nakara).

12) Die Trommel von Betsche (Diff, zuweilen Daira oder Daireh). Ein drei Zoll breiter Zirkel mit Schellen. 13) Das Meskal oder die Pansflöte.

Diese Instrumente machen in der That zusammen kein unangenehmes Konzert, wenn sich einmal das Ohr erst etwas an diese Art Musik gewöhnt hat. Sie sind im Durchschnitte wohl gestimmt, und die Künstler halten den Takt trefflich, da die Morgenländer im Durchschnitt ein richtiges Ohr haben. Einzeln sind auch noch eine Art kleiner Hautbois, verschiedene Abarten grober gemeiner Flöten, die Laute, Guitare und der Dudelsack im Gebrauche. Das erste und letzte Instrument wird besonders von Kerlen gespielt, welche bei Hochzeiten auf Dörfern Arbeit finden, und an Feiertagen kann man ihr verwünschtes Geklemper in den Städten häufig genug hören.

Die Musik mit militärischen Instrumenten (Mekter Haneh) besteht aus folgenden Stücken: 1) Hautbois, welche kürzer sind, und einen schreienden Laut geben als die europäischen. (Zurnah oder Summer). 2) Das Kabah-Zurnah, ein großes Oboeh. 3) Trompeten (Nafihr). 4) Zymbeln (Snuhdsch). 5) Boruh, eine besondere Art Trompeten. 6) Zil, ein mohrisches Instrument, bestehend aus zwei runden metallenen Scheiben, in der Mitte mit einer kleinen Höhlung. Auf der Konvexseite sind Griffe

angebracht, worin die Hände gesteckt werden, wenn die Scheiben an einander zu schlagen sind. 7) Daul oder Tubbel, Trommeln von einer grosen Art, welche oben mit einem schweren Trommelstock und zu gleicher Zeit von unten sanft mit einem sehr kleinen Stock, oder mit einer Ruthe geschlagen werden. 8) Tombelek, Trommeln von einer kleinern Art, von Holz, mit einem etwas über einen halben Fus langen Diameter. Sie werden nach Art der Kesselpauken (Nakara) geschlagen. 9) Kios, grose Zimbalen oder Heerpauken, besonders zum Gebrauch auf Kameelen. 10) Pfeifen.

Unter den Banden der Baschen von drei Roßschweifen befinden sich allezeit 9 und unter denen der Paschen von zwei Roßschweifen 8 grose Trommeln. Der Großvezir und der Kapudan-Pascha haben ihrer noch mehrere, so auch der Sultan. Die Hospodare der Wallachei und Moldau haben den Rang der Paschen von zwei Roßschweifen und können darum 8 grose Trommeln unterhalten.

Im Allgemeinen haben die Türken wenig Fortschritte in der Theorie und den Prinzipien der Musik gemacht; aber Uebung und Fertigkeit machen sie geschickt, mit Leichtigkeit und Feuer ihre Stücke auszuführen. Doch finden sich unter ihnen noch mehrere alte Abhandlungen über die orientalische Tonkunst, welche von den Regeln der Komposition, und selbst von der Art sie zu bezeichnen handeln und von sehr geschickten Persern herrühren. Auch Cafiri

erwähnt in seinem arabischen Verzeichnisse der Eskurialsbibliothek verschiedene Werke über die Musik, unter welchen die drei folgenden sind:

Die Elemente der Musik von Muhammed . . . Abuh Naser al Pharadi. Sein Werk ist in 3 Theile getheilt, von welchen der erste von dem Ursprunge der Kunst handelt, der andere von der Komposizion sowohl für die Singstimme, als für die Instrumente, der dritte von mancherlei Arten der Komposizion. Es kommen darin ungefähr 36 Abbildungen von Instrumenten mit Musikarten vor.

Große Sammlung von Arien von Abuhl Furrädsch Ali Iben al Hussany Iben Muhammed, einem Spanier. Sein Buch war im 315 J. der Hedschret oder 927 nach unsr. Zeitrechn. geschrieben. Es kommen darin 150 arabische Arien, mit dem Leben von vier berühmten Sängern vor, welche am Hofe der Kaliphen sehr in Gnaden standen.

Endlich: Der Tadel der Musik und ihre Vertheidigung; im J. 612 der Hedschr. oder 1215 n. Chr. von Muhammed al Schalany, einem Spanier. In diesem Werke werden die Namen von 31 musikalischen Instrumenten, welche um diese Zeit unter den abendländischen Arabern bekannt waren, aufgeführt. Die Namen sind jedoch meistens persisch.

Nach dem Verfasser des Werks Fethije ist die

Musik eine Kunst, die von dem Wohllaute, der aus der Harmonie oder Disharmonie einzelner Töne entsteht, und von dem, zwischen dem Ausdruck zweier Noten, verfliessenden Zeit, und ihrem Maasse handelt. Ebun-Nassar, ein anderer morgenländischer Schriftsteller, erklärt als den Gegenstand dieser Wissenschaft, einen durch eine gewisse Zeit gezogenen Schall, der entweder in dem Körper, in welchem er sich befindet, fühlbar ist, oder dessen Zeitmaaß, seiner Kleinheit wegen, so unfühlbar ist, daß es gar nicht in Betracht gezogen wird. Einige orientalische Gelehrte rechnen auch den fühlbaren Schall, der zwischen zwei ausgesprochene tönende Buchstaben fällt, hierher, und dann handelt die Tonkunst nach ihnen, nicht nur von der Melodie der Töne, sondern auch der Rede. Was aber die Töne selbst betrifft, schreiben sie, so giebt es verschidene Arten des Ausdrucks: denn es können erstens blos Töne, die an Stärke und Schwere ungleich sind, auf eine dem Ohre wohlgefällige Art zusammengeordnet werden; oder es werden zweitens Wörter hinzugefügt, welche einen die Seele aufregenden Sinn auf eine angenehme Weise ausdrücken, wie z. B. die Deklamatoren und Koransleser thun; oder es werden endlich gereimte metrische Zeilen hinzugesetzt, d. i. eigentlicher Gesang.

Die morgenländischen Schriftsteller kommen alle darin überein, daß der Erfinder der Musik Pythagoras, ein Schüler Salomon's gewesen sey.

Drei Nächte hintereinander sah er im Traume eine schöne Gestalt, die ihn an's Gestade des Meeres gehen hieß, wo er eine wunderbare Kunst erlernen würde; und er ging dreimal dahin, ohne etwas Anderes als Schmiede zu finden, die mit ihren Hämmern auf Ambosen hämmerten. Darüber sann er nach, und richtete seine Aufmerksamkeit auf den Schall der Hämmer. Er verfertigte ein Instrument, an das er Seidenfäden band, die, wenn sie bewegt wurden, einen lieblichen Ton gaben. Dazu sang er liebliche Lieder zum Lobe der Gottheit, und versammelte viele der Welt Ueberdrüßige um sich. Das Instrument und sein Erfinder wurden bald berühmt. Er machte sich einen grosen Namen durch seine Reinigkeit, Enthaltsamkeit und geistige Lehrweise, wodurch er die Seelen bis in ihr Innerstes erschütterte. Er sagte, daß er die Melodie der Bewegungen der Sphären vernehme, und daß ihm die Kraft gegeben sey, diese Melodien aus seinem Innersten durch die Töne der Saiten wieder herauszugeben. Diesen innern Harmonien zufolge, stellte er Gesetze auf, welche von spätern Künstlern, und besonders vom Aristoteles, dem Erfinder des Organons, mit neuen Entdeckungen bereichert ward. Dies Organon bestand aus drei zusammengefügten Röhren aus Büffelshaut. Die mittlere Röhre ward zum Munde gebracht, und die Finger auf die angebrachten Oeffnungen gesetzt, und wieder weggezogen, wodurch denn verschiedene Töne

hervorgingen. Die Hauptabsicht bei dieser Kunst war, den Geist zu stimmen und die vernünftige Seele für die Kenntniß heiliger Dinge empfänglich zu machen, nicht aber damit zu spielen und zu tändeln. Die Seele, wenn sie durch schöne Melodien entzückt wird, sehnt sich nach der Anschauung höherer Wesen und Geister, und nach der Mittheilung einer reinern Welt. Durch die Tonkunst werden die von der Dichtheit der Körper verdunkelten Seelen zum Umgange mit höhern Geistern und Lichtwesen, welche in den heiligsten Wohnorten um den Sitz des Allmächtigen schweben, vorbereitet und empfänglich gemacht.

So drückt sich Hadschi Kalfa aus, und das ist die Meinung der Türken über die Geschichte und Bestimmung der Musik. Nach Toderini ist diese Kunst erst im Jahre 1047 der Hedschret unter Amurat IV. bei den Türken in Schwange gekommen. Als dieser Sultan Bagdad erobert hatte, befahl er 30000 Perser unter seinen Augen ums Leben bringen zu lassen. Schon hatte dieses schreckliche Masakre zum Theil begonnen, als Sch'ah-kuli, der Orpheus Persiens, Mittel fand, sich dem stolzen Großherrn vorzustellen, indem er auf einer Harfe, Scheschdar genannt, die traurige Zerstörung Bagdad's und des Siegers Triumph besang. Alles war von Rührung durchdrungen, und selbst der grausame Sultan konnte sich der Thränen nicht enthalten. Auf seinen Befehl ward dem Ge-

metzel ein Ende gemacht, und der edle Sänger rettete so einer unermeßlichen Menge von Menschen das Leben. Ihn selbst nahm Amurat mit vier andern der besten persischen Sänger mit sich nach Konstantinopel; und nun ward auf einmal der Geschmack an der Musik unter den Türken verbreitet.

Unter Sultan Muhammed IV. sehen wir sie (nach Kantimir's Hist. Othom. T. III. p. 101.) nicht nur noch mehr unter diesem Volke aufleben, sondern auch zu einer grossen Vollkommenheit gelangen. Die Bemühungen und die bewundrungswürdige Geschicklichkeit Osman-Efendi's, bildeten eine Menge Lehrer sowohl in der Kunst die Instrumente zu spielen, als in der des Gesangs. Als Sänger von grossen Namen wurden besonders in Konstantinopel der Derwisch Othman und sein Schüler Kuruschunij-Oglu, außer zweien Griechen, des Fürsten Kantimir's Lehrer darin, berühmt. Auch im Gesang, zeichneten sich vier Muselmänner damals besonders aus, obgleich schon vor dieser Epoche sich ein anderer Sänger Mustapha Thenkgui einen bedeutenden Ruhm erworben hatte.

Gegen das J. 1691 legte sich der gelehrte Fürst Kantemir besonders mit vielem Fleiß auf die Erlernung und Vervollkommnung der türkischen Instrumentalmusik und drang in ihre Theorie ein. Er verfertigte nach der Hand, unter dem Schutz und auf Verlangen von Daul Ismael, Efendi,

damaligen Reichsschatzmeisters, und von Latif Kelebi, dem Schatzmeister des Serails, welche beide grose Liebhaber dieser Kunst waren, ein gelehrtes Werk in türkischer Sprache über die Musik, das er dem Sultan Achmed II. zueignete. Der Titel war: Tarifu ilmil-musiki ala reghi machus und damals wurde dieser Unterricht von Allen, welche sich mit der Tonkunst beschäftigten, zu Rathe gezogen.

Die Türken verdanken diesem Fürsten zugleich auch eine Art musikalischer Noten, die er zuerst auf türkische Arien anwendete und darüber ein besonderes Werk verfaßte. Sie wurden mit Beifall aufgenommen und Kantimirsche Arien genannt; aber gegenwärtig findet sich unter den Türken keine Spur mehr von dieser Erfindung. Man bemerkt zwar, daß die Chiffern, die Buchstaben des Alphabets und andere willkührliche Zeichen, zur Bezeichnung der Noten von mehrern Künstlern angenommen werden; aber die meisten Musiker sehen weder auf Prinzipien noch Methode. Sie haben zwar Kunstnamen für die Noten sowohl als für die verschiedenen Takte; aber keine geschriebene Musik. Sie lernen Arien und Symphonien nach dem Gehör, behalten sie auswendig und theilen sie andern auf die gleiche Weise mit, wie sie sie gelernt haben. So komponiren sie auch Stücke durch das Gedächtniß.

Die Türken haben auch eine besondere Art von Musik, die ihnen eigenthümlich ist. Das Maaß,

die Proportion der Worte, die verschiedenen Verhältnisse des Tiefen zum Hellen, des Langen zum Kurzen, mit einem Worte alle Nüanzen der Melodie für die regelmäßige Aufeinanderfolge der Töne auf einem und demselben Instrumente sind Theile der Tonkunst, worin sie sich besonders auszeichnen. Aber weniger geschickt sind sie in der Harmonie und so wie ihre musikalische Leiter in der Unterabtheilung der Takte sehr von der europäischen abweicht, so kennen sie auch keine Theilung der Musik. Die Tonkünstler in einem Konzerte spielen beständig alle nach einem Ton, wenn gleich sowohl Stimmen als Instrumente zuweilen Pausen von verschiedener Länge haben, welche sie mit großer Genauigkeit beobachten, da sie meistens auf den Takt vortrefflich halten. Die phrygische Manier mit großen, lebhaften und geräuschvollen Arien ist ganz bei ihnen abgekommen; und dagegen lieben sie sehr die lydische, die wegen der Weichheit der Töne ihren Neigungen mehr entspricht. Auch muß man gestehen, daß alle ihre empfindsamen Arien, sehr viel Rührendes und Pathetisches haben: sie durchdringen das Herz und verursachen die süßesten Bewegungen und angenehmsten, tiefsten Empfindungen.

Die türkische Musik enthält die unsrigen 12 Halbtöne, und weiß diese außerdem noch auf den Instrumenten in andere kleinere Theile zu theilen, daher vielfache Melodien entspringen. Eben darum können sie auch an der weniger melodienreichen eu-

ropäischen Musik keinen Geschmack finden, obgleich diese die ihrige an Harmonie weit übertrift. Zu Toderini's Zeiten waren ein Grieche Anastasis und ein Armenier Stefan die berühmtesten Violinisten in Konstantinopel. Ein Jude Rafael wußte besonders mit außerordentlicher Kunst die Trommel zu schlagen; welchem nur zwei Türken gleich kamen. Der berühmte Gesang des Sachkuli: Peschrefi Bagdati fetichi (Sonate über die Eroberung von Bagdad) hat sich durch die Tradizion erhalten, und wird noch gegenwärtig von den größten Meistern gespielt. Die Derwische Meveli geben sich besonders viel mit der Tonkunst ab, da sie sie bei ihren gottesdienstlichen Tänzen gebrauchen. Sie spielen besonders häufig auf Flöten und Pauken. Ihre Arien findet man mit europäischen Noten abgedruckt in des Ambassadeur's Ferriol Recueil de 100 estampes (Paris 1714, p. 26.).

Die morgenländische Singmusik kommt einem europäischen Ohr Anfangs eben so fremd vor, als die orientalischen Sprachen; aber fast immer gelangt man doch mit der Zeit dahin, je nachdem man sich früher oder später mit diesen aussöhnt, auch jene wenigstens erträglich zu finden. Es sind in der Türkei gewöhnlich die nämlichen Personen, welche singen und sich akkompagniren. Sie haben Solo's Duo's, Trio's, und jederzeit sind die Instrumente den Stimmen untergeordnet. Die mit der Poesie

verbundene Musik folgt Schritt vor Schritt, und giebt mit Genauigkeit die Zahl, das Maaß, den Takt der Verse und die Empfindungen welche sie ausdrücken. Die Singtheile sind nicht sklavisch an den Gang der Symphonie gebunden, und gezwungene Rezitative finden gar nicht statt. Fast alle ihre Gesänge sind epischen oder erotischen Inhalts. Ihre harmonievollen Verse drücken allezeit in orientalischem Geschmack die Gefühle der Liebe, ihre Wirkung auf den Geist und das Herz, durch sehr sinnreiche Allegorien und Metaphern aus. Redet man z. B. von dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit, so vergleicht man die Weiße des Teints dem Alabaster; die Taille einem schönen Zypressenbaume; die Augen denen einer Gazelle u. s. w. Will man seine feurige Leidenschaft schildern, so malt man einen Menschen in der Raserei, der wüthend Wälder und Felder durchrennt, dessen Seele eine Beute des zerstörendsten Feuers ist und der, mitten unter Tag und Nacht dauernden Strafen, nimmer aufhört, sein Schicksal zu beklagen, und denjenigen um Gnade zu bitten, der ihn so quält. Man bedient sich der wiederholten Ausrufungen: ah! wah! amann! welche die Aengste und die Verzweifelung einer unglücklichen Liebe ausdrücken; und der Ausdrücke: Dschehanim, Kuzum, genzum, dildarim, efendim, sultanim (Meine Seele, mein Lamm, meine Augen, mein Herz, meine Prinzeßin, meine Sultanin), welche eben so viele

zärtliche Benennungen des geliebten Gegenstandes sind.

Allgemein in sehr großer Achtung wird besonders eine Art von Gesang gehalten, die ein Mittelding zwischen Arie und Rezitativ ist und Maual heißt. Sie wird von einer einzelnen Stimme, ohne alle Begleitung von Instrumenten ausgeführt, und der Sänger greift, indem er eine Hand hinter jedes Ohr legt, als wenn er die Gehörtrommel gegen das Bersten verwahren wollte, seine Stimme auf das äußerste an. Der Gegenstand des Gedichts ist gemeiniglich trauriger Art; ein unglücklicher Mensch beklagt die Abwesenheit seiner Geliebten, versetzt sich in glücklichere Zeiten zurück, und ruft den Vollmond oder die lauschende Nacht zum Zeugen seiner Beständigkeit auf. Der Sänger macht oft lange Pausen, nicht blos zwischen den Stanzen, die sehr kurz sind, sondern in der Mitte des Takts: und da er diese Gelegenheit ergreift, um wieder zu Athem zu kommen, so fängt er von neuem an zu trillern und steigt auf, bis er beinahe keine Luft mehr hat. So großen Gefallen auch die Eingebornen an diesem Maual haben, so giebt es doch wenig Fremde, welche es anhören können, ohne die Geduld zu verlieren, oder ohne den verkehrten Gebrauch der Stimmen zu beklagen, welche oft stark, klar und ausnehmend wohlklingend sind.

Ob es übrigens gleich eine große Menge Arien bei den Türken giebt, so ist doch die Mannigfaltig-

heit nicht groß, denn in den meisten Weisen bemerkt man eine ziemliche Aehnlichkeit. Der Gesang wird von einer oder mehrern Stimmen ausgeführt und von verschiedenen Instrumenten begleitet. Einige dieser Gesänge sind angenehm, aber die Stimmen im Durchschnitt, vornemlich in den Chören, zu laut; einem europäischen Ohre klingen sie vielleicht lieblicher, wenn sie nur von einer Stimme gesungen und blos von der Zyther begleitet werden. Der Diff oder Nakara geben gewöhnlich den Takt an, und das Hakbret dient statt der Harfe, die, so wie andere zusammengesetzte musikalische Instrumente, z. B. das Klavier, Fortepiano, Orgel, bei den Türken nicht angetroffen wird.

IV.

Malerei und Bildhauerkunst unter den Türken.

Alles beweißt, daß der Stifter des Mahometismus dem Geiste der mosaischen Gesezgebung folgen wollte, indem er in der seinigen Bilder und was überhaupt auf Malerei, Zeichenkunst, Gravirung, Bildhauerei und besonders auf Darstellungen von Menschen und Thieren Bezug hat, aufs strengste verbot. Ohne Zweifel hatte diese Anordnung zum Zweck, ein rohes und unwissendes Volk davon abzuhalten, in die Irrthümer des Gözendienstes wieder zurükzusinken. Man kann sich darum nicht darüber wundern, daß dieser Theil der schönen Künste nie unter den Muselmännern kultivirt worden ist. Noch weniger wird man in dem Einfluße dieser Lehre auf den großen Haufen, und in der Wuth und dem Fanatismus, womit der muhamedanische Krieger als Sieger Alles, was er von Gemälden oder Bildsäulen in Gebäuden, Tempeln und auf öffentlichen Pläzen findet, als durch die Religion geächtete Gegen-

stände, umwirft und zerstört, etwas Befremdendes finden. Der Aberglaube bestärkte noch in solchen Meinungen; und so mußten die Anhänger des Koran's immer mehr Abneigung gegen die Künste erhalten, wodurch Griechen und Römer so berühmt wurden und die noch jetzt unter den polizirtesten Nazionen blühen.

Zu bemerken ist es indessen, daß diese Vorurtheile nie unter ihnen weder völlig allgemein noch bestimmt statt fanden. Da das die Bilder verbietende Gesetz gewisse Modifikazionen in Ansehung der Anwendung, die man davon machen kann, ihres Volumens, ihrer Aufrichtung und Bestimmung zuzulassen scheint; so erlauben sich mehrere, mehr oder weniger, mit dem Geist des Koran's übereinstimmende Meinungen über die Natur dieser Gegenstände und ihren Gebrauch. Einige unterscheiden menschliche Figuren von thierischen, und betrachten die letztern als der Religion völlig gleichgültig. Andere treiben die Toleranz so weit, selbst menschliche Figuren für erlaubt zu halten, wenn sie nicht von einer besondern Größe sind. Einige sehen lediglich auf den Gebrauch, wozu man die Figuren bestimmt, und wollen nur nicht solche gestatten, die man bei sich trägt, besonders während der Verrichtung gottesdienstlicher Handlungen. Andere endlich betrachten Gemälde und Werke der Skulptur unter verschiedenen Gesichtspunkten; verdammen allgemein Bildsäulen jeder Art, haben hingegen nichts gegen

Schildereien, die keine Aehnlichkeit berücksichtigen, sondern blos Produkte der Phantasie sind.

Wenn man diese Verschiedenheit der Meinungen betrachtet, und auf die den Menschen so natürliche Inkonsequenz Rücksicht nimmt, deren Handlungsweisen fast allezeit mit ihren Prinzipien in Widerspruch stehen; so wird man nicht erstaunen, daß man in allen Zeitaltern eine Menge Muselmänner gesehn hat, die das obige Gesez übertraten und sich ohne Bedenken, theils ihrem eigenen Geschmack dabei überliessen, theils sich in den Drang der Umstände fügten, theils durch politische Absichten dazu verleitet wurden. Selbst im Leben der alten Kaliphen findet man eine grosse Menge solcher Züge. So verbot z. B. Abd-ul-Mehlik I, troslos über den unerwartet schnellen und glücklichen Erfolg der Waffen des berühmten Antikaliphen Ibn-Zubeir im Hidschas im J. 70. (689 uns. Zeitr.) seinen Unterthanen die Wallfahrt nach Mekka, und ließ dafür zu Jerusalem, das Kebabeh nachahmend; ein prächtiges Monument errichten, dessen Thore mit dem Bildniße des Propheten und verschiedenen andern Gemälden, die unter andern das Paradies und die Hölle vorstellten, verziert waren. Auch liessen mehrere Kaliphen und andere muhamedanische Monarchen auf ihren Münzen menschliche Figuren abbilden.

Solche Inkonsequenzen trifft man nicht minder bei den Osmanen an, bei einfachen Partikuliers

sowohl, als bei Grossen und den Sultanen selber. Als die Janitscharen unter Sultan Orkann I. ihre Einrichtung erhielten, nahmen mehrere Odas oder Regimenter dieser Miliz, Figuren von Kameelen, Elephanten, Kranichen rc. rc. zu ihren Fahnen an. Noch jetzt sind diese vorhanden; man erblickt sie auf den Zelten, Standarten, Fanalen und an den Thoren ihrer Kasernen. Bei Hochzeiten zwischen Personen von einem grossen Range stellen die Nakhls, die zur Verherrlichung des Festes angebracht werden, ebenfalls Symbole dar, die gegen das Gesetz sind. Diese Nakhls sind nämlich eine gewisse Art von hölzernen Pyramiden, die ihrer ganzen Länge nach durch Goldfaden und Klinquant verziert sind, und oft werden an ihnen menschliche oder thierische Figuren von Papier oder Wachs angebracht.

Dieser Gebrauch ist selbst von den Souverains nachgeahmt worden. Die Annalen des Reichs liefern merkwürdige Anekdoten genug in dieser Hinsicht. Folgende ist uns aus der Regierungsgeschichte Soliman's I. aufbehalten worden. Dem Geschichtschreiber Petschewi zu folge, gab dieser Monarch im J. 930 (1524 n. Chr.) eine der Sultaninnen, seiner Töchter, dem Grosvezir Ibrahim-Pascha zur Gemahlin. Bei den Feierlichkeiten des Festes brachte man auf beiden Seiten des zweiten Vezir's Ajas-Pascha, der dabei die Funkzionen eines Gevatters verrichtete, zwei Kandelabern von einer ungeheuren Grösse und bewunderungs-

würdigen Arbeit. Der eine war mit 60,000, der andere mit 46,000 Wachslichtern besteckt, auf welchen Figuren von Engeln, Seraphen, vierfüßigen Thieren, Fischen, Vögeln, Blumen und Früchten aller Art eingegraben waren.

Einige Jahre darauf gab eben dieser Sultan, der unter die am wenigsten abergläubischen Prinzen seines Hauses gehört, ein neues Zeichen, wie weit sein Geist über abergläubische Meinungen erhaben sey. Nach der Eroberung von Ofen in Ungarn, ließ er eine Menge seltener und kostbarer Werke aus dieser Stadt wegführen. Unter ihnen sah man vor andern drei große bronzene Statuen, die auf seinen Befehl nach Konstantinopel gebracht, und mitten auf den Hippodromus gesetzt wurden. Einen gleichen Geschmack zeigten verschiedene seiner Nachfolger (besonders Muhammed IV.) die sogar so weit gingen, Gemählde allerlei Art verfertigen zu lassen, welche sie indessen im Innern ihres Kabinets aufbewahrten.

Selbst jetzt, da man sich in diesem Stücke weniger kühn zeigt, sind doch alle türkische Kriegsschiffe am Hintertheile durch einen mit vieler Kunst verfertigten Löwen aus Skulpturarbeit verziert. Die Barke, worin gewöhnlich der Sultan fährt, prangt mit einem vergoldeten Adler; man sieht selbst in mehrern Buden Figuren von allen Arten vierfüßiger Thiere und Vögel. Endlich muß ich noch auf den beständigen und allgemeinen Gebrauch der chinesi-

schen Schattenspiele, und auf den stets fortdauernden, wiewohl in's Geheim getriebenen, Verkauf männlicher und weiblicher Abbildungen auf Papier aufmerksam machen. Die schlüpfrigen Darstellungen, wollüstigen Attitüden und üppig-schmutzigen Szenen, welche diese letztern enthalten, sind dergestalt dem Nazionalgeschmack angemessen, daß selbst diejenigen, welche den meisten Widerwillen gegen verbotene Produkte des Pinsels zu affektiren scheinen, sich doch kein Gewissen daraus machen, ihre Portefeuillen mit dergleichen skandaleusen Schildereien anzufüllen.

Was aber noch auffallender seyn dürfte, ist der allgemeine und freie Kours der fremden Gold- und Silbermünzen, besonders der ungrischen, holländischen und venezianischen Dukaten im ganzen Umfange des Reichs, unerachtet der menschlichen Figuren, die durch den Stempel ihnen eingedrückt worden sind. Alle Muselmänner ohne Unterschied nehmen sie an, tragen sie bei sich während ihren religieusen Waschungen, Gebeten, und selbst auf der Reise nach Arabien, womit sie jedoch die höchste Idee der Heiligkeit verbinden, indem sie das Kehabeh in Mekka und des Propheten Grab in Medina besuchen.

Einige sehr strenge und gewissenhafte Fanatiker allenfalls ausgenommen, zeigt niemand in der Türkei einen Widerwillen gegen fremde Münzen. Anders verhält es sich indessen mit denen, die ehemals

die persischen Suphi's schlagen liessen; denn sie führten zugleich Worte zur Umschrift, die dem Bekenner des muhamedanischen Glaubens heilig sind. Das ganze Ulemakorps hat einstimmig diese Münzsorte verboten, und die gegen sie bekannt gemachten Fetwas sprechen jedem Muselmann das Urtheil, der sich ihrer bedienen könnte. „Es würde das Uebermaaß des Unglaubens seyn, sagen diese Verordnungen der Geistlichkeit, in dem Reiche den freien Kurs dieser Münze zu gestatten; es hieße die Majestät der Religion herabsetzen, wenn man es geschehn lassen wollte, daß diese Geldstücke sich in den allezeit unreinen Händen der Ungläubigen, oder in denen der Gläubigen während den geseßlich verordneten Reinigungen sich befänden.“ Nach dieser Entscheidung der Geistlichen, haben die Sultane nie die Zirkulazion dieser Geldsorte in irgend einem Theile ihrer Staaten erlauben wollen.

In den neuern Zeiten ist niemals ein Gemälde, worin eine menschliche oder thierische Gestalt abgebildet ist, den Augen des Publikums ausgestellt worden. Der bekannte Groß-Admiral Ghazi-Hassan-Pascha wagte es allein, hievon eine Ausnahme zu machen; und selbst als er Großvezir wurde, kehrte er sich nicht an das Aergerniß, das er dadurch verursachen mußte. Er war lange Zeit bei der Regierung in Algier in Diensten gewesen, hatte nachher Spanien und Neapel durchreist, und als er zu Konstantinopel bei der Admiralität angestellt

mach, trug er kein Bedenken, durch einländische Maler ein Gemälde verfertigen zu lassen, das die leztere Expedizion der Spanier gegen die Algierer darstellte. Man sah darauf die Stadt, die Zitadelle und den Hafen von Algier; auf der einen Seite die spanische Flotte, auf der andern eine unermeßliche Menge bewaffneter Mauren, die sich an der Küste versammelt hatten und den Feind nöthigten, sich wieder einzuschiffen, um einer völligen Niederlage zu entgehen. Indessen unterstand sich doch Hassan nicht, dies wirklich mit vieler Kunst ausgeführte Werk in seinem Hotel in Konstantinopel aufzustellen; aber er zierte damit sein Landhaus in Levend-Tschiftlighi. Hier konnten es Muselmänner und Nichtmuselmänner mit völliger Freiheit so viel betrachten, als sie Lust hatten. Selbst der Großherr Abd-ul-Hamid I. beehrte ihn hier verschiedenemal mit seinem Besuch, und was vielleicht einzig in der osmanischen Geschichte ist, selbst einmal in Begleitung eines Theils seines Harems, und zollte dem Gemälde seine gerechte Bewunderung.

Was literärische Werke mit Abbildungen, Figuren und Malerei betrifft, so finden sich ihrer nicht viele unter den Osmanen, und selbst die wenigen, die man in der Türkei sieht, rühren meistens von Persern her, welche als Schiiten weniger als die Sunniten die Verordnungen des Korans mit Pünktlichkeit und dem Buchstaben nach, zu befolgen ver-

befinden sind. Mehrere dieser Bücher, unter andern das Schah-Nameh, welches die Geschichte der alten persischen Könige enthält, sind auf chinesische Art mit Gemälden verziert. Sie stellen die merkwürdigsten Schlachten und Begebenheiten der berühmtesten Helden dieser Nazion vor. Diejenigen, welche die alte Geschichte abhandeln, haben auch die Abbildungen der Patriarchen, Propheten und der mit übernatürlichen Kräften begabten Menschen des Alterthums, den Prinzipien der muhamedanischen Offenbarung gemäß. Die Werke, welche von der Einführung und den Fortschritten des Islamismus reden, zeigen auch die Portraite einiger Kalifen und verschiedener Fürsten mehrerer muselmännischen Dynastien. In keinen derselben bemerkt man indessen das Bild Muhammeds. Dieser Gesetzgeber wird jederzeit nur bedeckt mit den Flügeln einer Legion, von Engeln vorgestellt, welche seine Person umgaben, und nichts als einen Theil des Turbans und der Füße offen lassen.

Als Nachahmung dieser in der Türkei sehr geschätzten persischen Werke muß das Unternehmen des bekannten Renegaten Ibrahim-Efendi betrachtet werden, der, nachdem er zu Konstantinopel unter Achmed III. eine Buchdruckerei errichtet hatte, einen kurzen Begriff der ostindischen Geschichte herausgab, und dies Werk mit zwölf kleinen Kupfertafeln begleitete, die menschliche und thierische Figuren vorstellen. Sein Eifer gab dieser

von aufgeklärten Ministern der Pforte unterstützten Unternehmung den größten Erfolg, unerachtet die in Konstantinopel selbst verfertigten Kupferstiche sehr unvollkommen ausgefallen waren, und die Sache selbst, die ganz neu hier war, mit dem Vorurtheilen der Menge in Streit zu seyn schien. Man kann indessen hieraus schließen, wie wenig Schwierigkeiten ein Staatsmann unter den Osmanen finden würde, der in Ibrahim's Fußstapfen treten, und die Mittel ausfindig machen wollte, die Künste bei dieser Nazion in Aufnahme zu bringen.

Derjenige Theil der Malerei, der mit Portraiten lebender männlicher oder weiblicher Personen sich beschäftigt, würde vielleicht allein wahre große Schwierigkeiten bei seiner Einführung finden, weil er den Volksvorurtheilen und Sitten gar zu sehr widerstreitet. Ohsson erzählt eine Anekdote, die dieses völlig bestätigt. Unter der Regierung Mustapha's III. sprach er eines Tages mit einem der vornehmsten Hofbeamten und Chef eines großen Departements, einem Mann von vielem Geiste, über die Malerei und die Schönheit dieser Kunst. Am Ende der Unterredung bat dieser ihn dringend, einem europäischen Maler aufzutragen, ihm die interessantesten Gesichtspunkte von der reizenden Gegend der Hauptstadt in einzelnen Gemählden darzustellen. Er war außer sich vor Freuden, so nach und nach vier vortrefflich ausgeführte Malereien zu erhalten, die er jedesmal mit unendlichen Wohlbe-

tigkeitsmaaßregeln empfing, und in einem besondern Kabinet aufhing. Von dieser Zeit an gewann er immer mehr Geschmack an der Malerkunst, und eines Tages eröffnete er Herrn Chevalier d'Ohsson, daß er, da er seine Klugheit und wohlwollende Gesinnung gegen seine Person kenne, kein Bedenken tragen wolle, über einen Gegenstand mit ihm zu sprechen, der die höchste Verschwiegenheit und Heimlichkeit erheische. Unmöglich war es zu errathen, was er in Gedanken habe; aber endlich kam es heraus, daß die Rede von seinem eignen Portrait seyn sollte. „Ihr Maler ist ohne Zweifel im Stande, sagte er, meine Wünsche zu befriedigen; kann man auf seine Diskrezion rechnen? Sein Ehrenwort ist mir nothwendig, daß nie jemand, wer es auch sey, etwas davon erfahre." Hierüber beruhigt, that er den Vorschlag, den Maler unter dem Namen eines Arztes in sein Hotel einzuführen; hier sollte er bei verschlossenen Thüren, in einem der abgelegendsten Kabinette an seinem Bilde arbeiten. Der Plan ward ausgeführt und das Portrait mit der größten Freude angenommen; aber zwanzig Tage nachher war eine seltsame Veränderung in Absicht auf die Denkungsart dieses sonst aufgeklärten Muselmanns vorgegangen. „Nach genauer Ueberlegung, sagte er zu Ohsson, bereue ich es, daß ich mich habe malen lassen; dieses Portrait beleidigt meine Augen, empört mein Gewissen; ja es könnte mich einst ungünstigen Urtheilen meiner

Handsleute, und selbst meiner Kinder aussetzen. Erlauben Sie darum, daß ich Ihnen ein Geschenk damit mache, und nehmen Sie es als ein Andenken von mir auf: nur bitte ich es dergestalt aufzuhaben, daß nie irgend jemand erfahre, daß es mein Portrait ist, und noch weniger, daß es auf meine Ordre verfertigt wurde." Dagegen wünschte er noch einige Schildereien von den Environs von Konstantinopel zu bekommen, die er auch bald darauf durch Hülfe des nämlichen Malers erhielt. Doch hatte er nicht lange das Glück, sich ihres Anblicks zu erfreuen. Unvermuthet durch die Kabale seiner Feinde gestürzt, ward er von der Residenz entfernt, und bald darauf mit der Würde eines Pascha's und dem Oberbefehl einer Provinz bekleidet. In einem seiner ersten Briefe, den er an seinen ältesten Sohn schrieb, welcher einen angesehenen Posten in Stambul hatte, empfahl er ihm aufs angelegendlichste, für seine Gemälde Sorge zu tragen und selbst seinen besten Freunden nichts von ihrer Existenz zu sagen. Er hoffte noch immer, sie von neuem einst in Konstantinopel selbst zu besitzen, da er dachte als Großvezir oder Kapudan-Pascha, die einzigen beiden Mittel, wodurch ein Pascha von drei Roßschweifen wieder nach der Hauptstadt kommen kann, über lang oder kurz zurückberufen zu werden; doch er endigte sein Leben, noch ehe dieser sein Wunsch erreicht wurde, auf eine tragische Weise als Gouverneur einer der vornehmsten Paschaliken des Reichs.

Schwerlich möchte es noch einen anderen Türk geben, der sich in dieser Hinsicht über die allgemeinen Volksvorurtheile zu erheben Muth genug hätte. Die Fürsten des osmanischen Hauses sind fast die einzigen, die in diesem Stücke weder das Gesetz des Korans geachtet, noch um die öffentliche Meinung sich bekümmert haben.

Die eingebornen Maler sind gewöhnlich Armenier oder Griechen. Es fehlt ihnen zwar weder an Talenten noch an einem gewissen Genie; aber sie sind darum doch weit entfernt in ihrer Kunst von der Vollkommenheit, die die Malerei in den italiänischen, französischen, niederländischen und deutschen Schulen erreicht hat. Die einen fehlen in den Regeln der Perspektiv und der Verhältnisse; die andern in den Annehmlichkeiten des Kolorits, der Mischung von Licht und Schatten, des Helldunkels und des Glanzes. Wie könnten sie auch in der That in dieser erhabenen Kunst, mitten unter einer Nazion beträchtliche Fortschritte machen, welche ganz und gar nichts davon hält, und in einem Lande worin man ganz von Musterstücken und Modelen entblößt ist, wo die Christen selbst weder Geschmack an Gemälden haben, noch die Gewohnheit sich malen zu lassen; wo endlich den Künstlern, sie mögen nun Griechen oder Armenier seyn, keine andere Ressource übrig bleibt, um ihre Talente an den Tag zu legen, als die der Heiligenbilder, was

mit die Kirchen, Kapellen und Privatwohnungen verziert werden.

Bekanntlich hatten schon lange vor dem Sturze des griechischen Kaiserthums, die Bilderstürmer, unterstützt durch den Fanatismus Leon's des Isauriers und des Prinzen Theophilus, der Malerei und Bildhauerkunst unersetzlichen Schaden zugefügt. Bei der Epoche der Eroberung von Konstantinopel durch Muhammed II. waren die unbekannten Nachfolger eines Kleophant, Apollodor, Aristides u. a. weit davon entfernt, den Siegern den Geschmack an den schönen Künsten durch ihre Werke einzuflößen; und seit der Zeit ist die Kunst noch beträchtlich tiefer gesunken.

Von muhamedanischen Malern verlohnt es kaum der Mühe zu reden: vielleicht sind ihrer kaum zwanzig im ganzen Reiche vorhanden. Sie beschäftigen sich nur mit Landschaftsmalereien, Planen und Musterzeichnungen. Ein gewisser Grad von Annehmlichkeit fehlt allen diesen Produkten; aber das Verdienst der vollkommensten Genauigkeit läßt sich ihnen nicht absprechen. Einige erlauben es sich, auch Thiere zu malen, selten jedoch menschliche Figuren.

Im Allgemeinen haben die Völker des Orients mehr Tendenz zur Skulptur und Gravirkunst, und darin beweisen sie auch große Geschicklichkeit. Sie bringen in Holz, Gyps, Tünche, allerhand Arten künstlicher Arbeiten zu Stande, die das Innere

der Häuser ausschmücken helfen. Man sieht bei ihnen viele Petschafte von Silber und Karniol, Grabsteine und Todensäulen von zierlicher Arbeit. Marmorplatten voll Inschriften zieren die Springbrunnen, die Kapitäler der Thore und der öffentlichen Gebäude. Alle sind mit dem Meisel mit der größten Genauigkeit verarbeitet. Von Büsten und Statüen reden wir nicht:, denn sie werden vom gemeinen muhamedanischen Volke als eben so viele Gegenstände der Idololatrie betrachtet. Man bezeichnet sie durch das Wort Puth, das eben soviel als Idol bedeutet, und schreibt ihnen den verderblichsten Einfluß zu. Selbst die Häuser, worin sich solche Kunstwerke befinden, werden betrachtet, als wäre ein Anathema über sie ausgesprochen; allen Engeln des Himmels, so wie allen Heiligen der Erde sey der Eintritt in dieselben verwehrt." Daher dieser fast wilde Widerwillen, den die Unwissendsten und Abergläubischsten der Nazion gegen jede gemalte oder gezeichnete, menschliche Figur blicken lassen.

Eine einzige Art von Gemälden findet man indessen bei den Türken, besonders bei den Großen; ja sie halten es sogar für eine Pflicht der Religion, nach ihrem Besitz zu streben. Sie besteht in Abbildungen des Tempels (Kebabeh) zu Mekka, und des Grabmahls des Propheten in Medina; jedoch völlig ohne Figuren. Gewöhnlich sind diese Gemäldestücke aber nur klein. Es hat sogar Muselmänner hier gegeben, die, um eine ganz genaue Zeichnung

von diesen beiden für sie so heiligen Orten zu erhalten, eigne Maler auf ihrer Wallfahrt nach Arabien, blos zu diesem Zwecke, mit sich nahmen. Man erwarte indessen keine Meisterstücke von diesen Gemählden, und das um so weniger, da sie nur von Muselmännischen Künstlern verfertigt werden können.

V.

Gallerie von Gemälden der Sultane im kaiserlichen Serail.

Ein Gefühl der Eigenliebe und der Eitelkeit war es ohne Zweifel, was die ersten Sultane Osman I. und Orkhann I. bewog, sich malen zu lassen, um das Andenken an ihre Person in ihrer Familie und bei den Nachkommen zu verewigen. Die nachfolgenden osmanischen Großherrscher ahmten dieses Beispiel nach, und so entstand jene kostbare Sammlung von Portraiten, die sich jetzt im großen Serail in einem der Kabinete Sr. türkischen Majestät vorfindet.

Diese Gemälde sind in Oel auf feiner Pappe gemalt, die die Gestalt eines Buchs in Quart und einen sehr reichen Einband hat. Jeder Großherr unterläßt es nicht, einige Monate nach seiner Thronbesteigung, sein Bild dieser Gallerie hinzufügen zu lassen. Hr. Chevalier d'Ohsson hat das besondere Glück gehabt, durch Hülfe eines der angesehnsten Serailoffiziere diese ganze Sammlung zu Gesicht zu bekommen, als sie aus der Residenz herausgebracht worden war, damit der Einband erneuert würde.

Jedes der Gemälde hat eine Inschrift in türkischen Versen, und gewöhnlich in einem sehr empha-

tischen, pomphaften Styl. Folgendes ließ man auf dem ersten Blatte:

„Dank dem Ewigen, der die Erde gewürdigt hat, mit seiner himmlischen Gnade zu bedecken, indem er dem Menschengeschlechte Sicherheit und Ruhe schenkte, unter dem Schatten der Familie Osman.

Unter dem Schatten dieser Fürsten, dieser Heroen, deren Waffen und Siege so viele Länder der Ungläubigen den Muselmännern unterwarfen.

Dieser Sultane, dieser preißwürdigen Monarchen, welche auf dem Erdboden die Rechte der Billigkeit und Gerechtigkeit, die Gesetze des Propheten und die heilige Lehre des Korans herrschen ließen.

Dieser berühmten Prinzen, deren durchlauchtigstes Blut von Geschlecht zu Geschlecht hinaufreicht bis zu den Kindern Noah's, nach dem unwidersprechlichen Zeugniße der Geschichtsbücher.

Erhabene, in ihrer Art einzige, unvergleichliche Familie, deren Anfang sich verliert in den reinen und züchtigen Lenden des ersten Menschen, und die sich fortpflanzen wird bis ans Ende der Jahrhunderte.

Von diesem hohen Hause, von jedem seiner Prinzen und Helden wage ich es hier eine Biographie zu entwerfen, geleitet durch der Reichs-Annalen Fackel.

Diese Annalen sind die des berühmten Khodscha-Sad-ed-dinn, die durch ihre Genauigkeit und Treue alle andere weit übertreffen, in welchen man jedoch oft Widersprüche und Dunkelheiten bemerkt.

Dieses so gelehrten Kodscha, der so viel Beurtheilungskraft hat, dessen unnachahmliches Werk den Geist jedes aufmerksamen Lesers bildet und erleuchtet.

Ein Werk endlich, das nicht nur das neueste ist, sondern auch das meiste Ansehn genießt, in welchem ich nach genealogischer Ordnung alles geschöpft habe, was auf das Leben, die Talente und Unternehmungen der Kaanns oder der Fürsten aus diesem allerdurchlauchtigsten Hause Beziehung hat."

Auf dem jeder Abbildung gegenüber stehenden Blatt schildern drei oder vier Verse die Tugenden und Eigenschaften des Sultans, dessen Porträit geliefert ist, und die merkwürdigsten Ereignisse seiner Regierung, nebst den Epochen seiner Geburt, Thronbesteigung und seines Todes. So lautet z. B. die Inschrift des ersten Sultans Osman I.

„Das Jahr 699 der Hedschret ist die merkwürdige Epoche von Osman's des Ersten Erhebung zum Kaliphat, dieses tapfern und ruhmvollen Fürsten, der während 27 Jahre auf des Globus Oberfläche seinen strahlenden Säbel gegen seine Feinde und Nebenbuhler zu führen verstand.

Im J. 656. (1258 chr. Zeitr.) ward er geboren, im J. 699 (1300.) bestieg er den Thron, und im J. 726 (1326.) starb er, im 70ten Jahre seines Alters, und im 27 seiner Regierung."

So besteht die Inschrift Sultan Achmed's III. aus 14 Versen, als:

„Die Erhebung zum Throne des glücklichen

Achmed Khan, Söhns des Muhamed Khan in dieser, mitten unter politischen Stürmen und Gewittern vollbrachten Revoluzion, ist in der That das Werk des Herrn und die Wirkung seiner göttlichen Güte.

Sein ruhmwürdiger Name Achmed-us-Salis (Achmed III.) bildet in dieser glücklichen Epoche das erfindungsreiche Chronogramm, das die schönsten Geister des Zeitalters zusammenzusetzen wußten.

Dieser grose Fürst voll Gnade und Gerechtigkeit, der Ruhm des menschlichen Geschlechts, erbte von Salomon den Thron.

Dieser Monarch, dessen erhabene Einsichten seinen übrigen hervorleuchtenden Eigenschaften gleichen, ist der Beherrscher des Orients und Okzidents; der Herr des das Reich stets mehrenden Szepters, der Besitzer der Kaiserkrone.

Sein Sitz auf dem Throne der Glückseligkeit, bietet den Augen der Menschen die Annehmlichkeit des Vollmondes dar, und seine erhabene Bewegung auf der Bahn der Majestät und der Macht, stellt der ganzen Welt das Symbol des strahlenden Gestirns dar, wenn es in das Zeichen des Löwens tritt.

Die weise Politik dieses Fürsten wußte ohne Anstrengung jenen furchtbaren Sturm zu zerstreuen, der sich vor seiner ruhmvollen Thronbesteigung im Reiche erhoben hatte.

Ewiger Dank darum dem Ewigen, daß man unter der Regierung eines so guten Fürsten keinen Keim von Bewegung und Empörung mehr sieht,

außer einigen Fliegen, die von Zeit zu Zeit in der Luft schweben.

Die Winde seiner Gerechtigkeit haben die Erde wieder beruhigt, indem sie eine vollkommne und allgemeine Ruhe auf derselben herstellten.

Kann man dem höchsten Wesen genug danken für eine so große Gnade, für ein so kostbares Geschenk in der Person eines so einsichtsvollen und aufgeklärten Monarchen?

Doch verweile Feder! Du bist schon an der letzten Periode des Gemäldes dieser erhabenen Familie!

Beschäftige dich jetzt nur, heiße und aufrichtige Wünsche für ihr Wohl und Glück zu thun.

Segne, großer Gott! die Waffen und Unternehmungen dieses Sultans, und mache ihn durch deine heilige Gnade zum Alexander des Zeitalters!

Schenke, Herr! eine ewige Ruhe den Manen seiner berühmten Vorfahren: und indem du ihn mit deiner göttlichen Gnade bedeckst, schütze ihn zugleich gegen die Schläge und Unfälle des Schicksals!

Verleihe ihm endlich, o großer Gott! lange und glückliche Tage, und würdige die Gebete dieses schwachen und treuen Dieners mit gnädiger Erhörung!"

Man sieht, der anonyme Verfasser dieser Verse verfertigte sie unter der Regierung des nämlichen Sultans, den er hier erhebt. Die folgenden Sultane Mahmud I, Osman III, Mustapha III, Abd-ul-Hamid I und Selim III, haben keine Inschriften bei ihren Bildnissen; man liest darauf nur ihre Namen.

Mustapha III, der Vater des jetzt regierenden Groſsherrn, lieſs sich, so wie auch der vorhergehende Monarch Abd-ul-Hamid I, in Gesellschaft seiner Söhne, der jungen Sultane noch besonders in's Groſse malen. Selim wird ihnen vermuthlich nachfolgen.

Zu diesen Bildnissen werden von den Sultanen allezeit christliche Maler in Dienst genommen; und das nicht sowohl wegen ihrer gröſsern Geschicklichkeit, als wegen der Nothwendigkeit, worin sich die Monarchen selbst befinden, in diesem Stücke Achtung gegen Volksvorurtheile zu beweiſsen. Man pflegt auch groſse Sorge dafür zu tragen, selbst die Kenntniſs von diesen in der Residenz verborgenen Gemälden, nicht nur dem Publikum zu entziehen, sondern auch selbst den Serailsbeamten, die nicht den besondern Zutritt in die groſsherrlichen Gemächer haben und nicht zu des Kaisers nächster Bedienung gehören.

Der Maler der beiden zuletzt verstorbenen Sultane Abd-ul-Hamid I. und Mustapha III. war ein Armenier, Namens Raphael Manasseh, der seinem Vater in dieser Beschäftigung nachfolgte, und in Italien die ersten Elemente seiner Kunst, studierte. Da er wirklich seine Kollegen an Geschicklichkeit übertraf, so ward es ihm nicht schwer, unter den Eingebornen für den Raphael seines Zeitalters zu gelten.

Extrablatt No. 5.

Pikante Schilderungen.

Entschuldigung junger Männer, daß sie den Versuchungen der Liebe nicht zu widerstehen vermögen.

Was sollen wir armen Teufel, die wir von der Natur aus recht fleischlichem Fleisch und Blute zusammengesetzt sind, thun, wenn sogar Heilige nicht frei von Versuchungen blieben? Mußte nicht der heilige Adhemar zur Winterzeit bis an den Hals in's Wasser springen, um den Teufel zu bannen? Wälzte sich nicht Franziskus im Schnee herum? Und, da das nicht helfen wollte, machte er sich nicht eine Frau von Schnee, um doch etwas zu haben? Und in unserer Kirche! Steckten nicht die Rigoristen in Holland jedes Hemd, ehe sie es anzogen, in kaltes Wasser? Wenn Heilige zu solchen Kuren auf Leben und Tod greifen, so ist das ein Zeichen, daß sie noch nicht Heilige sind, aber Lust haben es zu werden. Zwar könnte man mir den Pater Gil einwerfen, der nie in seinem Leben ein Frauenzimmergesicht gesehen hat. Das würde viel sagen, wenn er nicht selbst gestanden hätte, er habe ein so kurzes Gesicht, daß er nichts unterscheiden könne. Oder man könnte den Rabbi Arobon anführen, der Regeln für den Ehestand giebt, vor denen der listigste Teufel fliehen muß; aber so oft ich seine Regeln las, fiel mir ein, man müßte doch erst Madame Arobon fragen, was die zu ihres Mannes Heiligkeit sagte.

Klagen und Apologie der Frauenzimmer gegen die Männer, von einem Frauenzimmer.

Seht nur hin über die Welt, ihr Männer, und sagt, wie wir Frauen dafür büßen müssen, daß die Natur uns nicht so masiv von Körper erbaut als euch! Denn worauf sonst gründet sich eure Herrschaft über uns von Anbeginn der Welt? Doch mit der Herrschaft möchte es noch hingehen; aber eure Tyrannei, und der ungeheure Dünkel von dem Vorzug und der Würde der Männlichkeit! Behandeln sie nicht die Frauen, ohne zu bedenken, daß ohne Frauen kein einziges Mannsbild sein Unwesen auf Erden treiben könnte, fast in allen fünf Welttheilen, wie geborne Sklavinnen, welche die Natur ihrer Hoheit und Unterthänigkeit zu Füßen legt? Im Osten sperrt man meine arme Mitschwestern in Häuser, Hütten, Schleier und dicken Argwohn ein, als hätte Gott die Welt nicht auch für die Frauen geschaffen, oder als dürften sie nur auf Erlaubniß der Männer und hinter dem Rücken derselben ein wenig verstohlen in die Welt hervorblicken. Im Süden müssen sie ihre Kinder auf dem Nacken, den ganzen lieben Tag lang, sich im Felde zerarbeiten, während ihre Männer auf ihrem Allerwerthesten hocken, und kaum so viel Lust haben, ein wenig Rauch in die Luft zu blasen und an ihrer Faulheit Vergnügen zu finden. Im Westen legen sich die Männer gar in ihre Wochenbetten, die Rekel! und schlucken die Suppen hinunter, woran sie sich nach ihrer Niederkunft erholen sollten. Und wie manche gute Indianerin mußte sich aus Trauer über den Tod ihres Eheherrn lebendig braten und verbrennen, als wäre sie nach der Befreiung von ihrem Haustyrannen nicht mehr werth gewesen zu leben und sich ihres Lebens zu freuen! Und ist die Unverschämtheit der Männer nicht so weit gegangen daß sie auch den Himmel verdorben und ihre Eigendünkelei und Anmaaßlichkeit als Sternbilder daran gehängt haben? ich will sagen, sie haben ihren männlichen Uebermuth und ihre Verachtung gegen die Weiber in die Religion hinübergepflanzt, und auch das künftige Leben

damit angesteckt. Müssen nicht die Weiber nach der japanischen Religion sich, wenn sie in die himmlische Seligkeit eingehen wollen, erst von Haupt bis zu Fuß in Männer verwandeln? So ungalant ist der japanische Himmel und doch ist das noch nicht das Aergste. Muhamed läßt die Weiber in jenem Leben zwar Weiber bleiben; aber wie belohnt er sie dort für die Leiden ihrer irdischen Sklaverei? Er stellt sie außen um das Gitterwerk des Paradieses herum, damit sie mit ihren Augen schauen, wie üppig sich darin ihre seligen Männer mit den überschönen Himmelsdirnen, den Huris, unterhalten, ohne sich einmal nach ihnen umzusehen. Eben so geht es den Weibern in der Philosophie. Eine erstaunliche Menge hochweiser Kraus- und Bocksbärte hat's unter andern der Mutter Natur abgesehen, daß sie erz manntoll ist. Aristoteles meinte, daß die Natur nicht eher Weiber bilde, als wenn sie wegen der Unvollkommenheit des Stoffs keinen Mann hervorbringen könne. Viele Philosophen und Aerzte nach ihm haben die Ungereimtheit behauptet, daß die Natur nur aus Irrthum von ungefähr und ohne Absicht Weiber mache. Diese Sottise kommt unter andern in den vollkommenen Hofmann des Grafen Castiglione vor. Vor ungefähr 200 Jahren erschien eine Streitschrift, worin ein Witzkopf zum Scherze behauptete: daß die Weiber keine Menschen wären; der ungalante setzte sie sogar unter die Menschen herab. Ein Doctor der Gottesgelartheit Simon Gedike gab damals eine Gegenschrift heraus, worin er mit dem ernsthaftesten Eifer von der Welt behauptete, daß die Weiber doch Menschen wären. Fast ganz Europa nahm Theil an diesen Streit und erst in Frankreich wurde die Sache auf eine förmliche und erbauliche Art entschieden. Auf einer Kirchenversammlung zu Mazon nämlich wurde von einem Haufen geistlicher Herrn die Frage: ob die Frauen eine menschliche Natur hätten? mit gelehrtem und heiligem Eifer aufgeworfen und endlich zum Vortheil der Weiber entschieden, aber — erst nach langer Untersuchung. Erröthen

solltet ihr Männer darum, so oft ihr ein Frauenzimmer seht und euch dabei einfällt, wie viel Thorheiten und Grausamkeiten euer Geschlecht an dieser zwar schwächsten, aber doch nach eurer Aller Geständniß, schönsten Hälfte der Menschheit sich schuldig gemacht hat, und noch macht.

Gemälde von vollendeten Schönen.

Reizender als Aspasia hat nie die Phantasie eines Künstlers eine Venus geschaffen. Welch ein Feuer in ihren Augen, wie majestätisch ihr Gang, wie schlank ihr Wuchs, wie edel und harmonisch alle ihre Züge! Zauberisch ist der Ton ihrer Stimme, und noch weiß ich nicht, was mehr zu schätzen sey, ob die Feinheit ihres Geistes, ob ihres Herzens reine Güte. Aber ich will bei den körperlichen Umrissen stehen bleiben, und da gewährt mir die Mythologie unter ihren Göttinnen keine, die mit ihr zu vergleichen wäre, so wie auf der andern Seite alle Tugenden, die der Gesellschaft die schönsten Reize geben, in dem Herzen der Liebenswürdigen entsprungen zu seyn scheinen.

— — —

Nie malte ein Maler ein holderes Madonnenbild, als sie in der Wirklichkeit darstellt. Ihr schönes Haupt, um das die Glorie der hohen Unschuld schwebt, ruht furchtsam freundlich auf dem wohlgebogenen Schwanenhals; schwarze Locken, von der Natur geringelt, überschatten ein mildes braunes Auge, das sanft und bittend auf jedes menschliche Wesen hinsieht, und zugleich wie ein Brillant strahlt. Ein hohes, aber zartes Gefühl des Wohlwollens schimmert lebendig auf ihrem ganzen schönen Gesichte hervor. Nur bittende, segnende Töne entschlüpfen ihren mildlächelnden Rosenlippen. Ihr schmeichelnder Laut, ihre sanfte Stimme ist der ächte Dollmetscher der höchsten Güte ihres Herzens. Jede Bewegung ihres reizenden Körperbaues stellt lebendig die bescheidene sokratische Grazie dar. Wessen Herz nicht ganz verdorben ist, sieht mit innigem Vergnügen auf Aspasiens Unschuld.

Denke dir den Körper der Medizeerin — nur etwas grö-

ser. — Wirf ein weisses langes Gewand um diesen reizenden Körper, den Kopf — doch das möchte deiner Phantasie schwerlich gelingen, dir diesen sonderbaren Kopf zu zeichnen. Das dunkele lockige Haar auf einer blendenden Alabasterstirn. Zwei lange geistvolle Braunen über ein paar noch geistvollern durchdringenden Augen voll Unschuld und jungfräuliche Würde, voll Muth und anziehender Redlichkeit. Sonderbar! Eben diese Redlichkeit macht den bleibenden, herrschenden Eindruck. Nur einen Augenblick ist man sich seiner Sinnlichkeit bewußt. Dann aber geht diese Sinnlichkeit nicht, wie bei Andern, in Bewunderung oder in anspruchlose Zärtlichkeit über. Nein, man vergißt ihr Geschlecht, man vergißt, daß diese schöne, kraftvolle Seele in einem weiblichen Körper wohnt. Es ist einem wohl, man wünscht, daß es immer so bleibe. Ohne Leidenschaft, ohne süße peinigende Unruhe steht man da. Ist man unglücklich, so flüchtet man gewiß zu ihr. Man weiß es, sie wird einem nicht verlassen, in Noth und Tod wird sie treu bleiben. So charakterisirt sie sich durch ein paar gehaltvolle Worte, ohne Anspruch dahingeworfen. Ach! da ist an keine Koketterie, weder feine noch grobe, weder erlaubte noch unerlaubte zu denken. So wie sie ist, giebt sie sich, gleichviel, was sie dadurch wirkt. Was sind die gepriesensten Weiber gegen diese Unvergleichlichkeit! — Wahre Zieraffen, die nicht einmal die Hälfte von dem, was sie ist, scheinen können.

— — —

Es ist das schönste Mädchen, wie es je Apelles mit Farben malte, und Polikrates in Marmor bildete. Das blendende Weiß der Lilie und das sanfte Inkarnat der Rose strahlt von ihren Wangen herab. Wie Seidenflocken umkräuselt ihr blondes Haar ihre schöne Stirn, die die Einbildungskraft des vollendetesten Künstlers nicht freier und edler hätte zeichnen können. Nimmer kann dir eine schönere Hand und ein schönerer Arm vorgekommen seyn. Und diese runden weißen Finger, deren Spitzen wie in die Mor

genröthe getaucht sind. Und dieser alabasterne, durchsichtige runde Hals, und in der schönen vollen Brust, das treue, arglose, liebe Herz, bei aller fröhlichen Schalkheit der großen blauen Augen! Eine wahre jugendliche Hebe! Durch die zarte Weiße ihrer Haut schimmert ihr reines Blut, wie Aurora durch ein lichtes Taggewölke. Schleierloser und zugleich erquickender, blickten Verstand, Zartgefühl, Wahrheit, Sanftheit und Milde aus keinem weiblichen Augen, wie aus den ihrigen. Ihr Mund scheint ihr von einem Engel aufgeküßt, so idealisch ist er gebildet, ein so süßes Lächeln umzieht ihn. Ihren gefälligen Wuchs bezeichnet ein Adel, der nicht angeboren, der erworben wird, der von innen ausgeht und nur das Eigenthum schöner Seelen ist. Mit der reichsten Empfänglichkeit für jedes Schöne und Wahre, verbindet sie den lautersten Sinn für frohen Lebensgenuß. Der Dichter der Grazien würde in ihr das Urbild seiner Musarion erkannt haben.

— — —

Sie ist schön, schöner als alle Mädchen, die ich je sah: aber ihr funkelndes Auge, ihr seidnes Haar, die in sanfter Nachläßigkeit den marmornen Nacken herabflatternden Locken, der reizend gewölbte Busen, ihre weißen Schultern, der runde Arm, die kleine zierliche Hand, das Grübchen in jeder Rosenwange, ihr kleiner frischer Mund, alles, alles scheint nur eine unbedeutende Zugabe zu der holden Verschämtheit ihrer Mienen, der zarten Grazie in jeder ihrer Bewegungen.

Ihr Anzug war ein zauberisches Mittelding von Pracht, Geschmack und Simplizität. Ein leichter Schleier von durchsichtiger, weißer Seite, vertrat die Stelle des Kopfputzes, blos um den Glanz ihrer Augen zu mildern, und ihrem Gesicht einen Schein von reizender Mattigkeit zu geben. Eine sechsfache Schnur von großen Perlen schmückte die rundlichen Arme, als wär' es blos, um die Weiße derselben noch auffallender zu machen. Ihre pechschwarzen Haare, gleichfalls mit Perlenschnuren durchflochten, fielen

in langen, majestätischen Krausen, an dem schönsten Halse, der jemals einen so schönen Kopf trug, auf ihren Busen herab, der etwas weniger, als gewöhnlich ist, verhüllt war.

Ich entdeckte in ihr eine Reinheit und Wahrheit des Charakters, eine Feinheit des Geistes, eine Zartheit des Gefühls, wie sie mir noch nie aus schönen Augen angeleuchtet, noch nie von weiblichen Lippen entgegen geglommen hatten. So sah ich in ihr die vollendete schöne Weiblichkeit mit allen Grazien der Selbstbewährung, des innern Friedens, des Seelenadels und unaussprechlicher Milde. In ihr fand ich das Ideal, das von der Würde der Frauen immer vor meiner Phantasie schwebte.

Wie hätte nun eine so vollkommene Verwirklichung meines weiblichen Ideals, wie geistliche und körperliche Schönheit in einem so hohen Verein, auf eine so reiche Empfänglichkeit für Schönheit und Wahrheit, auf ein so lebhaft und tief empfindendes Herz nicht mächtigen und warmen Eindruck machen sollen? Ich kannte Weiber genug, die mir gefallen; aber kein's noch das mich interessirt hätte, das meinem Ideale auch nur mäßig nahe gekommen wär'. Dieses erreicht' es nicht nur, es wär mir sogar, als wäre es das Urbild dazu, als hab' es mir mein Genius in einer prophetischen Weihe voraussehen lassen, und meine Phantasie es nur nachgezeichnet. Bei mir war Petrarch's Liebe zu seiner Laura, reine, geistige Leidenschaft, ohne allen Zusatz von Sinnlichkeit.

— — —

Sie war schön; ihr glich die Königin der Blumen, die aufblühende Rose in ihrem väterlichen Garten, Wohlduft streuend durch die Lüfte. Die Göttin der Liebe spielte selbst mit neidischen Blicken auf die kühnen Reize der achtzehnjährigen Grazie herab; und schweigend gestatteten ihre Zeitgenoßinnen ihr den ersten Rang in öffentlichen Versammlungen. Von ihr galt, wie Homer sang:

Bist du eine der Göttinnen, welche den Himmel beherrschen?
Siehe! so scheinst du mir die Tochter des großen Kronions,

Artemis gleich an Gestalt, an Größe und reizender Bildung!
Bist du eine der Sterblichen, welche die Erde bewohnen;
Dreimal selig dein Vater und deine treffliche Mutter,
Dreimal selig die Brüder! Ihr Herz muß ja immer von hoher
Ueberschwenglicher Wonne bei deiner Schöne sich heben,
Wenn sie sehen, wie ein solches Gewächs zum Reigen einher-
geht!
Aber keiner ermißt die Wonne des seeligen Jünglings,
Der, nach großen Geschenken, als Braut zu Hause dich führet!
Denn ich sahe noch nie solch einen sterblichen Menschen,
Weder Mann noch Weib! Mit Staunen erfüllt mich der
Anblick!
Eh'mals sah ich in Delos, am Altar Föbos Apollons
Einen Sprößling der Palme von so erhabenen Wuchse.

Ihre Gestalt war die einer Juno, vereinigt mit dem Liebreiz der jüngsten Bewohnerin des Olympus. Ihr Gang fest, edel. Das Auge kühn umhersehend, und die Haltung einer Pallas. Eine sanfte, immer gleiche, gemäßigte Heiterkeit vermischte sich in ihrem Charakter mit jenem milden Ernst, der weibliche Würde bezeichnet und Ehrfurcht still erhält, ohne sie zu fordern. Wer sie nicht genau kannte, hielt sie für verschlossen: denn tief in ihren Busen verborgen, trug sie ihre heiligsten Empfindungen, und enthüllte sie nur den wenigen, zu denen geprüfte Uebereinstimmung ihr Zutrauen einflößte. Aber wen sie einmal werth hielt, in die unentweihte Reinheit ihres Herzens zu blicken — wem sie einmal ihre Liebe, ihre Freundschaft hingab, o der durfte jedes Opfer von ihr verlangen, auf das diese ernsten Gefühle Ansprüche geben; denn ihre Worte waren kein leerer Klang, sie waren nur der Ausdruck fester Selbstständigkeit und Wahrheit, und eilten ihren Handlungen nicht voraus, ohne jedoch ganz zurück zu bleiben.

Jung, schön, munter, liebenswürdig, verband sie Sanftheit mit Geist, Anmuth mit Schönheit, hohe Bescheidenheit mit hoher Bildung. Ich fand an ihr die unbefangene und doch zarte, die natürliche und doch gefühlvolle Offenbar-

zigkeit, welche, nebst der Sanftheit, Zurückgezogenheit und Unschuld, den milden Strahlenglanz der Weiblichkeit bildet. Nie mit sich beschäftigt, nie verlegen, gleich auf dem Zauberton alter Bekanntschaft, und doch sich nicht das mindeste vergebend, alles das ohne Mühe, ohne Bestreben, ohne den Schauspieleranstand so viel manierirter Weiber, entschlüpfte ihr keine Ziererei, kein Fehlschritt, kein Mißlaut. Die Grazien umschwebten sie in leichten züchtigem Tanze. Ihr war der helle Blick auf die Wahrheit der Verhältnisse, die liebliche Festigkeit in jedem Benehmen, jenes schöne weibliche Wesen, das Männeranmaaßung und Männerwitz, die Grimassen des Tons und den Schleichhandel der sogenannnten Galanterie, in einem Moment durch seinen Verstand und milde Kälte pulverisirt. In ihrem schönen, und doch sanften Feuerauge schimmerte der Götterfunke der Selbstständigkeit, die sich so hold und doch so selten mit reizender Weiblichkeit paart; aus ihrem ganzen Seyn athmete Zartheit an süße Besonnenheit geschmiegt. Ein seltenes Weib, das meinem Ideal, bis jetzt in meiner Seele schlummernd, zulächelte, um das ich froh und selig herum war: ferner zu seyn wünschte.

— — —

Nie hätte ich es für möglich gehalten, daß in einem Wesen sich so mannigfaltige, so verschiedene Reize, die sich nur den ungleichartigsten Wesen zu eignen scheinen, zu einem solchen Zauber vermählen könnten. Immer gewählte Ausdrücke, und immer natürliche Empfindungen; Frohsinn des Geistes, und ein zur Schwermuth hinneigendes Herz; Schwung der Phantasie, und Einfachheit des Gemüths; Hingebung und Selbstständigkeit; entzückende Verschmelzung von Genie, und Einfalt von Sanftmuth und Stärke, gleich reich an Allen, was den tiefsten Denkern Bewunderung und den gewöhnlichsten Geistern eine behagliche Stimmung einflößen muß, wofern sie selbst Güte besitzen und sich dieser rührenden Eigenschaft zu begegnen erfreuen, und

ter den leichtesten und edelsten, den wahrsten und hinreißendsten Formen.

Sie beseelt die Unterhaltung, indem sie mit Antheil spricht und mit Antheil zuhört; keine Spur von Anmaaßung oder von Zwang; sie sucht zu gefallen, aber nur, indem sie sich so zeigt, wie sie ist. Alle Weiber, die ich noch gekannt habe, nahmen sich mehr oder minder zusammen, um Eindruck zu machen; sie allein ist zugleich stolz und einfach genug, sich um so liebenswürdiger zu glauben, je freier sie sich ihrer Empfindung überläßt, je ungekünstelter sie sie an den Tag legt.

Mit welcher Begeisterung spricht sie von der Tugend! Sie liebt sie wie die erste Schönheit der sittlichen Natur; sie athmet in dem, was gut ist, wie in einem reinen Elemente, dem einzigen, worin ihre Seele leben kann. Wenn ihr umfassender Blick ihrem Geiste Unabhängigkeit ertheilt, so bedarf ihr Charakter der Stützung; es zittert in ihrem Blick etwas leicht Verletzbares, etwas das um Hülfe zu flehen scheint gegen die Leiden des Lebens, und ihre Seele ist nicht geschaffen, den Sturm des Schicksals allein zu bestehen. O wie glücklich wird der seyn, den sie sich zum Beschützer ihrer Tage wählen, den sie bis zu sich erheben, und der sie gegen die Bosheit der Menschen vertheidigen wird.

Man preißt mir die Reize ihrer Unterhaltung, den Adel und die Güte ihres Charakters; aber diese bezaubernde Anmuth ihrer Gestalt, diesen schönen, schlanken, biegsamen Wuchs, dieses krause Haar, das eine so reine Seele beschattet, diese seidnen Wimpern, die so sanfte und doch so beseelte Augen zur Hälfte bedecken, diese bewegliche Physiognomie, und diesen Ausdruck von Hingebung in ihrem ganzen Wesen, reiner noch, bescheidener und unschuldiger als strenge Zurückhaltung, nein, dies hätte man mir zu malen nicht vermocht.

Vormittags sah ich die sanfte Jungfrau holdselig und himmlisch, wie eine Abgesandtin aus den Gefilden des Friedens, unter den Myrten und Lerchenbäumen daher wallen.

glatt anliegend und nur vom schwarzen Sammtgürtel zusammengehalten, verrieth das lange weiße Morgenkleid den schlanken Vestalin-Wuchs, und durch den dünnen, tief herabwallenden Schleier schimmerte ihr Auge und Haar mit dem Gürtel wetteifernd: schimmerten blaßroth die Wangen, die gegen die kleinen gefüllten Röschen an dem eng verhüllten, aufknospenden griechischen Busen, zwei aus Morgenduft gewebten Rosen des Himmels im magischen Nebel des Mondschimmers glichen. Des Abends fand ich sie auf einem Gartensitze in einer malerischen Lage und blieb, von ihrer Schönheit ergriffen, festgezaubert vor ihr stehen. Die untergehende Sonne warf durch die Zweige ihre brennenden Strahlen auf ihr veilchenblaues, der Kühle des Abends geöffnetes Gewand, und schmeichlerische Lüftchen wehten vom Blumengeländer hellgrüne Ranken, von den feuergelben Flammen der türkischen Kresse durchwebt, um ihren blendenden Nacken.

Leichten Tritts schwebte sie dahin, wie eine Silfide, über die geschornen, mit Blumen durchwirkten Rasentapeten, diese reizende weibliche Gestalt mit Vergißmeinnichtaugen, und jeder Ton ihrer Stimme sprach entzückenden Wohlklang. Muster der Weiber! Aus welchem Planeten bist du in die Welt hinabgestiegen? Wahrlich Eva war deine Stammmutter nicht. Ich würde dich anbeten, wenn ich dich nicht lieben müßte. O was gliche deiner Treulosigkeit, könntest du der Falschheit so viele Reize fröhnen lassen, die nur dazu geschaffen schienen, die ersten Regungen, die unwillkührlichen Empfindungen des Herzens noch zu verschönern, um in einem Weibe die höchste Grazie der gebildeten Welt mit der Einfalt ungekünstelter Gefühle zu verschmelzen.

— — —

Hier ist das Bild der Schönsten unter den Schönen: Ein schönes Oval von der blendendsten Weiße, sanft mit Rosenfarbe tingirt, Augen von den dunkelsten Blau, groß, schöngespalten, mild, voller Ausdruck durch die längern, fin-

stern Augenwimpern noch anziehender gemacht; ein Mund, wie eine aufgehende Rose, und einen Reichthum von dunkelbraunen Locken, die um den alabasternen Nacken spielen. Das reifere Alter konnte diesen Reizen wenig mehr hinzusetzen, als den höhern Wuchs, die schönere Bildung des Halses und die vollkommnere Form der griechischen Nase, die jetzt noch, wie bei keinem Kinde, sich besonders auszeichnete. Der reine Ausdruck einer unverkünstelten Natur, der ihre ganze edle Physiognomie bezeichnet; der stille Zauber der die ganze Graziengestalt umfließt, fesselt eines jeden Blick mit Ehrfurcht und mit einer Empfindung ohne Gleichen.

Sie ist schön und nicht eitel, gefällt ohne Gefallsucht, zärtlich ohne Eifersucht, klug, ohne damit zu prahlen, treu ohne es dem Manne unter die Nase zu reiben: kurz ein Weib voll Jugendblüthe und doch frei von allen Erbsünden ihrer Stammmutter Eva. Begabt mit einem milden, gefühlvollen Charakter, verbindet sie mit dem glühenden Herzen eine kalte, besonnene Vernunft. Sie verschönt mit ihrem Abglanz jeden Ort — die Wüste wird zum Hesperidengarten und meine finstere Seele zum sonnedurchglühten Kollektivglas aller Seligkeiten des Lebens, so oft ich vor ihr stehe.

Sie war heute festlich geschmückt. Ein weißes Linonkleid umhüllte die plastischen Umrisse der Bildnerin Natur, schlau verrathend die Reize der Holden. Ihr schwanker Hals, von ihren zart gekräußelten Locken umringelt, war mit einem leichten Halskettchen geziert, ein geschmackvolles Aufsätzchen von feinen englischen Spitzen und schmalen Rosenbändchen zierte den Kopf, der einer Venus Urania, einer Niobe zu gehören schien. Majestätisch blickte ihr schönes Auge von ihrem Sitz herab, wie eine Göttin vom Throne des Olympos, auf die liebliche Landschaft, die sich unter ihrem Blick zu verschönern schien, wie der Garten unter dem lohnenden Gunstblick der Beifall lächelnden Fürstin.

— — —

Stelle dir einen Engel von einem Mädchen vor. Ihr Gesicht ist rund wie die Scheibe des Mondes, auf ihrer Stirn

fügt Bescheidenheit und Würde. Ein paar breite und schwarze Augenbraunen umschatten, mit den Augenliedern einen schönen konzentrischen Bogen bildend, die einnehmenden Augen, aus denen Sanftmuth und freundliches Wohlwollen lachen. In gerader Linie von der Stirn herunter, geht in einer regelmäßigen Pyramide die Nase. Der Mund, dieses Portal am menschlichen Bau, durch welches die Boten des Verstandes unaufhörlich ausgehen, ist klein und der jungen Rose ähnlich, die sich eben den Strahlen der aufgehenden Frühlingssonne öffnet; und in ihrem Keime ist jenes Grübchen, das sich der Sohn der Zythere von je her zu seinem Wohnsitze gewählt hat. Der Rand des niedlichen Lippenpaars schimmert vom reinsten Inkarnat. Die weißen regelmäßigen Zähne sind alle von gleichem Wuchs und gleichen einer Reihe von Perlen in Rubin gefaßt. Das blühende Karmin der glatten und etwas erhabenen Wangen, geht unmerklich zum lieblichsten Lilienweiß über. Im Halse liegt unendlich viel Majestät, indem er hoch und glatt sich über die Schultern, gleich einer alabasternen Säule erhebt. Der Busen gleicht an Form Limonien, an Farbe und Glätte ihren Blüthen. Aus dem feurigen Auge strahlt im Affekt das heftigste Verlangen, vereint mit dem sanftesten Dahingeben, entgegen, unter dem Friedensbogen der sanft gewölbten Stirne.

Sie ist schön, sehr schön; aber sie ist so wenig eitel auf ihre Schönheit, daß sie ohne Schaam und Verlegenheit davon reden hört, wie von der Schönheit einer Fremden. Man könnte, meint sie, sich wohl auf das etwas einbilden, was man sich selbst gebe, und man bedürfe wohl der Bescheidenheit, um diesen Stolz zu verstecken oder zu mäßigen; aber daß man solche oder solche Augen, einen so oder anders gebildeten Mund habe, wo wäre da Verdienst oder Ehre? Und warum sollte man erröthen müssen, wenn man hört, was eine Laune der Natur an uns und ohne uns hervorgebracht hat? Ihre Bildung, ihre Unbefangenheit, ihr sanftes, stilles Wesen, der reine Adel ihres bescheidenen Charakters, der sich in dem seelenvollen Blicken malt

selbst der unverkennbare Hang zu dem, was man sonderbar nennt, da es über den beschränkten Kreis des Gewöhnlichen hinausragt—kurz alles, was sich in ihr zu einem harmonischen Ganzen vereint, zieht unwiderstehlich an und hält jeden fest.

Die edle Figur, der königliche Gang, das schöne Oval des Gesichts, die großen blauen Augen mit den dunkeln Braunen umzogen, das liebliche holde Morgenroth auf den weißen Wangen, der blendende Hals.... das Alles stand immer vor meiner Seele, und doch war es so gut, wie nichts gegen das Leben, das dieses schöne Gesicht beim Sprechen bekam, gegen den heitern Himmel, den ein Lächeln über dieses Gesicht verbreitete, gegen die fromme Unschuld, die aus den Augen strahlte, gegen die höhere Röthe, welche die Erzählung einer edlen That auf die Wangen goß. Und zu dem Allen nun, dieser silberreine, liebliche Ton der melodischen Stimme, diese holde Grazie in jeder Bewegung. Was Wunder also, wenn die gereizte Phantasie des Jünglings sich mannigmal bei ihrem Anblick auf einige selige Augenblicke dem Wahn überlassen konnte, er sey in die goldenen Zeiten entrückt, worin die Himmlischen herab zu dem Geschlechte der Sterblichen steigen, und, unter ihnen wandelnd, das mühsame Tagewerk des Lebens ihnen erleichterten.

Worte eines Hagestolzen gegen die Ehe.

Die Ehe ist eine Einrichtung, welche für den Pöbel Vortheile haben mag; aber gewiß, für den Gebildeten bleibt sie oft die glücklichst ausgedachteste Methode, ihn ewig zu martern. Sie gleicht zwei Schlangen, die nur eine Endigung haben; jede betrachtet sich, wie natürlich, als ein Ganzes und will weiter kriechen, ist aber durch die Trägheit oder den Eigensinn der andern ewig gebunden.

So lange die Liebe der Ehe noch nicht unterworfen ist, bildet sie sich von dieser das reizendste Gemälde; ist aber die Liebe unter die Haube gekommen; dann bemüht sie sich selbst, die Farben zu verwischen. Selten ist nämlich die Herrlichkeit der Honigmonde von langer Dauer. Nur zu bald

beginnt die Fackel der ehelichen Zärtlichkeit zu flackern, die Flamme wird immer schwächer und löscht endlich ganz aus. Im Anfang speiset die Liebe zwar gern mit Manna, aber zuletzt nur gar zu häufig mit Schwarzbrod. Sie ist eine Königin, die wenig Land und desto mehr Leute hat. Erröthende Wangen, sind nicht immer ein Beweis von Unschuld, aber oft von Leibfarbe, so wie jeder betende Mund nicht immer einen Frommen zugehört.

Liebe aus unschuldigem, warmen, schwärmerischem Herzen ist der klugen, zu lauter Witz und Ungefühl sublimirten Welt ein Spott, und das arme Kind thäte wohl, wenn es auch aus Romanen, welche gelesen werden möchten, wegbliebe. Die Ehe ist weiter nichts im Grunde, als ein Käfigt, in welchen das Männchen von dem Weibchen gelockt wird, und sich dann den Kopf daran zerstoßen möchte. Schlummert das Männchen, so stiehlt sich das geschmeidige Weibchen durch die Gitter hinaus, kommt aber zum rechten Zeitpunkt zurück, um das erwachende Männchen zu schnäbeln, bis es wieder einschläft.

Segnet den Mann, ihr Weiber, der zuerst die Ehe erfand! Er gab euch Alles, indem er uns Alles nahm. Wir tauschen euren Besitz um unsere Freiheit ein, und ihr erwerbt auf unsere Kosten die eurige, deren Fehltritte unser Name verschleiert. O segnet den Mann! Er wurde zum Verräther seines Geschlechts, indem er das eurige durch die Ehe krönte. Ihr setzt die Verrätherei mit dem Daseyn der Erfindung fort. Ihr wünscht und liebt die Ehe, als bürgerlichen Stand, als Schild- und Zunftgerechtigkeit: wir tragen sie als Joch, in welches uns Liebe, Stolz und Gewinnsucht spannen.

Freilich kommt's sehr darauf an, wie man das Gemälde sieht und sehen will. Die Farben sind gewönlich dasjenige, was einen am ersten gleichgültig wird; man kann aber auch noch andere Schönheiten daran bemerken, die so lange, als man blos auf die Farbenmischung Rücksicht nahm, dem zerstreuten Auge unbemerkt bleiben. Freundschaft, — wer kann es läugnen? — muß die Wurzel seyn, wenn der Baum des

Ehestandes grünen und blühen soll. Aber welch ein Widerspruch leuchtet hier nicht jedem Unbefangenen ein? Schon der Schatten eines Jochs wird zu Blei auf dem Nacken der Freundschaft, und doch bürdet die Ehe ein wirkliches Joch auf. — Wird hierdurch nicht das erste Grundgesetz der Freundschaft zerstört? Rein allmächtige Gottheit! hast du mich zu allem Unglücke erkohren, o! so bewahre mich doch vor dem, welches das größte ist. Ohne Aufhören will ich die weiten Gefilde der Natur durchwandern, und nie die Rose verachten, weil ich das Veilchen schön finde. Der Mann, welcher ein Weib nimmt, kauft als Liebender einen Acker in vollen Blüthen; ärndtet er die Frucht ein, so findet er über die Hälfte Unkraut.

Die Schule der Ehemänner wird gewöhnlich von der Tyrannin Geduld gehalten, weil die mehrsten von der Ehe der sanften Hofmeisterin Klugheit im verliebten oder spekulirenden Rausche entliefen. Halten sie aber auch unter der Ruthe der Geduld nicht aus; so laufen sie der Furie Verzweifelung in die Klauen, welche sie mit Skorpionen peitscht. Ehevertrag in den Zeiten der Unsittlichkeit, ist offenbar falsches Spiel. Ich habe gern und oft mein Kärtchen gesetzt, mir manches Paroli und Septleva abschlagen lassen: aber das kühne va bon que! kommt mir nie über die Zunge. Ja, ja, es wäre eine schöne Sache um die Ehe, wenn Ideal und Wirklichkeit jemals selbst eine glückliche Ehe führten; allein wie viel Nieten gehören um ein einziges großes Loos in der besten Lotterie möglich zu machen?

Die Vorliebe für die Figur erkaltet im Ehestande sehr bald, und dann helfen auch die feinsten Wendungen nicht mehr gegen eine böse Ehehälfte, wie das ein anerkanntes Axiom ist, so oft man es auch aus der Acht läßt. Darum bleibt der Sprung in's Ehebette ein wahrer Salto mortale und gelingt dieser selbst dem tolldreistesten Luftspringer öfter, als jener dem Kandidaten zum Vateramte. Ziehet jede Ehe eurer Bekanntschaft aus Sankt Hymens Prüfungs- und Läuterungsglühe vor das unerbittliche Tribunal eurer Er-

fahrung, und das Resultat eures hochnothpeinlichen Halsgerichts wird seyn: so ein Ding, wie ein tugenthaftes Weib, sey so selten wie eine Perle im weiten Ozean. Ein Narr möge also der heißen, der im Ernste an's Heirathen denkt. Vivat meine Philosophie! Ich lebe dem Vergnügen: und im Vergnügen heute die und jene morgen.

L'amour a des ailes, n'est ce pas pour voltiger?

(Nächstens nun vice versa etwas zur Apologie der Ehe.)

Historisches Mancherlei.

König Jakob I. konnte vermittelst einer natürlichen Antipathie keinen bloßen Degen sehen, nicht einmal in seiner eignen Hand. Er wandte deshalb das Gesicht ab, wenn er jemand zum Ritter des Hosenbandes schlug. Auf diese Art stach er den Grafen Esser in den Backen, statt ihm die Schultern zu treffen. —

Die Rabbinen fabeln: die ersten Menschen hätten nur Einmal in ihrem Leben genießet, und wären in demselben Augenblick ohne weitere Krankheit gestorben; allein der Patriarch Jakob habe Gott gebeten, ihn und überhaupt das Menschengeschlecht von dieser schnellen und unvorbereiteten Abforderung von der Welt zu verschonen; und mit der Erhörung dieser Bitte sey nach der Zeit der beim Niesen gewöhnliche Glückwunsch entstanden. Beiläufig, da einmal doch von Niesen die Rede ist, bemerke ich, daß Aristoteles die Frage, warum der Mensch gewöhnlich zweimal niese, dadurch beantwortete: weil er zwei Nasenlöcher hat. —

Julius II. vermochte als Pabst den König von England Heinrich VIII. durch ein Geschenk von Wein und Schinken, Frankreich den Krieg zu erklären. Es hat eben so in neuern Zeiten jenseits des Kanals Könige gegeben, die zwar eben nicht um Bologneser Würste und römischer Liqueurs willen, sondern um den Titel: Vertheidiger des Glaubens, den Heinrich VIII. erhielt, geltend zu machen, sich in die Angelegenheiten Frankreichs mischten. —

Pabst Leo X. starb zu Magliane vor Freuden, als er

die Nachricht erhielt, die Kaiserlichen hätten Mailand erobert. —

Daß auch keine Sache so geringfügig sey, daß man nicht ein dickes Buch darüber schreiben könne, zeigt das Beispiel eines Gelehrten, Namens Martorelli, der über ein altes Dintenfaß einen ungeheuren Folianten verfaßte. —

Es scheint, daß man im Kriege zum deutschen Soldaten anders reden muß als zum französischen. Die neufränkischen Generale haben in den leztern Kriege ihre Leute allzeit durch körnige Proklamazionen zum Muthe entflammt, bei den Oesterreichern hielt man eine solche Maasregel gegen die Subordinazion. Heinrich IV. sprach zu seiner Armee: Je suis Vôtre Roi, Vous êtes Français, voilà l'ennemi! — General Ziethen sagte vor der Bataille bey Torgau zu den versammelten Offizieren: Meine Herren, heute haben wir Bataille. Es muß gehen, als wenn es mit Butter geschmiert wäre! — Die Preußen lobten diese Worte als eine sinnreiche lakonische Sentenz. —

Die sonderbare Liebhaberei an Pferden ist oft weit gegangen. Kaiser Kaligula machte sein Pferd zum Konsul in Rom, zog es an seine Tafel, und ließ es aus goldenen Pokalen saufen. Theophylaktus, ein Patriarch zu Konstantinopel, hielt 2000 Pferde, denen er nichts als Mandeln und Rosinen zu fressen, und die köstlichsten Weine zu trinken gab. Kaiser Julius ließ seinen Pferden eine marmorne Ehrensäule errichten, so wie die Agrigentiner ihren Rossen Pyramiden setzten. Nero's Gemahlin ließ die Hufe ihrer Pferde mit Gold beschlagen, und Alexander der Große seinem wilden Buzephalus zu Ehren eine Stadt gleiches Namens erbauen. —

In der Zusammenberufung der Notabeln bestand einer der größten Staatsfehler, den die französischen cidevant Könige begingen. Karl von Marillak, Erzbischof von Vienne, gab zuerst im J. 1560 diesen unseligen Rath und Pasquier hat vollkommen Recht, wenn er diese Zusammenberufung als höchst schädlich tadelt. Plinius er-

zählt vom Kaiser Hadrian, daß er in seiner letzten Krankheit ausgerufen habe: turba medicorum se periisse; und Ludwig XVI. könnte auch wohl sagen, daß er an der Menge der Notabeln gestorben sey. —

Das L'hombre ist eine spanische Erfindung von umbra (Schatten) bei den Stiergefechten. Zu solchen wird vor allen ein Speer oder Degen (span. Spada, Espadilla) gebraucht; daher das Pik As. Es gehört ferner dazu ein robuster Mann wie ein Lastträger (span. Bastaje, Basto) daher das Treff As. Zur guten Bewaffnung braucht er einen Helm (Casco) d. i. die Zwei in den schwarzen und die Sieben in den rothen Farben. Ein tapferer Ritter ist gewöhnlich ein Verliebter und schenkt den Damen ein Armband (Manilla). So auch mit den andern Namen. —

Jakob Faber von Etaples wurde von den Mönchen in Stücken zerrissen, weil er behauptete, die heilige Anna hätte nur Einen Mann gehabt, da sie doch gewiß wußten, daß ihre Hochzeitnächte der heiligen Zahl drei gleich gewesen wären. Als der berühmte Kornelius Agrippa von Nettesheim Faber'n vertheidigte, so ruheten sie nicht eher, als bis sie ihn aus Metz, wo er Syndikus war, vertrieben hatten. —

Julius Cäsar war der erste, der seidene Zeuge in Europa einführte. Tiberius befahl, daß keine Mannsperson ein seidenes Kleid tragen solle. Heliogabalus war der erste Römer, der ein ganz seidnes Kleid trug. Heinrich II. ist der erste Mann in Frankreich, der ein paar seidene Strümpfe, und zwar an dem Vermählungsfeste seiner Schwester anzog. Die Gattin des Lopes de Padilla glaubte Philipp II. ein prächtiges Geschenk zu machen, indem sie ihm von Toledo ein Paar seidene Strümpfe nach Flandern sandte. Nach dem Berichte von Vopiskus war es dem Kaiser Aurelian unmöglich, auf die dringendsten Bitten seiner Gemahlin, derselben ein seidnes Kleid zukommen zu lassen. —

Le Bon der Präsident, ließ im J. 1709 zuerst Handschuhe

und Strümpfe von Spinnweben verfertigen. Zu einem Pfunde Seide von Spinnweben wurden 27648 Spinnen gebraucht. —

Nach Hostiensis Ausspruch ist die priesterliche Würde [illegible] mal größer und vornehmer als die königliche, weil die Sonne so viel mal größer ist als der Mond. Das Jus canonicum hält die königl. Würde gegen die geistliche wie Blei gegen Gold. Der Dominikaner Alanus de Rupe geht gar so weit, daß er die Kraft eines Priesters über die Gewalt des höchsten Gottes erhebt, weil dieser 7 Tage mit Erschaffung der Welt zugebracht habe, wogegen jeder Priester, wenn er Messe liest, nicht ein pures Geschöpf, sondern das höchste, unerschaffene Wesen selbst, den Ursprung aller andern Dinge nur mit einem einzigen Worte erschaffe und hervorbringe. Le Gendre erzählt in s. franz. Gesch. daß da Ludwig XI. einst wünschte, so glücklich gewesen zu seyn, wie Maria, welche den Heiland in Mutterleibe getragen, seine Hofkapellane ihn zu überzeugen suchten, der geistliche Stand sey noch viel herrlicherer, weil man darin täglich und so oft man wolle, Christum in der Hand haben könne. —

Ein unschuldiger Franzos ward unter Kaiser Leopold II. deportirt. Am Tage seiner Entfernung hinterließ er folgende Zeilen in seinem Gefängnisse zu Wien, die er in das Glas des Fensters geschrieben hatte:

Tout voir est un défaut, trop regner est un vice:
Un Empereur n'est point Lieutenant de police.

Konstantinopel und St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Eine Zeitschrift

herausgegeben

von

Fr. Murhard und B. Heideke.

Zweiter Jahrgang

Zweiter Band.

St. Petersburg und Penig,

bei F. Dienemann und Comp.

1806.

Inhalt.

Konstantinopel und St. Petersburg,

der Orient und der Norden.



Zwölfter Jahrgang 1806.
Viertes Heft.

St. Petersburg und Penig,
bei F. Dienemann und Comp.

Von diesem Journal erscheint regelmäßig alle Monate ein Stück von 6, — 10 Bogen. Der ganze Jahrgang von 12 Stücken, die nicht getrennt werden, kostet 6 Thaler 12 Gr. oder einen Carolin in Gold. Einzelne Stücke werden nur zur Ergänzung verloren gegangener abgelassen und kosten 18 Gr. Man erhält dieses Journal gegen Vorausbezahlung auf allen Postämtern und durch alle Buchhandlungen oder direkte bey

F. Dienemann und Comp.
in St. Petersburg und Penig in Sachsen.

Konstantinopel

und

St. Petersburg.

Viertes Heft. 1806.

I.

Fragmente zur Geschichte der ältesten Literatur des Orients.

Aelteste Literatur des Menschengeschlechts.

Der Orient ist die Wiege der Menschheit, und so auch der ersten Keime einer Literatur, die in zarter Kindheit freilich nur geringfügige Blüthen zeigen konnte; doch nach Zeiträumen, deren von zufälligen Umständen abhängende Länge sich jetzt bei dem gänzlichen Mangel an Nachrichten aus dem Archive der Urgeschichte der Gesellschaft, nach so vielen da-

hingeflossenen Jahrtausenden, nicht mehr bestimmen läßt, die schönsten und üppigsten Sprößlinge von Früchten emporkommen ließ. Hindostan ist das Land, wo wahrscheinlich die früheste Kultur aufzusuchen ist; es ist das Vaterland der heiligsten Geheimnisse des menschlichen Geschlechts, die Mutter der Religionen, Wissenschaften und einer grosen Menge Sprachen; von da aus verbreitete sie sich nach allen vier Himmelsgegenden, und zuerst, wie ganz natürlich, in die zunächst gelegenen Erdtheile.

Jahrtausende hatten die Menschen in den gesegnetesten Himmelsstrichen gelebt und sich fortgepflanzt, ehe gesellschaftliche Vereine von einiger Vollkommenheit unter ihnen sich bilden konnten; eine lange Zeit mußte verfließen, ehe sie zu einem gewissen Vorrath von Erfahrungen und Kenntnissen gelangten. Doch dieser mußte sich in festsitzenden und friedlichen Gesellschaften nach und nach von selbst vermehren, und indem sich die Beobachtungen vervielfältigten, mußten die Menschen auf eine zwar langsame, aber sichere Art dahin geleitet werden, leicht und beinah auf den ersten Blick einige der allgemeinen Folgerungen aufzufassen, wozu jene Beobachtungen führten. Inzwischen würden diese Fortschritte, so langsam und schwach sie auch waren, bald durch Zufälle] wieder haben zu Grunde gehen können, da sie sich blos auf mündliche Ueberlieferungen stützten, hätte man nicht bald die Nothwendig-

keit gefühlt, ein Mittel zu haben, die Ideen auch Abwesenden und kommenden Generazionen mitzutheilen, das Andenken einer Begebenheit bestimmter als durch Traditionen vom Vater auf den Sohn fortzupflanzen, die gemachten Erfahrungen und gesammelten Kenntnisse sicherer auf die Nachwelt kommen zu lassen.

Man fühlte daher das Bedürfniß einer Art von Schreibkunst, und sie ward sehr früh bereits erfunden. Von diesem Zeitpunkte hebt die erste Epoche der Literatur der Urwelt an. Es ist wohl ausgemacht, daß sie anfänglich eine wahre Malerei war: man suchte das, was man sagen wollte, durch figürliche Abbildungen und Zeichnungen, so gut man konnte, deutlicher oder undeutlicher, gröber oder künstlicher, darzustellen; anfangs nur einen oder zwei Gedanken, dann mehrere. So entstand das erste Buch. Nach einigen Zeiträumen mußte man bald einsehen, daß bequemer und kürzer der Zweck erreicht würde, wenn man sich einer durch Uebereinkunft angenommenen Malerei bediente, die nur die charakteristischen Züge der Gegenstände beibehielt. So entsprangen Hieroglyphenschriften, und an die Stelle der Bücher in wirklichen Malereien, traten nun Bücher in Zeichen für diese Malereien. Natürlich waren dieselben willkührlich, und so konnten in verschiedenen Gesellschaften und bei verschiedenen

Völkern auch verschiedene Hieroglyphen entstehen. In der Folge, durch eine Art von Metapher, ähnlich der, die sich schon in der Sprache eingeschlichen hatte, drückte das Bild eines physischen Gegenstandes moralische Begriffe aus. Der Ursprung und die Geschichte dieser Zeichen, mußte sich, wie der der Worte, in die Länge verlieren; und die Schrift ward so leicht eine Kunst, an jeden Begriff, an jedes Wort endlich sogar, und an jede Modifikazion der Begriffe und Worte, ein konvenzionelles Zeichen festzuheften. Man gewöhnte sich aber um so leichter an diese Art der Mittheilung seiner Gedanken, da in den Ursprachen selbst fast jedes Wort eine Metapher und jede Phrase eine Allegorie war.

Man bekam nach und nach einige Kenntnisse von den ersten Elementen des Studiums der Naturerscheinungen, von der Astronomie, Arzneiwissenschaft und Naturbeschreibung, wußte bereits warme und geistige Getränke, so wie berauschende und betäubende Fabrikate zu verfertigen, trieb mechanische Künste, und fing an immer mehr darauf zu sehen, die Geschichte der Vorfahren und der Gegenwart im Andenken bei den Nachkommen zu erhalten. Ueber diese Gegenstände wurden also ohne Zweifel die ersten Hieroglyphenbücher geschrieben, und die Verbindungen, worin die Völker unter einander standen, so einseitig und schwach sie damals auch noch waren, mußten doch den Gang der wissenschaftlichan Bildung bei den Menschen immer et-

was beschleunigen, indem eins dem andern so seine Erfindungen mittheilte, bis dies durch Völkerzüge, nomadische Streifereien, Reisen, Kriege und Eroberungen mit größerer Schnelligkeit geschehen konnte.

Inzwischen würden doch die Wissenschaften vielleicht noch Jahrtausende länger in ihrer ersten Kindheit geblieben seyn, wenn gewisse Familien, wenn vorzüglich besondere Kasten solche nicht zur ersten Grundlage ihres Ruhms oder ihrer Gewalt gemacht hätten. Mit der Beobachtung der Natur hatte man schon die des Menschen und der Gesellschaften paaren können. Schon pflanzte sich eine kleine Zahl von Maximen der praktischen Moral und der Politik, von Generazion zu Generazion fort durch mündliche und schriftliche Mittheilung: jene Kasten bemächtigten sich derselben und wußten, sich dadurch unter ihren Mitmenschen bald ein besonderes Ansehn zu verschaffen. Gleich Anfangs verfolgten sie mit fast gleichem Eifer zwei sehr verschiedene Gegenstände: einen, für sich selbst neue Kenntnisse zu erwerben; den andern, die, welche sie bereits besaßen, anzuwenden, um sich eine immer größere Autorität bei dem Volke zu erwerben.

Sie wurden die ersten Gelehrten, Dichter und Weisen, aber auch die ersten Priester, Zauberer und Gaukler bei den Nazionen: und indem sie selbst immer weiter in den Wissenschaften fortzuschreiten strebten, sannen sie auch stets darauf, das Volk

selbst davon zu entfernen, in der Unwissenheit zu erhalten, zu täuschen. Ihre Macht und Herrschaft über die Gemüther wuchs immer mehr; sie waren die Lehrer, die Rathgeber, sie allein waren in den Geheimnissen der Natur und der Himmel eingeweiht, wußten den Glauben an ihre Verbindung mit überirdischen Wesen, mit Genien und Göttern zu verbreiten, und bald hatten sie geistliche und weltliche Gewalt in Händen.

Ihrer Politik gemäß mußten diese Kasten eine doppelte Lehre und Literatur haben: eine für sich allein; die andere für das Volk; oft sogar da sie sich in mehrere Orden theilten, behielt jeder derselben sich gewisse Mysterien vor, so daß nur einige Obern in Alles eingeweiht waren. Zur Unterscheidung wählten sie auch verschiedene Arten sich bildlich auszudrücken, verschiedene Hieroglyphenskalen, und so hatte jeder Orden seine besonderen Bücher und Literatur, wovon die übrigen nichts verstanden. Nichts begünstigte die Einführung dieser doppelten Lehre mehr, als die Veränderungen in den Sprachen, die das Werk der Zeit, der Mittheilung und der Vermischung der Völker waren. Die Menschen mit der doppelten Lehre, die für sich die alte Sprache, oder die eines andern Volks gebrauchten, verschafften sich dadurch auch den Vortheil, eine Sprache zu besitzen, die sie allein verstanden, und bald strebten sie auch darnach, ihre Weisheit und so auch ihre Herrschaft weiter zu verbreiten und nach andern

Völkern zu bringen. Sie sandten Kolonien aus, und so wurden selbst entfernte Gegenden mit Familien besetzt, die sich einer besondern, und für die damalige Zeit immer seltenen Gelehrsamkeit rühmen konnten. Daß diese Weisen, die überall bald zu Herrschern wurden, sich in den verschiedenen Ländern nach dem Lokale, dem Klima, den Sitten der Eingebornen richteten, war ganz in der Ordnung der Dinge; so entstanden überall besondere gelehrte Sprachen, und die Literatur wurde dadurch, indem selbst die Hieroglyphen verändert wurden, in den verschiedenen Ländern, worin sich die gelehrten Kasten niederliessen, häufig sehr verschiedenartig.

Auch die Materialien, deren man sich zu dem literarischen Produkten bediente, waren in verschiedenen Gegenden verschieden. Man nahm dazu bald Steine, bald Hölzer, bald Blätter; sehr alt war die Gewohnheit in Hindostan, mit einem spitzigen Instrument oder Grabstichel auf Olles zu schreiben, welche aus den Blättern einer Art Palmen bereitet werden, die Gestalt eines Fächers haben, und fest und trocken sind. Um ein Buch daraus zu machen, legte man eine Olle auf die andere, durchstach sie am Rande, zog eine Schnur durch das Loch und band sie zusammen Je mehr man zu schreiben anfing, desto mehr sann man auch auf Mittel, die Arbeit zu erleichtern.

Viele Jahrtausende konnte man vielleicht überall sich so mit Hieroglyphenschrift haben begnügen müs-

fen, als auf einmal Männer von Genie, deren Namen nicht auf uns gekommen sind, beobachteten, daß alle Worte einer Sprache nichts als die Zusammensetzung einer sehr geringen Zahl ursprünglicher Artikulazionen sey; daß die Zahl von diesen, wie unbeträchtlich sie auch wäre, zu einer beinahe unendlichen Menge verschiedener Zusammensetzungen hinreiche. Sie kamen auf den Gedanken, nicht die Begriffe und Worte, welche solchen entsprechen, sondern jene einfachen Elemente, woraus die Worte zusammengesetzt sind, mit sichtbaren Zeichen zu belegen. So ward die Buchstabenschrift bekannt: eine kleine Zahl von Zeichen reichte hin, um alles zu schreiben, gleichwie eine kleine Zahl von Tönen hinreichte, um alles zu sagen. Die geschriebene Sprache ward die nämliche wie die, welche man sprach, und man hatte nun nichts weiter nöthig, als jene wenigen Zeichen zu kennen und zu bilden.

Einen langen Zeitraum, selbst nach der Erfindung der Buchstabenschrift, mag indessen wohl die geweihete Kaste dennoch fortgefahren haben, sich der Hieroglyphen zu bedienen, theils aus Ehrfurcht für das Alter derselben, theils weil sie besser dazu geschickt war, Alles in einen geheimnißvollen Schleier zu hüllen. Daher mögen auch wohl noch immer Produkte in Hieroglyphen herausgekommen seyn, während man schon Bücher in Buchstaben schrieb; aber nach und nach mußte doch die neue Schreibkunst

immer mehr Eingang finden: und wenn auch die gelehrten Kasten in einigen Gegenden sorgfältig auf Beibehaltung der Bilderschrift hielten, so kamen die Buchstaben hingegen in andern dennoch nach und nach in Gebrauch und verdrängten endlich jene durchaus. Die Erfindung der Buchstaben ist aber selbst höchstwahrscheinlich eine Frucht der Bemühungen der gelehrten Kaste; wie lange mag diese sie nicht also als ein Geheimniß verborgen gehalten haben!

Die Kolonien von der Kaste der Geweiheten hatten sich indessen durch einen grossen Theil von Asien verbreitet und überall ihre Wissenschaften, literärischen Schätze und Gelehrsamkeit, aber auch ihre Grundsätze und Geheimnisse mit sich dahin gebracht. Die Länder jenseits des Ganges scheinen so am ersten von Hindostan eine grössere Kultur empfangen zu haben; weiter breiteten sich hindostanische Kenntnisse nach Tibet und China auf dieser Seite aus. Eben so wie nach Osten wendeten sich Gesellschaften von der gelehrten Kaste, auch nach Westen und Persien, so wie Vorderasien und Arabien empfiengen so vielleicht von ihnen, nebst der Hieroglyphenschrift die ersten Blüthen der wissenschaftlichen Bildung. Doch diese Gegenden wurden in dieser frühen Periode der Menschengeschichte größtentheils nur von Nomaden bewohnt, Mesopotamien allein allenfalls ausgenommen, wo die Natur und die Fruchtbarkeit des Bodens so sehr zum Ackerbau rei-

zen mußten. Die ersten Keime der Literatur von Vorderasien scheinen darum von diesem gesegneten Lande ausgegangen und von da aus weitere Wurzeln gefaßt zu haben. Ob Nordost-Afrika, wo wir so früh schon wissenschaftliche Bildung in Aethiopien und Aegypten aufblühen sehen, von Mesopotamien oder von Hindostan aus kultivirt worden sey, oder ob sich da die nämlichen Phänomene, wie in Indien, von selbst entwickelt haben, wird immer unausgemacht bleiben.

Auch läßt sich nicht behaupten, daß alle Gelehrsamkeit und Weisheit lediglich von Hindostan ausgegangen sey; aber grosen Antheil hat dasselbe doch gewiß an der Kultivirung des ganzen Menschengeschlechts gehabt. Besondere Kasten von Geweiheten, die Gelehrte und Herrscher zugleich waren, konnten sich auch in andern Ländern von selbst bilden; aber doch nirgends haben sie sich sicher so früh und mit solchem Erfolg erzeugt als hier, und unermeßliche Zeiträume hindurch mag man sich hier einer gewissen wissenschaftlichen Kultur erfreuet, mit Produkten der Gelehrsamkeit beschäftigt haben, währenddem noch in allen andern Erdtheilen die tiefste Nacht der Barbarei herrschte. Braminen-Literatur wurde selbst im hehren Alterthum als die älteste angesehn und Braminen-Weisheit war in der alten Welt so berühmt, daß die Philosophen aller Völker ein Verlangen hatten, Schüler dieser Kaste von Gelehrten zu werden, und aus den fern-

sten Gegenden in dieser Absicht nach Indien reisten. Mit Recht können wir darum die

Alte Literatur von Hindostan

als die erste und früheste des Menschengeschlechts in unsern Betrachtungen oben an setzen. Wie die ersten Sprachen in Indien beschaffen gewesen seyn mögen, in denen die Braminen vermittelst Hieroglyphen schrieben, ist jetzt unmöglich auszumitteln; allein schon sehr früh scheint das Samskrit unter ihnen allgemein geworden zu seyn. Lange vor Moses sprach man sie in Hindostan, und nicht minder lange vor der Periode des Zyrus, als schon häufig Chaldäer nach Indien zogen, um einem dortigen mächtigen Könige für Sold zu dienen. Sie kam bis nach Persien hin im Gange, war die Mutter von mehr als zwölf weit sich verbreitenden Sprachen, so wie alle nachherigen indischen, nur als verdorbene und mit andern Dialekten vermischte Töchter dieser Einem Muttersprache angesehn werden können. Ihr Reichthum, ihre sehr biegsamen Bestandtheile, enthielten eine große Leichtigkeit, die Gedanken in ihr auszudrücken, und machten sie eben darum besonders geschickt zur gelehrten Büchersprache. Die hieroglyphische Literatur der Braminen ist uns völlig unbekannt; aber von ihren Werken in Buchstabenschrift besitzen wir noch einige, wiewohl wahrscheinlich durch die Länge der Zeit sehr veränderte Stücke, und diese sind in der alten Samskritsprache geschrieben.

So groß auch die Menge der Bücher war, welche die alten Braminen verfertigten, nachdem die Bilderschrift abgekommen war, so wurden doch wenige derselben bekannt: als Heiligthümer der Weisheit bewahrten sie sie auf, und verbargen sie sorgfältig vor den Augen der Laien. Auch hätten diese sie doch nicht verstehn können; so wie nämlich in allen Sprachen der Urwelt alles allegorisch sich ausspricht, so mußte auch im Samskrit der Geist zugleich den bildlichen und den eigentlichen Sinn auffassen: denn das Wort stellte, zugleich mit der Idee, das analoge Bild dar, wodurch man solche ausgedrückt hatte. Aber durch die Gewohnheit, ein Wort im bildlichen Sinne zu gebrauchen, blieb der Geist zuletzt ausschließend daran haften, und vergaß des ersten Sinnes; dieser Sinn, der Anfangs bildlich war, ward nach und nach der gewöhnliche und eigentliche Sinn des Worts.

Die Braminen, welche die erste allegorische Sprache beibehielten, bedienten sich derselben gegen das Volk, das nicht den wahren Sinn davon fassen konnte, und gewohnt, die Worte nur in einer einzigen Bedeutung zu nehmen, die ihre eigentliche geworden war, wer weiß welche Ungereimtheiten verstand, während die nämlichen Ausdrücke dem Geiste der Braminen nichts als sehr einfache Wahrheiten darstellten. Ihre metaphysischen Meinungen boten den Augen des Pöbels das System der ausschweifendsten Mythologie dar, wurden für densel-

ben die Grundlage der vernunftwidrigsten Glaubens-der sinnlosesten Anbetungs-Arten, der schändlichsten und barbarischsten Gebräuche. Doch dies ist ja der Ursprung aller bekannten Religionen, welche nachher die Heuchelei oder Schwärmerei ihrer Erfinder und ihrer Proselyten mit neuen Fabeln belasteten.

Höhere Geistesbildung und Gelehrsamkeit blieb darum hier stets nur auf die Kasten der Braminen eingeschränkt, und prägte sich nie zum Charakter der philosophirenden Vernunft aus. Die abentheurlichen Lehrmeinungen erhielten das Volk in dem dumpfesten Aberglauben und verhinderten das Aufkommen praktischer Lebensphilosophie, so wie sie überhaupt den Geist des Denkens und der Nazion erstickten. Despotismus endlich, unaufhörliche Einfälle fremder Völker und Kriege, erdrückten vollends das Aufstreben des Mittelstandes, in dessen Händen intellektuelle und ästhetische Kultur so einzig gedeihet. Herren und Sklaven, Reiche und Arme blieben ununterbrochen die zwei Ranglisten der Hindu und so schön auch der Himmel war, war da auch in vielen Jahrtausenden dennoch an keine bessere Kultur zu denken. Alexander der große traf hier bereits Reiche voller Städte, Städte voller Industrie und zahlreiche Kriegsheere an. Pyramiden, Kapellen, Tempel, koloßalische Statüen, ungeheure Mauern und Ruinen von andern erstaunenswürdigen, der Menschenhand kaum möglich

scheinenden, Gebäuden bedeckten das weitgestreckte, gottgesegnete Land; aber die Wissenschaften waren noch, wie vor Jahrtausenden, in den Händen der Braminenkaste allein, und aus ihrer Literatur machte diese das größte Geheimniß.

Da sich die Menge der von Braminen verfaßten und berühmten Schriften dergestalt gehäuft hatte, sagt eine alte Sage, daß die Gelehrsamkeit immer schwieriger wurde, so beschloß man endlich, das Vortrefflichste aus den vielen Büchern auszuziehen und daraus eine neue Bibliothek zu verfertigen, die Alles kürzer in sich faßte, was in den vielen alten Werken vorhanden wäre. So entstanden die Vedams, welche man nachher für göttliche, vom Himmel gekommene Bücher und für die ältesten der Welt ausgab. Um diese Dogmen noch glaubwürdiger zu machen, soll man sogar alle die zahlreichen Sammlungen von Büchern zerstört haben, die man bei der Verfertigung vou jenem benutzt hatte. Die so entstandenen Vedams wurden unzähligemal abgeschrieben und vervielfältigt; aber eben dadurch entsprangen auch zahllose Varianten. Indem sich die Sprache des hohen Alterthums, in welche man sie verfaßt hatte, immer mehr bei den Braminen verlohr, verstand man sie endlich fast nicht mehr und suchte sich durch Veränderungen zu helfen, die man damit vornahm. So erhielt man eine Menge unächte Vedas. Die ächten waren überaus weitläuftig. Das Leben der Menschen,

wird erzählt, war nicht lang genug, sie zu lesen, und da diese Schwierigkeit die Unwissenheit vermehrte, so entfernte man sich immer mehr von der wahren Lehre dieser heiligen Schriften. Sie handelten von allen Wissenschaften, waren aber so erhaben geschrieben, daß nur wenige sie verstehen konnten. Auch über die Zahl der ächten Vedas ist man uneinig; man behauptet, es habe ihrer Anfangs nur drei gegeben, nachher sey noch ein viertes hinzugekommen. Der Zeitpunkt ihrer ersten Verfertigung steigt nach einigen auf mehr als 4000 Jahre vor Chr. Geb. hinauf.

Die ersten Gelehrten verfertigten bald Auslegungen und Kommentarien über die Veda's, die man nachher zum Theil selbst unter die heiligen Bücher aufnahm. Die ersten waren die Schastas, Schastrons, Saster, Schaster oder Sastrem, deren an der Zahl 6 waren, welche von der Astronomie, Astrologie, Arzneikunde, Moral, Prophetik und Jurisprudenz handelten. Außerdem wurden eine außerordentliche Menge Werke über die Vedas verfertigt. Wiaßer soll zuerst einen Auszug daraus geschrieben haben der Vede-Wiaser genannt wird. Er brachte das Ganze in vier Bücher Iruku, Issuru, Saman und Adrenam oder Ruku-wedam, Isru oder Ezur-wedam, Sama- oder Chama-wedam und Andernam oder Anderna-wedam. Das letzte war in 4 Theile getheilt, und

handelte blos von der Magie. Wiaser lehrte diese Bücher den vier Büsern Waisambáner, Pailawer, Sayemuni und Sumandu, um sie in der Welt bekannt zu machen.

Man gewöhnte sich daran, diese Veda's als die Quelle alles menschlichen und göttlichen Wissens anzusehen, und nannte die Verse derselben Blätter des heil. Baums, mit welchem selbst der Allmächtige verglichen wird. Die Weisen, heißt es in alten Braminenschriften, haben den unvergänglichen Einen, einen Aswattham mit den Wurzeln oben und den Zweigen unten genannt; die Blätter desselben sind die heiligen Verse. Wer diesen Baum kennt, kennt die Veda's. Dies bezieht sich auf die Natur und den Grund der heiligen Wissenschaft, deren Gegenstand das Unvergängliche Eine ist. Jene ist ein Baum, dessen Wurzel verborgen ist, nicht in der Erde, sondern im Himmel. Was den Sterblichen davon zu Theil geworden, sind nur Zweige und Blätter. Diese aber zu kennen, ist als der Schlüssel zum Verstande des Veda's oder des heiligen Worts der himmlischen Offenbarung anzusehen.

Die Veda's füllen zehn bis zwölf große Bände, soweit sie auf uns gekommen sind, und bestehen aus drei Kanda's oder allgemeinen Hauptstücken, nämlich Karmá, Jnjana, Upásand oder Werke, Glauben und Gottesdienst. Das erstere hat vor den beiden andern den Vorzug, und enthält be-

sonders die Pflichten des Menschen in einer methodischen Eintheilung. Der vierte noch vorhandene Veda faßt ein System göttlicher Verordnungen in sich.

Einige hindostanische Schriftsteller behaupten, es habe ehemals eine fast unendliche Menge von Veda's gegeben, obgleich die Bücher, die bei ihrer Abfassung benutzt worden, von noch weit größerer Zahl gewesen seyen; die noch vorhandenen aber wären nur ein Auszug aus den Büchern über göttliche Kenntniß, Veda genannt, oder was bekannt ist, und Sruti oder was man mehr gehört hat, nämlich durch Offenbarung, und enthielten allen den Menschen nöthigen Unterricht. Ein persischer Schriftsteller giebt sogar die Anzahl der alten Veda's, aus denen die vier bekannten nur Ueberbleibsel seyen, bestimmt auf 100 an. Wie dem aber auch sey, so bleibt doch so viel gewiß, daß diejenigen Werke, welche unter dem Namen der Veda's bis auf unsere Zeit gekommen sind, unter die ältesten Denkmähler des menschlichen Geistes gehören, ja wahrscheinlich die ältesten Bücher seyn mögen, die wir aus dieser grauen Vorwelt besitzen. Alle in denselben vorkommende Stücke sind auch vermuthlich nicht von gleichem Alter, sie sind vielmehr als eine schätzbare Sammlung vieler der vornehmsten Blüthen des poetischen und philosophischen Geistes der Nazion, zu betrachten, die mit der Bibel der

Hebräer und den Homerischen Gedichten der Griechen einen ähnlichen Ursprung haben.

Auf die Veda's gründen sich alle nachfolgende wissenschaftliche Werke der Hindu's, wovon die ältesten ebenfalls zu einem göttlichen Ansehen gelangten. Dahin müssen vor allen andern die vier Upaveda's, nämlich Ajusch, Gandharva, Dhanusch und St-hapatja gerechnet werden. Das erstere oder Ajurveda ward der Sage nach, den Menschen von Brahma, Indra, Dhamoantari und 5 andern Gottheiten geoffenbart; und enthält die Theorie der Krankheiten und Arzneimittel, mit den praktischen Methoden, Krankheiten zu heilen und den Künsten der Medizin und Chirurgie. Das zweite oder die Musik, erfand und erklärte Bharata; es dient hauptsächlich dazu, um die Seele durch Andacht zur Glückseligkeit der göttlichen Natur zu erheben. Das dritte Upaveda verfaßte Biswamira über die Verfertigung und den Gebrauch von Waffen und Geräthschaften, welche der Stamm der Kschatrija's im Kriege gebrauchte, mit einem Worte von der Bogenkunst. Das vierte endlich offenbarte Biswakarman in verschiedenen Abhandlungen über 64 mechanische Künste, zum Unterricht derer, welche sie treiben, welche alle unter dem gemeinschaftlichen Namen der Baukunst begriffen sind. Werden die Veda's selbst als kanonische Bücher des ersten Ranges betrachtet; so müssen die Upaveda's als Schriften vom zweiten

Menge genannt werden. Jedes der vier heiligen Schriften der Veda's soll zu einem der Upaveda's Veranlassung gegeben haben.

Unter den bis auf uns gekommenen Werken der alten hindostanischen Literatur müssen in jeder Rücksicht gleich nach den Veda's und Upaveda's, dem Range nach, die Vedanga's oder Anga's genannt werden. Die Zahl derselben ist sechs. Sie sind als Hauptstücke der hindostanischen Gelehrsamkeit zu betrachten. Ihre Namen sind Sikscha, Kalpa, Vyakarana, Tsch'handas, Jjotisch, und Nirukti.

Das erste, welches auch Siddhanta Kaumudi heißt, hat einen Schriftsteller Namens Panini zum Verfasser, der ein Heiliger und inspirirt gewesen seyn soll, und handelt von der Aussprache der Vokaltöne, ist mithin grammatikalischen Inhalts. Es ist sehr dunkel geschrieben und daher in demselben sehr schwer der wahre Sinn auszumitteln; bei dem allen aber enthält es manche gute Spekulazionen über die Methaphysik, die vom Tiefsinne des Verfassers zeugen.

Das zweite enthält eine genaue Auseinandersetzung religiöser Handlungen und Zeremonien vom Anfange bis zu Ende; viele hindostanische Gelehrte haben aus den einzelnen Theilen dieses Werks eine Menge von Regeln hergenommen.

Das dritte, oder die Grammatik, Paninia betitelt, besteht aus acht Abhandlungen oder

Kapiteln (Vriddhiradaji u. s. w.); es war das Produkt dreier Rischi's oder heiligen Männer, und lehrt die gehörige Unterscheidung der Wörter in der Konstrukzion.

Das vierte oder die Prosodie lehrte ein Weiser Namens Pingala; es handelt von den Schönheiten und Bezauberungen in Versen, die gut eingerichtet sind und vielfältiges Silbenmaaß enthalten, z. B. das Gajatri und tausend andere.

Das fünfte ist die Astronomie und stammt von Surja und andern göttlichen Personen ab. Es dient besonders zu Zeitrechnungen.

Das sechste oder Nirukti endlich verfertigte Jaska, und verbreitet sich über die Bedeutung schwerer Wörter und Redensarten in den Veda's.

Den Vedanga's untergeordnet sind die Upanga's. Dahin zählt man vorerst die achtzehn Purana's; von Vyasa, der Sage nach: zum Unterricht und zur Unterhaltung der Menschheit im allgemeinen verfertigt. Die besondern Titel der einzelnen Purana's sind: Brahma, oder der Große Eine, Pedma oder die Lotos, Brahmanda oder das Weltey, und Agni oder das Feuer. Diese vier ersten beziehen sich auf die Schöpfung. Dann kommen Vischnu oder der Durchdringer, Garuda oder sein Adler, die Verwandlung des Brahma, Siva, Linga, Nareda, Sohns des Brahma, des Skanda, Sohns des Siva, des Markandeja oder der unsterbliche

Mann, und des Bhawischja oder die Verkündigung der Zukunft. Diese neun gehören zu den Eigenschaften und Kräften der Gottheit. Endlich noch Matsja, Varaha, Kurma, Wamena oder die vier Menschwerdungen des Grossen Einen in seinem Karakter als Erhalter: alte Tradizionen, die von Poesie verschönert oder in Fabeln eingekleidet sind, und Bhagawata oder das Leben Krischna's.

Die Purana's werden auch die heiligen Gedichte genannt; daß sie von verschiedenen Verfassern herrühren, scheint keinem Zweifel unterworfen zu seyn. Die Zeit ihrer Verfertigung aber reicht in das tiefste Dunkel der Vorzeit hinauf. Sie enthalten übrigens allein über 500,000 Stanzen, so wie die vorher angeführten klassischen Werke der Hindu sicher deren über eine Million in sich fassen, woraus man auf den Umfang der alten hindostanischen Literatur einen Schluß machen kann.

Nach den Purana's gehören zu den Upanga's, die Niajas Das Wort Niaja kommt von der Wurzel Ni, erlangen oder begreifen her, und in diesem Verstande werden die Bücher über Einsicht, Vernunft und Urtheil Niaja genannt. Sie sind ganz philosophischen Inhalts. Zu den vornehmsten dahin gehörigen Werken muß das des Gautama in fünf Kapiteln, und das des Kanada in zehn gerechnet werden. Beide erklären den Sinn heiliger Texte,

den Unterschied zwischen Recht und Unrecht, Gerecht und Ungerecht, und die Grundlage der Kenntniß, welche alle in 23 Kapitel abgetheilt sind. Die Niaja ist übrigens in zwei Stücke getheilt, von welchen das zweite auch zuweilen Vaiseschika genannt wird.

So sind auch die ebenfalls zu den Upanga's gehörigen Bücher Mimansa zweifach; beide zeigen, welche Handlungen rein oder unrein sind, welche Gegenstände zu verlangen oder zu vermeiden sind, und durch welche Mittel die Seele sich zu ihrem ersten Prinzip erheben kann. Das erstere oder Karma Mimansa enthält zwölf Kapitel, ist von Jaimini verfertigt, und erklärt Fragen über moralische Gesetze und Pflichten. Diesem folgt das Upasana Kanda in vier Abhandlungen (Sankarschana und die übrigen), es enthält eine Uebersicht über religiöse Pflichten. Zu diesem Theile gehören auch die Regeln von Sandilja und andern, über Frömmigkeit und Pflichten gegen Gott. Dies ist der Inhalt des Purva oder erstern Mimansa. Das Uttara oder letztere, welches auch oft Vedanta heißt, enthält eine Menge von Fragen über die göttliche Natur und andere erhabene Spekulazionen. Vyasa verfertigte es in vier Kapiteln und 16 Abtheilungen. Von einigen werden noch mehrere Werke des grauesten Alterthums zu den Upanga's gezählt und als Sastra's d. i. als Bücher der göttlichen und menschlichen Kenntniß aufgeführt.

Nach den Schastons berechneten die Braminen lange den Lauf des Mondes und der Planeten, und verfertigten nach ihnen die Pandjangans oder Kalender. Vermittelst gewisser darin befindlichen sehr räthselhaften Formeln konnten sie auch die Sonnen- und Mondsfinsternisse berechnen. Alle Astrologen und Wahrsager unter den Hindu fragten besonders diese Bücher um Rath. Ein nicht minder heiliges Ansehn behaupteten die Sasters, deren Alter sich auf 3000 Jahre vor Chr. Geb. erstreckt.

Die 18 Puranons oder Gedichte, die Wiassier verfertigt haben soll, sind ebenfalls Auslegungen der Wedams. Sie enthielten bildlich die ganze Geschichte der Götter und Halbgötter, und bestanden aus 300,000 Strophen oder Versen. Die Namen dieser achtzehn Werke sind: Saiwon, Paudigon, Maharkondon, Ilingon, Kandon, Waragon, Wamanon, Matschion, Kunmon, Peramandon (dem Lobe des Schiwen gewidmet), Karudon, Maradion, Waischnauron, Bagawadon (ein Buch voll religiöser Mythen, das den Wischnu erhebt) Padumon, Peramon (worin Brama gepriessen wird) und Peramacahiwaton und Aquineon (welche das Lob der Sonne und des Feuers Gottes besingen.)

Die Purans oder Gedichte göttlicher Eingebung, welche lange Zeiträume bei den Hindu in den Schulen gelehrt wurden, bekamen kanonisches

Ansehn, enthielten das Lob der drei indischen Hauptgötter, die nur verschiedene Modifikazionen Einer Gottheit sind, und wurden gemeiniglich in 3 Bücher getheilt. Unter diesen ist besonders das mythologische Heldengedicht Mahabharat berühmt, eins der erhabensten und ältesten Gedichte der Welt, das aus mehr als 100,000 metrischen Stanzen und 400,000 Versen besteht und die Genealogie der Familie Behaurut's enthielt. Den Namen hatte es von Bhurrut, dem ersten dieser Familie und maha groß. Der Hauptgegenstand ist indessen, die Streitigkeiten und die Kriege der beiden Nebenzweige, der Kooroos und Pandoos zu beschreiben, welche beide in gerader Linie im zweiten Grade von Vichitravirya, ihrem gemeinschaftlichen Anherrn herstammen. Nach der Tradizion wird als Verfasser angegeben ein Bramin Krischma Dwipajen Websjas.

Die Yegamons deren 28 sind, sind gleichfalls nach den Webams aufgesetzt worden. Sie handeln von den verschiedenen Arten der Opfer, ihrer Darbringung, von den Gebeten für jede Gottheit und von den Geschenken für ihre Altäre.

Das Upnek-hat, (das zu bewahrende Geheimniß), dessen Verfasser wahl 2000 Jahre vor Chr. Geb. schrieb, ist ein Auszug aus den Veda's, die Lehre, mit Gott eins zu werden, enthaltend; aber es sind auch viele fremde Zusätze beigemischt. Es ist in 50 Abschnitte getheilt.

Ramajana ist das älteste indische Heldengedicht, das die Thaten des Rama schildert, von Valmik verfaßt. Es ist mit dem obenerwähnten epischen Gedichte Mahabarada fast von gleichem Alter.

Nátak, Nàdaka oder Nadya sind alte dramatische Dichterwerke, entweder heilige oder profane. Ihre Zahl ist außerordentlich groß; die heiligen Dramen sind indessen kürzer als die andern und bestehn nur in einzelnen Szenen aus der Geschichte der Götter. Hierher gehört das bekannte treffliche Sakonta'la des Kalidas.

Als ein uraltes indisches Singspiel wollen wir nur das Gita-govinda von Jagadeva erwähnen. In dieser gleichsam lebendig vor uns handelnden Einfalt der frühesten Zeiten, hat uns die Zeit zugleich ein unschätzbares Richtmaaß aufbehalten, uns eine richtige Vorstellung von der Beschaffenheit der ältesten Dramen zu machen, wie sie nicht allein in Hindostan, sondern dem Wesen der menschlichen Natur gemäß überall in der Urwelt, bei den zuerst kultivierten Nazionen seyn konnte und mußte.

Das Bhaguat-Geeta oder Bhaguat-Dschita (Gespräche zwischen Kreeshna und Arjoon) ist ein Werk, das ohne Zweifel eine sehr frühe Hervorbringung des indischen Genius ist. Bisweilen erscheint es auch als ein Theil des Mahabarata. Der Verfasser war der nämliche Bramin Kreeschna Dwipagen Veias. Es soll die

rohen und finstern Dogmen, welche der alte Glaube dieses Volkes enthielt, zuerst in ein wissenschaftliches und allegorisches System gebracht haben, und sollte als eine Episode zu dem eben genannten Heldengedicht des nämlichen Verfassers angesehn werden. Die Braminen rühmen die grosse Originalität, erhabene Eingebung und beispiellose Urtheilskraft, die in diesem Buche herrschen.

Kuschalawenkadei ist ein altes historisches Werk, das die Geschichte der Herkunft der indischen Fürsten, Kussen und Lawen, ihre Anerkennung von Rama und ihre Thaten enthält.

Hitopades (oder nützlicher Unterricht, ertheilt in einer Reihe von Fabeln, mit moralischen und politischen Grundsätzen untermischt) ist ebenfalls ein Werk des hohen Alterthums. Diese Fabeln, wovon nachher eine Menge Nachahmungen in vielen asiatischen und europäischen Sprachen gefunden haben, werden einem Pilpai zugeschrieben; der Verfasser soll aber eigentlich Wischnu-Sarma geheisen haben. Diese Hitopaseda wurde unter andern auf Befehl Buzerchumir's Vezirs des grossen Anuschirvan im 6ten Jahrh. aus dem Samskrit übersetzt. Als berühmter Astronom, Gesetzgeber und Urheber vieler Bücher wird Wasisten, Wasischtha, ein Bramin und Lehrer Rama's, der für den Vater der indischen Dichtkunst gehalten wird, genannt. Er soll unter andern einen der ältesten Kommentare über die Vedas

geschrieben haben. Sein Enkel war der Altvater Parasara, ebenfalls berühmter Astronom und Schriftsteller, dessen Sohn Vyasa den heiligen Büchern eine neue Gestalt gab und kurz vor Krischna lebte.

Anubhut war der erste, der die Grammatik der Samskrit-Sprache in ein System brachte. Sein Werk führt den Titel: Sarasvat, ein zwar kurzes aber seines Alterthums halber berühmtes Buch. Das, wozu hier der Grund gelegt war, führte nachher Pania weiter aus: er schrieb ein Werk von ausserordentlich grossem Umfange über die Regeln des Samskrit. Ein König Namens Jamur liess das Werk durch Kramadissvar abkürzen. Eine Grammatik in besonderer Beziehung auf die Wissenschaften schrieb nachher Kalap. Noch sind mehrere andere grammatikalische Werke der alten Braminen bis zu uns gekommen. Eine der reichsten Sprachen der Welt wurde durch den Scharfsinn dieser Weisen auf eine kleine Anzahl Prinzipien zurückgebracht, und dies beweist sicher einen ziemlichen Grad von Kultur und Spekulazionsgeist für jene frühe Zeitperiode. Als die beste Grammatik wird Mugdhabodha (oder Schönheit der Kenntniss) gerühmt, deren Verfasser ein Goswami, Namens Wopadeva war. Ein anderes grammatikalisches Werk ist Sidharubam.

Den Koscha's oder Wörterbüchern sind ge-

wöhnlich noch sehr weitläuftige Tika's oder etymologische Kommentarien angehängt. Es giebt dieser Dikzionarien des Samskrit noch jetzt eine ziemliche Anzahl. Das vorzüglichste Realwörterbuch ist das Amarasinha, das zum Besten des Gedächtnisses in Versen geschrieben ist und zu einem klassischen Ansehn gelangte. Der Name will so viel sagen als Anzeige oder Erklärung der himmlischen Götter. Das Wörterbuch Vihvâbhidhânam ist alphabetisch geordnet nach den Endbuchstaben der Wörter. Außer den allgemeinen Wörterbüchern sind von den Braminen nach dem Alphabet oder nach andern Ordnungen Terminologien, Einleitungen und Enzyklopädien in groser Anzahl verfertigt worden. In dem oft gerühmten Wörterbuche Amarkosch steht ein eignes Kapitel, welches die Namen von etwa 300 Medizinalpflanzen enthält. In dem Medini stehen ihrer noch mehrere, und eine noch grössere Anzahl derselben in dem Draviabhidhana oder dem Worterbuche der Naturprodukte.

Das älteste medizinische Buch im Samskrit, Chereka oder Tscheraka betitelt: hält man für das Werk des Siva. Es enthält die Namen und Beschreibung der indischen Pflanzen und Mineralien, mit ihren bei Heilung der Krankheiten entdeckten Nutzen. Die Bücher Roganirupana und Nidena sind von eben dem Inhalte, nur neuer.

Die noch übrige Schriftsammlung der indischen

Rechtswissenschaft besteht, außer dem schönen Werke Menus-mriti oder die Erinnerung des Menu, dem Yainyawalcya und den Werken von noch 16 andern Muni's, nebst den Kommentaren über sie alle, aus noch vielen schätzenswerthen Abhandlungen: als einer Schrift über das Recht der Erbschaften von Dsiimuta Vahanà, und dann einer vollständigen Sammlung der Gesetze in 27 Büchern, die in den neuern Zeiten von Raghunandan veranstaltet ward. Das Corpus juris, Smriti betitelt, enthält 18 Bücher, wovon jedes in drei allgemeine Hauptsätze getheilt ist: in die Pflichten der Religion, in die Gerechtigkeitspflege und in die Strafen der Verbrecher. Menu und andere Heilige sollen sie dem Menschengeschlechte zu seiner Unterweisung mitgetheilt haben.

Der Philosoph, dessen Werke ein Weltsystem, auf den Grundsatz der Attrakzion und der Zentralstellung der Sonne gebauet, enthalten, heißt Yavan Achárya, weil er eine Reise nach Jonien gemacht haben soll. Vielleicht daß Pythagoras einer seiner Schüler war. Ein Buch über die Astronomie führt den Titel: Iavana Iatika, welches jonische Sekte bedeuten kann, wodurch die eben geäußerte Vermuthung noch bestätigt wird.

Der astronomischen Werke giebts im Samskrit überhaupt sehr viele. In einer Liste werden allein 79 angeführt, die alle noch vorhanden sind. Sie enthalten theils die Namen der vornehmsten

sichtbaren Sterne in Indien, theils Bemerkungen über ihre Standorte in verschiedenen Zeitaltern. Unter andern verdient auch Varaha Mihira als berühmter Astronom genannt zu werden.

Vidjadersa oder Uebersicht der Gelehrsamkeit, ist in einem so kurzen und gedrängten Styl geschrieben, daß mehrere Theile desselben sehr dunkel sind. Es ist gleichsam eine literärische Enzyklopädie der Gelehrsamkeit der Hindu.

Zum Unterricht der niedern Klassen in religiösen Kenntnissen, haben Siva und noch andere das Pasupata, das Pantscharatra und andere zum nützlichen Nachdenken geschickte Werke in 192 Theilen, über verschiedene Gegenstände verfertigt.

Es giebt auch sechs atheistische Systeme der Philosophie unter den alten Braminen. Ihre Titel sind: Iogachara, Sandhanta, Vaibhaschika, Madhjamika, Digambara und Charvak, worüber auch Vieles in den alten Zeiten geschrieben worden ist.

Sri Sankara schrieb ein Werk, das die höchste Macht, Güte und Ewigkeit Gottes offenbart. Das Buch Sambhavam (Entstehung aller Dinge) ist sehr berühmt. Eine der merkwürdigsten und ältesten Schriften nach den Veda's ist auch ein Traktat über religiöse und bürgerliche Pflichten, der, wie man glaubt, aus dem mündlichen Unterrichte, welchen Menu, Brahma's

Sohn, den ersten Bewohnern der Erde ertheilte, genommen ist.

Silpa-Sastra oder Sammlung von Abhandlungen über mechanische Künste und Manufakturen, enthielt einen Schatz von nützlichen Nachrichten über das Färben, Malen und die Behandlung der Metalle; aber nur wenige Spuren sind davon noch übrig, die Zeit hat es größtentheils vertilgt. Das Niti-Sastra ist ein System der Sittenlehre. Außerdem gab es zahlreiche Tantra-, Mantra-, Agama- und Nijama-Sastra's, die aus Beschwörungen und andern Texten der Veda's bestanden, mit Bemerkungen über die Gelegenheiten, wobei sie nach und nach angewandt werden können. Viele davon sind noch übrig.

Als alte Sophisten sind noch Ramanuja, Madhwa, Vallabha u. a. bekannt. Ueber die Musik mit Hindu-Arien und in niedlichen Noten sind viele Bücher in Prosa und Poesie geschrieben; so auch über das Schachspiel.

Eine der schönsten Schriften über die Philosophie der Vedanta ist Ioga Vasischt'ha betitelt, und enthält die Lehren des großen Vasischt'ha an seinen Mündel Rama, König von Ajodja. Hier muß auch des Buchs: Rajaniti oder Unterricht der Fürsten erwähnt werden.

Das Sahitia oder Kavja-Sastra besteht aus unzähligen Gedichten, welche hauptsächlich von

dem Stamme der Aerzte verfertigt sind; und alle Geschichten der Ramajana, Bharata und Bhagawata enthalten.

Endlich müssen hier noch folgende ausgezeichnete Werke erwähnt werden: Bhawischja-Puran, worin Unterredungen zwischen Viasa und Judhischthir u. a. vorkommen. — Pantscha-siddhantika. — Die Bücher Parasara's (des Enkels Vasischt'ha's) oder Parasurama's, besonders Parasara Sanhita. — Upak-hiana oder bürgerliche Geschichte, auch Rajatarandschini genannt. — Mitakschera, ein Kommentar über das Dherma-Sastra. — Die lyrischen Werke des großen Dsjadeva, dem Verf. vieler Oden. — Bhagawatamrita oder der Nektar des Bhagavat, ein Kommentar in Versen über dieses Buch.

Nach arabischen Schriftstellern gehören auch zu den berühmtesten und ältesten Werken der Hindu die Bücher, welche den Titel führen: Die Religion von Sind und Hind. — Die Welt der Welten. — Die Religion von Edschir. — Die Religion von Arkand. — Außerdem wurden schon in der frühesten Menschenperiode noch eine große Menge anderer merkwürdiger Schriften über Moral, Musik, Astrologie, Astronomie, Religion, Theologie, Theosophie und Philosophie verfaßt, wovon indessen nur ein, in Vergleich mit ihrer An-

zahl sehr geringer Haufe unser Zeitalter erreicht hat.

Obgleich die Braminen und ihre Gelehrsamkeit sich nach und nach durch den größten Theil der Halbinsel Hindostan verbreitet hatten, so war doch der Hauptsitz der indischen Wissenschaften die Gegend am Ganges und von Benares. Hier offenbart die Natur unter dem schönsten Himmel aufs üppigste ihre gewaltige Energie: hier konnte sie die schönsten ihrer Erdkinder am süßesten pflegen, sie am leichtesten und frühesten zur naturgemäßen Entwickelung reifen lassen. Das Getraide wächst da wild, die köstlichsten Früchte der Erde, der Weinstock und die Olive, die Zitrone und Feige, die Pomeranze und Kastanie, Mandeln und Nüsse und so viele andere, die dem europäischen Klima nimmer entsprossen sind, bringt hier in üppiger Fülle und von selbst die schöpferische Erdkraft hervor. Hier entstanden darum wahrscheinlich auch die ersten polizirten kleinen Völkervereine, aus denen nach und nach bald größere Staaten wurden; und während in allen andern Theilen der Erde die Menschen noch wild waren wie der Boden, auf welchem sie ihre Wohnplätze aufschlugen, konnten bereits an den Ufern des Ganges mächtige Herrscher über weit ausgedehnte Länder gebieten und einen glänzenden Hofstaat führen.

Das Klima und die Natur Indiens selbst lud zur Lebensart und Bildung der Braminen oder

Gymnosophisten ein. Die Ruhe suchend, flohen vielleicht einige von den Bewohnern das Geräusch der Menschen und lebten mit dem Wenigen vergnügt was ihnen die Natur gewährte. Der Morgenländer ist ernst und mäßig, so wie in Speise und Trank, so auch in Worten; gern überläßt er sich dem Fluge der Einbildungskraft, und wohin konnte ihn diese als auf Beschauung der allgemeinen Natur, mithin auf Weltentstehung, auf den Untergang und die Erneuung der Dinge führen? Die Kosmogonie sowohl als die Metempsychose der Hindu und anderer Völker des Orients sind poetische Vorstellungsarten dessen, was ist und wird, wie solches sich ein eingeschränkter, kindlicher Verstand und ein mitfühlendes Herz denkt: beide sind Kinder, ächte Kinder der Phantasie und Empfindungsart ihres Klima's.

Die indische Geschichte macht Brahma, einen weisen und gelehrten Mann, den Erfinder vieler Künste, insonderheit des Schreibens, zum Vezir eines ihrer alten Könige Krischna, dessen Sohn die Eintheilung seines Volks in vier Hauptkasten gesetzlich gemacht habe. Den Sohn des Brahma setzte er der ersten Klasse vor, zu der die Weisen, Priester, Sterndeuter und Aerzte gehörten. Auch erbaute er den Philosophen die Stadt Bahar zu ihrer Aufnahme. Hier scheinen seit jeher die Obern der Geweihten des Braminenstammes gewohnt, und von da aus mehr oder weniger

über die verschiedenen Orden geherrscht zu haben, die in diesen und jenen Gegenden sich die Völkerstämme unterwürfig gemacht hatten.

Natürlich waren die angränzenden Länder, besonders die jenseits des Ganges, die ersten, zu welchen Braminenweisheit und Lehre überging; nach und nach aber breiteten sich indische Kultur und Gelehrsamkeit durch ganz Südwestasien aus. In jedem Lande mußten sie sich indessen über lang oder kurz nach des Landes Weise verändern. So wurde die Religion des Brahma in Tibet und Japan hart und strenge, bei den Mongolen hingegen mußte sie in einen beinahe unwirksamen Aberglauben ausarten, währenddem die Gegenden auf der linken Gangesseite sie, wie Naturprodukte ihres warmen Klima's bald aufs mildeste zu nähren anfingen. In jedem einzelnen Lande fast, bildete sich so in der Länge der Zeit eine eigene Lehre. Die Namen Sommonakodom Schaktscha-Tuba Sangol-Muni, Schigemuni, Buddo, Fo, Schekia, Schaka sind im Grunde alle Eins, und so geht die heilige Braminenlehre, wenn gleich mit einigen Abänderungen durch Indien, Zeylon, Siam, Pegu, Ava, Tibet, Tangut, die Mongolei, China, Korea bis nach Japan hin. Doch dauerte es lange, ehe in manchen dieser Länder die Gelehrsamkeit sich wirkliche Sitze aufbauen und mit originellen Geiste strahlen konnte. Die Nationalverbindungen waren noch zu klein, und es mußten

erst in allen diesen Gegenden Königreiche und Monarchien von Umfang und Macht entstehen, ehe von einer gewissen und bestimmten Nazionalliteratur die Rede seyn konnte. Die

Alte Literatur Indiens auf der Ostseite des Ganges,

welches die Länder begreift, die bei uns jetzt die Namen Pegu, Ava, Siam rc. führen, war daher sicher Anfangs ganz braminisch; doch bekamen die Arbeiten der gelehrten Kasten, die hier ihren Sitz aufgeschlagen hatten, bald eine neue originelle Farbe. Jene uralten Geschichten, die wir noch in kleinen Ueberbleibseln bei den Nazionen dieses Erdstrichs antreffen, der Stoff mannigfaltiger, in diesen Gegenden Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, verfaßten Gesänge, war keine zufällige Erscheinung der morgenländischen Phantasie; ihnen, so wie den in sie verwebten Göttersagen, lagen stets alte, durch eine lange Tradizion verwebte Ereignisse und Thatsachen zum Grunde, die aber nachher von der fanatischen Vorstellungsart einer spätern Nachwelt eine besondere bildliche Ausschmückung erhielten. Nachher eröffneten sich die alten Talapoins (Mönche und Gelehrten) neue Felder zu ihren Untersuchungen über die Götter und die Natur der Dinge, so wie ihr Dichtergeist sehr früh schon in hellen Flammen sich geäußert haben soll.

Ihrer natürlichen Lagen wegen scheinen die ge-

gen Nordosten von Hindostan sich hinstreckenden weitläuftigen Gebürgsländer besonders geschickt dazu gewesen zu seyn, der braminischen Gelehrsamkeit Schutz und Pflege darzubieten. Nachdem nämlich einmal eine Braminenkolonie hindostanische Kenntnisse zu den rohen Bergbewohnern gebracht und sich da niedergelassen hatte, waren dieselben sicher gegen alle Anfechtungen von Aussen. Die hohen Gebürge und unermeßlichen Wüsten, welche dieses Land umgeben, schützten es gegen Angriffe von Eroberern, und ein ewiger Friede machte es der Kaste der Geweiheten hier ganz vorzüglich möglich zu einem unbegränzten Ansehn zu gelangen. Aber erst mit dem Anfange der christlichen Zeitrechnung scheint sich hier eine abgesonderte Kaste gebildet zu haben, die sich nachher alle Nazionen in dieser Gegend unterwürfig machte. Die

Alte Literatur von Tibet und Tangut,

fällt darum Anfangs ganz mit der hindostanischen zusammen, aus der sie entsprang; aber dem Lokale ist es zuzuschreiben, daß diese hier einen neuen Schwung in der Länge der Zeit erhielt und so diese Gegend zum Fabellande und Sitze der Weisheit für den Orient wurde. Daß aber tibetanische Gelehrsamkeit bald von indischer abweichen mußte, war ganz natürlich: denn so wie die Sprache verschieden war, wurde es auch die Literatur. Allein die ältesten Gelehrten nannten doch stets die heilige Stadt Benares als die Quelle der ersten Wissen-

schaft und Religion, und die Charaktere des alttibetanischen Alphabets (Utchen genannt) in welchen die alten heiligen Bücher von Tibet geschrieben sind, sind anerkannte Abkömmlinge der indischen oder Samskrit'schen.

Das System der Mythologie wurde hier zu einer neuen Vollendung gebracht, und indem alle Wissenschaften in dasselbe verflochten wurden, bekamen alle ein ganz anderes Ansehn als bei den Hindu. So wurde es möglich, daß von diesen Gebürgen aus, eine neue Lehre über den Orient aufging, die sich nach und nach sehr weit verbreitete und der Priesterherrschaft einen unermeßlichen Spielraum öffnete. Als eine reine Ursage der Vorwelt kann die alte tibetanische Welttheorie angesehn werden. Sie gründet sich ganz auf einen hohen Berg. Fürchterlich wird seine Höhe, sein Umfang beschrieben. Ungeheuer und Riesen sind Wächter an seinem Rande, sieben Meere und sieben Goldberge rings um ihn her. Auf seinem Gipfel wohnen die Lahen und in verschiedenen niedrigern Stufen andere Wesen. Durch Aeonen von Weltaltern sanken jene Beschauer des Himmels immer in gröbere Körper, endlich in die Menschengestalt, in der ein häßliches Affenpaar ihre Aeltern waren. Auch der Ursprung der Thiere wird aus herabgestoßenen Lahen erklärt. Eine harte Götterlehre, die die Welt bergab in die Meere bauet, diese mit Ungeheuren umpflanzt und das ganze System der Wesen zuletzt

einem Ungeheuer, der ewigen Nothwendigkeit in den Rachen giebt. Diese entstehende uralte Tradizion, die den Menschen vom Affen herleitet, ward indessen bald zu einem unendlich reichen Stoff für die morgenländische Phantasie, und es dauerte nicht lange, so ward sie mit neuen und spätern Ausbildungen dergestalt verwebt, daß sie eine ganz und gar neue Lehre darzubieten schien. Nach den tibetanischen Dogmen von der Seelenwanderung, wird der große Lama (der Oberchef der Geistlichkeit) von Gott Schaka oder Fo belebt, der bei seinem Tode in den neuen Lama fährt und ihn zum Ebenbilde der Gottheit weihet.

Auf den kalten Bergen in Tibet und Tangut entstand die Lamaische Religion ursprünglich gewiß nicht; sie war sicher das Erzeugniß warmer Klimata, ein Geschöpf menschlicher Halbseelen, die die Wollust der Gedankenlosigkeit in körperlicher Ruhe über alles lieben. Aber aus dem Süden kommend konnte sie doch hier erst recht Wurzel fassen und dann ihre Zweige weit um sich her verbreiten. Die weitausgedehnten Länder, die die Gebürgskette umgaben, waren nur von nomadischen Völkern bewohnt, so wie noch gegenwärtig, und, so weit es ihre unstäte Lebensart zuließ, nahmen sie alle nach und nach an dem Lichte Theil, das von Tibet ausströmte; wurden aber eben dadurch mehr oder weniger der dort herrschenden mächtigen Kaste der Geweiheten unterthan. Die alte Literatur der Mon-

goleti und Tataren ist darum ganz indisch-tibetisch, und mit der lamaischen Literaturepoche ging auch für sie eine neue Periode an.

Später als Indien und Tibet muß, nach den großen Revoluzionen, welche die Erdkugel erlitten hatte, China, als ein von unzähligen Flüßen und Morästen durchschnittenes Land, bewohnt und kultivirt worden seyn. Die Menschen hatten hier weit mehr als dort mit den Hindernissen der Natur zu kämpfen; und wenn auch manche Kenntnisse von Westen aus zu ihnen eindrangen, so vermochten sie doch erst später völlig Wurzel zu fassen. War dies aber einmal geschehen, so konnten sie um desto sicherer darauf rechnen, zu einer größern Vervollkommnung als je vorher hier gebracht zu werden.

Der Volksstamm der Chinesen war, gleich den andern mongolischen Nazionen dieser Erdgegend, von der Natur mit einem besondern Bau der Gehörsorgane, und daher auch mit einer eigenen Feinheit des Gehörs selbst begabt. Daraus mußte sich eine ganz originelle Sprache bilden, die ihres gleichen nirgends anderswo auf der Erde haben konnte. Nur ein chinesisches Ohr konnte darauf kommen, aus 333 Sylben eine Sprache zu formen, die sich bei jedem Wort durch fünf und mehrere Akzente unterscheiden muß, um nicht statt Herr eine Bestie zu nennen und jeden Augenblick die lächerlichsten Verwirrungen zu sagen. Die Sprache aber

hat bei jedem Volke einen Haupteinfluß auf ihre ganze Literatur: es konnte daher auch nicht fehlen, daß dies auch in China der Fall war.

Theils durch sich selbst, theils durch das benachbarte Indien war man in der Länge der Zeit zu mancherlei Kenntnissen gelangt; aber um die 333 Wurzelwörter schriftlich darzustellen, und keine Irrungen zu veranlassen in Ansehung der verschiedenen Bedeutung derselben, mußten 80,000 zusammengesetzte Charaktere erfunden werden, deren Basis die 333 Wurzelwörter waren. Die besondere Schriftsprache, die dadurch entstand, mußte auch der ganzen Gelehrsamkeit in diesen Ländern eine ganz eigene Farbe leihen, und die ganz isolirte Lage dieses ringsum von Meeren, öden Steppen und Wüsten umgebenen Erdtheils derselben eine ganz besondere Richtung geben. Die verschiedenen Völkerstämme versammelten sich bald in größere Nazionalvereine, und zuletzt in ein einziges; die Herrscher suchten die Wissenschaften in ihrem Reiche zu beleben und die Kultur gelangte hier so bald zu einer ausgezeichneten Blüthe.

Wir sehen darum schon in den ältesten Zeiten, worin ringsumher noch wilde Barbarei herrschte, in China durch Menschenhände Werke zu Stande gebracht, an die man sich in Europa in späten Zeitaltern nach Christus erst wagen durfte. Hier

sind bereits Landstraßen und Wege angelegt, Brücken und Kanäle gebauet, Ströme geleitet, künstliche Berge und Felsen aufgeworfen, währenddem weit und breit noch die übrigen Nazionen, einige wenige ausgenommen, im Streben begriffen sind, die ersten und rohesten gesellschaftlichen Vereine zu gründen. Welch ein Riesenwerk ist nicht die grosse Mauer, und welches Land hat etwas ähnliches aufzuweisen ausser etwa Aegypten und vielleicht ehemals Babylonien? Hier ist schon in einer Zeit, wo die Geschichte der meisten andern Völker in Dunkelheit liegt, der innere Handel zwischen den Provinzen rege und lebendig. Schon ist der Ackerbau zur Grundsäule der Staatsverfassung erwählt, überall erheben sich blühende Getraide- und Reisfelder, künstlich gewässerte Wüsten und urbar gemachte wilde Gebürge.

Indien galt indessen auch in den frühesten Zeiten bei den alten Chinesen als der Sitz der Weisheit, und die ältesten chinesischen Sagen setzen den Wohnsitz ihrer Herren, Halbgötter und Wundergestalten auf die hohen tibetanischen Gebürge, die seit jeher für heilig gehalten wurden und als das Land der Fabeln betrachtet wurden. Ein grosser Berg mitten in diesem Erdtheile war ihnen selbst in dem Namen dieser alten Fabelwesen sehr gefeiert. Alles dies deutet nur zu sichtbar auf das Bekenntniß der Chinesen selbst hin, daß die Gegenden In-

Mens und Tibets früher kultivirt waren als ihr eignes Land; aber nach diesen nimmt auch gewiß China oder das südöstliche Asien den ersten Platz ein; und es folgt darum nun in der Reihe unserer Betrachtungen die

alte Literatur der Chinesen.

Die Zeitrechnung der Chinesen steigt bis in die entferntesten Jahrtausende hinauf und trennt sie mit den Hindu und einigen andern Völkern von der ganzen übrigen Welt. Schon in uralten Zeiten, als noch die meisten übrigen Nazionen ein Jagd- oder Hirtenleben führten, erscheinen sie als ein Literaturvolk. Nachdem man sich lange mit Hieroglyphen allerlei Art beholfen hatte, lehrte Fo-hi (ungef. 3461 J. vor Chr. Geb.) die Kunst, sie in gerade Linien zu verwandeln und gab Regeln an, Charaktere zusammenzusetzen. Die Zahl seiner Schriftzüge (Kua) war acht, durch deren Verknüpfung er eine Menge Begriffe anzudeuten suchte. Chin-nong, der 2882 v. Chr. Geb. den chines. Thron bestieg, erhob diese Zeichen durch Verdoppelung zu 64 und so hatte man 72 Zeichen. Unter Hoang-ti's Regierung kam man einer ordentlichen Charakterschrift noch näher. Er beorderte seinen Minister Tsang-kie, die ältern Schriftzeichen genau zu untersuchen und ihre Anzahl zu vermehren. Der Mandarin bemerkte bei einem Spaziergange die verschiedenen Fußtritte der

Vögel, untersuchte sie mit Fleiß und bildete nach denselben eine Schrift, die von seinem Herrn mit Beifall aufgenommen und bald darauf überall gebräuchlich ward.

Sobald man einmal eine Schrift hatte, nahm auch die Schreibkunst und mit ihr die Literatur ihren Anfang. Schon zu Fo-hi's Zeiten kam man so weit, historische Fakta und metaphysische Entdeckungen nieder zu schreiben; doch beide waren, wie bei den Hindu, in das mystische und allegorische Gewand hieroglyphischer Phrasen gehüllt. Das erste chines. Buch war vielleicht das sonderbare Räthsel, das Fo-hi durch seine acht Trigramme aufgegeben hatte. Durch die Zusammenstellung seiner Linien überlieferte er Sinnbilder, welche durch ihre vollkommene oder unvollkommene Beschaffenheit, durch ihre obere oder untere Lage, entweder in oder außerhalb der Mitte des Trigramms, endlich durch ihre verschiedenen Beziehungen und mancherlei Vergleichungen, die verschiedenen Operationen der Natur in ihren Hervorbringungen und Zerstörungen, die verschiedenen Zustände des menschl. Lebens, seine Tugenden und Laster, endlich alle glücklichen oder unglücklichen Bestimmungen des Schicksals bildlich darstellen. Diese Schrift, die man Ye-king oder das Buch von den Verwandlungen nachher nannte, zu enträthseln, zu erklären, zu erläutern; dahin gingen die Bemühungen der ersten chines.

Schriftsteller. Doch wie konnte man dies anders als durch Aufstellung neuer Räthsel? Erst als man den Charakteren eine höhere Vollendung zu geben erfunden hatte, konnte man die Schrift des grauesten Alterthums mit allgemein verständlichen Kommentaren begleiten.

Die Poesie ist in China sehr alt. Schon unter den Dynastien Yao und Schün waren Volkslieder in fast allen Gegenden an der Tagesordnung, und bereits 3000 Jahre vor Chr. Geb. gab es überall Dichter, welche die mannigfaltigsten Gegenstände besangen. Als die Mandarine unter der Regierung des Kaisers Yu, dem Stifter der Dynastie Hia, (2207 vor Chr. Geb.) die Namenregister aller ihnen bekannten Dichter und Volkssänger einreichen mußten, soll ihre Zahl auf 7000 angegeben worden seyn. Yu ernannte zum ersten Lehrer der Musik einen großen Gelehrten Quei, und trug ihm auf, ein großes Werk zum Unterricht für die Söhne der Fürsten und Großen zu verfassen und zwar in Versen; vermuthlich damit sich die Lehren desto besser dem Gedächtniße einprägen könnten. Bei dieser Arbeit wurden die besten der vorhandenen Gesänge benutzt. Nachher wählte Fu-tsa von denselben einen Theil aus und machte daraus eine Sammlung von 300 Abschnitten, die er mit einer Einleitung und mit Anmerkungen begleitete und mit den anmuthigsten Farben schmückte. Den Theil der Verse, welcher aus den Gesängen genommen war, die man in den

Schlössern und auf den öffentlichen Wegen zu singen pflegte, nannte er Fong; denjenigen, welchen man in Chören im Pallaste des Kaisers sang, Ya; und diejenigen Lieder, welche während der Opfer in den Tempeln des Himmels und den Miao der Vorfahren dargebracht wurden, hieß er Song. Sie enthielten theils Lob theils Tadel, und konnten als ein Spiegel betrachtet werden, in welchem sich die Tugenden und Laster jener Zeiten offenbarten.

Unter der Dynastie Schang, die mit 1122 vor Chr. Geb. zu Ende ging, wurden nicht nur Sammlungen von Gedichten, sondern auch von Gesetzen veranstaltet und selbst Werke über die Geographie, Astronomie und Musik aufgezeichnet. Eine reiche Literatur gab es indessen damals noch keinesweges, vielmehr war die Lebensweise der alten Chinesen in diesem Zeitalter noch zu einfach, arbeitsam und ernsthaft, als daß Geschmack für Wissenschaften sich hätte verbreiten können. Es gab noch wenige Städte, und die Bildung der neuen Generazion war mehr als späterhin Angelegenheit des Staats. Ackerbau war fast die einzige Beschäftigung und der einzige Nahrungszweig: und nur wenige Priester der Weisheit befanden sich im Besitze wissenschaftlicher Kenntnisse oder vielmehr der einzigen damals vorhandenen Wissenschaft, der metaphysisch-moralischen Regierungskunst. Hierzu kam noch die große Unbequemlichkeit der Schreibmaterialien: denn

die Bücher bestanden damals noch in kleinen auf eine Schnur gezogenen Bambustafeln, auf die man mit einem spitzigen Stäbe die Schriftzüge mit Firniß zeichnete. Erst in der letzten Hälfte des 3ten Jahrh. vor Chr. Geb. wurde das Papier in China erfunden und eingeführt; mit dieser Zeit geht auch eine neue Periode für die chines. Lit. an: das Bücherschreiben nahm ausnehmend zu, und die Bücher selbst bekamen eine ganz andere Form.

Da der Begriffe Anfangs bei der Nazion noch nicht viel waren, so reichten die bereits erfundenen Charaktere wohl auf eine Zeitlang hin, sich verständlich zu machen. Bei der Erweiterung des Ideenkreises, bei der steigenden Kultur, sah man sich indessen genöthigt, die Zahl der Schriftzüge immer mehr und mehr zu vermehren; und da stets andere Erfinder neuer Charaktere auftraten, so geriethen die Charaktere endlich in eine solche Unordnung, daß es fast unmöglich war, sich herauszufinden. Jeder, der für seine Ideen keine Zeichen vorfand oder wußte, erdachte sich neue dafür, und so kam es, daß wenige Schriftsteller waren, die sich in ihren Büchern nicht besonderer, ihnen allein eigenthümlicher Charaktere bedienten. Die Gelehrsamkeit wurde darum auch immer schwieriger, und kein menschliches Gedächtniß war im Stande sich alle von den Gelehrten gebrauchten Schriftzüge einzuprägen. Die ältesten chines. Bücher sind insge-

sammt mit diesen tausendfach verschiedenen Charakteren niedergeschrieben, und erst im 8ten Jahrh. vor Chr. Geb. konnte, aller frühern Bemühungen der vorhergehenden Herrscher ungeachtet, dieser Verwirrung einigermaaßen abgeholfen werden. Es war natürlich, daß unter diesen Umständen mannigfaltige Denkmähler der Lit. schon darum zu Grunde gehen mußten, weil man sie in den folgenden Jahrhunderten nicht verstand.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Diplomatischer Bericht über Peter den Großen und seinen Hof.*)

Um den ausdrücklichen Befehlen Ihrer Durchlaucht Genüge zu leisten, eile ich, Denselben über die Art, wie der Zaar sein Reich regiert, über seine Lebensweise und seine Neigungen befriedigende Aufklärungen mitzutheilen. Mit Freimüthigkeit und Unpartheilichkeit werde ich ein treues und vielseitiges Gemälde liefern, wobei meine eigenen Augen und Ohren meine Hauptführer seyn sollen.

J. D. wissen, in welchem Zustande sich Rußland befand, ehe Peter Selbstherrscher aller Reussen ward, wissen, welche Maasregeln seine Regenten ergriffen, um es gewaltsam darin zu erhalten,

*) Dieser authentische Bericht ist aus der Feder eines teutschen am damaligen Petersburger Hofe akkreditirten Gesandten geflossen, und an seinen Fürsten gerichtet. Die intereßanten Details desselben werden seine Aufnahme hinlänglich rechtfertigen. Natürlich hat man ihn dem neuem Sprachgenius angepaßt.

und wie sie, unter andern ihren Unterthanen unter harten Strafen verboten, die Grenzen desselben zu überschreiten. Ganz anders dachte Peter. Sein heller, kenntnißreicher Kopf zeichnete ihm eine andere Bahn vor. Allen Russen ward es vergönnt, nach Willkühr fremde Länder zu durchreisen und der Kaiser selbst ward, hierin ihr Vorbild. Auf seinen Reisen knüpfte er mit den vorzüglichsten Staatsmännern, Kriegern, Gelehrten und Künstlern die engste Verbindung an; auf ihnen sammelte er die weitumfassenden Einsichten, welche, verbunden mit den weisen Rathschlägen eines le Fort's und Patkul's, Rußland eine ganz neue Gestalt verliehen haben. Die Mittel, welche er anwendete, um seine grossen Zwecke zu erreichen, stellen ihn als das Muster eines vollendeten Monarchen, eines geschickten Feldherrn, eines treuen Freundes, eines großmüthigen Wohlthäters und eines verständigen Staatsraths dar. Ich stelle es, nachdem ich meine Relation vollführt haben werde, dem gereiften Urtheil J. D. anheim, ob nicht der Zaar diese erhabenen Titel vollkommen verdient.

Der Zaar ist ein schöner Mann. Er ist groß, sein Gliederbau harmonisch, sein Gesicht hat ein lebhaftes Kolorit, seine Augen verrathen Geist und Energie, seine Zähne gleichen einer Perlenschnur, sein Haar ist braun und natürlich gekräuselt, sein Bart polnisch. Seine Physiognomie ist gefällig und trägt das lebendige Gepräge seines geraden und

aufrichtigen Herzens. Wenn er mit jemanden redet, ist er immer freundlich und seinen Mund umschwebt ein mildes Lächeln, das eben so anziehend als zutrauenerweckend ist. Nach seiner Rückkehr aus Holland war ihm das Holländische sehr geläufig geworden. Er redete daher anfänglich keine Sprache öfterer als diese. Nachdem er sich aber durch die häufigen Unterhaltungen mit einer Menge teutscher Offiziere und Generale im Teutschen festgesetzt hat, scheint er keine Sprache lieber zu reden als unsere vaterländische. Die moskowische scheint an seinem Hofe ganz aus der Mode zu kommen. Seit ich die Ehre habe, den Zaar zu kennen, hat er sich in vierzehn Tagen kaum zweimal in dieser Sprache ausgedrückt. Da das Beispiel des Regierers für die Regierten gleichsam eine Art von Gesetz ist; so hat die teutsche Sprache in Rußland seit kurzem weite und tiefe Wurzeln gefaßt.

Die Gesundheit des Zaars ist äußerst fest und dauerhaft. Seit jeher ist er darauf ausgegangen, sich durch und durch abzuhärten. Er scheut weder Frost noch Hitze, weder Wind noch Regen, weder Schnee noch Eis. Er scheint gewissermaßen für die härtesten Strapazen geboren zu seyn, und es gewährt ihm mehr Vergnügen, im freien Felde unter einem luftigen Zelt zu schlafen, als in seinem prunkvollen Pallast zu Moskwa. Seine Stimmung bleibt sich daher fast immer gleich, seine Fröhlichkeit verläßt ihn selten, und dies nimmt jedermann für ihn

ein. Stets ist er bereitwillig, jedem sein Ohr zu leihen. Bei Audienzen befindet er sich daher, wenn die Versammlung zahlreich ist, in einer unaufhörlichen Agitazion. Eine gewisse Kühnheit im Fragen und Reden, selbst wenn man ihn unterbricht, beleidigt ihn nicht. Ohne Mittheilung kann er nicht leben. Sein Hof folgt ihm fast überall. In Teutschland hörte ich öfters, er möge nicht gern Fremde um sich leiden; ich finde gerade das Gegentheil.

Großmuth ist ein hervorstechender Zug seiner Seele. Den Zorn betrachtet er als eine Schwachheit, und kommt einmal diese Leidenschaft bei ihm zum Ausbruch, so müht er sich, sie im Keime zu ersticken. „Wahr ist's, hörte ich ihn mehrmals sagen, ich bin gegen das Böse, das man mir zufügt, sehr empfindlich; nie aber bin ich darauf bedacht, mich deßfalls zu rächen." — „Meine Feinde, sagte er ferner, ich weiß es, bringen mich in den Ruf eines Barbaren; aber nur Geduld, ich werde mich im Angesicht der ganzen Welt rechtfertigen. — Die beispiellose Menschlichkeit, mit welcher er die in der Schlacht bei Pultawa gemachten Gefangenen behandelte, dient zum unzweideutigen Denkmahl seiner großmüthigen Gesinnung. Er ließ den Generalen und Offizieren nicht allein ihre Degen wiedergeben, sondern auch ihre Equipage und Bedienten; überdies ertheilte er ihnen allen auf ihr Ehrenwort, nicht mehr in dem K

ge zu dienen, die Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückzukehren. Die Soldaten quartierte man in die Städte ein, wo sie vollkommen gut verpflegt wurden. Manche von den Kriegsgefangenen umfängt er sogar mit seiner Freundschaft und Hochachtung. Unter andern den schwedischen Feldmarschall von Rheinschild, dessen Degen er selbst trägt. „Ich mache mir eine Ehre daraus, sagte er einst zu seinen Höflingen, den Degen eines so braven Kriegers zu tragen.“ —

Eben so menschenfreundlich begegnete er dem Prinzen von Würtemberg, der in dieser Schlacht verwundet und gefangen genommen wurde. Der Zaar ließ ihn sogleich nach Dublin bringen, damit er verbunden würde. Auch gab er ihm seinen Leibarzt und Apotheker bei, mit dem ausdrücklichen Befehl, den Verwundeten eben so sorgsam zu behandeln, als wäre er es selbst. Die Kur ging gut von statten; allein der Prinz wagte sich zu früh ins Freie, ward abermals krank und starb. Der Zaar, welcher die Tapferkeit dieses Fürsten zu schätzen wußte, hatte den Plan, ihn in seine Dienste zu ziehen. Als er daher seinen Tod erfuhr, war er bis zu Thränen gerührt.

Als der Zaar nach der nemlichen Schlacht, welche die ganze schwedische Armee zum Capituliren zwang, erfuhr, daß der König von Schweden entschlossen sey, durch den Dniepr zu schwimmen, um sich zu retten; so sandte er einen Expressen an ihn

ab, um ihn von diesem Wagstücke abzuhalten. Aus dem Munde dieses Expressen selbst, weiß ich Folgendes: Peter hatte ihm aufgetragen, Karl XII. zu sagen: „Er bitte ihn inständig, seine heilige Person nicht einer so großen Gefahr auszusetzen: sondern sich vielmehr zu ihm zu begeben. Er gebe ihm sein Ehrenwort, daß er die beste Aufnahme finden solle, und daß er ihn sicher an irgend einen Ort seiner Staaten geleiten lassen wolle, wohin er zu gehen für gut achten werde. Er rathe ihm wohlmeinend ab, sich den Tataren in die Arme zu werfen, von denen er alles zu fürchten habe.“ — Als aber der Kourier am Dniepr anlangte, hatte der König von Schweden diesen Fluß bereits im Rücken.

Eines Tages zeigte man dem Zaar einen Kupferstich, auf welchem ein Löwe dargestellt war, der den russischen Adler zu Boden geworfen hatte und unter den Tatzen hielt. Jedermann vermuthete, daß dieses allegorische Bild ihn in den heftigsten Grimm jagen würde. Allein Peter besah es mit der größten Unbefangenheit, erkundigte sich nach dem Namen des Verfassers und sagte darauf weiter nichts, als: „Man muß es demselben wieder zusenden, damit er es nach der Schlacht von Pultawa ändere.“ — Ein andermal legte man ihm eine Medaille vor, welche auf der einen Seite das Bildniß des Königs von Schweden, auf der andern aber zwei zertrümmerte Säulen mit der Inschrift: „Concussit utramque,“ enthielt. Diese Worte sollten eine Anspie-

lung auf den Zaar und den König von Polen enthalten. Der Zaar zeigte diese Schaumünze in meiner Gegenwart mehrern Personen seines Hofes und sagte: „Der König von Schweden hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht.“ — Nie habe ich ihn von diesem Monarchen und seinen Truppen übel reden hören; im Gegentheil ertheilte er ihnen oft die größten Lobsprüche. „Die Schweden, sagte er, sind wackere Leute; allein sie waren zu übermüthig und Gott hat sie dafür bestraft.“ —

Man hat den Zaar der Tyranney beschuldigt. Es ist wahr, er verfuhr vor einigen Jahren gegen einen großen Theil des russischen Adels mit unerbittlicher Strenge. Allein dies reicht nicht hin, meine Behauptung, daß er ein Feind der Grausamkeit sey, kräftig zu widerlegen. Peter that, was jeder andere Souverain in dem nemlichen Fall gleichfalls gethan hätte und thun muste. Sollte er, der das Rachschwert in Händen hatte, Unterthanen, die sich gegen sein Leben verschworen hatten, am Leben lassen? —

Der Zaar macht sich nicht viel aus einem hochverfeinerten Wohlleben. Er zieht ein gewöhnliches einfaches Gericht den pikanten Delikatessen vor, welche sonst auf fürstlichen Tafeln an der Tagesordnung sind. Und er hat Recht, denn der häufige Genuß dieser überfeinen Raffinerieen der Kochkunst untergräbt nach und nach die festeste Gesundheit. Lange Mahlzeiten sind ihm völlig unerträglich. Da-

her ist auch die Tafel des Fürsten Menzikoff zu Festen bestimmt, welche er Fremden giebt. Der Zaar hat ihm hierzu jährlich eine ansehnliche Summe ausgesetzt. Bisweilen ist er mit von der Gesellschaft, und an dieser Tafel herrscht der größterdenkliche Aufwand und die ausgeklügeltste Leckerheit. In Teutschland kursirt das Gerücht, der Zaar liebe den Trunk und berausche sich sogar nicht selten. Ich kann nicht leugnen, daß er zuweilen viel trinkt; nie aber habe ich ihn der Vernunft beraubt gesehen, wiewohl ich ihn während mehr als eines Festgelages mit Argusaugen beobachtet habe. Vielmehr muß ich bemerken, daß, abschon er selbst viel vertragen kann, er doch ein erklärter Antagonist aller Trunkenbolde ist. Am meisten trinkt er außer den Mahlzeiten, weil er sich den Tag über sehr oft trocken spricht. Sein Schenktisch bleibt vom Mittag bis zum Schlafengehen offen; allein nicht blos für ihn, sondern auch für andere. Denn wenn jemand sich erfrischen will; so kann er nur Wein oder Bier fordern und wird sogleich bedient. Fremden werden auch Liqueure und Branntwein gereicht, wiewohl diese nicht bei Tafel servirt werden und außerdem bei den Russen überhaupt nur zum Frühstück bestimmt sind.

In der Kleidung des Zaars herrscht die größte Simplizität. Sie ist sehr nett; zeichnet sich aber in der Regel weder durch Gold noch Silber aus. Seine Röcke haben einen teutschen Schnitt; die Er-

mel aber sind schwedisch. Die, welche er während meines Aufenthalts am Hofe trug, waren ganz einfach und mit Marder und Zobelpelzen gefüttert. Darüber trug er eine goldbesetzte Degenkuppel. Außerdem hat er den Hut der Mütze vorgezogen. Er selbst ist ein Feind des prunkreichen Staats; liebt ihn aber sehr an seinen Ministern und Generalen.

Das Spiel hat für ihn wenig Interesse. Nie sah ich ihn Kartenspielen. Schach ist noch das einzige, was er leiden mag; wahrscheinlich weil es ein Bild des Krieges ist. Allein er spielt es nur in Stunden, die er doch verloren giebt, und blos mit seinen Hofnarren, die ziemlich zahlreich sind. Drei von ihnen ragen vor allen hervor. Hier ist kürzlich ihre Geschichte: Während der Zaar in Holland abwesend war, entspann sich gegen ihn eine grosse Verschwörung, unter deren Mitgliedern sich unter andern zwei Brüder, Fürsten aus einem alten Hause, befanden. Das Komplott ward entdeckt; die beiden Brüder aber stellten sich, als wenn sie verrückt wären, um durch diese List der verdienten Strafe zu entrinnen. Der scharfsichtige Zaar durchschaute ihren Plan und züchtigte sie auf eine ungewöhnliche Weise. Er verzieh ihnen zwar ihr Verbrechen; verurtheilte sie aber, den Rest ihrer Tage Narren zu seyn, und an seinem Hofe die Rolle derselben zu spielen. Einer von ihnen benebelt sich tagtäglich, um das verzweiflungsvolle Gefühl über seine unselige Lage zu vernichten. Der dritte ist ein

russischer Edelmann. Peter sandte ihn einst mit Depeschen von der höchsten Wichtigkeit an den Gouverneur von Smolensko; allein da es schon spät war, als er vor dieser Stadt ankam, so ließ ihn der Stadthalter ersuchen, bis den folgenden Morgen zu warten, weil er um eine so unpassende Zeit das Thor nicht öffnen lassen könne. Was that der ungeduldige Edelmann? — Er kehrte dahin zurück, woher er gekommen war, und brachte seine Depeschen mit. „Sein Benehmen, ließ ihm darauf der Kaiser sagen, beurkunde seine Verrücktheit. Er solle daher Zeit seines Lebens Narr bleiben, wie er bei diesem Vorfall gewesen." — Uebrigens werden diese Narren glimpflich behandelt und aufs reichlichste mit allem versorgt. Ja der Zaar ist zuweilen so herablassend, daß er mit ihnen spielt und ißt. Auch auf seinen Reisen müßen sie ihn begleiten, und auch da genießen sie alle mögliche Gemächlichkeiten.

Die Liebe regiert den Zaar eben so wenig, als das Spiel, und ob er gleich seit mehrern Jahren schon nicht mehr das Ehebett mit seiner Gemahlin theilt; so weiß man doch auch nicht, daß er eine Maitresse unterhielt *). Glauben J. D. aber deshalb nicht, daß er ein Misogyn sey. Im Gegentheil liebt er ausnehmend frohe Damenzirkel, und macht mitunter gern ein Tänzchen. Ueber-

*) Im Jahr 1711, den 25 August.

haupt aber giebt er sich dem Vergnügen nur mit grosser Mäßigung hin. Die Staatsgeschäfte, die Politik und der Krieg sind seine vorherrschenden Lieblingsneigungen. Ihnen weiht er sich mit ganzer Seele und mit einer unglaublichen Anstrengung und Ausdauer. Er steht früh auf und begiebt sich zu seinem Premier-Minister und Groß-Kanzler, dem Grafen Golofkin, mit dem er über die wichtigsten Gegenstände der Verwaltung seines unermeßlichen Reichs Deliberazionen hält. Hierauf versammeln sich seine übrigen Staatsräthe bei diesem Minister und nun theilt er ihnen seine Projekte mit; denn nie faßt er einen bedeutenden Entschluß, ohne mit ihnen vorher die verschiedenartigen Gründe, auf denen derselbe ruhen soll, erwogen zu haben. Auf der andern Seite empfangen seine Minister keinen, die Staatsangelegenheiten betreffenden Brief, ohne ihm denselben sogleich zu kommuniziren. So erlangt der Zaar von allem genaue Kenntniß und durchspäht jede, selbst die versteckteste Triebfeder seiner gigantischen Staatsmaschine, gleichsam vermittelst eigener Anschauung. Diese mühsame Operazionen seines Staatsraths dauern fast den ganzen Morgen; der Rest wird auf die Expedizion der Depeschen an auswärtige Höfe und auf Audienzen verwendet. Bei diesen Audienzen bedient sich der Zaar einer weisen Vorsichtsmaasregel. Denn ob es gleich den fremden Ministern erlaubt ist, sich der teutschen Sprache zu bedienen; und ob er ihnen

gleich auf der Stelle in derselben Sprache antworten könnte, so läßt er sich doch immer ihre Reden, um sie ja nicht mißzuverstehen, durch einen Interpreten erklären: worauf er dann russisch antwortet und seine Gegenerklärung durch einen Interpreten in's teutsche übersetzen läßt. Seine Staatsräthe müssen übrigens immer nahe seyn, damit er sich ohne allen Verzug, wenn irgend ein wichtiger Gegenstand aufstößt, mit ihnen berathen kann.

Gegen die Advokaten ist er in der Regel sehr eingenommen; weil er wahrscheinlich oft entdeckt hat, daß viele von ihnen darauf ausgehen, durch unnütze Spitzfindigkeiten die Wahrheit zu verschleiern, die Prozeße durch Chikanen in die Länge zu ziehen und der Lüge den Triumph zu verschaffen. Er will, daß, sobald jemand schuldig oder unschuldig ist befunden worden, seine Bestrafung oder Lossprechung eben so schnell erfolge. Alle Russen, seyen sie gleich vom niedersten Stande, können ihre Klagen und Bitten unmittelbar an ihn selbst richten. Folgendes Beispiel habe ich selbst mit angesehen. Zwei arme polnische Bauern hielten ihn eines Tages auf der Straße auf, als er aus dem Staatsrathe kam. Er gab ihnen auf der Stelle Audienz, hörte sie beinahe eine halbe Stunde an und versprach ihnen die schnellste Justiz. Hierauf ließ er sie durch seine Pagen mit Geld versehen, damit sie desto bequemer die Erfüllung dieses Versprechens abwarten könnten. Der Umstand, daß jeder bei

ihm leichten Zutritt findet, hat ihn unter andern in eine genaue Bekanntschaft mit allen seinen Staatsbeamten gesetzt. Ausserdem besitzt er ein so glückliches Gedächtniß, daß er selbst die kleinsten Details mit historischer Treue bewahrt.

Die Klugheit des Zaars leuchtet auch daraus hervor, daß er die Bildung und Ausführung seiner Plane mit einem undurchdringlichen Schleier des Geheimnißes verhüllt. Liefland mag zum Beweise dienen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er schon längst mit seinen Aliirten über die Art und Weise, wie er gegen diese Provinz verfahren will, übereingekommen ist. Dennoch hat er nie darüber seine Gedanken geäußert. Einem fremden Minister, der ihn einst um einige Aufklärungen hierüber bat, gab er zur Antwort: „Ist der Fuchs erst im Garn; so wird man schon über sein Fell verfügen." — In der Wahl seiner Minister hat er sich als ein meisterhafter Menschenkenner gezeigt. Die, welche ihn zunächst umgeben, sind sämmtlich Männer von unerschütterlicher Rechtschaffenheit und ausgebreiteten Einsichten. Der Graf Goloffin besitzt alle Talente, die seine hohe Würde erheischt. Ueberdies ist sein Betragen edel und klug berechnet, durch seine entgegenkommende Freundlichkeit gewinnt er Große und Kleine. — Der Knees Dolgoruki ist der zweite seiner Minister. Ein Mann von seltener Gewandtheit und Brauchbarkeit; nicht blos im Felde der Diplomatik, sondern auch im

Gebiete der sonstigen Staats und Militairgeschäfte. Italienisch spricht er wie ein Römer, toskanisch. — Der dritte ist der Vizekanzler, Baron von Schafirosff, ein sehr geübter Geschäftsmann, der außerdem der lateinischen und teutschen Sprache vollkommen mächtig ist. Er besorgt alle Angelegenheiten, welche Teutschland betreffen. — Der vierte ist der Baron von Löwenwold. Ein Mann, der alle Gradazionen paßirt hat, die ihn zu einem so hohen Punkt der Vollkommenheit erheben konnten. Er redet alle Sprachen, die an fremden Höfen gebräuchlich sind.

Mit allen diesen grosen Eigenschaften verbindet der Zaar eine aufrichtige Frömmigkeit. Bei allen seinen Handlungen hat er beständig Gott vor Augen, und erkennt ihn für den Urheber aller Vortheile, die er errungen hat. Als eines Tages der polnische Gesandte bei einer Audienz auf des Zaars Feldherrntalente, und auf seine in der Schlacht bei Pultawa bewiesene Klugheit und Unerschrockenheit eine Lobrede hielt, antwortete dieser: „Meine Soldaten sind wie andere Soldaten und können nicht mehr thun; aber Gottes Rechte hat das zweifelhafte Glücksspiel des Krieges entschieden. Was mich betrifft, fuhr er fort, so habe ich mich stets an den Spruch der heiligen Schrift erinnert: Bete und arbeite. Ich habe das erste Gebot, so viel ich gekonnt, erfüllt; meine Soldaten haben das andere mit Gottes Hülfe vollführt. Herr Ge-

suchte, sagen Sie dem Könige, Ihrem Herrn, daß er es eben so mache und es wird ihm eben so wenig fehl schlagen, als mir." —

Glauben J. D. aber deshalb nicht, daß der Zaar der Bigotterie ergeben sey. Davon ist er, wie sein ganzes Betragen beweißt, sehr weit entfernt. Es ist bekannt, daß Intoleranz und religiöse Heuchelei unzertrennliche Gefährten sind. Der Zaar aber, der es nicht ausstehen kann, daß die Katholiken alle übrige christliche Religionspartheien wie Ketzer behandeln, hat den Lutheranern verstattet, in Moskwa zwei öffentliche Kirchen zu haben, und hat zu der letzterbauten selbst den Grundstein gelegt. Ich habe selbst gesehen daß er zu Thorn in ihre Kirche gieng und sich dicht bei dem Altar und dem Pfarrer stellte. Und ein russischer Offizier, der mir gerade zur Seite stand, versicherte mich, daß er dies in Moskwa sehr oft thue. Auch die Reformirten haben daselbst zwei öffentliche Kirchen. Die Katholiken genießen kein so ausgedehntes Privilegium: denn abgerechnet eine Kirche, worin Kapuziner den Dienst verrichten, dürfen sie nur in Privathäusern ihre Gottesverehrung halten. Jesuiten aber will der Zaar in dem ganzen Umfange seines Reichs nicht dulden. „Die Priester sagt er, müssen sich in weltliche Dinge nicht mischen; dies streitet mit dem Evangelium, wo Jesus zu seinen Aposteln sagt: Die Könige der Völker herrschen über sie; aber so soll es sich nicht

mit Euch verhalten." — Nie hört man den Zaar Schwüre oder verläumderische Spötteleien ausstoßen. Freudig verzeiht er Fehler und Vergehen den Personen, die ihn umgeben; nur müssen es keine grobe Verbrechen seyn.

Ehe der Zaar den Thron bestieg, war in Rußland nichts weniger bekannt als öffentliche Mildthätigkeit. Peter erleichterte das eiserne Schicksaal der Armen, indem er Hospitäler und in Moskwa eine öffentliche Apotheke gründete. Die Einrichtung der letztern soll ihm weit über hunderttausend Thaler gekostet haben. Alle dabei angestellte Beamten, so wie alle Aerzte der Stadt, werden auf Kosten der Krone unterhalten.

In militärischer Rücksicht kann man den Zaar mit gutem Gewissen mit den größten Herren dieses Jahrhunderts in Parallele stellen. Seine Vorsicht, seine Geistesgegenwart und sein Muth sind bewundernswürdig. In der Schlacht bei Pultawa wagte er sich so sehr, daß ein Pferd unter ihm getödtet wurde, und daß sein Hut und Kleid von Musketenkugeln durchlöchert waren. Der Zaar stellte sein Heer mit einer solchen Ordnung und Klugheit, daß der König von Schweden voll Erstaunen zu seinen Generalen sagte: „Nimmer hätte ich erwartet, daß die Moskowiter sich so vortheilhaft postiren würden, wiewohl sie an ihrer Spitze einen Fürsten haben, der zu sagen pflegt: Er sey seinen Feinden große

Verbindlichkeiten schuldig, denn sie hätten ihn den Krieg gelehrt.

Die Landmacht des Zaars ist sehr beträchtlich. Sie besteht aus mehr als 300,000 Mann, die Besatzungen der Häfen und Festungen miteinbegriffen. In Friedenszeiten unterhält er beständig 150,000 Mann reguläre Truppen. Seine Armee wird sehr gut bezahlt. Dies ist, besonders für französische und teutsche Offiziere ein so starker Magnet gewesen, daß es gegenwärtig an Stellen fehlt, sie alle unterzubringen. Die Mehrheit seiner Offiziere besteht aus Teutschen; inzwischen haben sich die Russen bereits so viel Kriegskenntnisse erworben, daß er die Ausländer bald, wenn er will, ganz wird entbehren können.

Die Seemacht des Zaars ist nicht minder beträchtlich. Nicht ohne Eifersucht sehen die benachbarten Regenten die vortrefflichsten Seehäfen, die mit allem, was zur Ausrüstung einer Flotte gehört, reichlich versehen sind, in seinen Händen. Dahin gehören namentlich der Hafen von St. Petersburg, von Archangel, von Astrachan, von Asoff und Veronitza. Der Zaar selbst versteht die Schiffarth vollkommen. In Holland lernte er den Schiffbau mit dem größten Eifer. Er liebt das Wasser so sehr, daß er nie, wo es angeht, zu Lande reist.

Auch ist er ein geschickter Ingenieur. Die Fortifikazionskunst treibt er mit Enthusiasmus. Lassen ihm keine wichtigere Geschäfte, so beschäftigt er

sich gern mit Planzeichnen. Er geht damit um Vauban's und Clermont's Werke durch Anmerkungen zu bereichern.

Denjenigen, welche er leiden mag, und welche seine Gesinnungen erwiedern, erweist er alle Dienste eines aufrichtigen und standhaften Freundes. Innig überzeugt sind hiervon alle diejenigen, welche Augenzeugen waren, mit welcher Herzlichkeit er den König von Polen empfing, als er ihn nach Polen auf den Thron zurückkehren sah, auf welchem er ihn so viel als möglich befestigt hatte. Und da der Zaar nichts lebhafter verabscheut als Unterthanen, die ihren Regenten nicht treu ergeben sind, so machte er den polnischen Magnaten die bittersten Vorwürfe, daß sie ihren König nicht besser gegen seine Feinde vertheidigt hätten. Mit welchem Eifer, mit welchem Vergnügen hat nicht der Zaar seine alten Allianzen mit Dänemark und Preußen erneuert! Welche Zuneigung hat er nicht dem Könige von Dänemark in der Person des Prinzen von Kurland bezeugt, dem er durchaus seine Staaten wiedergeben lassen will, und zwar deswegen, weil der Vater dieses unglücklichen Fürsten immer sein Freund war. — Mit einem Wort es ist ein unschätzbares Stück, das Herz des Zaars zu besitzen, der alle seine Verpflichtungen mit einer solchen Gewissenhaftigkeit erfüllt, daß er, wenn er einmal sein Wort gegeben hat, es hält, es koste, was es wolle. „Ein Souverain, dies ist ein Wahlspruch des Zaars,

der irgend ein Versprechen gethan hat, muß es halten und sollte er darüber seine Staaten einbüßen. Es ist besser eine Krone zu verlieren, als die Tugend." —

Seinen Ruf bewacht der Zaar mit der größten Sorgfalt. Fürst Menzikoff mag zum Beleg dienen. Seit langer Zeit hat ihm Peter versprochen, ihn gewissermasen mit sich auf eine gleiche Linie zu stellen, aus Dankbarkeit für die herzinnige Zuneigung, welche ihm derselbe von Kindheit an bewiesen, und für Dienste, die er ihm im Kriege so oft mit Lebensgefahr geleistet hat. Außer höchst beträchtlichen Revenüen hat er ihm noch das Herzogthum Ingermannland als volles Eigenthum mit allen Souveränitätsrechten ertheilt. Ueberdies hat er ihn zum Generalissimus seiner Armeen erhoben, und mit dieser Ehrenstelle eine so uneingeschränkte Gewalt verknüpft, daß er, ohne vorher bei ihm anzufragen, alle militärische Geschäfte verhandeln, Stellen vergeben, und unter den Offizieren, selbst Generalen, alle Veränderungen vornehmen kann, die er für dienlich erachtet. Indessen behandelt er diejenigen nicht übel, welche dieser Autorität des Generalissimus sich zu unterwerfen Bedenken tragen, besonders, wenn es ausgezeichnete Männer sind. Es sey mir erlaubt, ein Beispiel anzuführen: Ein Staabsoffizier, welcher die russischen Dienste mehr aus Eigensinn als aus gegründeter Unzufriedenheit verlassen wollte, wendete sich unmittelbar

an den Zaar und forderte seinen Abschied. Mehrere glaubten, Peter werde ihm darüber seinen Unwillen bezeigen, daß er nicht sein Gesuch an den Fürsten Menzikoff gerichtet habe. Allein, wenn ihm gleich das Verlangen des Offiziers nicht gleichgültig war; so ließ er sich doch nichts merken, sondern sagte mit lächelnder Miene zu ihm: „Fürst Menzikoff hat mir ihre Bravour gerühmt, und ich kenne sie aus eigener Erfahrung. Unmöglich kann ich mich daher entschließen, einen Mann, wie Sie sind, fahren zu lassen. Ueberdies ist der Krieg noch nicht geendigt. Ich bitte Sie daher inständig, bleiben Sie und fahren Sie fort, meine Krieger durch Ihr Beispiel zu beseelen und unter einem so großen Heerführer, wie Fürst Menzikoff ist, zu fechten. Inzwischen bleiben Sie, wie sich von selbst versteht, Ihr eigener Herr, wenn Ihr Vorsatz anders unwandelbar ist. In diesem Falle kann ich Ihnen Ihren Abschied nicht verweigern, nachdem Sie für Ihre treugeleisteten Dienste eine angemessene Belohnung erhalten haben." — Diese Worte rührten und bezauberten den Offizier. „Ich bin überglücklich, war seine Antwort, wenn Ihre Zaarische Majestät mit meinen schwachen Diensten zufrieden sind. Von heute an ist es mein heißester Wunsch, für einen so großen Monarchen meinen letzten Blutstropfen zu versprützen." — Er blieb und kehrte wonnetrunken auf seinen Posten zurück. — So verfährt der Zaar überhaupt mit den fremden Offizie-

ren, die sich unter seinen Truppen befinden, selbst wenn er Ursache zu Klagen hat. Und eben diese Grosmuth und Seelenhoheit ist es, die jeden, der einmal unter seine Fahnen getreten ist, gleichsam mit unauflöslichen Banden an ihn kettet, und Verwandte, Freunde und Vaterland vergessen macht.

Eben die Aufmerksamkeit und zarte Schonung, welche er anwendet, Offiziere, welche erprobte Verdienste haben, in seinem Dienste zu erhalten, eben dieselbe widmet er ihrer Erwerbung, wenn er weiß, daß sie Zuneigung gegen ihn hegen, und nie unterläßt er, diese würdig zu belohnen. Ein auswärtiger General, der einem andern Regenten diente, übersandte dem Zaar einige neuerfundene Modelle von Mörsern und einige andere hochnützliche Erfindungen in der Kriegskunst. Sein gnädigster Herr erfuhr dies, ließ ihn unverhört in ein Gefängniß werfen und daselbst zwei schreckliche Jahre schmachten. Sobald er wieder frei war, berief ihn der Zaar zu sich und ertheilte ihm die Stelle eines General-Major mit 3000 Thlr. monatlichen Gehalt und einem Geschenk von 6000 Thlr. für seine Equipirung. Sie werden sich erinnern, daß ein Prinz von Darmstadt, welcher in der Armee des Zaars diente, in der Akzion gegen den General Löwenhaupt verwundet ward, und daß er an den Folgen der erhaltenen Wunde starb. Voll Dankgefühl gegen seine treugeleisteten Dienste ertheilte er seinem nächsten Erben eine Leibrente von 16,000 Thalern.

Indessen würde man gewaltig irren, wenn man aus diesen Handlungen der Freigebigkeit den Schluß ziehen wollte, daß er ein sorgloser Oekonom sey, oder daß er seine Gunstbezeugungen ohne Unterschied verschwende. Nicht einen Dukaten giebt er aus, ohne zu wissen: wie und wofür. Empfängt jemand von ihm eine Belohnung, so kann man auch sicher annehmen, daß er sie durch eine heroische That, oder durch einen weisen Rath, oder durch sonst etwas verdient hat. Der Zaar weiß den Werth des Geldes vollkommen zu würdigen und vergeudet es nie unnützerweise, um so mehr, da er seinen Unterthanen nicht durch drückende Auflagen zur Last fallen will. Einige Mächte drangen vor einiger Zeit in ihn, ihnen einige ansehnliche Summen zu leihen, und gaben ihm zugleich Mittel an die Hand, wie er sie schnell wieder von seinen Unterthanen erschwingen könnte. Allein der Zaar entgegnete: „Meine Unterthanen sind meine Kinder. Das Geld ist der Nerv des Krieges. Die Hülfsquellen desselben muß man nie erschöpfen. Ich muß mein Geld und meine Unterthanen schonen, damit ich mein Reich in einen blühenden Zustand versetzen und ein Werk beendigen kann, welches ich so glücklich begonnen habe.“ —

Der Handel, welchen der Zaar in seinen Staaten außerordentlich emporgebracht hat, hat seine Einkünfte ungemein vermehrt, seine Schätze vergrößert und zu gleicher Zeit seine Unterthanen be-

reichert. Der Handel mit China und Persien allein, bringt nach den neuesten Berechnungen jährlich zwei Millionen sechsmal hunderttausend Thaler mehr ein, als sonst.

Das russische Eisen, woran die Minen des Landes sehr ergiebig sind, galt bisher immer für so spröde, daß man alle Hoffnung aufgab, je etwas Gutes daraus machen zu können. Seitdem aber der Zaar aus fremden Ländern geschickte Handwerker hat kommen lassen, um die Russen im Schmelzen und Verarbeiten eines Bessern zu belehren, macht man gegenwärtig alles was man will. Man liefert jetzt alle Arten von Waffen, Instrumenten und Werkzeugen, deren Politur so schön und glänzend ist, daß man sie leicht für Stahlwaaren halten könnte.

Ich weiß aus der besten Quelle, daß der Zaar mit dem grossen Plane schwanger geht, sein endloses Reich, sobald er ganz im Schoose des Friedens ruhen kann, durchaus zu zivilisiren. Ein Riesenwerk, das ihm aber sicher gelingen wird. Vor allen Dingen will er die Bevölkerung seiner Staaten vermehren, denn auf vielen Strecken gleichen sie wahren Einöden. Zu diesem Zweck will er unter andern die gefangenen schwedischen Soldaten durch die Bande der Zuneigung und Dankbarkeit an sein Land zu fesseln suchen. Einen Theil wieder bei den Manufakturen und Fabriken anstellen, dem

andern wird er Ländereien zum Urbauen einräumen.

Daß Peter's große Eigenschaften und seine rastlosen Bemühungen für die Ehre und Wohlfahrt der Russen ihm die ungetheilte Verehrung und Liebe seiner Völker erwerben müssen, versteht sich von selbst. Ein Wink von ihm sezt alles in die unbeschriblichste Thätigkeit. Man wetteifert, ihm mit kindlicher Bereitwilligkeit zu gehorchen. Dies offenbarte sich besonders, als er das gegen verjährte Vorurtheile anstoßende Edikt erließ, daß sich an einem gewissen Tage alle Russen, selbst die Geistlichen, ihre großen Bärte scheeren lassen, ihre moskowitischen Kleider ab- und französische und teutsche Kostüme antragen sollten. Aber selbst dieses Edikt wurde mit einer Pünktlichkeit befolgt, welche sein Erwarten weit übertraf. Kaum war der Tag dieser eleganten Revoluzion angebrochen, als fast ganz Rußland umgewandelt und neugeboren zu seyn schien. In der Folge sind die Russen mit dieser Metamorphose sehr zufrieden geworden.

Eh' ich meinen Bericht schließe, ersuche ich J. D. unterthänigst, noch einige Worte über den künftigen Thronerben beifügen zu dürfen; um so mehr, da ich oft die Gnade gehabt habe, ihm meine Aufwartung zu machen. Der Zaarowitsch ist groß und wohlgebildet. In seinen feurigen Augen spiegelt sich ein gewisser kühner Stolz, wenn er mit jeman-

den redet. Er gleicht sehr seinem Herrn Vater. Er ist kalt und spricht in der Regel wenig; bleibt aber keine Antwort schuldig. Diejenigen, welche seinen Charakter genauer studirt haben wollen, versichern, daß er ein edles Herz habe, daß er sehr fromm sey, und daß er bereits fünfmal die ganze heilige Schrift gelesen habe. Auch liebt er ausnehmend das Studium der alten griechischen Geschichte. Er ist geistreich und besitzt eine weitausgedehnte Fassungskraft. In die Mathematik ist er tief eingeweiht, wie auch in die Kriegskunst und Nautik. Das Französische versteht er ziemlich, die teutsche Sprache redet er mit groser Geläufigkeit. In den körperlichen Uebungen ist er noch zurück, denn der Zaar hat es für zweckdienlicher gehalten, ihn in der schweren Kunst, Menschen zu regieren, zu unterrichten. Als einer der angesehensten Minister des Zaars eines Tages zu ihm sagte: „Es sey doch Schade, daß ein so vornehmer Prinz noch fremd in solchen Künsten sey, welche man sonst Personen vom ersten Range in der frühesten Jugend beibringe, um ihren Körper zu bilden;“ so erwiderte Peter: „Ich sehe das nicht ein. Erst muß man das Unentbehrliche lernen; zu dem Ueberflüßigen ist's immer noch Zeit genug.

Doch ich muß mich begnügen, mich aufs Wesentliche beschränkt zu haben, um nicht J. D. Geduld zu ermüden. In dem nächsten Briefe, wel-

chen ich an Sie zu schreiben die Gnade haben werde, werd' ich Ihnen über eine der wichtigsten Personen des zaarischen Hofes an der Newa, über den Fürsten Menzikoff, einige Notizen mittheilen. Ich beharre ꝛc. ꝛc.

St. Petersburg,
den 25 August 1711.

Seltsame Maskerade.

Den 27 und 28 Januar 1715 veranstaltete Peter eine Maskerade, deren Hauptumstände wir hier ihrer drolligen Sonderbarkeit halben schildern wollen:

Der Zaar hatte als Kind bei einem gewissen Sotoff das Schreiben gelernt. Als dieser Mann siebenzig Jahre alt geworden war, ernannte ihn der Zaar zum Staatsrath, hierauf zum Patriarchen und zwar blos — aus Spaß. Endlich erklärte er ihn sogar zum Papst und verheirathete ihn unter diesem imaginären Titel, 84 Jahre alt, mit einer jungen vier und dreißigjährigen Wittwe. Zur Feier dieser Hochzeit war die Maskerade bestimmt. Vierhundert Personen beiderlei Geschlechts trugen, je vier, verschiedenartige Kleider, und spielten auf verschiedenartigen Instrumenten. So daß also hundert verschiedene Kleidertrachten und Musiken, welche von den mannigfachen Völkerschaften Asiens

abkopirt waren, zum Vorschein kamen. Stammler, welche man aus ganz Rußland zusammengetrieben, mußten diejenigen, welche bei dieser Festlichkeit zugegen seyn sollten, einladen. Die Zeremonienmeister, die Hochzeitsknaben und diejenigen, welche die Honneurs machen sollten, bestanden aus steinalten tauben und blinden Greisen. Da bei der Dienerschaft eines grosen Herrn Laufer schlechterdings nicht fehlen durften; so hatte man dazu vier Kerls gewählt, die so unbehülflich dick und mit dem Zipperlein so entsetzlich geplagt waren, daß sie kaum einen Fuß vor den andern setzen konnten.

Der falsche Zaar von Moskwa war im Geschmack des Alterthums kostümirt und stellte den König David dar. Statt der Harfe aber trug er eine mit einem Bärenfell behangene Leier. Sein Fahrzeug bestand in einem grosen Schlitten, auf welchem man ein Gerüste errichtet hatte. In die vier Ecken desselben hatte man als Hautboisten eben so viele wilde Bäre postirt, welche von mehreren Männern von Zeit zu Zeit gestochen und gepufft wurden, damit sie ihre lieblichen Stimmen erheben möchten. Sobald der König David seine Leier zu rühren anfing, mußten sämmtliche Larven auch ihre Instrumente ertönen lassen, deren unharmonischer Klingklang durch das Gebrülle der grimmigen Zottelbären verstärkt ein fürchterliches Getöse verursachte.

Der Zaar selbst war in einen friesischen Bauer verkleidet und schlug, nebst dreien seiner Generale, die

Trommel. In diesem Aufzuge setzten sich alle Masken unter lautem Glockengeläute in Bewegung und geleiteten die beiden Brautleute in die grosse Kirche bis an den Altar. Die Einsegnung vollzog ein hundertjähriger Priester, der keinen Stich mehr sah und aus Gedächtnißschwäche jeden Augenblick irre wurde. Dennoch thronte auf seiner respektabeln Nase eine Brille, welche durch zwei Fackeln erhellt wurde. Die Gebete aber, welche er hersagen sollte, raunte ihm eine Stentorstimme in die Ohren. Nachdem man das Gotteshaus verlassen hatte, begab sich die ganze Klerisei in den Pallast des Zaars, wo die Lustbarkeiten und Schmausereien einige Tage dauerten. Daß dabei noch manches lachenerregende Possenspiel vorfiel, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Welcher uneingeweihte Vorübergehende würde wohl in dem scherzsprudelnden Tambour den grossen Sieger von Pultawa, den zauberischen Schöpfer einer der mächtigsten Monarchien erkannt haben? — Aber so war Peter der Grosse. Ehe man sich's versah, entschlüpfte er dem drückenden Gewühl der Regierungs-Geschäfte und Sorgen, und gab sich mit ganzer Seele und mit der jovialsten Laune einer Zerstreuung hin, bei der er gewöhnlich das Vergnügen und das Verdienst der Erfindung hatte.

P. F. Breda.

III.

Wladimir als Krieger und als Mensch.

Wladimir verdankte in dem Kriege, welchen er mit seinem Bruder Jaropolk führte, einen Theil seiner errungenen Vortheile dem Vertrauten desselben; dem schändlichen Woiwoden Blond. Obgleich von Jaropolk mit Wohlthaten überhäuft, mißbrauchte dieser Bösewicht doch sein Zutrauen um ihn zu verrathen. Mit Leib und Seele an Wladimir verkauft, wiegte er seinen Regenten in die größte Sorglosigkeit ein. Der Feind ging auf Kief los; allein der Minister hatte keine Anstalten getroffen, sich seinen Angriffen entgegen zu stellen und die Hauptstadt zu vertheidigen. Dessen ungeachtet leistete die Stadt, stark durch sich selbst, und stark durch den Heroismus ihrer Bürger, einen hartnäckigen Widerstand. Da machte sie der treulose Favorit seinem Fürsten verdächtig und beredete ihn, die Flucht zu ergreifen, um der Gefangenschaft zu entgehen, welche ihm die Falschheit seiner Unterthanen berei-

tete. Von ihrem Gebieter in den Stich gesetzt, sahen sich die Belagerten genöthigt, die Thore zu öffnen. Jetzt überlieferte Bloud, seinen Greuelthaten die Krone aufsetzend, seinen Wohlthäter dem Feinde, in der süßen Erwartung, die Früchte seiner Verbrechen reichlich zu ernten. In der That erwies ihm Wladimir drei Tage hindurch die glänzendsten Ehrenbezeugungen und überströmte sein Haupt mit den höchsten Würden. Sobald aber diese Zeit verflossen war, sprach er also: „Ich habe mein Versprechen gehalten; ich habe Dich als meinen Freund behandelt, ich habe Ehrenstellen, die Deine kühnsten Wünsche überstiegen, an Dich verschwendet. Heute aber sitz' ich auf dem Richterstuhle, und als Richter führe ich eine andere Sprache: Du hast als Verräther und als Mörder Deines Regenten das Leben verwirkt." — Kaum hatte er diese Donnerworte ausgesprochen, als der marmorähnliche Bloud vom Leben zum Tode gebracht wurde.

IV.

Briefe aus Sarepta.

I.

den 28. Febr. 1805.

Ob ich mir wohl schmeicheln darf bei den Naturkindern, die ich in kurzen besuchen werde, alle die Träumereien erfüllt zu sehen, welche die Phantasie unserer Dichter umgaukeln? Sie halten mich vielleicht für einen übertriebenen Vertheidiger der Naturwelt; aber sorgen Sie nicht daß meine Schilderungen partheiisch ausfallen werden. Da ich keine Vorurtheile weder für, noch gegen die Kalmücken hege, so werde ich sie Ihnen darstellen, wie sie mir vorkommen: nur bitte ich Sie erst, mich auf meiner Herreise zu begleiten, und meinen jetzigen Aufenthalt kennen zu lernen.

Man hatte mir in Moskau einen Fuhrmann mit einem bedeckten Schlitten und 3 Pferden, zu 50 Rubel bis Sarepta bedungen. Sie finden das Fuhrlohn gering? Aber mein Führer dachte aus Zarizin oder Saratow mit Fischen nach Moskau zu-

rückzukehren und rechnete also auf doppelten Vortheil. Der Tag der Abreise war auf den 24 Januar festgesetzt. Um 4 Uhr Nachmittags erschien mein Führer — ein siebzigjähriger Graubart — mit mittelmäßigen Pferden und elendem Schlitten. Er schafte mich nach seiner Herberge an das Ende der Stadt, und wünschte daß ich dort bis zum andern Morgen verweilen möchte, weil er noch nicht alle Anstalten zur Reise getroffen hätte. Da ich mündlich nichts weiter mit ihm abgemacht hatte, als den 16ten Tag in Sarepta zu seyn, so blieben meine Gegenwünsche fruchtlos, und ich mußte mich dazu verstehen, in dem elenden Fuhrmannsneste eine lange Winternacht zuzubringen. Mit Anbruch des Tages verließen wir Moskau.

Erst jetzt erfuhr ich warum mein Fuhrmann den Tag vorher so lange gezögert hatte: er fürchtete sich allein zu reisen, und wollte noch einige leichtbeladene Schlitten, die nach Astrachan bestimmt waren, abwarten. Vergebens bestand ich darauf diese Schlitten zurückzulassen. Mein Führer gab mir aber die Versicherung, mich auf jeden Fall, an dem bestimmten Tage nach Sarepta zu schaffen. „Jene Schlitten „(sagte er) müssen innerhalb 20 Tagen in Astra„chan seyn, und Tag und Nacht eilen. — Kom„men sie nur wenige Stunden später an, so be„zahlt der armenische Kaufmann, der sie gemie„thet hat, keine drittehalb Rubel, für das Pud, „sondern das gewöhnliche Winterfuhrlohn von

„einem Rubel. — Willst du aber durchaus ohne „Gesellschaft reisen (schloß der Alte) so wagst „du mehr als ich: denn du kannst dein Leben — „ich kann bloß meine Pferde einbüßen." Diese Wendung seiner Rede war gar zu nachdrücklich für mich. Ich hatte nichts mehr einzuwenden.

Am folgenden Tage erreichten wir die gut gebaute mit Tartarischen Ruinen gezierte Stadt Kotomna. Mein Führer setzte mich in einer Schenke ab, und entfernte sich nach seinem nahgelegenen Bauerhofe, um dem Vorgeben nach seine Familie zu besuchen; eigentlich aber um dort, ohne von mir Vorwürfe zu hören, die noch zurückgebliebenen Reisegefährten zu erwarten.

Mit diesen Reisegefährten fand sich auch am folgenden Morgen mein Alter ein, und wir konnten denn endlich unsre Reise antreten. Wir hatten zwar 10 einspännige Schlitten, aber doch nur zwey Begleiter bekommen. Wir reisten schnell genug: denn innerhalb 24 Stunden machten wir 70, 80 und selbst 100 Werst. Man legte 25 bis 30 Werst in einem Strich zurück, fütterte dann ein paar Stunden; und ohne auf Nacht oder Tag zu sehen spannte man wieder an, und fuhr langsam weiter fort. So zogen wir durch die unbedeutenden, aber doch mit Kirchen bedeckten Gouvernementsstädte Räsan und Tambow.

Vor 3 Jahren hatte ich mit dem General L* diese Gegend im Sommer bereißt. Die Gegenstän-

de hatten damals in der heiterern Jahrszeit unstreitig mehr Reize für mich als jetzt in der rauhen. Selbst die große Tambowsche Steppe, die, so weit das Auge reicht, keine Spur von Menschenhänden — auch nicht einmal Bäume und Gesträuche darbot, gefiel mir damals durch ihre grüne Oberfläche und durch die zahllose Menge von Murmelthieren, die dort ihr Wesen trieben: jetzt hielten diese Thierchen ihren Winterschlaf unter großen Schneelasten.

Unweit der Festung Chopersk die jetzt wenigstens (da weder Tartaren noch Kosaken dem russischen Reiche furchtbar sind) ihren Vornahmen keineswegs verdient, wurde unsere Reisegesellschaft durch zwei kürzlich verabschiedete Leibkosaken-Unteroffiziere vermehrt, die ihren heimischen seit 7 Jahren entfremdeten Fluren entgegenzogen. Sie erhielten eins von den drei Pferden meines Fuhrmanns gegen ein sehr billiges Fuhrlohn.

In der Michailowschen Stanizze (30 Werst von Chopersk) dem ersten Kosakensitze, wurden unsere neuen Reisegefährten von dem Ataman zum Bewillkommungstrunke eingeladen, wo sie zu meinem großen Leidwesen, unter den Freuden des Branntweins sich und ihre Reise so ganz vergaßen, daß man sie erst um Mitternacht mit großer Mühe nach ihren Schlitten schleppen konnte. Szenen dieser Art erneuerten sich mehreremal auf unserer Reise, bis diese wackern Jünglinge in der Katschelinschen, durch ihre Arbusen so berühmten Stanizze (100 Werst

jenseits Zarizyn) mit vieler Cordialität von mir Abschied nahmen.

Wir waren in der ebengenannten Stanitze bei einem Ssotnick (Kosakencapitain) eingekehrt, der die rückkehrenden Unteroffiziere wie seine Freunde und Verwandte, und mich als ihren Reisegefährten mit Hirse und Fleisch und andern Gerichten, insbesondere aber mit Branntwein ganz außerordentlich traktirte. Das Getränk hatte die Zunge meines Wirths gelöst. Er erzählte von seinen Thaten im Kriege und Frieden, von seinem vieljährigen Aufenthalt in St. Petersburg, von seiner späten Rückkehr zur Heimat, von seinem großen Erstaunen seine Frau während seiner Abwesenheit, von einem jungen Sohne ganz kürzlich entbunden zu sehen. „Ich schlug und schlug sie (sagte der Ehrenmann) bis ich müde wurde; und da vertrug ich „mich wieder mit ihr, und lebe nun ganz zufrieden.“ Die junge Frau war selbst bei der Erzählung zugegen, und schien sich weniger um die vergessenen Schläge, als um die fortdauernde Zärtlichkeit ihres Eheherrn zu kümmern.

Die sogenannten donischen Kosaken (die indessen nicht bloß am Niederdom, sondern auch am Choper und den benachbarten Gegenden wohnen) verrathen in ihren Hütten, Wohlhabenheit und Reinlichkeit. Weder Rauch nach Tarakanen wird man bei ihnen gewahr. Statt Kienfackeln brennen dort überall Talglichter. Die Bänke und Tische pfle-

gen sie beinahe eben so sorgsam, als die zahlreichen Heiligenbilder. Ihre Nahrungsmittel werden ziemlich wohlschmeckend zubereitet. Sie bauen kein andres Getraide als Hirse, woraus sie auch eine Art von Bier bereiten. In den Gärten, selbst auf den Feldern, ziehen sie Arbusen, die sie so wie die Gurken in Sauerkraut einmachen, und zum Winter aufheben. Viehzucht und Handel sind im Frieden die vorzüglichsten Erwerbmittel der donischen Kosaken. Sie sind sehr eigennützig — eben so eifersüchtig auf die Russen, die sie immer noch für die Unterdrücker ihrer Freyheit halten — als verschlagen ihre Eifersucht zu verbergen. Der Ruhm für einen Krieger zu gelten, ist dem Kosaken über alles theuer. Von Jugend auf Soldat, blickt der Kriegergeist schon bei dem Knaben hervor, während selbst abgelebte Greise, noch mit Vergnügen von alten Feldzügen erzählen, und von neuen Kriegsvorfällen Nachrichten einziehen. Sie besitzen sehr viel Nationalstolz. Sie hassen alle fremde Religionspartheien, und schliessen sie von der künftigen Seeligkeit aus. Sie sind Religionsvorurtheilen mit ganzer Seele ergeben, und beweisen das, indem sie über alle Oeffnungen in ihren Zimmern — über Fenster, Thüren und Ofenlöcher Kreuze anbringen um den Satan zurückzuhalten. Ich war oft genöthiget, mich über Glaubenssachen mit ihnen zu unterhalten, meine Gegner schüttelten die Köpfe, und sagten unter sich: die Lutheraner sind Tritheisten. Ehe-

mals waren sie grosse Räuber und Spitzbuben, und sind es in manchen Gegenden auch gegenwärtig noch, wie ich es Ihnen durch ein kleines Abentheuer beweisen kann, das mir auf meiner Reise begegnete: Es war Nacht als wir bei der Stanizze anlangten, die zwei Tagereisen diesseit Chopersk liegt. „Hier, (sagte mir mein Fuhrmann) kömmt man selten weg, ohne daß etwas gestohlen wird.“ Die andern Fuhrleute bestätigten dieß, und unsere beiden Kosaken konnten es nicht ableugnen. Wir wollten nach drei Stunden wieder aufbrechen. Die Fuhrleute sehnten sich nach einer warmen Schlafstube. Da ich weniger Ursache hatte schläfrig zu seyn, so ließ ich meine Gefährten schlafen gehen, und wollte selbst Wache halten. Bald erschien ein ansehnlicher Kosak an der Hofspforte, die blos angelegt war, und fragte mich, getäuscht durch die Dunkelheit, ob die Reisenden Artilleriesachen bei sich hätten? Ich antwortete durch ein einfaches Ja, und hatte in so fern recht, daß ein paar ungeladene Terzerole in meinem Kasten lagen. „Aber wo liegen sie fragte er weiter?“ Wenn sie nöthig sind (antwortete ich) werden sie schon da seyn. Der Kosak begnügte sich damit, daß er mich einige Augenblicke ansah, und darauf davon gieng. *)

) In der nämlichen Stanizze wurde den Leuten des General L (als ich mit ihm, und seiner Familie vor 3 Jahren nach Sarepta reiste) der Vorschlag gethan

Am 16 Tage unserer Reise erreichten wir Zarizyn, das nächst Astrachan für die bedeutenste Festung an der Wolga gehalten wird. Zarizyn hat seinen Namen von dem Fluße Zariza, welcher dort in die Wolga fällt. In der russischen Geschichte geschieht dieses Orts in den frühern Zeiten Erwähnung. Die sogenannte zarizynsche von Zarizyn bis zum Don 60 Werst weit fortlaufende Linie, die ehemals die Tartaren von den Russen schied, besteht noch jezt aus einem hohen Erdwalle, auf welchem sonst in bestimmten Zwischenräumen Pikete standen, um durch Feuer und Rauch Signale von feindlichen Annäherungen zu geben. Gegenüber stand ein ähnlicher Tartarischer Wall, von dem sich ebenfalls beträchtliche Ruinen erhalten haben. Pugatscheffs Macht scheiterte (1774.) an den Zarizynschen Befestigungswerken. Das Innere der Stadt ist sehr unansehnlich. Die Kirchen sind zahlreich genug, fallen aber gar nicht ins Auge. — Der Markt ist weitläuftig. — Die Häuser sind klein und von Holz. Die Einwohner sind indessen wohlhabend, und nähren sich vom Gartenbau, von der Viehzucht und besonders der Wolgafischerei.

Wir trennten uns erst in Zarizyn von unsern moskauischen Reisegefährten, und fuhren auf dem schon mit Wasser bedeckten Eise der Wolga, nach der sareptischen Colonie die noch 22 Werst ent-

uns aus der Welt zu schaffen, und die Sachen und das Geld des Generals unter sich zu theilen.

fernt war. Nicht weit von der Festung bildet die Wolga eine lange Insel, die fast bis zum Sarpaflusse fortläuft, von welcher sie den Namen Sarpische Insel erhalten hat. Ehemals war diese Insel ganz mit Waldung bedeckt: jetzt ist es aber nur derjenige Theil welcher den Sareptanern zugehört, und von einem Unterförster gehütet wird.

Schon brach der Abend an, als mich mein Führer auf die noch ferne sareptische Colonie aufmerksam machte — ein Anblick der mich alle Unannehmlichkeiten meiner Reise vergessen ließ. Endlich fuhren wir das steile Wolgaufer hinauf. Welch einen Unterschied des Klima fand ich vor mir! Von Moskau bis Zarizyn hatten wir doch wenigstens einen mittelmäßigen Winter gehabt, aber auf dem sareptischen Boden schien der Schnee ganz verschwunden zu seyn. Mehr als einmal mußten unsere Pferde ausruhen, ehe sie den leeren Schlitten den Uferberg hinauf schleppten. Von dem Ufer bis Sarepta hatten wir bloß eine kleine halbe Werst; und ungeachtet der Fuhrmann und ich zu Fuße neben her giengen, so brachten wir doch eine ganze halbe Stunde auf dieser kurzen Strecke zu.

In der gegenwärtigen Jahreszeit, wo nur selten Fremde in Sarepta verweilen, wird es mir leicht ein gutes Quartier in den Gasthause zu bekommen. Mein noch kaltes Zimmer wurde diesen Winter zum erstenmale geheizt. Eine Stunde darauf war es warm genug, daß ich mich noch einige Zeit mit ei-

ner Art von kalmuckischen Grammatik beschäftigen konnte, ehe ich zu Bette gieng.

II.

den 10 März, 1803.

Welche Ueberraschung für einen, der so schnell wie ich, aus dem 57 Grade nördlicher Breite, in den 47 versetzt, im Februar und März, den April und May zu sehen glaubt! Schon sind die Frühlingsvögel versammelt. Die Steppe um uns her treibt Ranunkeln und Tulpen von mannigfaltigen Farben. Die Wege sind mit Staub bedeckt. In den Gärten rüsten sich fleißige Colonisten zum Tabackpflanzen, und zum Ausgraben der Weinstöcke. Wie bedaure ich Sie, der Sie noch im Schooße des Winters leben! Die moskauische Maskeniza, kann ihnen keinen hinlänglichen Ersatz darbieten.

Sarepta hat die Wolga gegen Osten, den Sarpafluß gegen Norden, und wird gegen Westen und zum Theil auch gegen Süden, durch eine lange Hügelkette von der grosen kalmuckischen Steppe abgesondert. Die Lage dieser Stadt gewinnt, wenn man sie von den benachbarten Hügeln übersieht. Rings umher nichts als Grasflächen und kahle Bergschluchten, schimmern von dort die rothen Dächer der Stadt, unter den Paradiespappeln hervor, die den Marktplatz und mehrere Wohngebäude einfassen. Längs der beiden Ufer des Sarpaflußes, sieht man eine Menge Gärten, die durch mancher-

lei Arten von Wassermaschinen, während der dürren Jahreszeit mit Wasser versorgt werden. In einiger Entfernung bemerkt man unterhalb, das sareptische Vorwerk. Weiterhin zeigt sich das sareptische Dorf Schönbrunn, und in den Gränzen des Horizonts verliert sich die Spiegelfläche des Wolgastroms.

Sarepta hat die Gestalt eines Vierecks. Auf jeder Seite mag die Länge ungefähr 200 Schritte betragen. Ein trockner mit spanischen Reutern besetzter Graben (der seit kurzem mit Bäumen bepflanzt ist) bildet den äußern Umfang. An den Ecken sind unbedeutende Bastionen angebracht, wo ehemals Kanonen standen, die jetzt im Zeughause zu sehen sind. Die astrachansche Straße zieht diagonel durch die Stadt. Die beiden Hauptthore, an der zarizynschen und astrachanschen Seite, werden des Nachts von zwei alten Unteroffizieren bewacht, die wie halbe Mitbürger zu betrachten sind. Zwei andere ebenfalls entgegengesetzte Thore führen nach der Wolga und den Steppenhügeln.

Das Innere der Stadt füllen ungefähr 70 Gebäude. Mitten in der Stadt, umringt eine hölzerne Umzäunung den mit Pappeln gezierten Markt. Hier war es wo ich vor ein paar Jahren im Herbst, alles mit Pyramiden von Melonen und Arbusen bedeckt sah, und über den geringen Preis dieser Früchte staunte, indem 4 kleine aber süße Melonen für eine Kopeke und drei Arbusen für zwei

Kopeken verkauft wurden, während ringsumher ein großes Gewühl von Kalmücken herrschte, die sich zum Kaufen und Verkaufen eingefunden hatten. Jetzt stehen die Kalmücken in ihren entfernten Winterquartieren, und aus den benachbarten Dörfern versammeln sich blos einzelne Tartaren und Russen zum Handelsverkehr. Auf dem Markt steht ein großes Wasserbehältniß, welches das hellste Wasser enthält, und durch Quellen genährt wird, die man von den nahen Hügeln zum Theil einige Werst weit, mit vielen Kosten nach diesen Stadttheil geleitet hat, um von dort aus die Häuser ebenfalls durch Röhren mit Wasser zu versorgen.

Die besten Häuser umringen in gleichen Abstande, nach allen vier Seiten den Marktplatz. Auf der einen Seite steht das Versammlungshaus (die Kirche) mit den Nebengebäuden des Brüder- und Schwesterhauses. Auf den andern Seiten erblickt man, das Vorsteherhaus, die Apotheke, das Gasthaus, das Waarenlager, und das Wittwenhaus — lauter steinerne, meistens zwei Stockwerk hohe Gebäude.

In dem Brüderhause wohnen gegen hundert unverheurathete Brüder; im Schwesterhause ungefähr eben so viel ledige Schwestern.

Für den einen wie für den andern Theil, waren blos anfangs einzelne Häuser errichtet: als aber in der Folge die Volksmenge immer mehr zunahm, mußten mehrere Nebengebäude hinzukommen. In

beiden Häusern wird ziemlich gleichförmig gelebt. Wer Lust hat kann sich ein einzelnes Zimmer miethen, wofür er jährlich 10 bis 40 Rubel bezahlt. Es können auch mehrere ein Zimmer gemeinschaftl. miethen. Die meisten begnügen sich indessen mit den Arbeitsstuben, die für besondere Gewerke bestimmt sind. Die Schwestern so wie die Brüder haben einen gemeinschaftlichen Speisesaal, wo sie aber bloß zum Mittagsessen zusammenkommen. Monatlich kostet ihnen der Mittagstisch 7 Rubel, 70 Kopeken, wofür sie am Sonntage drei, an den übrigen Tagen aber nur zwei Schüsseln bekommen, die nach ächtdeutscher Art zubereitet sind. Im Gasthause müssen die fremden Gäste freilich weit mehr bezahlen. Ich z. B. zahle für Zimmer, Mittagsessen und Kaffee des Morgens, monatlich 28 Rubel. Dort muß man aber auch den geringen Arbeitslohn der Mitglieder in Anschlag bringen. Den ansehnlichsten Lohn erhalten die Weber und Weberinnen, d. h. wenn sie fleißig sind, monatlich 10 bis 12 Rubel: etwas mehr erhalten die Meister und Meisterinnen. Schneider- und Schustergesellen verdienen höchstens 8 Rubel. Von diesen Gelde geben sie noch etwas für die Schlafstelle, (in einem gemeinschaftlichen Schlafsaale, wo des Nachts Wächter und Wächterinnen für die Schlafenden Sorge tragen, und zur bestimmten Zeit die ganze Schlafgesellschaft, und an verlangten Stunden einzelne Mitglieder aufwecken) bestreiten ihre noth-

wendigen Kaffeebedürfnisse, und müssen überdem noch für Holz und Licht sorgen. Wegen dieser und andern Ausgaben nun hat man das Tafelgeld zum Nachtheil der Gemeindcasse (die weniger von den Tischgästen einnimmt als sie für dieselben ausgiebt) herabgesetzt.

In beiden Häusern finden alle mögliche Arbeiter Beschäftigung und Unterhalt, besonders aber Tücher- Mützen- und Strumpfweber. Man sieht dort Gold- und Silberarbeiter, Uhrmacher, Tischler, Schneider und Schuster, die alle mehr zu arbeiten haben als sie fördern können. Die Schwestern beschäftigen sich vorzüglich mit Stickereien und andern weiblichen Arbeiten.

Es sind auch Schulen für Knaben und Mädchen in beiden Geschwisterhäusern angelegt. Die Kinder sind dort in mehrere Classen eingetheilt, und werden von besondern Lehrern und Lehrerinnen, in Sachen die ihrem Alter und Geschlechte angemessen sind unterwiesen. Sie erhalten selbst Unterricht im Zeichnen und in der Musik, und die Mädchen insbesondere noch im Nähen und Sticken.

Das Innere dieser beiden Häuser ist ohne Pracht, aber Reinlichkeit herrscht hier so wie in den Wohngebäuden der Sareptaner; wo denn auch die Meublirung einen Grad von Wohlstand verräth, womit der Fleiß die Einwohner beglückt zu haben scheint. Doch auch mit den andern sareptischen

Hauptgebäuden muß ich Sie genauer bekannt machen.

Das Versammlungshaus ist ein ziemlich geräumiges Gebäude. Auf dem Dache steht ein Thürmchen von welchem man die Gebetstunden, oder den Tod eines Gemeindegliedes, oder die Ankunft neuer Angehörigen ankündigt. Zwei große Eingänge führen von der Marktseite in das Innere des Hauses. An den Seiten unter den beiden Chören sind zwei Vorzimmer, aus welchen man in den eigentlichen Versammlungssaal tritt. Ein paar Gemälde aus der Geschichte des Stifters der christlichen Religion schmücken die Wände. Einige einfache Kronleuchter hängen mitten im Gange. Man trift hier weder Altar noch Kanzel. Die evangelischen Brüder finden keine Spuren, von diesen Kirchenzierrathen in den ersten Urkunden des Christenthums, und halten es daher für unnöthig sie in ihre Versammlungssäle einzuführen. Die Stelle der Kanzel vertritt ein Stuhl, und zum Altare dient ein niedriges Gestelle. Zu beiden Seiten des Predigers sitzen die angesehensten Brüder und Schwestern, während die übrigen ihre Plätze auf Bänken einnehmen, welche den innern Raum des Saales ausfüllen.

Die sareptische Apotheke würde für einen so kleinen Ort wie Sarepta, zu ansehnlich seyn, wenn sie nicht für die ganze Gegend umher, in einer Entfernung von mehrern hundert Wersten Arz-

neimittel zu liefern hätte. Es ist nicht lange her daß diese Apotheke aus einem hölzernen Gebäude nach einem steinernen versetzt würde. Das Laboratorium hat die ehemalige Branntweinbrennerei verdrängt. Herr Stählin der jetzige Apotheker — ein leidenschaftlicher Botaniker und Entomolog, hat von seinen beiden Liebhabereien eine artige Sammlung angelegt.

Man findet bei ihm eine Menge Taranteln, Scorpionspinnen, Schmetterlinge, Käfer, einheimische Schlangen, Schildkrötenschalen und andere Natur-Seltenheiten.

Das Gasthaus ist ein groses zwei Stock hohes Gebäude mit zwei Haupteingängen. Die Gemeine besoldet hier einen Gastwirth der die Zimmer für 40 bis 75 Kopeken täglich vermiethet, und für Essen und Trinken sorgen muß. Der große Hofraum ist immer mit Schlitten oder Wagen angefüllt. Es gehört noch eine Fuhrmannsschenke dazu, die unter der Aufsicht des Gastwirths steht.

Die Branntweinbrennerei — ein groses hölzernes Gebäude — darf bloß soviel Branntwein liefern, als zum Verkauf in der Stadt nöthig ist, d. h. 5 bis 600 Eimer. Die beiden Beckereien wetteifern welche das beste Brod liefert. Die Schlachterei ist eins von den Nebengebäuden des Brüderhauses, dem es auch täglich von dem hier geschlachteten Ochsen die Hälfte abläßt.

Die größte Einnahme zieht die sareptische Gemeine von dem Waarenlager und der Tobacksfabrik. Das eine so wie die andere ist kein Privateigenthum, sondern gehört der Gemeine, welche die Aufseher und Fabrikanten und die Handlanger mit andern dazu gehörigen Personen besoldet.

Weil nun ein einziges Waarenlager in Sarepta seyn darf, so findet man darinn alle mögliche Sachen — Gewürze und Seidenwaaren und Eisengeräthe u. s. w. Von 8 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, haben die Ladendiener unaufhörlich mit Abfertigung von Käufern zu thun, die oft Karawanenweise ankommen, um sich nöthige Sachen anzuschaffen.

Die Tabacksfabrik liefert den bekannten sareptischen Taback, welcher mehr als 50 Personen mit Mahlen, Sieben, Schneiden, Reiben, Stampfen und Packen beschäftigt. Die Tabacksblätter werden nicht in Sarepta gezogen, sondern aus den saratowschen Colonien verschrieben. Man kocht diese Blätter, zerschneidet sie und stampft sie dann in Fäßer wo sie ein paar Jahre liegen müssen, ehe sie durch besondre Schneidemaschinen, in Schnupf- oder Rauchtaback verwandelt werden, der an Güte dem holländischen gleich kömmt. Der hier gemahlene Taback übertrift wenigstens bei weiten den gemeinen russischen Taback.

Die Einrichtung in Sarepta daß fast alle Handwerker (wenige bedienen sich der Freyheit auf eige-

ne Gefahr ihre Profession zu treiben, die meisten stehen in Sold) von der Gemeine abhängig sind, indem ihre Einkünfte der Gemeinkasse zufallen, macht natürlich daß alles was man hier kauft etwas theurer ist, als an andern Orten. Von Fremden habe ich manche Klage darüber gehört. Aber wenn man bedenkt, daß die Gemeine durch mehrere Unglücksfälle z. B. durch Pugatscheffs Verwüstung, Feuersbrunst, Zerstörung der Mühlenstemmung ꝛc. in Schulden gesetzt wurde, so wird man sich über den Preiß der Waarenartikel, weniger wundern können. Die öffentlichen Anstalten, Brunnen, Mühlen, Geschwisterhäuser, die bald ausgebessert, bald neu gebaut werden, machen ebenfalls beträchtliche Ausgaben nothwendig. Wenn die sareptischen Waaren zu theuer scheinen, — wenn die Arbeiter zu viel für ihre Arbeit verlangen, warum kauft und bestellt man so viel bei den hiesigen Handwerkern, daß diese nicht im Stande sind, alles was verlangt wird, zu verfertigen?

V.

Erinnerung.

Dein gedenk ich, wenn die Abendsonne
  Hain und Flur mit Purpur malt:
Denke Dein mit namenloser Wonne
  Wenn am Himmel Luna strahlt.

Wenn Aurorens sanfter Rosenschimmer
  Kaum am Morgenhimmel glüht:
Wenn Orion durch das Sterngeflimmer
  Auf die Welt hernieder sieht.

Wenn der Schlaf in seinem Arm mich wieget,
  Und ein himmlisch Traumbild mir
Göttlich schön, sich an die Seite schmieget
  Gleicht sein Engelantlitz Dir.

Deinen Namen les' ich in der Sterne
  Tausendfach verschlungnen Zahl.
Deinen Namen flötet aus der Ferne
  Klagend mir die Nachtigall.

Dein gedenk ich in der letzten Stunde
  Meines Lebens; denke dann
Deinen Namen, wenn mit blassem Munde
  Ich ihn nicht mehr stammlen kann.

Meine Gruft wird einst kein Marmor drücken;
  Aber glücklich werd ich seyn,
Wirst du sie mit einem Blümchen schmücken
  Und mir eine Thräne weihn.

Dann will ich als Schutzgeist Dir erscheinen,
  Immer Dir zur Seite stehn.
Deine Thränen trocknen: wirst Du weinen,
  Gott für Dich um Seegen flehn.

C. A. v. Schadenhausen.

Anmerkung. Mancher Leser dieses Journals wird ein Gedicht als vorstehendes, hier nicht erwarten; allein wir glaubten mit vollem Rechte ihm einen Platz in diesen Blättern geben zu dürfen, da es seiner Entstehung nach denselben wohl verdient. Herr v. Schadenhausen hat, wie bekannt, etliche Zeit am Bosporus zugebracht; der Zweck seiner Reise und seines dortigen Aufenthaltes war eigentlich bloß in bergmännischer Hinsicht; seine Kenntniß der arabischen und ebräischen Sprache verschaffte ihm sehr bald die vortrefflichsten Bekanntschaften, vorzüglich mit gelehrten Griechen und Juden, deren der Orient eine nicht unbedeutende Anzahl aufzuweisen hat; er erhielt durch sie Zutritt in so mancherlei Zirkel und in sehr bedeutende Häuser, und vor-

züglich in eine Menge Bücher und Manuskr. Sammlungen, die er sehr fleißig benutzte.

Einige seiner von dort nach Deutschland an verschiedene seiner Freunde und Freundinnen geschriebene Briefe, sind jetzt in unsern Händen: wir werden aus ihnen das was den Leser interessiren möchte mittheilen und gaben als eine Probe das vorstehende Gedicht, das der Verf. in einer heitern Stimmung am Gestade des Bosporus niedergeschrieben hat, und das nach des verstorbenen Schillers Ausspruche das Gegenstück zu Göthe's Nähe des Geliebten ist.

Möchte der Hr. Verf. doch sein Vorhaben ausführen und seine schon lange intentionirte Reise nach Siberien antreten; dann würden die Leser unsers Journals gewiß Ursache haben ihm in doppelter Hinsicht dankbar zu seyn.

VI.

Anekdoten aus der türkischen Geschichte.

Ein arabischer Kaufmann in Bagdad hatte einen vortrefflichen Hund, welcher den Tag über jagte und des Nachts wachte; er verließ seinen Herrn niemals, und wurde daher auch sehr werth von ihm gehalten. Der Hund starb und der Kaufmann war untröstlich. Um seine Betrübniß ein wenig zu mildern, setzte er ihm eine Grabschrift und ein Grabmahl in seinem Garten. Den Abend hatte er seine Familie bei sich zu Gaste, sprach beständig von seinem Hunde, und endigte so die Zeremonie. Den folgenden Tag gingen einige übelgesinnte Leute zum Kadi des Bezirks, worin der Araber wohnte, und erzählten ihm alles, was den Abend vorher vorgegangen war; sie begnügten sich damit aber nicht, sondern setzten noch zu dem, was von der Sache wahr war, eine weitläuftige Erzählung der Religionsgebräuche hinzu, die bei der Verscharrung des Hundes vorgegangen wären. Der Kadi, der an die-

ser Handlung Aergerniß fand, schickte seine Gerichtsdiener aus und ließ den Angeklagten greifen. Nach vielen Verweisen, womit er ihn überschüttete, fragte er ihn, ob er einer von den Ungläubigen wäre, welche die Hunde anbeteten, weil er dem seinigen mehr Ehre erwiesen habe, als sich der Hund der sieben Schläfer und der Esel des Ozair oder Esdras rühmen könnten, daß ihnen angethan worden sey. Der Araber antwortete: „Die Geschichte meines Hundes wäre zu lang, wenn ich sie Dir erzählen sollte; was man Dir aber vielleicht nicht gesagt hat, ist, daß er ein Testament hinterließ, in welchem er unter andern Dir ein Legat von zweihundert Aspern ausgesetzt hat, welche ich Dir hier mitbringe." Der Kadi hatte kaum von diesem Vermächtnisse und von dem Gelde gehört, als er sich zu den Gerichtsknechten wendete und sagte: „Seht doch, wie rechtschaffene Leute dem Neide ausgesetzt sind, und was man von diesem ehrlichen Manne geredet hat. Nun kehrte er sich zum Angeklagten und setzte hinzu: „Da Du keine Gebete für den Verstorbenen angestellt hast, so bin ich der Meinung, daß wir sie zusammen anfangen müssen." Diese Redensart ist in der türkischen Sprache zweideutig: Gebete anfangen und einen Sack Geld aufmachen bedeutet einerlei. Die Richter, setzt der arabische Schriftsteller hinzu, der diese Geschichte erzählt, waren ehemals bloße Schwerdter, welche sich den Bösen furchtbar machten; sie sind aber jetzt nur leere Scheiden ge-

worden, welche weiter nichts suchen, als sich mit dem Gelde der Partheien zu mästen.

Ein Franke, der als Fremder in Pera lebte, kam auf den Gedanken, die morgenländische Tracht anzunehmen, und gleich einem griechischen Prinzen gekleidet, mit gelben Pantoffeln und einer hohen gewölbten schwarzen Bojarenmütze einherzugehen. Als er nun auf diese Art kostümirt einen Spaziergang nach Top-hana machte, ward er plötzlich bei einem Hause, worin der Karadscheinnehmer dieses Quartiers wohnte, von einigen Türken angehalten und alles Sträubens ungeachtet gefangen genommen. Man forderte ihm mit wilden Gebehrden das Kopfgeld ab, oder verlangte, daß er die Quittung des bezahlten Karadsch, die die Rajas oder nicht muselmännischen Unterthanen gewöhnlich bei sich zu führen pflegen, vorzeigen solle. Der Fremde verstand nicht türkisch; es war also leicht einzusehen, daß er kein Raja sey, mithin kein Kopfgeld bezahle; aber das Ganze sollte auch lediglich auf eine Plackerei hinauslaufen. Umgeben von lauter Personen mit drohenden Mienen, deren Sprache er nicht verstand und die noch weniger etwas von der seinigen wußten, zugleich entfernt von Pera und aller Hülfe, schätzte sich der Fremde endlich noch glücklich, daß die Türken mit dem Gelde, das er gerade bei sich hatte und das sich auf einige Piaster belief, zufrieden zu stellen waren, und ihm

nachdem er es ihnen eingehändigt hatte, wieder die Freiheit schenkten.

In zwei in einer Straße gegen einander über liegenden türkischen Krämerhäusern war verschiedenemal schon in der Nacht eingebrochen worden; endlich erhaschten die beiden Hauseigenthümer den Thäter und verschaften sich, wie das in der Türkei oft Sitte ist, nun sogleich selbst Gerechtigkeit. Um indessen ihren beiderseitigen Antheil an der Bestrafung des Verbrechers zu zeigen, kamen sie darüber miteinander überein, ein Seil quer über die Gasse von einem Hause zum andern zu ziehen und in dessen Mitte den Dieb aufzuhenken. So schwebte er den ganzen folgenden Tag zur Schau zwischen Himmel und Erde.

Neulich trug ein unbesonnener junger Grieche, der von Wien nach Konstantinopel gekommen war, und sich daselbst nur einige Zeit aufhalten wollte, den Muselmännern hier zum Spott einen grünen Turban mit einer schönen Aigrette von Rubinen. Er wagte sich in Begleitung eines ungrischen Dieners, der die Reise mit ihm gemacht hatte, die Landessprache aber nicht verstand, in eine einsame Gegend auf den weitläuftigen Gottesäckern hinter Stambul, und da er des Türkischen mächtig war, so ging er ohne Scheu umher. Auf einmal aber packten ihn drei ziemlich zerlumpte Türken, welche

schon daraus, daß er in Gesellschaft eines Franken in dieser Gegend spazieren gieng, sogleich erkannten, daß er kein Muselmann, und noch weit weniger also ein Scherif (einer von den Nachkommen des Propheten, die allein gewöhnlich grüne Turbane tragen) sey. Vergebens berief sich der Grieche darauf, daß er ein Nemts (Deutscher) und kein Raja (Unterthan) sey; vergebens drohete er mit einer scharfen Ahndung des kaiserlichen Gesandten — die Türken ließen sich nicht irre machen. Endlich schlug einer derselben vor, daß sie ihn unter einer Bedingung frei lassen wollten: wenn er nämlich auf der Stelle seinen grünen, einem Jauer verbotenen Turban gegen den bunten, den er auf dem Haupte hätte, umtauschen wollte. Der Grieche wußte sich nicht zu helfen; man machte Miene, ihn zum Kadi zu führen und es war leicht abzusehen, daß er da viele Weitläuftigkeiten haben, vielleicht mancherlei Beleidigungen erdulden und am Ende doch nicht ohne ein ansehnliches Strafgeld abkommen würde. Er entschloß sich also kurz, gab den schönen neuen grünen Turban mit sammt der Aigrette gegen einen alten schmutzigen Lappen hin, und lernte so, indem er die gerechte Strafe für seine Unbesonnenheit litt, daß man mit den Sitten der Nazionen nicht spielen müsse.

Extrablatt. No. 4.

Wahrheiten, launige Gedanken, und Witzspiele.

Ich besuche, schreibt Montaigne, mehr die Gesellschaft derer, die an mir auszusetzen finden, als derer, die mir schmeicheln; und ich bin stolzer auf einen Sieg, den ich über mich selbst davon trage, indem ich mich der Stärke der Vernunft meines Gegners unterwerfe, als mir ein solcher Sieg Freude macht, den ich durch die Schwäche seiner Vernunft erlange. Die Griechen schon sagten: der Schmeichler hebe einen Menschen blos in der nehmlichen Absicht empor, wie der Adler die Schildkröte, nehmlich, um etwas durch ihren Fall zu gewinnen. —

Da Venus ein Irr- und kein Fixstern ist, wie sollte die Liebe anders als wankelmüthig seyn können?

Wen man kennen lernen will, muß man nicht in großen Versammlungen sehen, besonders, wenn er auf irgend eine Weise König des Festes ist: entweder fällt ihm die Rolle langweilig, und er äußert sich alsdann gar nicht, oder er glaubt auch, wie der Franzos es nennt, mit seiner Person bezahlen zu müssen, und dann gefällt er

selten, weil man zu deutlich die Mühe bemerkt die er darauf anwendet. Ist man hingegen mit ihm allein und man gefällt sich gegenseitig; so schleicht oft eine Stunde hin, unsere Freundschaft zu knüpfen. —

Durch Abhängigkeit und Herumwerfen zwischen den Kieseln der Welt, lernt man frühzeitig jene Gewandtheit, welche die Tasten fremder Neigungen und Absichten nach ihrem geheimen Thema zu berühren versteht und eine eigentliche Kontre-Komposizion liefert, so wie man im Spiele Kontrafarbe setzt. —

Düsterheit füllt des Unglücklichen Gemüth nach so manchen Schlägen des Schicksals. Die Vergangenheit schauet er häufig an, indessen wie eine Winterlandschaft, von welcher die Sonne allmählig die Nebelwolken wälzt, und welche selbst im starren Norden noch Schönheiten ihrer Frühlingsfülle blicken läßt; doch die Zukunft entfaltet sich ihm in lichten Gebilden, von Träumen fröhlicher Hoffnung umgaukelt, und über die Jahre des Kummers blickt er hinweg, wie der Wanderer mit innerm Grauen nach dem Wege nicht zurückblicken mag, den er nach Gefahr und Kampf glücklich beendete. So ist der Mensch! Augenblicke werden ihm zu Jahrhunderten, und Jahrhunderte zu Augenblicken: Jahre des Kummers wiegen ihm eine genoßene Seeligkeit nicht auf, sein Herz hängt noch an der Freude, wie an einer Lebenskraft, und wenn ihn die Gegenwart umengt, schwelgt er im Paradiese der Hoffnung. Aber nicht selten weint auch ein armer ausgeplünderter Mann trostlos auf den rauchenden Trümmern seiner Hütte; und glücklich der, wer noch weinen kann! Häufig sind Thränen dieser stummen Verzweifelung versagt, die, wie ein mitternächtliches Gespenst, auf der Brust mit Bleilast liegt und jeden Laut der Stimme erstickt. Da steht er, nicht selten Fortuna's Opfer mit einem zerrissenen Herzen; die frohe Hoffnung edler Unbefangenheit welkt zu seinen

Füßen, eine düstere Zukunft winkt nur mit der Leichenhand in dunkeln Abgrund hinunter. —

Die mehresten der Freunde gleichen den Sonnenuhren, die nur brauchbar sind, so lange die Sonne scheint. —

Wenn man vor Alters einen Entschluß gefaßt hatte, so ließ man ihn erst reif werden, wie die Aepfel, die man jetzt früh abnehmen muß, damit sie nicht gestohlen werden. Jetzt wird Alles sehr zeitig reif, trotz der langen Winter; aber es sind auch nur Margarethenbirnen und Hundspflaumen. Ich habe daher Innungen gesehen, wo Großvater, Sohn und Enkel am Meistertisch saßen, und alle drei kein Brod hatten, weil sie allzufrühzeitig darauf dachten, Brodesser in's Haus zu bekommen, und sich nichts in der Welt versuchen konnten, indem sie der ersten Versuchung ihres Fleisches und Blutes unterlagen. —

Die Aerzte befinden sich in demselben Falle wie die Ackersleute; es lassen sich keine feststehenden Regeln annehmen: denn so wie der Boden und die Witterung verschieden sind, so sind es auch die Naturen: man kann nur zu Hülfe kommen. —

Eine junge reiche Wittwe hält sich immer, wäre sie auch häßlich wie eine Nachteule, für einen Paradiesvogel, und die Männer die sich um sie bewerben, halten sie auch dafür, und wünschen wenigstens, daß sie darin mit dem Paradiesvogel Aehnlichkeit haben möge, ohne Füße zu seyn, um ihnen nicht zu entlaufen. —

Eine Wittwe, die zur zweiten Ehe schreitet, und hätte sie auch der Freier so viele wie die Königin von Ithaka, kommt mir so vor, wie der Engel in der Offenbarung Johannis, der mit einem Fuße auf der Erde und mit dem andern auf dem Meere stand; oder wie der

alten Janus mit zwei Gesichtern, wovon das eine in die Vergangenheit und das andere in die Zukunft blickt. Eine Wittwe ist Mann und Frau zugleich, wie es Adam war, wie die Talmudisten sagen; aber sie wird getheilt, wenn sie zur zweiten Ehe schreitet, und bleibt die schwächere Hälfte. Einer reichen Wittwe schmeichelt jedermann, wenn sie auch wie die Hexe von Endor aussähe; sie kann Land und Leute regieren und die erste Person im Staate seyn; aber eine Frau ist nur immer die zweite. —

Man geräth oft in Verlegenheit, wenn man viele Kinder hat, wie man sie nennen soll. Du verstehst doch wohl, ich meine die Kinder, die weder Fleisch noch Bein haben und doch ohne Namen nicht durch die Welt kommen können. Warum denkt man da nicht an den goldenen Esel des Apuleius; das Thierreich hat noch Pathen genug. Daß sich in dem Buche etwas finde, was dem Aushängeschilde (und gliche es auch dem eines Gasthauses) ähnlich wäre, ist auch nicht nöthig: denn manche Leute führen ja auch einen Titel, worauf sich in dem ganzen Werke ihres Lebens nichts bezieht, z. B. Hochwürdige, gnädige, hochedle, hochgelahrte u. s. w. —

Edle Seelen sind wie edle Metalle; diese scheidet das Feuer von ihren Schlacken, jene Trübsal und Noth. Zuweilen findet man gediegenes Gold in den Schachten; aber es ist eine kostbare Seltenheit. In dem üppigen Schooße des Glücks entwickelt sich der Keim ächter Tugend vielleicht noch seltener. —

Die Kinder haben, sagt Göthe in Meisters Lehrjahren, in wohleingerichteten und geordneten Häusern eine Empfindung wie ungefähr Ratten und Mäuse haben mögen: sie sind aufmerksam auf alle Ritzen und Löcher, wo sie zu einem verbotenen Naschwerk gelangen können; sie genießen es mit einer solchen verstohlenen wollüstigen

Furcht, die einen großen Theil des kindischen Glücks ausmacht. —

Zurückhaltung, sagt Johnson, und nicht mit Unrecht, ist die Hülle der Falschheit: denn eine gute Seele hat steten Drang nach Mittheilung. —

Nicht jedem Weibe ist anzurathen, nur dann vor den Altar zu treten, wenn jene seltene höhere Liebe ihr winkt, die so wenig Gemüther zu faßen vermögen. Es giebt viele gutmüthige, unbedeutende Geschöpfe, die wie der biegsame Epheu an jeden Baum sich anschmiegen, und selbst im Staube fortkriechen können, wenn sie eine so niedere Bahn einmal für ihre Bestimmung halten; viele die in der engen Beschränktheit ihres Sinnes nichts heiligeres im Leben ahnden, als Haus und Hof, Nahrung und Kleider. Sie sind glücklich — glücklicher vielleicht als die, denen ein tieferes Gefühl in den Busen gelegt ward. Sie mögen es immerhin wagen, dem ersten besten, ihre Hand zu reichen, wenn er nur nicht bösartig ist, und ist er es auch, so schützt sie ihre Stumpfheit vor dem namenlosen Schmerz, mit dem ein feiner organisirtes Wesen den Gefährten seines Lebens seiner unwürdig sieht. Auch von denen wollen wir nicht reden, die mit mehr Empfindung ausgestattet, durch ungünstige Verhältnisse bestimmt, eine sogenannte Vernunftheirath schließen, um über den Druck der Armuth, und der Vereinzelung sich zu erheben. Zwar sind die dem Herzen fremden Zwecke des Verstandes nicht geeignet, die Blüthe eines höhern, innern, poetischeren Lebens in uns zu entfalten und zu pflegen; und das Gemüth, das nicht durch reine, heiße Liebe alle seine Kräfte und Empfindungen ausbilden kann, bleibt arm und leer, da sie allein der himmlische Funken ist, an dem alles Große und menschlichwahre göttlich sich entzündet. Aber in dem prosaischen Genuße der Freundschaft, in dem ruhigen Gefühl des Wohlwollens

und der Dankbarkeit liegt — wenn gleich nichts erhebendes, doch auch nichts zerstörendes für ein edles Wesen, und wenn auch mit Wehmuth und dem leidenden Schmerz des Entbehrens vermischt, kann doch ein stiller, reiner Friede für das Glück der Liebe Entschädigung reichen, wenn auch nicht Ersatz. Aber bei einer Verbindung mit einem Manne, der keine Liebe einflößt und keine Achtung verdient, läßt sich nirgends eine Seite herausfinden, die für eine feinfühlende Frau auch nur erträglich wäre. In solche Feßeln geschmiedet, fühlt sie nur die marternden Lasten einer gänzlichen Verschiedenheit. Dunkel ist es rings um sie im Leben: denn der Hofnung Stern dünkt ihr auf ewig untergegangen zu seyn, und um die nächtliche Finsterniß ihres Schicksals schließt sich nur ein rettender, aber kein freundlicher Ausweg — das Grab. Schwermüthig sieht sie in ihm den einzigen Faden, der sie aus dem Labyrinth ihres Elends leiten kann. Sie verhüllt den Blick vor den Freuden der Welt, die so reizend lächeln, aber für sie nicht mehr blühen — sie senkt alle vergeblichen Wünsche, alle umsonst gehegte Lieblingsträume hinab in die Gruft, und tausend geheime Thränen fließen, weil ihr selbst noch nicht vergönnt ist, ihnen zu folgen. —

Wehe der Frau, die erst dann den Mann findet, den sie lieben kann, wenn eine grausame, verhaßte Verbindung schon ihre Freiheit ihr genommen hat. Ach! die höchste Seligkeit des Lebens erscheint ihr wie ein unerreichbares Gut, nach dem sie ewig streben muß, ohne es zu erlangen. Denn wenn sie auch auf Augenblicke sich selbst zu übertäuben vermag, und es ergreifen zu können glaubt, so regt sich, alle heitere Lust zerstörend, eine innere Stimme, die schwer zu unterdrücken ist, und ruft mit dumpfem Tone: Du mußt entsagen! —

O wie reich, wie unaussprechlich reich macht reine,

wahre Liebe den Menschen! Was das Geschick ihm versagt ersetzt sie mit göttlicher Milde, reicht der Gegenwart einen duftenden Kranz, und breitet einen rosigen Schleier über die stechenden Dornen des Lebens. —

Der Mensch gesteht sichs nur selten, ob, und was er hofft; und wenn er denkt, seine Wünsche mit dem Flor der Ergebung und Resignation bedeckt zu haben, so schimmert dennoch der Hoffnung Morgenröthe hindurch, die erst nach langem Streiten mit dem Schicksal ganz verbleicht. —

Man ist nicht gewohnt, sich darüber zu freuen, wenn das Glück einmal ohne Binde umhergeht und einen Würdigen sucht. Fortuna ist ein Frauenzimmer und kann nicht mehr jung seyn; man findet es aber als etwas außerordentliches, wenn alte Weiber aus neuen Gesangbüchern singen. —

Es fehlt wirklich den Menschen nicht an Kraft zu gehen, wenn man sie nur auf den rechten Weg bringt; und wir haben auch in der That keine Ursache, uns darüber zu beklagen; daß die edlen Pflanzen dieser Erde so selten sind und so langsam wachsen, und die giftigen Kräuter überall stehen und schnell in die Höhe schießen. Wir halten den schönen Garten der Natur und Kunst nur nicht rein genug. Wir bestreuen ihn zwar, wie die Holländer, mit bunten Sande: aber wir lesen die Raupen nicht von den Blättern ab, jäten die Schmarotzerpflanzen nicht aus, und lassen alles wild durcheinander wachsen, wie die Engländer. Diejenigen, welche der guten natürlichen Anlage nichts, und der Gnade alles beilegen, würde ich Methodisten nennen, wenn ich zur Episkopalkirche gehörte; aber als ein ehrlicher Protestant (d. h. der gegen Alles Einwendungen machen muß) weiß ich keinen Namen für sie: denn derjenige,

den man ihnen allenfalls geben könnte, ist durch Mißbrauch und Mißverständniß allzusehr in Verachtung gerathen, wie wohl er eine Sache bezeichnet, der sich kein rechtlicher Mann schämen sollte, und wenn auch noch mehr grobe Vokale darin vorkämen. —

Die Großmütterchen und alten Weiber der Familien sind den Erziehern, was den Gärtnern die Maulwürfe, Rietwürmer, Erdflöhe, Schnecken, Raupen, Sperlinge u. s. w. Sie denken nicht daran, daß sie im abnehmenden Mond ihres Lebens sind, sondern glauben immer noch voll zu seyn, und Alles mit ihrem Lichte erleuchten zu können.

Seit der Zeit, daß die Fürsten humaner geworden sind, haben die großen Jagden aufgehört. Es giebt auch kein Wildpret mehr, wie mir einige Nimrodianer in's Teufels Namen versichert haben. Da aber der Mensch dem Stande der Natur nach, zuerst Jäger, bei mehrerer Kultur Hirt, und zuletzt Ackersmann und Künstler wird, so bleiben noch manche der Natur getreu, weil so viele Ermahnungen deswegen ergehen, und legen sich auf die Jägerei; doch wohl zu verstehen, auf die Glücksjägerei! Ihre besten Wildbahnen sind die Bäder und Messen, wegen der vielen Hasen, die es dort giebt. Sie haben ein ungemein scharfes Auge, und wenn es nicht gar zu hündisch klänge, auch eine ungemein feine Nase: denn sie machen sogleich einen armen Merten aus, und überrumpeln ihn, daß er selber nicht weiß, wie ihm geschieht. Man kann es ihnen bei einiger Uebung und vorzüglich, wenn man sie schon hinter sich gehabt hat, sogleich ansehen, zu welcher Gattung von Jägern sie gehören, ob sie nur bloß pürschen, oder auch Garne stellen, Fuchseisen legen und Wolfsgruben graben. In dem einem Falle sehen sie listig aus, wie Malta'sche Fal-

ken, und sind geschmeidig wie englische Wachtelhunde; im andern Falle sind sie dem großen Ohreulen ähnlich, die man vor den Krähenhütten ankettet. —

Liebe, sagt Schilling in Röschens Geheimnissen, ist eine wilde Rose, von Dornen rings umstrickt, jeden der sie bricht, verwundet sie, und die Wunden schmerzen oft noch, wenn sie selbst längst verwelkte. —

Ein rein erhaltenes, unverstimmtes Jugendleben führt für alle Dornen, die es verletzen, heilenden Balsam in der kindlichen Einfalt mit sich, die, so voll frommen Glaubens, nur Glück und Freude für die wahre Bestimmung des Menschen hält, und nicht zweifelt, sie zu erreichen, wenn sie auch fern zu liegen scheint. Es giebt freilich Augenblicke, in denen wir im moralischen Sinn für ganze Jahre verarmen können an Hoffnung und Frohsinn, und wo alle helle Aussichten in ein schauervolles Dunkel sich hüllen; aber die Jugend, die sie öfterer erlebt, wie das besonnenere Alter, hat in ihrer glühenden Phantasie und in ihrem flammenden Muthe kräftige Stützen, die des Kummers Bürde tragen helfen, oder sie abschütteln, und mit leichten Schwingen in die helle Region der Möglichkeit sich erheben, die mit ihren Schmeichelworten jeden Schmerz beruhigt. Die festen Nerven, noch nicht durch Leiden abgespannt, das rasche Blut, das seinen Kreislauf tanzend, nicht schleichend vollendet, und der mächtige Zauber der Unerfahrenheit, schaffen des Kummers dichteste Finsterniß wenigstens in ein sanftes Halbdunkel um, das wie ein Schleier sich um die scharfen Umrisse schmiegt, in denen sich uns späterhin das Leben mit seinen oft so quälenden Verhältnissen zeigt. Ach süße Jugend, warum bist du so vergänglich? — Und wenn du

nur wie eine holde Erscheinung uns armen Sterblichen vorüber schweben mußt, die wir so gern dich ewig festhielten — warum läßt du von deinen freundlichen Begleitern keinen uns zurück, uns über dein schnelles Verschwinden zu trösten? Jene frohe Unbefangenheit, die sorglos in die Zukunft blickt, und jenes innige Vertrauen, das immer glaubt, des Daseyns schreiende Dißonanzen werden sich uns noch harmonisch lösen — ach wenn sie auch der Wirklichkeit ihre rauhen Ecken nicht nehmen können, so breiten sie doch wenigstens einen mildernden Flor darüber aus, der mit heiteren Farben unsere rege Sehnsucht täuscht. —

Es giebt keine heilsamere Arzenei für ein Gemüth, das vereitelte Hoffnung verletzt hat, als Reisen. Neue Gegenstände, die im bunten Wechsel uns vorüberfliegen, und fremde Gestalten, die uns nicht an unsern Kummer mahnen können, stumpfen nach und nach die erste Schärfe der Erinnerung ab, und mildern sie bis zu einer stillen Wehmuth, die nur mit leisem Schmerz das Innerste berührt. —

Bei großen Unglücksfällen kommt uns die Vernunft zu Hülfe. Sie ruft die Energie des Herzens auf, muthig mit dem Schmerz zu kämpfen, der uns überfällt; aber sie vermag nichts gegen die kleinen häuslichen Quaalen, die, wie ein Wespenschwarm die Brust zernagen, und allmählich jede Blüthe des Frohsinns, der Hoffnung und der Ruhe vergiften. So durchdringen einzelne Wassertropfen, die immer wiederholt auf dieselbe Stelle fallen, nach und nach den harten Felsen, über den ein mächtiger Strom herabstürzt, ohne daß seine tosenden Fluthen ihm eine Spur ihres Daseyns einzugraben vermögen. —

Nur auf den Zufriedenen schüttet die Einsamkeit ihren reichen Segen herab. Dem aber, der ein unabän-

derliches Elend beweinen muß, reicht sie keinen Trost, ja sie verwundet noch tiefer das blutende Herz, weil sie ein trostloses Nachdenken begünstigt, und was im Geräusch der Welt vielleicht ewig nur eine flüchtige Skizze geblieben wäre, mit düstern, nächtlichen Farben in der Seele ausmalt. —

Unter allen Demüthigungen, mit denen das Leben uns zu beugen weiß, ist wohl keine schmerzlicher, als die, vor dem, der unsere höchste Achtung besitzt, als ein Gegenstand der Geringschätzung und Erniedrigung erschienen zu seyn. —

Der Tod mag immerhin ein guter Lootse seyn, der das Schiff des Lebens am sichersten durch die Dünen in den Texel der Ruhe bringen kann; aber wir blicken doch gern hinweg von dem schwarzen Molo, von welchem Todtenkränze statt der Wimpel flaggen, wenn wir arm und namenlos aus dem reichen Indien zurückkehren. Zwar sollten wir denken: Wir haben nun die beschwerliche Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung zurückgelegt, mögen wir mit Golkonda's Diamanten, oder nur mit einer einzigen trocknen Dattel beladen seyn, wir bedürfen ja nun nichts mehr; aber das Verlangen und Streben nach prunkendem Erdenglück, weicht nur mit dem letzten Athemzuge von uns; der kleine Keim, der im Schooße der Natur sich entwickelt, gräbt sich immer tiefer mit seinen tausend Wurzeln in das mütterliche Land. Sie müssen alle erst ausgerissen werden, ehe der Blüthenstaub aus dem letzten Blumenkelche in die Unermeßlichkeit verfliegt. —

Die Phantasie spielt mit der Vernunft, wie mit einem Kinde, und hält ihr ihre Bilder immer höher, daß sie sie nicht erlangen kann, und umsonst die

kurzen Arme ausstreckt. Erlangte sie die schönen Bilder, sie würde sie doch nur beschmieren und zerreißen. —

Ein schönes starkes Gemüth nur vermag unendlich zu lieben, und in ein anderes Daseyn überzufließen. Die Leidenschaft ist ihm eine Schule der weichen, menschlichen Gefühle, die oft im rauhen Leben verklingen; nur dem Schwachen wird sie ein verzehrendes Feuer der eigenen Kraft. —

Edle Zuversicht ist das Licht des Himmels, das dem Menschen seine dunkelen Wege erleuchtet. Sich finden, sich erkennen, sich bewundern, ist das Vorrecht schöner Seelen, die im leisen Vorgefühl ihres Werthes sich mit der Ahndung unsterblicher Freundschaft begegnen. Freundschaft — Blume des trefflichsten Bodens! Sie wird nicht gesucht, sie muß gefunden werden. Freiwillig sprießt sie empor. Hofft nie sie zu besitzen, wenn ihr sie nicht als das Eigenthum eines veredelten Geistes in euch tragt. —

Reizvoll klingt freilich des Ruhms lallender Silberton in das schlagende Herz: freilich ist Unsterblichkeit ein großer Gedanke und des Schweißes der Edlen werth. Aber süßer ist es noch, schöner und reizender, in dem Arme des Freundes wissen, ein Freund zu seyn. So das Leben genießen, heißt leben für Ewigkeiten. —

Anmerkung.

Durch das diesem Heft vorstehende Kupfer hoffen wir unsern befreundeten Lesern ein angenehmes Geschenk zu machen, und wünschen zugleich ihre und die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde und vorzüglich alle Verehrer Ossians im ganzen gebildeten Europa, auf das Werk*) woraus dasselbe genommen, zu ziehen. Letztere vorzüglich werden sich dieses Unternehmens innig freuen und dem gebildeten Künstler, dessen deutschen Fleiß wir dieses vortrefliche Werk verdanken, ihren Beifall schenken. — Zum bessern Verständniß lassen wir die Erklärung, wie sie sich in dem Text des Werks selbst befindet hier folgen:

„Zur Linken bemerkt man den königlichen Barden, Ossian, bezeichnet durch sein Saitenspiel, zu welchem er bis an sein Lebensende, in der Nacht seiner Augen die schönsten wehmüthigen Lieder sang: zur Rechten seinen Vater, Fingal, den Sohn Kombals, Enkelsohn Trathals, und Urenkelsohn Tremnors, Könige von Morven in Kaledonien, die alle in Selma's Hallen thronten, als Antlitzbilder, und zwischen ihnen die verewigende Dichtkunst in Wolken schwebend."

*) Ossians Gedichte in Umrissen. Erfunden und radirt von J. C. Ruhl. Erster Heft von 14 Platten, in grofs Querfolio auf Schweiz. Papier und 1 Bogen Text splendid gedruckt. St. Petersburg und Penig bei F. Dienemann et Comp. (Preis 4 Thlr.) Der 2te Heft von 13 Platten, wird in der L. Ostermesse d. J. ausgegeben.

„Fingal, der menschlichgrößte aller Helden, dessen Heldenlehre war: „Sey ein Sturm im Krieg; aber mild, wenn die Feinde erliegen!" war es werth mit allen seinen rühmlichen Thaten, von einem Barden, wie Ossian, verewigt zu werden! — Noch leben die Lieder des göttlichen Sängers in dem Munde der Kaledonier, haben sich von dort aus über die ganze gebildete Welt verbreitet, und werden leben und gefallen, so lange es Menschen giebt, die ein Herz im Busen tragen!" —

Konstantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.



Zweiten Jahrganges
Fünftes Heft.

St. Petersburg und Penig,
bei F. Dienemann und Comp.

„Fingal, der menschlichgrößte aller Helden, dessen Heldenlehre war: „Sey ein Sturm im Krieg; aber mild, wenn die Feinde erliegen!“ war es werth mit allen seinen rühmlichen Thaten, von einem Barden, wie Ossian, verewigt zu werden! — Noch leben die Lieder des göttlichen Sängers in dem Munde der Kaledonier, haben sich von dort aus über die ganze gebildete Welt verbreitet, und werden leben und gefallen, so lange es Menschen giebt, die ein Herz im Busen tragen!“ —

Konstantinopel
und
St. Petersburg,
der Orient und der Norden.



Zweiter Jahrgang 1806.
Fünftes Heft.

St. Petersburg und Penig,
bei J. Dienemann und Comp.

und der Dankbarkeit liegt — wenn gleich nichts erhebendes, doch auch nichts zerstörendes für ein edles Wesen, und wenn auch mit Wehmuth und dem leidenden Schmerz des Entbehrens vermischt, kann doch ein stiller, reiner Friede für das Glück der Liebe Entschädigung reichen, wenn auch nicht Ersatz. Aber bei einer Verbindung mit einem Manne, der keine Liebe einflößt und keine Achtung verdient, läßt sich nirgends eine Seite herausfinden, die für eine feinfühlende Frau auch nur erträglich wäre. In solche Feßeln geschmiedet, fühlt sie nur die marternden Lasten einer gänzlichen Verschiedenheit. Dunkel ist es rings um sie im Leben: denn der Hofnung-Stern dünkt ihr auf ewig untergegangen zu seyn, und um die nächtliche Finsterniß ihres Schicksals schließt sich nur ein rettender, aber kein freundlicher Ausweg — das Grab. Schwermüthig sieht sie in ihm den einzigen Faden, der sie aus dem Labyrinth ihres Elends leiten kann. Sie verhüllt den Blick vor den Freuden der Welt, die so reizend lächeln, aber für sie nicht mehr blühen — sie senkt alle vergeblichen Wünsche, alle umsonst gehegte Lieblingsträume hinab in die Gruft, und tausend geheime Thränen fließen, weil ihr selbst noch nicht vergönnt ist, ihnen zu folgen. —

Wehe der Frau, die erst dann den Mann findet, den sie lieben kann, wenn eine grausame, verhaßte Verbindung schon ihre Freiheit ihr genommen hat. Ach! die höchste Seligkeit des Lebens erscheint ihr wie ein unerreichbares Gut, nach dem sie ewig streben muß, ohne es zu erlangen. Denn wenn sie auch auf Augenblicke sich selbst zu übertäuben vermag, und es ergreifen zu können glaubt, so regt sich, alle heitere Lust zerstörend, eine innere Stimme, die schwer zu unterdrücken ist, und ruft mit dumpfem Tone: Du mußt entsagen! —

O wie reich, wie unaussprechlich reich macht reine,

wahre Liebe den Menschen! Was das Geschick ihm versagt ersetzt sie mit göttlicher Milde, reicht der Gegenwart einen duftenden Kranz, und breitet einen rosigen Schleier über die stechenden Dornen des Lebens. —

Der Mensch gesteht sichs nur selten, ob, und was er hofft; und wenn er denkt, seine Wünsche mit dem Flor der Ergebung und Resignation bedeckt zu haben, so schimmert dennoch der Hoffnung Morgenröthe hindurch, die erst nach langem Streiten mit dem Schicksal ganz verbleicht. —

Man ist nicht gewohnt, sich darüber zu freuen, wenn das Glück einmal ohne Binde umhergeht und einen Würdigen sucht. Fortuna ist ein Frauenzimmer und kann nicht mehr jung seyn; man findet es aber als etwas äusserordentliches, wenn alte Weiber aus neuen Gesangbüchern singen. —

Es fehlt wirklich den Menschen nicht an Kraft zu gehen, wenn man sie nur auf den rechten Weg bringt; und wir haben auch in der That keine Ursache, uns darüber zu beklagen; daß die edlen Pflanzen dieser Erde so selten sind und so langsam wachsen, und die giftigen Kräuter überall stehen und schnell in die Höhe schiessen. Wir halten den schönen Garten der Natur und Kunst nur nicht rein genug. Wir bestreuen ihn zwar, wie die Holländer, mit bunten Sande: aber wir lesen die Raupen nicht von den Blättern ab, jäten die Schmarotzerpflanzen nicht aus, und lassen alles wild durcheinander wachsen, wie die Engländer. Diejenigen, welche der guten natürlichen Anlage nichts, und der Gnade alles beilegen, würde ich Methodisten nennen, wenn ich zur Episkopalkirche gehörte; aber als ein ehrlicher Protestant (d. h. der gegen Alles Einwendungen machen muß) weiß ich keinen Namen für sie: denn derjenige,

den man ihnen allenfalls geben könnte, ist durch Mißbrauch und Mißverständniß allzusehr in Verachtung gerathen, wie wohl er eine Sache bezeichnet, der sich kein rechtlicher Mann schämen sollte, und wenn auch noch mehr grobe Vokale darin vorkämen. —

Die Großmütterchen und alten Weiber der Familien sind den Erziehern, was den Gärtnern die Maulwürfe, Rietwürmer, Erdflöhe, Schnecken, Raupen, Sperlinge u. s. w. Sie denken nicht daran, daß sie im abnehmenden Mond ihres Lebens sind, sondern glauben immer noch voll zu seyn, und Alles mit ihrem Lichte erleuchten zu können.

Seit der Zeit, daß die Fürsten humaner geworden sind, haben die großen Jagden aufgehört. Es giebt auch kein Wildpret mehr, wie mir einige Nimrodianer in's Teufels Namen versichert haben. Da aber der Mensch dem Stande der Natur nach, zuerst Jäger, bei mehrerer Kultur Hirt, und zuletzt Ackersmann und Künstler wird, so bleiben noch manche der Natur getreu, weil so viele Ermahnungen deswegen ergehen, und legen sich auf die Jägerei; doch wohl zu verstehen, auf die Glücksjägerei! Ihre besten Wildbahnen sind die Bäder und Messen, wegen der vielen Hasen, die es dort giebt. Sie haben ein ungemein scharfes Auge, und wenn es nicht gar zu hündisch klänge, auch eine ungemein feine Nase: denn sie machen sogleich einen armen Merten aus, und überrumpeln ihn, daß er selber nicht weiß, wie ihm geschieht. Man kann es ihnen bei einiger Uebung und vorzüglich, wenn man sie schon hinter sich gehabt hat, sogleich ansehen, zu welcher Gattung von Jägern sie gehören, ob sie nur bloß pürschen, oder auch Garne stellen, Fuchseisen legen und Wolfsgruben graben. In dem einem Falle sehen sie listig aus, wie Malta'sche Fal-

ken, und sind geschmeidig wie englische Wachtelhunde; im andern Falle sind sie dem grossen Ohreneulen ähnlich, die man vor den Krähenhütten ankettet. —

Liebe, sagt Schilling in Röschens Geheimnissen, ist eine wilde Rose, von Dornen rings umstrickt, jeden der sie bricht, verwundet sie, und die Wunden schmerzen oft noch, wenn sie selbst längst verwelkte. —

Ein rein erhaltenes, unverstimmtes Jugendleben führt für alle Dornen, die es verletzen, heilenden Balsam in der kindlichen Einfalt mit sich, die, so voll frommen Glaubens, nur Glück und Freude für die wahre Bestimmung des Menschen hält, und nicht zweifelt, sie zu erreichen, wenn sie auch fern zu liegen scheint. Es giebt freilich Augenblicke, in denen wir im moralischen Sinn für ganze Jahre verarmen können an Hoffnung und Frohsinn, und wo alle helle Aussichten in ein schauervolles Dunkel sich hüllen; aber die Jugend, die sie öfterer erlebt, wie das besonnenere Alter, hat in ihrer glühenden Phantasie und in ihrem flammenden Muthe kräftige Stützen, die des Kummers Bürde tragen helfen, oder sie abschütteln, und mit leichten Schwingen in die helle Region der Möglichkeit sich erheben, die mit ihren Schmeichelworten jeden Schmerz beruhigt. Die festen Nerven, noch nicht durch Leiden abgespannt, das rasche Blut, das seinen Kreislauf tanzend, nicht schleichend vollendet, und der mächtige Zauber der Unerfahrenheit, schaffen des Kummers dichteste Finsterniß wenigstens in ein sanftes Halbdunkel um, das wie ein Schleier sich um die scharfen Umrisse schmiegt, in denen sich uns späterhin das Leben mit seinen oft so quälenden Verhältnissen zeigt. Ach süße Jugend, warum bist du so vergänglich? — Und wenn du

nur wie eine holde Erscheinung uns armen Sterblichen vorüber schweben mußt, die wir so gern dich ewig festhielten — warum läßt du von deinen freundlichen Begleitern keinen uns zurück, uns über dein schnelles Verschwinden zu trösten? Jene frohe Unbefangenheit, die sorglos in die Zukunft blickt, und jenes innige Vertrauen, das immer glaubt, des Daseyns schreiende Dissonanzen werden sich uns noch harmonisch lösen — ach wenn sie auch der Wirklichkeit ihre rauhen Ecken nicht nehmen können, so breiten sie doch wenigstens einen mildernden Flor darüber aus, der mit heiteren Farben unsere rege Sehnsucht täuscht. —

Es giebt keine heilsamere Arzenei für ein Gemüth, das vereitelte Hoffnung verletzt hat, als Reisen. Neue Gegenstände, die im bunten Wechsel uns vorüberfliegen, und fremde Gestalten, die uns nicht an unsern Kummer mahnen können, stumpfen nach und nach die erste Schärfe der Erinnerung ab, und mildern sie bis zu einer stillen Wehmuth, die nur mit leisem Schmerz das Innerste berührt. —

Bei großen Unglücksfällen kommt uns die Vernunft zu Hülfe. Sie ruft die Energie des Herzens auf, muthig mit dem Schmerz zu kämpfen, der uns überfällt; aber sie vermag nichts gegen die kleinen häuslichen Quaalen, die, wie ein Wespenschwarm die Brust zernagen, und allmählich jede Blüthe des Frohsinns, der Hoffnung und der Ruhe vergiften. So durchdringen einzelne Wassertropfen, die immer wiederholt auf dieselbe Stelle fallen, nach und nach den harten Felsen, über den ein mächtiger Strom herabstürzt, ohne daß seine tosenden Fluthen ihm eine Spur ihres Daseyns einzugraben vermögen. —

Nur auf den Zufriedenen schüttet die Einsamkeit ihren reichen Segen herab. Dem aber, der ein unabän-

derliches Elend beweinen muss, reicht sie keinen Trost, ja sie verwundet noch tiefer das blutende Herz, weil sie ein trostloses Nachdenken begünstigt, und was im Geräusch der Welt vielleicht ewig nur eine flüchtige Skizze geblieben wäre, mit düstern, nächtlichen Farben in der Seele ausmalt. —

Unter allen Demüthigungen, mit denen das Leben uns zu beugen weiß, ist wohl keine schmerzlicher, als die, vor dem, der unsere höchste Achtung besitzt, als ein Gegenstand der Geringschätzung und Erniedrigung erschienen zu seyn. —

Der Tod mag immerhin ein guter Lootse seyn, der das Schiff des Lebens am sichersten durch die Dünen in den Texel der Ruhe bringen kann; aber wir blicken doch gern hinweg von dem schwarzen Molo, von welchem Todtenkränze statt der Wimpel flaggen, wenn wir arm und namenlos aus dem reichen Indien zurückkehren. Zwar sollten wir denken: Wir haben nun die beschwerliche Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung zurückgelegt, mögen wir mit Golkonda's Diamanten, oder nur mit einer einzigen trocknen Dattel beladen seyn, wir bedürfen ja nun nichts mehr; aber das Verlangen und Streben nach prunkendem Erdenglück, weicht nur mit dem letzten Athemzuge von uns; der kleine Keim, der im Schooße der Natur sich entwickelt, gräbt sich immer tiefer mit seinen tausend Wurzeln in das mütterliche Land. Sie müssen alle erst ausgerissen werden, ehe der Blüthenstaub aus dem letzten Blumenkelche in die Unermeßlichkeit verfliegt. —

Die Phantasie spielt mit der Vernunft, wie mit einem Kinde, und hält ihr ihre Bilder immer höher, daß sie sie nicht erlangen kann, und umsonst die

kurzen Arme ausstreckt. Erlangte sie die schönen Bilder, sie würde sie doch nur beschmieren und zerreissen. —

Ein schönes starkes Gemüth nur vermag unendlich zu lieben, und in ein anderes Daseyn überzufließen. Die Leidenschaft ist ihm eine Schule der weichen, menschlichen Gefühle, die oft im rauhen Leben verklingen; nur dem Schwachen wird sie ein verzehrendes Feuer der eigenen Kraft. —

Edle Zuversicht ist das Licht des Himmels, das dem Menschen seine dunkelen Wege erleuchtet. Sich finden, sich erkennen, sich bewundern, ist das Vorrecht schöner Seelen, die im leisen Vorgefühl ihres Werthes sich mit der Ahndung unsterblicher Freundschaft begegnen. Freundschaft — Blume des trefflichsten Bodens! Sie wird nicht gesucht, sie muß gefunden werden. Freiwillig sprießt sie empor. Hofft nie sie zu besitzen, wenn ihr sie nicht als das Eigenthum eines veredelten Geistes in euch tragt. —

Reizvoll klingt freilich des Ruhms lallender Silberton in das schlagende Herz: freilich ist Unsterblichkeit ein großer Gedanke und des Schweißes der Edlen werth. Aber süßer ist es noch, schöner und reizender, in dem Arme des Freundes wissen, ein Freund zu seyn. So das Leben genießen, heißt leben für Ewigkeiten. —

Anmerkung.

Durch das diesem Heft vorstehende Kupfer hoffen wir unsern befreundeten Lesern ein angenehmes Geschenk zu machen, und wünschen zugleich ihre und die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde und vorzüglich alle Verehrer Ossians im ganzen gebildeten Europa, auf das Werk*) woraus dasselbe genommen, zu ziehen. Letztere vorzüglich werden sich dieses Unternehmens innig freuen und dem gebildeten Künstler, dessen deutschen Fleiß wir dieses vortrefliche Werk verdanken, ihren Beifall schenken. — Zum bessern Verständniß lassen wir die Erklärung, wie sie sich in dem Text des Werks selbst befindet hier folgen:

„Zur Linken bemerkt man den königlichen Barden, Ossian, bezeichnet durch sein Saitenspiel, zu welchem er bis an sein Lebensende, in der Nacht seiner Augen die schönsten wehmüthigen Lieder sang: zur Rechten seinen Vater, Fingal, den Sohn Komhals, Enkelsohn Trathals, und Urenkelsohn Tremnors, Könige von Morven in Kaledonien, die alle in Selma's Hallen thronten, als Antlitzbilder, und zwischen ihnen die verewigende Dichtkunst in Wolken schwebend."

*) Ossians Gedichte in Umrissen. Erfunden und radirt von J. C. Ruhl. Erster Heft von 14 Platten, in gross Querfolio auf Schweiz. Papier und 1 Bogen Text splendid gedruckt. St. Petersburg und Penig bei F. Dienemann et Comp. (Preis 4 Thlr.) Der 2te Heft von 13 Platten, wird in der L. Ostermesse d. J. ausgegeben.

„Fingal, der menschlichgrößte aller Helden, dessen Heldenlehre war: „Sey ein Sturm im Krieg; aber mild, wenn die Feinde erliegen!“ war es werth mit allen seinen rühmlichen Thaten, von einem Barden, wie Ossian, verewigt zu werden! — Noch leben die Lieder des göttlichen Sängers in dem Munde der Kaledonier, haben sich von dort aus über die ganze gebildete Welt verbreitet, und werden leben und gefallen, so lange es Menschen giebt, die ein Herz im Busen tragen!“ —

Konstantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.



Zweiter Jahrgang.
Fünftes Heft.

St. Petersburg und Penig,
bei F. Dienemann und Comp.

Inhalt.

Konstantinopel

und

St. Petersburg.

Fünftes Heft. 1806.

I.

Blicke in die Vorzeit von Konstantinopel.

Anziehend ist es wohl für Jeden, der über den Raum der Gegenwart hinaus sieht, und mit reinem wahrheitsforschenden Blicke, Welt und Menschenleben, in seinem bunten wechselnden Farbengemische zu beobachten strebt, unter den Trümmern der Vorzeit zu wandeln, durch die Nebelhülle zu schauen, die die grauen Denkmäler des Alterthums birgt, und am Sarkophage der entschlafenen Vorwelt ernsten hehren Betrachtungen über den Wechsel der Dinge, wie er hinabstürzt in den unaufhaltsamen

Strom der Zeit, was der Ewigkeit zu trotzen schien Raum zu geben. Besteigen wir doch so gern die hohen Altäre der Natur, auf denen die Zeit ihre Opfer verzehrte; schwingt sich doch so gern der Flügel der Fantasie in die dunkeln Räume der modernden Vergangenheit hinüber, wenn wir die Ruinen zerstörter Burgen und Vesten betreten; kann doch da schon ein Stein mit alter Mönchsschrift, ein Mauerstück mit eingegrabenem Heldenwappen unsere Aufmerksamkeit reizen und beschäftigen, da doch nichts mehr da ist, was wir von diesem Eigenthum der Vorzeit, in der Gegenwart, der Vergangenheit gegen über stellen könnten! Um so wichtiger muß es daher — besonders für den Forscher des Alterthums seyn, Kenntniß zu erlangen, von den Denkmälern der an Kunstproduckten und Kunsttalenten so reichen Vorzeit, in einer kleinen Welt wie sie ehdem war, als sie das Centrum der bewohnten seyn wollte, und daher alles was Kunst, Ueppigkeit und Luxus nur Sinnreiches aufbieten konnte in ihren Schoos aufnahm, und die, wenn gleich mit gesenktem Herrscherstabe, doch jetzt noch an Prachtfülle und Seltenheit, an Umfang und Größe, am äußern, Augen und Sinne blendendem Glanze auf dem Erdboden vergeblich ihres Gleichen sucht! Sollt' es also überflüßig seyn, den Blick der Leser, der auf dem Konstantinopel des neunzehnten Jahrhunderts weilt, einmal auf die Zeit zu lenken, als diese glänzende Metropolis den stolzen Namen des neuen Roms

erhalten hätte, und nicht mehr von der Tiber, sondern vom thrazischen Bosporus die bewohnte Welt ihre Gesetze empfieng? –

Ich liefere keine Skizze eines Gemäldes, auch keine topographische Uebersicht über das kolossalische Byzanz wird man von diesem Aufsatz erwarten können; die Hand der Zeit hat zu viel in diesem Gemälde verwischt, der veränderte Szepter Stambuls so vieles ganz umgestürzt, und die Spuren der Vorzeit verdrängt, daß sich jetzt nur Fragmente über Fragmente, über die Trümmer und die Spuren des ehemaligen Glanzes dieser berühmten Hauptstadt einer weltbeherrschenden Monarchie geben lassen. Aber sey es auch, daß der Blick der Leser, nur hin und her irren müßte unter den Prachtdenkmälern der alten Kaiserstadt; er kehrt dennoch vielleicht befriedigter zurück als aus der Stoa des systematischen Philosophen der ältern oder neuern Zeit. Das ästhetische Gefühl mit seinem unmittelbaren Interesse verschmäht den Zwang und die Fesseln einer steifen Form, und muß sich an den Kunstwerken des glänzenden Alt-Konstantinopels laben, wenn auch die Schilderungen nicht zur strengsystematischen Einheit verknüpft sind. —

Byzanz war bekanntlich wie Rom auf sieben Hügeln erbaut, obgleich ihr erster Erbauer Byzas, der Stifter der Kolonie, sich es wohl nicht träumen ließ, den Grund zu einer Nebenbuhlerin Roms

gelegt zu haben. Der erste Hügel der beim Plinius bald Chrysoceras, bald auri cornu (Goldhorn) heißt, und den Dionysius von Byzanz „das bospo„rische Vorgebirge" nennt, hatte die Ehre den Grundstein zu tragen, den man hier zur Erbauung der Stadt legte. Eine uralte Sage schwebt im Gewand der religiösen Mythe über diesem Anfange von Byzanz. Als man, sagt sie, bereits Anstalten getroffen hatte, die Kolonie in der Gegend von Semystra anzulegen, so flog plötzlich ein Rabe herzu, nahm einen Theil des Opfers das man, um den Segen der Götter zu erflehen, gebracht hatte, hinweg, und schwang sich mit demselben auf das bosporische Vorgebirge. Man glaubte hierin einen nicht undeutlichen Wink der Götter zu erblicken, und legte nun den Grundstein auf dem Vorgebirge des thrazischen Bosporus. Auf der Spitze desselben stand in den ältesten Zeiten der Altar der Minerva Ecbasia oder Egressoria. Dieser Beinamen deutet darauf hin, daß von diesem Altare die Kolonisten, nach gebrachtem Opfer ausgiengen, um für ihr in Besitz genommenes Eigenthum, wie für den vaterländischen Heerd zu fechten. Nicht weit von diesem Heiligthume Minervens war auch der alte Tempel des Neptuns (nachher einem berühmten Märtyrer Minas geweiht). Unter demselben in der Ebene waren Rennbahnen, und Fechtplätze für die Jugend.

Unter der Spitze des bosporischen Vorgebirges,

oder ersten Hügels, bildete der Meerbusen der Cera (des Horns) hieß, drei Hafen, die mit Thürmen und Dämmen vorzüglich aber durch die auf dem Vorgebirge stehende Zitadelle befestigt waren. Dieser erwähnt schon Xenophon bei Beschreibung der Eroberung von Byzanz, die unter seinem Kommando erfolgte. „Als die Unsrigen, sagt er, die Stadt „bereits erstürmt hatten, floh ein Theil der Einwohner auf das benachbarte (bosporische) Vorgebirge; und die welche sich nicht mehr zu Land dahin retten konnten, warfen sich in Fischer-Kähne „auf denen sie das Schloß, das den Meerbusen „deckt, zu erreichen suchten, wo sie von Chalcedo „Verstärkung und Hülfe abwarteten.“ Diese Festung blieb auch in der Folge unter den nachherigen Regenten von Konstantinopel der Schutz der Stadt und des Hafens, — man ließ sogar, um jeden Angriff von der See dadurch abzuhalten, und dem Feinde das Einlaufen in den Hafen zu verwehren, eine Kette von dieser Zitadelle bis zum Galatischen Kastell ziehn. Auch die Türken haben in folgenden Zeiten großen Werth auf diese Schutzmauer der Stadt gelegt.

Herodot erwähnt eines Tempels der Diana Orthosia, und des Bacchus in Byzanz; beide müssen auch auf dem ersten Hügel, oder dem bosporischen Vorgebirge gestanden haben. Darius ließ, nach Herodots Erzälung, als er den Pontus am Ufer

überschaut hatte, und zur berühmten Brücke, die er über den Hellespont hatte schlagen lassen, zurückgekehrt war, über den Bosporus zween Malsteine aus weißem Marmor aufrichten. In einen davon grub er eine Denkschrift in griechischer, in den andern, in assyrischer Sprache. Diese Denksteine brachten nachher die Byzantiner in die Stadt und legten mit einem davon den Grund zur Erbauung des Tempels der Diana Orthosia; den andern mit der Assyrischen Inschrift aber ließen sie neben dem Tempel des Bacchus liegen, von welchem weiter unten die Rede seyn wird.

Den Beinamen der Diana: Orthosia übersetzt Laurentius durch: erecta (die aufgerichtete, erhabene) doch richtiger scheint es, ihn durch erectoria oder erectrice zu erklären. — „Diana, „die aufrichtende, die erhebende," denn sie war die Schutzgöttin der Gebährenden sowohl, als der unglücklichen Flüchtlinge. Man findet dies durch die Fabel von Teuthras, König in Mysien, bestätigt. Ein Eber verfolgt vom Könige und seiner Jagdbegleitung, rettete sich wie die Sage berichtet, in den Tempel der Diana Orthosia, und ließ aus demselben eine menschliche Stimme und die Worte hören: „schöne o König, was die Göttin schützt!" Aber Teuthras tödtete das Thier, welches Diana so übel aufnahm, daß sie den König mit einem fürchterlichen Ausschlage und dem Verlust seines Ver-

Landes bestrafte. Er irrte gleich den wilden Thieren in den Wäldern herum. Endlich befreite ihn seine Mutter Lysippa, der das Unglück ihres Sohnes sehr zu Herzen gieng, durch die Befolgung des Raths, den sie vom weisen Polyidius erhalten hatte, den Zorn der Göttin durch gewisse Opfer zu versöhnen, errichtete der Diana Orthosia dankbar einen Altar, und ließ ihr zu Ehren einen goldenen Eber mit einem Menschenkopf verfertigen und in dem Heiligthum der Göttin aufstellen.

Nur zu bald verlöscht die Fackel der ältesten Geschichte Konstantinopels am bosporischen Vorgebirge; denn so lange Rom die berühmte Metropolis war, konnte Byzanz als unbedeutende Provinzialstadt die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber noch nicht sehr reizen. Jetzt erfolgte nun gar ihre Zerstörung durch den Kaiser Severus, wodurch sie noch mehr in Vergessenheit gerieth. Als aber Konstantin der Große sie unter dem Namen Neu-Rom wiederherstellte, seine Residenz hier aufschlug und sie zum Mittelpunkt seines kolossalischen Reichs erhob, da zündete auch die Geschichte wieder ihr Licht am verlassenen bosporischen Vorgebirge an, und die Schriftsteller wetteifern nun in der Darstellung und Schilderung der prachtvollen Hauptstadt.

Konstantin, dessen Lieblingsidee es war, seine neue Schöpfung der Nachwelt so glanzvoll als möglich zu hinterlassen, und so seinen Ruhm zu verewigen, glaub-

te dies nicht sicherer bewirken zu können, als wenn er Rom, das prächtige Rom zum Modell seiner neuen Hauptstadt machte. „Wenn es unter mir," dachte er, „nur erst ein Rom ist, so wird es nach„her bald mehr als Rom werden." Und so wurde denn Konstantinopel, ganz nach jenem geformt. Rom war in vierzehn Regionen (κλιματα) eingetheilt auch Konstantinopel erhielt diese Eintheilung, der auch wir nun folgen wollen. Die vier ersten Regionen blieben am ehemaligen ersten Hügel von Byzanz, und sezten den zweiten damit in Verbindung.

Unter den Merkwürdigkeiten der ersten Region zeichneten sich nun vorzüglich die Palläste der Placidia Augusta, Tochter Theodosius des Großen, der edlen Marina, der Tochter des Arkadius, die Arkadischen Bäder und die zwei immerfortlaufenden Hallen, vor andern Sehenswürdigkeiten aus, die alle schon längst ein Opfer der Zeit und der Zerstörung geworden sind.

Wir verweilen lieber zuerst bei den Arkadischen Bädern, dem Ort orientalischer Ueppigkeit und Reize, den Anadyomene selbst an der Grazienhand nicht würde verschmäht haben, wo Kunstgeschmack und Schönheitssinn die reichste Befriedigung fand. Denen die aus dem Propontis nach Konstantinopel schifften, lagen diese Bäder auf der Morgenseite der Stadt. Schon der Vorhof der am Meeres-

strande die Schiffenden empfieng und zu der süße-sten Erquickung des glühenden Orients einlud, gewährte den prachtvollsten Anblick; denn die kostbarsten Säulen von Korinth und Marmorstatüen, womit der Boden, wie besäet war, ließen dem entzückten Auge beinahe keinen Ruhepunkt übrig — die sanftesten Lüfte wehten vom Strande des hier ruhigströmenden Meeres herüber, — der majestätische Anblick der von Flaggen und Wimpeln wimmelnden See — der funkelnde Glanz der prachtvollen Umgebungen, die nicht minder als die Strahlen des wetteifernden Sonnenmeeres blendeten: das alles mußte berauschend einwiegen in jenes seligtrunkene Entzücken das der Anblick und Genuß vereinigter Natur- und Kunstschönheiten erweckt. Man glaubte in der höchsten Ueberraschung sich nach Athen versetzt, unter dem Schauen dieser Kunstwerke eines Phidias, eines Lysipps, eines Praxiteles. Vor allen glänzte die Statue der Kaiserin Theodora hervor, die man auf einer erhabenen Purpur-Säule in ihrem Kaiserschmuck erblickte; die Stadt hatte ihr diese Statue errichten lassen, um ihr für die Wohlthat der angelegten Bäder Dank abzustatten. Schön war das Bild, aber schöner noch soll das Original gewesen seyn, und die Geschichtschreiber erschöpfen sich in der Schilderung der Reize dieser majestätischen Regentin so sehr, daß sie versichern: die Sprache sey zu arm sie zu schildern, und der Pinsel keines Malers geschickt

genug, ihr Bild zu zeichnen. Außerdem befanden sich hier noch die Statue der Arkadia, zweiter Gemahlin des Kaisers Zeno, zwei Bildsäulen der Verina, Gemahlin Leo des Großen, und unzählige andere. Sie waren alle aus Carariſchem Marmor verfertigt, mit Erz und Silber ausgeschmückt, und der ganze Platz, den Justinian angelegt hat, bildete eine Silberfläche, die die Sonne mit ihren goldnen Strahlen glanzvoll übergoß. In den verschiedenen Gemächern der Bäder herrschte orientalische Ueppigkeit, Wohlgerüche dufteten dem Kommenden entgegen, und jeder Fußtritt glitt über glänzenden Marmor hin.

Diese Bäder hat Arkadius anlegen lassen, daher sie auch den Namen führen. Cedrin behauptet das Gebäude sey Xerolophus genannt worden; hätte dies seine Richtigkeit so würde aus dem Namen folgen was auch von einigen versichert wird, die Arkadianá seyen keine nassen, sondern trocknen Bäder gewesen, in denen man sich nur mit wohlriechenden Salben benetzte — ein reizender Sinnengenuß für den reichen und üppigen Morgenländer; vielleicht war wohl beides hier mit einander vereinigt. Suidas meldet, es sey ehdem der ganze Platz einem Orakel geheiligt gewesen, wo von einem Dreifuß Pythia Antworten ertheilt habe: Constantin habe es zerstören und den Platz leer stehen lassen worauf Arkadius, wegen der reizenden Lage

desselben auf den Gedanken gekommen sey hier öffentliche Bäder anzulegen, deren sich die kaiserliche Familie und die Vornehmen und Angesehenen der Stadt bedienten; für die Aermern und Geringern waren schlechtere Bäder da, die die Geschichtschreiber durch das Wort balnea von den thermis (den kostbarern Bädern) unterscheiden. Oft gebrauchen sie auch die Worte balnea und pristina zur Bezeichnung der Bäder die ein Privateigenthum waren, um davon die thermas, als Eigenthum des Staats oder der Regenten zu unterscheiden.

Die zwei Säulengänge, die in dieser Region sich befanden, hießen wohl deswegen porticus perpetuae (immerfortgehende,) weil sie nicht wie die übrigen Hallen der Stadt, mit den Häusern verbunden, sondern davon getrennt waren und in langer Reihe einen großen Theil dieser Region durchschnitten. Sie waren zum Spatzierengehn bei schlechtem Wetter, und zur Meditation der Philosophen und Gelehrten bestimmt, und mit marmornen und silbernen Bildern ausgeschmückt, wurden aber mehrmals ein Opfer der zerstörenden Flamme.

Die sogenannten vier Stuffen, deren in dieser Region erwähnt wird, waren Stuffen die zu einem Tribunal führten, auf dem aber nicht die Gerechtigkeits- sondern die Armenpflege thronte. Konstantin der Große ließ nehmlich täglich eine große Menge Brod, Wein, Fleisch und Oel unter die Ar-

men der Residenz austheilen: diese Austheilung geschah auf dem Tribunal der vier Marmorstuffen, und das Brod, das die Dürftigen hier empfiengen, wurde daher panis gradilis (das Stuffenbrod) genannt. Die Kuratoren der Regionen besorgten diese Vertheilung. Denn alt, und noch vom Augustus herrührend war die Einrichtung die auch Konstantin in seinem Neu-Rom beibehielt, daß jede Region der Stadt einen Kurator haben mußte, der aus der Mitte des Volkes gewählt wurde, nur für das Beste der Bewohner seiner Region zu sorgen. Sie mußten die Streitigkeiten, die in ihrem Bezirke vorfielen, schlichten, für Ruhe und Ordnung sorgen, und sich der Waisen und Armen annehmen. — Unter dieser höchsten Bezirksobrigkeit standen als Subalternen, die Kollegiaten, denen die Sorge für die Sicherheit der Gebäude, und die Verhütung ausbrechender Feuersbrünste oblag, weil dies Element von jeher die fürchterlichste Zerstörung in Konstantinopel angerichtet hat. Die Kollegiaten waren aus fünf und dreißig Hantwerkerzünften ausgewält, die von allen übrigen Frohndiensten frei waren. Ihre Zahl war auf 563 festgesetzt, und nach einem von Theodosius gegebenen Gesetz durfte sie weder vermehrt noch vermindert werden. Auch diese Einrichtung stammte von Rom und vom Kaiser Augustus her; dort war diese Feuerwache aus sieben Kohorten Freygelassener gebildet, über die der praefectus vigilum das Kommando führte. Die eigentliche

Polizeiaufsicht führten unter der Oberaufsicht des Kurators der Region, die Vikomagistri oder Polizeioffiziere, welche die nächtlichen Unruhen und Exzesse verhüten, und begleitet von Soldaten, Patrouille gehn mußten. — In der ersten Region Konstantinopels wurden fünf und zwanzig Kollegiaten, und fünf Polizeioffiziere, und zu den Zeiten des Arkadius hundert und achtzehn Palläste und ansehnliche Gebäude gezählt. Ihre Lage mußte sehr reizend und anmuthig seyn, da die ganze erste Region Konstantinopels die Spitze des ersten Hügels umgab, wo von drei Seiten das wogende Meer ihn umströmte. Die zweite Region, welche die alte Zitadelle und die Umgebungen der Sophienkirche enthielt, senkte sich langsam vom Hügel, zu steilen Abgründen des Meeresufers herab. An dieser Region konnte kein Schiff landen, hier nichts vom Meere ans Land kommen. Die Sophienkirche, ehemals ecclesia magna genannt, das Senatsgebäude, die Bäder des Zeuxipps verdienten unter den Denkwürdigkeiten der zweiten Region einen vorzüglichen Platz.

Die Bäder des Zeuxipps sollen ihren Ursprung dem Kaiser Severus, nach den Berichten anderer Geschichtschreiber aber dem Zeusipp, Statthalter über Macedonien und Thrazien, der sich durch seinen Eifer in der Christenverfolgung unter Nero zu Byzanz furchtbar machte, verdanken; noch An-

dere versichern, diese Bäder seyen dem Jupiter Zeuxippus, in dessen Tempel sie angelegt wurden, zu Ehren so genannt worden. Die hier erbauten Kolonaden, Badegemächer und Gebäude übertrafen beinah an Pracht der äussern Form, die Arkadischen Bäder. Es muste daher auch eine jährliche Kontribution zur Erhaltung und Ausbesserung dieser Bäder entrichtet werden, die ursprünglich für das kaiserliche Militair, und die in Konstantinopel garnisonirenden Truppen bestimmt waren. Sie befanden sich in der Nähe der Sophienkirche, und wurden daher auch mit dieser ein Raub des unter Justinian ausgebrochenen grossen Feuers, das in den vier ersten Regionen der Stadt mit gräßlicher Zerstörungsfackel wüthete. Cedrin erwähnt vorzüglich der prachtvollen Kunstwerke, die hier in den Badehallen dem Auge sich darboten — marmorne und eherne Statüen, die Büsten verstorbener berühmter Männer standen da als lebten sie, z. B. Homer in der Stellung, wie er scharf über etwas nachdenkt, und die Hände unter der Brust faltet, — sein Haupt war beinah ganz kahl, seine Miene ernst und finster, das Symbol des Alters und tiefsinniger Betrachtungen — seine Nase war proportionirt — seine Augen, schienen wie es bei Blinden bemerkt wird, nach den Augenliedern aufwärts gerichtet, festzustehn; über der Tunika trug er einen Mantel, ein stählerner Riemen wand sich um seine Füsse. Die berühmtesten Redner, Dichter, Philosophen der Vor-

zeit, vom Nachruhme vergötterte Herren, Götter und Halbgötter schienen das Elysium und den Olymp verlassen und die Wohnungen der Oberwelt besucht zu haben, denn die Kunst hatte die höchste Täuschung hier versucht. Man sah die Statüen und Büsten des Deiphobus, des Aeschines, Demosthenes, Aristoteles, Euripides, Hesiodus, Theokrits, Simonides, Anaximenes, des Chryses, Plato's, Perikles, Pythagoras, Stesichorus, Demokrits, Isokrates, Amphiaraus, Heraklits, Menanders, Thuzydides, Herodots, Pindars, Xenophons, Alkmäons, Pompejus, Virgils, Milos, des Dares, des Entells, Charidem's, Melamps, Panthous, Demogerons, des Calchas, Pyrhus, der Amymone, der Sappho, des Apollo, der Venus, des Aeneas mit der Kreusa, der Helena, des Paris, des Ulysses, des Julius Cäsars, der Herinna, des Terpanders, des Herkules, der Aurora, der Hekuba, Kassandra, Polyxena, des Ajax, der Oenoe, des Serpedons, des Achills, Merkurs, Apulejus, der Diana, des Pherezydes, Kratins, Amphytrions, und noch vieler anderer minder berühmter Weisen und Helden der Vorzeit. Welch ein Pantheon! Wie viel hat hier ein wüthendes Element zerstört, und der Kunst späterer Zeiten geraubt! Welch ein labender Aufenthalt muß nicht das Bad für den gebildeten Freund der Künste und des Geschmacks gewesen seyn!

Das Senatsgebäude war von Konstantin

dem Großen nach dem Modell des römischen Senats erbaut. Es wurden auch hier am 13. Januar jedes Jahres, die Solennitäten begangen, die die Geschichte Roms erzählt. Unter Justinian brannte dies Gebäude ab, wurde aber von diesem Regenten nachher in der vierten Region am Forum Augusteum wieder prachtvoller aufgebauet.

In der Gegend des Sophientempels befanden sich die Hospitäler des Sampson und Eubulus, zweier frommen Männer, die hier Gebäude für Arme und Kranke errichteten und mit allen Bequemlichkeiten versahen. Sie wurden aber mit dem Tempel, in dessen Nähe sie standen, in jenem Aufruhre den der wüthende Pöbel über die Verbannung des Johannes Chrysostomus unter Justinian erregte, eingeäschert. Kaiser Julian ließ eins wieder aufbauen, dotirte es mit jährlichen Revenüen und dehnte seine Bestimmung weiter aus. Außerdem ließ er auf Antrieb, der Kaiserin Theodora, diesem Hospital gegenüber, noch zwei kleinere in den Häusern des Isidor und Arkadius anlegen.

Merkwürdig war aber in dieser 2ten Region noch, die auf der Mittagsseite der Sophien-Kirche gestandene Statüe der Eudoxia Augusta, Gemalin des Kaisers Arkadius, die zu dem berüchtigten Aufruhr wegen des Chrysostomus, wodurch die prachtvollsten Werke der alten Bau- und Bildhauerkunst der verzehrenden Flamme Preis gegeben

wurden, Veranlassung gab. Dieser Statue nehmlich, die durchaus von Silber, und nur durch einen breiten Weg von der Sophien-Kirche getrennt war, wurde häufig vom Volke applaudirt, und um sie herum belustigten Tänzer, Gaukler und Mimiker das Publikum. Man war von alten Zeiten her gewohnt, den Bildsäulen der Regenten eine Art von Verehrung zu beweisen, und davon wollte auch, als die christliche Religion die herrschende wurde, das Volk nicht abweichen. Johannes Chrysostomus fand dies aber den Grundsätzen des Christenthums gänzlich zuwider, und gerieth über diese abgöttische Gewohnheit in den heiligsten Eifer. Er hielt eine öffentliche Rede, worin er alle diejenigen heftig tadelte, die an diesen zu Ehren einer Bildsäule gefeierten Spielen und Tänzen Antheil nahmen. Hierdurch fand sich Eudoxia sehr beleidigt, und schickte den Chrysostomus ins Exil. Aber nun war auch die Losung zu allgemeiner Empörung gegeben, denn Chrysostomus war der Abgott des Volkes. Feuerbrände flogen nun in die kostbarsten öffentlichen Gebäude, und die Mordfackel wüthete tagelang in den Händen des unsinnigen Pöbels.

Auch diese Region hatte vier Marmorstuffen zur Allmosenvertheilung, gegen 98 Palläste und grosse Häuser — vier grosse Kolonaden, 13 Privatbäder, und von 35 Kollegiaten und fünf Polizeioffizieren, wurde für öffentliche Ruhe und die Sicherheit der Gebäude gesorgt.

Die dritte Region der Stadt umfaßte den 1ten Hügel, da wo er von einer weiten Fläche, auf dem die Rennbahn sich befand, sich sanft herab zum Meere hinneigte, und sich mit der Ebene der vierten Region, die an den zweiten Hügel grenzte, verband. Sie enthielt unter andern Sehenswürdigkeiten den Pallast der Pulcheria Augusta, der Schwester des jüngern Theodosius, welche, wie die Geschichte oder — die Legende, sagt, Jungfrau geblieben seyn soll, ob sie sich gleich mit dem Nachfolger ihres Bruders, Marzian vermählt hatte: den Hafen des Julians, die mondförmige Halle, welche die Gestalt des griechischen Sigma (C wie das griechische Σ ehedem geschrieben wurde) hatte, und den circus maximus oder die große Rennbahn.

Diese leztere, einer der berühmtesten Pläze Konstantinopels soll nach Zonaras von Sever, nach seiner Wiederaussöhnung mit den Byzantinern angelegt worden seyn; andere Historiker aber, unter denen Zosimus den meisten Glauben verdient, versichern, der Zirkus rühre von Konstantin dem Großen her, der ihn prächtig ausgeschmückt, und den Ort, wo die Tempel des Kastor und Pollux ehdem standen, deren Statüen noch bis auf die Zeiten des jüngern Theodosius auf der Rennbahn standen, damit verbunden habe.

In dieses berühmten Zirkus Mitte thronte der merkwürdige Obelisk stolz und majestätisch emporge-

thürmt zum Wolkensitze — Jahrhunderte langsam wogend wälzten an ihm sich vorüber, und er stand wie ein Pfeiler der Ewigkeit — Verheerung, Flammen, umgestürzte Throne um ihn her, und er stand, ward bis ins vorige Jahrhundert zwischen Stambuls prachtvollen Moscheen und Minarets noch erblickt. Die ältesten Nachrichten erwähnen seiner in der fünften Region der Stadt; entweder muß man also annehmen, daß dieser Obelisk dort durch ein Erdbeben umgestürzt und erst späterhin auf den Zirkus gesetzt wurde, oder daß Konstantinopel mehrere Obelisken hatte, von denen der erwähnte späterhin in der fünften Region nicht mehr existirte. Das Leztere muß wohl als geltend angenommen werden, da man noch im 17 Jahrhundert zwei Obelisken in Konstantinopel fand, den einen innerhalb der kaiserlichen Burg, der viereckt, aus Thebaischem Steine verfertigt und vor den Glasoffizinen die zu der Kaiserburg gehörten, aufgerichtet war. Er maß 35 Fuß in der Länge, jede seiner Seiten war 6 Fuß breit, und der Umfang desselben betrug 24 Fuß. Ihn hat in der Folge Antonio Prioli, ein edler Venetianer gekauft, der ihn nach Venedig brachte, um ihn auf dem Stephansplatze dort aufzustellen.

Der Obelisk des Zirkus war das Ziel der Wettrenner, und ruhte auf vier breiten ehernen 1 ½ Fuß hohen Würfeln; und diese wieder auf einem Fundament von Stein, zu dem zwei Stuffen von der

Erde führten. Die unterste war einen, die obere aber zwei Fuß hoch, — diese Stuffen waren dem Piedestal angesetzt, wie die Stuffen zu einer Rednerbühne; das Piedestal selbst hatte eine Höhe von 4 Fuß und acht Zoll, und war auf allen vier Ecken 12 Fuß breit. Auf allen Seiten desselben waren Bildhauerarbeiten sichtbar. Auf der mittäglichen zeigten sich zwei- und vierspännige Wagen, jeder von einem Fuhrmann gelenkt.

Darüber waren zwei Wettrenner zu Pferde, drei zu Fuße, drei vornehme Römer in der Toga sichtbar, und vier Säulen in einem Viereck, welche das Gesimse des Obelisken trugen. Auf der nördlichen Seite wären fünf und dreißig mit der Toga bekleidete Römer eingehauen. Auf der westlichen Seite standen unten neun Männer, die knieend vor einem Monarchen Geschenke überreichten, der erhabener mit einem Gefolge von sechszehn Vornehmen stand. Auf der Morgenseite sah man unten sechszehn Personen, theils männlichen, theils weiblichen Geschlechts, theils tanzend, theils Instrumente spielend, über denen Zuschauer sichtbar waren: und über diesen waren noch 20 Statüen eingehauen, von denen die mittelste eine Krone in der Hand hielt. Die Aufrichtung dieses ungeheuren Obelisken soll außerordentliche Zeit und Mühe gekostet haben.

Den zweiten Rang unter den Merkwürdigkeiten des Zirkus behauptete der aus mehrern Steinen

zusammengesetzte Koloß, der auch in der Mitte der Rennbahn stand, und ebenfalls im 17ten Jahrhundert noch in Konstantinopel existirte. Er war aus Quadersteinen verfertigt — einige behaupten aus Marmorplatten; allein, wie es aus einem an der Seite desselben lesbaren Epigramm zu sehen war, muß er in ältern Zeiten mit Platten von Erz geziert gewesen seyn, die durch Eisen daran befestigt waren. Dies zeigte sich an denen nicht blos am Stamme der Säule, sondern auch am Piedestal übriggebliebenen Oeffnungen, in welche, mit Blei befestigte Plättchen gelegt waren. Im 17ten Jahrhunderte war er seines Schmucks beraubt, und man konnte da nur noch den innern Bau der Steine bewundern. Er hatte die Habsucht der barbarischen Völker, gleich jenem Rhodischen Koloß erfahren müssen, den unter der Regierung des Kaisers Konstans, Enkels des Heraklius die Sarazenen, nachdem er dreizehnhundert Jahre gestanden hatte, wegrissen, und an einen Juden verhandelten, der das Erz davon auf 900 Kamelen fortbringen mußte.

Zum Konstantinopolitanischen Koloß führten drei Stuffen, die dem Piedestal angesetzt waren, wie beim Obelisk. Die erste war von der Erde zwei Fuß hoch, die zweite einen Fuß und zwei Zoll, und der 3te eben so hoch. Die Basis des Kolossen war ein viereckter Marmor, sieben Fuß und drei Zoll hoch, jede seiner Seiten enthielt zehn Fuß und 9 Zoll in die Breite. Dieser Koloß war noch hö-

her, als der Obelisk des Zirkus. Bei Schilderung dieser furchtbaren Höhe erwähnt ein älterer Geschichtschreiber einer schauderhaften Szene, wovon er Augenzeuge war. An einem berühmten Feste sah er einst zwei Gaukler auf die Spitze dieses Kolossen sich schwingen; der erste, der in dergleichen Künsten erfahrner war als der andere, kam glücklich hinauf und hinunter: der zweite aber weniger erfahren und beherzt, erklimmte zwar auch die Spitze; hier ergriff ihn aber beim Herabblicken ein Schwindel, und die Furcht nicht wieder herabkommen zu können — er stürzte sich daher, nur nicht auf den Einfassungen des Kolossen unfehlbar zerschmettert zu werden, sondern auf den weichen Sand zu fallen, so weit von demselben, als ihm möglich war, herab. Er kam auch mit den Beinen auf die Erde zu stehen, war aber augenblicklich todt.

Sieben hohe Säulen fesselten weiterhin in des Zirkus Mitte die Aufmerksamkeit des Beobachters. An einer derselben, die aus Arabischem Marmor verfertigt war, 16 Fuß und acht Zoll im Umfange hatte, war vom Pascha Ibraim die eherne Statue des Herkules — eine ungarische Beute — aufgestellt. Dieser der in seinem Leben so weit umherzog, um Ungeheuer zu bekämpfen, mußte auch nach seinem Tode noch sich wacker herumtummeln, bis endlich Türken, diese Feinde aller Statüen, der Bau- und Bildhauerkunst, nach Ibraims Tode ihn überwanden, und seine in Erz fortgepflanzte Existenz

endigten, indem sie die Statüe an der viel Erz zu verkaufen war, verhandelten. Ein Sieg, der ihnen ungefähr eben die Ehre macht, als jenem Diagoras die Ueberwindung eines mit vieler Kunst in Holz gearbeiteten Herkules. Er fand ihn, wie man erzält, als er Holz nöthig hatte, um sich ein Linsengericht zu kochen, schlug ihn in Stücken, machte Feuer da mit an, und sagte dabei: „O Herkules! „der du zwölf Kämpfe siegreich bestandest, bestehe „jetzt auch den dreizehnten ruhmvoll, und — koche „mir meine Linsen!" Merkwürdig genug, daß diesem Gerichte von jeher so große Opfer gebracht worden sind!

An der zweiten Säule, die in jener Reihe stand, zeigten sich in den Aushölungen drei Schlangen, die in einander gewickelt, sich bis zur Spitze emporwanden, und oben dreiköpfig hervorragten. Diese Säule hat den Geschichtschreibern zu mancherlei Deutungen und Muthmaßungen Anlaß gegeben, die aber alle im Dunkeln schweben. Am bestimmtesten erklärt sich darüber Eusebius, wenn er sagt, daß Konstantin in einer gewissen Gegend von Konstantinopel den Smynthischen Apoll aufgerichtet, und auf der Rennbahn über den Dreifuß der Pythia gestellt habe, um den sich eine Schlange in Krümmungen wand. Daraus läßt sich denn mit Wahrscheinlichkeit schliessen, daß dieser Dreifuß über jene eherne Säule mit den drei Schlangenköpfen gestellt worden sey, wie es zu Delphis war, wo, wie Hero-

dot erzählt, der aus der Persischen Beute verfertigte goldne Dreifuß auf eine dreiköpfige Schlange gesetzt wurde.

Endlich folgten noch fünf Säulen, die in gerader Richtung mitten durch die Rennbahn hinstanden.

Auf der südwestlichen Seite des Zirkus, wo er an das Mar di Marmora stößt, erblickte man siebenzehn Säulen von weißem Marmor, deren Piedestal acht und zwanzig Fuß hoch war. Sie sind unter dem Sultan Soliman, im 17. Jahrhundert umgestürzt, und theils zur Bedeckung des Fußbodens in den Bädern, theils zur Erbauung von Mauern verwendet worden.

Außerdem sah man auch noch eine grosse Menge steinerner und eherner Rosse, von denen 4 vergoldet und mit außerordentlicher Kunst verfertigt waren, die aber von den Barbaren aus Konstantinopel hinweggeschleppt seyn sollen. — Die Statüen vieler Regenten, unter andern des Kaisers Justinian, wie auch vieler Eunuchen, die damals bei den Konstantinopolitanischen Kaisern in grossem Ansehn standen. Unter andern sah man den Eunuchen Plato, der unter der Regierung des Basilius verbrannt wurde. Obgleich, an der Brust dieser Bildsäule die Warnung eingegraben war, niemand solle bei Strafe des Stricks diese Statüe an einen andern Ort versetzen; so wurde sie doch in spätern Zeiten aus dem Tempel des Prokops, wo sie sonst stand,

als dieser ausgebessert wurde, auf den Zirkus gebracht. Man schien also zu glauben, daß nach dem unglücklichen Ende des Eunuchen auch das kaiserliche Verbot seine Kraft verloren habe.

Dieser glänzende Zirkus, den außerdem noch zahllose Statüen von Fechtern, Wettrennern, Roß- und Wagenlenkern zierten, war schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts öde, leer, und alles seines Schmuckes beraubt. Auch in der Geschichte der griechischen Monarchie ist er durch den berühmten Triumph verewigt, den darauf Belisar über die Besiegung der Vandalen feierte. Eine Denkmünze erhält das Andenken dieses prachtvollen Triumphs, dessen Veranlassung noch auf einige Zeit dem griechischen Kaiserthrone eine Stütze lieh. Auf der einen Seite dieser Münze empfängt Kaiser Justinian den triumphirenden Feldherrn; auf der Kehrseite findet sich das Brustbild des letzteren mit den Worten: Belisarius Romanorum gloria (Belisar der Römer Ruhm.)

Noch erwähnt Prokop auf dieser großen Rennbahn des sogenannten wasserblauen Säulenganges (porticus Venetia) für die factio Venetia d. i. eine Parthei römischer Wagenrenner, die sich durch wasserblaue Kleider auszeichneten; und eine Halle für die factio prasina, oder die in lauchgrünen Kleidern beim Wettrennen erscheinenden römischen Wagenrenner.

Ungern trennt sich mein Blick von diesem glanzvollen Zirkus, dem Zusammenfluß aller kostbaren Werke der alten maßiven Bildhauerkunst; aber er irrt nicht lange unstätt, es fesseln ihn zwei heilige Gebäude, deren prächtige Kuppeln die vom Propontis herüberfunkelnde Morgensonne vergolden: der eine Tempel war von Justinian erbaut, und den beiden Apösteln Petrus und Paulus, der andere den Märtyrern Sergius und Bacchus geweiht. Von beyden gab keiner dem andern an Schönheit etwas nach — der Schimmer ihres Marmors und Goldes verdunkelte der Sonne Glanz — mit Prachtgeschenken war einer gleich dem andern angefüllt, nur unterschieden sie sich durch ihre Bauart; der erstere nehmlich stand in gerader Linie, der zweite ruhte auf einem Halbzirkel von Korinthischen Säulen. Sie wurden für die prächtigsten Tempel der Stadt, den Sophientempel ausgenommen, gehalten. Justinian ließ ihnen noch ein Kloster anbauen, das er mit den vornehmsten Geistlichen besetzte. Der Tempel des Petrus und Paulus war im 17. Jahrhundert nicht mehr vorhanden, wohl aber noch der des heiligen Sergius und Bacchus, dessen Namen die Griechen beibehielten: im Gebrauch haben ihn die Moslemims, er ist jezt in eine Moschee verwandelt. Er war rund in spätern Zeiten, mit einer Kuppel von Ziegelsteinen bedeckt, und ruhte auf 8 Pfeilern. Zwischen diesen standen eine doppelte Reihe Jonischer Säulen — die erste Reihe enthielt 16 Säu-

len, wovon 6 grün, und 10 weiß und roth gefleckt waren: die zweite 18, von ihnen waren 8 von grüner und 10 von weißer und rother Farbe. Weinrancken und Rebenblätter wanden sich an ihnen hinauf, zur Erinnerung an den Namen Bacchus.

Von diesem Tempel, in dessen Nachbarschaft das Haus des Hormisdas, die Wohnung Kaiser Justinians, ehe er die Regierung antrat, sich befand (ein Gebäude in dessen Ausschmückung sich die volle Prachtliebe eines künftigen Thronerben erschöpfte, und das in der Folge durch einen Portikus mit dem Kaiserpallast von Justinian verbunden wurde) näherte man sich dem Hafen des Julians, vorher der neue Hafen genannt. Julian hat ihn angelegt, Justin, Justinians Enkel, ließ einen Pallast neben demselben erbauen, verschönerte und verbesserte den Hafen, und errichtete in der Mitte desselben zwei Säulen, die eine sich, und die andere seiner Gemalin Sophia zu Ehren, wovon der Hafen auch den Namen des Sophienhafens erhielt. Aus ihm lief Belisar mit seiner Gemalin Antonina zur Expedition gegen die Vandalen aus. Zu Prokops Zeiten stand auch noch eine der Märtyrerin Thekla geweihte Kapelle am Strande dieses Hafens.

Ungewiß ist es, ob in der 2ten oder 3ten Region der Stadt sich der Ort befand, dessen die Schriftsteller unter dem Namen Pyktazia erwähnen, und der seiner originellen Bestimmung wegen, der Erinnerung werth ist. Hier nehmlich stand eine Säule,

welche die Statüe des Kaisers Leo, Gemahls der Verina trug, und die dessen Schwester Euphemia neben ihrer Wohnung hatte aufrichten lassen. Dahin soll Kaiser Leo jede Woche gegangen seyn, um seine weise und fromme Schwester zu besuchen. Alle Gekränkte, Beleidigte und Unterdrückte, alle die Beschwerden, von welcher Art sie seyn mochten dem Kaiser vorzubringen hatten, durften an den Stuffen dieser Säule ihre Bittschriften niederlegen. — Kaiserliche Trabanten mußten sie bewachen, sammeln, und sie dem Kaiser, sobald er an dieser Säule erschien überreichen; worauf denn jedesmal sogleich einem jeden Bittenden Resolution ertheilt wurde. Dies hat wahrscheinlich zur Benennung Pyktazia Anlaß gegeben, da Pyktazia oder Pittazia, sehr gut Bittschriften bedeuten kann. Noch jetzt bezeichnet der Ausdruck Pyktazia bei den Griechen: Briefe. Wäre die Aussage eines alten anonymen Schriftstellers über Konstantinopel richtig, daß auf dem erwähnten Platze die Gemahlin des Arkadius Eudoxia ihre Statüe von Silber habe aufrichten lassen; so müßte jene merkwürdige Säule des Leo in der Nähe der Sophien-Kirche, also in der zweiten Region gestanden haben, wo die Statüe der Eudoxia sich befand.

Der gedachten heiligen Euphemia, die Leo zu Pyktazia wöchentlich besuchte, weil er die fromme und weise Schwester sehr liebte, war auch in dieser Region der Stadt ein Tempel erbaut, den aber

Konstantin Kopronymus, dieser Bilderstürmer, in ein Zeughaus verwandelte. Die heiligen Ueberreste des Tempels, unter denen sich auch die Statüe der Euphemia befand, die sie selbst darin hatte aufrichten lassen, ließ er ins Meer werfen.

Diese Region enthielt gegen 90 größere Häuser und Palläste, 11 Privatbäder, hatte ein und zwanzig Kollegiaten und fünf Polizeioffiziere. Außer dem befanden sich darin sechs öffentliche Kolonaden, unter denen die halbrunde oder mondförmige Halle, welche Sigma hieß, sich auszeichnete. Dieses Sigma muß man aber nicht mit einem gewissen andern Orte in Konstantinopel verwechseln, dessen Cedrin erwähnt, wenn er erzählt, daß hier der Kaiser Michael geblendet worden sey, und daß der Eunuch Chrysaphius Zomas die Statüe des jüngern Theodosius daselbst errichtet habe, nicht weit davon aber von Konstantin dem Großen der Tempel des heil. Stephanus erbaut worden sey: — eben so wenig mit dem Tempel der heiligen Jungfrau, den, nach Angabe eben dieses Cedrins Basilius von Mazedonien hier von Grund aus wieder habe aufbauen und Sigma nennen lassen. Jener Platz hieß nicht Sigma, sondern Segma, weil unter der Regierung des Basilius ein großes Erdbeben entstand, das den auf diesem Platze gestandenen Tempel des heiligen Polyklets umwarf, und alles was darin war, zerschmetterte.

Die vierte Region der Stadt bildete ein läng-

liches Thal, das links und rechts vom ersten und zweiten Hügel eingeschlossen war, und sich endlich in einer weiten Fläche endigte. Der Anfang dieser Region ward durch einen goldnen Meilenweiser bezeichnet. Auch zu Rom war ehdem eine Meilensäule, die Augustus auf dem Markte hatte aufrichten lassen, von der alle Wege und Landstraßen, die durch ganz Italien führten, ausgiengen und endigten, und hier zugleich bezeichnet wurden. Dieser Konstantinopolitanische Meilenzeiger bestand aber nicht aus einer einzeln stehenden Säule, sondern aus einem Gebäude, woran sich der goldene Meilenzeiger befand.

Diese Region zeichnete sich besonders aus, durch ihren weiten Umfang und ihre prachtvolle Gebäude, deren man 375 zählte. Es waren deswegen auch 40 Kollegiaten darin, nebst fünf Polizeioffizieren, vier große Kolonaden und 13 Privatbäder zählte man zu den Zeiten des Arkadius in der genannten Region. Unter den großen und öffentlichen Plätzen derselben behauptete das Forum Augusteum den ersten Rang. Prokop beschreibt dies Augusteum, dessen Name schon längst zu Konstantinopel verschwunden ist, am genauesten und behauptet, daß es vor der Kaiserburg, die aber auch schon lange nicht mehr existirt, gewesen sey. Allenthalben hätten es Marmorsäulen umgeben — auf seiner Morgenseite habe die Kurie oder das Prätorium, ein Werk Justinians, gestanden; eigentlich aber sey dies

Forum Augusteum durch die auf demselben gestandene Säule des Justinians, (die bei Cedrin Augusteum heißt) berühmt gewesen.

Sie stand auf der Spitze eines erhabenen Vierecks von sieben Steinen, deren jeder eine Stuffe ausmachte, und bequeme Sitze darbot, und war aus vielen großen Steinen zusammengesetzt, die überall eherne Platten und Kränze, theils zur Festhaltung, theils zur Auszierung umgaben. Das Erz daran war zwar von dunklerer Farbe als das reine Gold, gab ihm aber an Werth wenig, und dem Silber nichts nach. Auf der Spitze der Säule prangte die eherne Statüe des Kaisers zu Pferd. Die Figur des Pferdes war kolossalisch, und gewährte einen überaus erhabenen Anblick. Es sah nach Morgen hin, und schien vorwärts gehn zu wollen. Der linke Vorderfuß war aufgehoben zum Auftreten, der rechte fest auf den Stein gestemmt, die Hinterfüße zog es zum schnellen Trab zusammen. Die Statüe des auf dem Pferde sitzenden Monarchen, war eben so kolossalisch; er war in Achills Rüstung und hatte wie dieser, nicht Stiefeln sondern Sandalien an den Füßen: sein Blick war nach dem Orient gerichtet, zur Bezeichnung seines Feldzugs gegen die Perser. In der Linken hielt er eine Weltkugel — ein Symbol des Herrschers über die bewohnte Welt, Schwerdt und Speer hatte er nicht, aber ein Kreuz erhob sich über seinem Scheitel, zum Zeichen, daß er diesem, wie sein Ahnherr Konstan-

tin, seine Siege und den Thron zu verdanken glaubte. Die Rechte streckte er aus gegen den Orient, und schien dessen Bewohnern in majestätischer Stellung zu befehlen, in ihren Grenzen zu bleiben, und kein Vordringen zu wagen. Der glänzende Helm, der sein Haupt deckte, war eine persische Tiare, so wie sie in spätern Zeiten die Römer ihren Siegern aufsetzten. Nie sah man einen erhabenern Anstand, eine würdevollere Haltung des Körpers, nie mehr den Ausdruck stolzer hoheitsvoller Grösse und Majestät, als hier in diesem Bilde des berühmten Justinians, bei dessen Anblick man zweifelhaft war, wem man die erweckte Bewunderung zollen sollte, dem Künstler, der so viele Würde in ein steinernes Bild zu bringen, oder dem Monarchen, der dem Künstler die Begeisterung zu einer solchen Arbeit einzuflößen vermochte.

Zonaras meldet, daß Justinian diese Statüe im 17ten Jahre seiner Regierung an der Stelle habe aufrichten lassen, wo vorher die Säule stand, welche die Statüe des großen Theodosius trug. Sein Sohn Arkadius hatte sie aus Ehrfurcht gegen seinen Vater von Silber verfertigen lassen; sie soll 7400 Pfund gewogen haben. Justinian ließ diese Säule mit der Statüe seines großen Vorfahren umstürzen, um — die seinige an ihre Stelle zu setzen! So zertrümmerte von jeher die Nachwelt was die Vorwelt bauete; so ist es eine alte Erfahrung, daß der Nachfolger so gern umstürzt, was die

Vorfahren aufrichteten, und daß der Stolz, die Eitelkeit und die Ruhmsucht, oft nicht zufrieden mit der Palme die die Gegenwart reicht, gern über den Trümmern des Andenkens früherer Verdienste triumphiren möchte!

Das Silber von des berühmten Theodosius Bildsäule, bereicherte wahrscheinlich Justinians Schatzkammer; das Blei aber, das in großer Menge unter den Trümmern zum Vorschein kam, wurde zu Wasserleitungen gebraucht.

Merkwürdig ists doch, daß schon Justinian, er der als stolzer Sieger noch eine Weltkugel hielt, den nahen Sturz des Throns, der schon unter ihm wankte, nicht ahnend, unwissend über die unglückliche Politik des großen Theodosius, durch den Umsturz seiner Bildsäule zu zürnen schien! Aber auch über seinem Andenken und dieser That, schwebte die rächende Nemesis, und was er einem Theodosius that, wiederfuhr nicht gar lange nachher auch ihm. Barbarische Völker haben seine Statue, wodurch er die Theodosianische verdrängte, von ihrer Säule gerissen, sie ihres ehernen Schmucks beraubt, und nur die Säule noch einige Jahre stehen lassen. Endlich sank auch sie bis auf ihr Piedestahl, das späterhin zu einem Springbrunnen diente. An seinem Rande sprang Wasser aus Röhren und sammelte sich in ein großes Becken. Endlich wurde das Postament jener Justiniansäule gänzlich weggeschafft, und das Wasserbehältniß sammt seinen Röhren erwei-

tert. Die Vernichtung der Statüe aber, die lange in dem kaiserlichen Pallast aufbewahrt wurde, berichtet ein Augenzeuge aus dem 17ten Jahrhundert, der sie in die Schmelzöfen bringen sah, wo sie das Schicksal erfuhr, in Kanonen und Mörser verwandelt zu werden. Er hatte Gelegenheit hier das Kolossalische dieser Bildsäule noch in ihren Trümmern zu bewundern: der Schenkel Justinians hatte mehr als Mannesgröße, die Nase — gleichförmig dem Ganzen, war über 9 Zoll lang, eben so hoch auch des Pferdes Hufe.

Den Namen: Augusteum hatte übrigens jene berühmte Statüe Justinians von dem grosen Platze auf dem sie stand, erhalten, der das forum Augusteum hieß, weil in jedem Jahre am funfzehnten Oktober die 14 Kuratoren der 14 Regionen Konstantinopels, auf diesem Platze, zu Ehren des ersten Kaisers der Römer öffentlich tanzten. Phavorinus nennt das Forum Augusteum, den Gemüsemarkt, weil hier alle Arten von Nahrungsmitteln zu verkaufen gewesen seyen. Suidas giebt noch einen andern Grund der Benennung dieses Platzes an: es hätten nämlich unter dem Schwibbogen eines gewölbten Ganges, auf diesem Forum die Statüen Kaisers Konstantin des Grosen und seiner Mutter Helena gestanden, und daher habe es den Namen des Kaiserforums erhalten. Nach dieser Ableitung würde also Augusteum in seiner allgemeinern appellativen Bedeutung zu verstehen und zu erklären seyn.

Auf der Ostseite des Augusteums stand, wie schon erwähnt ist, die Kurie von Justinian erbaut. Die Mauer dieses Gebäudes stützte sich auf der Abendseite auf zwei Säulen von weißem Marmor; vier andere standen außerhalb desselben. Sie sollen die größten in der Welt gewesen seyn, und bildeten eine Halle, die oben mit einer prachtvollen, mit Marmor ausgeschmückten und glänzenden Bildern gezierten Kuppel bedeckt war. — Uebrigens bezweifeln viele, daß Justinian diese Kurie neu aufgebaut habe, sondern glauben vielmehr, er habe nur den alten Senat, welcher in jenem furchbaren Brande, dessen Opfer auch der Sophientempel wurde, mit eingeäschert wurde, wiederherstellen lassen. Man weiß aber, daß der alte Senat in der zweiten Region der Stadt, auf der Mittagsseite des Sophientempels stand, wo noch im siebzehnten Jahrhundert Trümmer von den Mauren dieses alten Senatgebäudes sichtbar waren, das von Konstantin dem Großen erbaut war, und die nehmliche Einrichtung bekommen hatte, als der Senat zu Rom.

Doch näher leitet jetzt der winkende Genius der Vergangenheit meinen Blick zu dem merkwürdigsten aller Gebäude Konstantinopels hin, zur majestätischen Wohnung der Herrscher des römischen Orients. Lange ist sie nicht mehr, aber Fantasie und Erinnerung weilt mit melankolischen Betrachtungen noch an dem Orte, wo einst der mächtigste Thron der Erde stand, der der Ewigkeit zu trotzen schien; wo ein

Szepter und Diadem einst glänzte, das unter des Verhängnisses Allgewalt sich beugend, endlich der mähenden Sichel des Halbmondes entgegensank. Jetzt schimmert auch dieser nicht mehr wie vor Jahrhunderten, wetteifernd mit dem Glanze der Sonne — das Schicksal hat ihn in Abendnebel gelegt — stumm und verhüllt antwortet es nicht, ob er mit Blut geröthet bald zum letztenmale in die Fluthen des Bosporus sich tauchen wird.

Doch zurück zu den Urnen der Vorzeit, zu dem Zauberbilde des einst so glanzvollen Kaiserpallastes. Da stehen sie die vier stolzen Mauren der prächtigen Chalka, des majestätischen Frontispizes der Kaiserburg, in einem Marmorquadrat ragen sie hoch zum Wolkensitze empor.

Eben so viel Thürme erheben sich an den vier Ecken dieser Mauern hoch in die säuselnden Lüfte. Ueber ihnen wölben sich acht Bogen zu einer Kuppel, die von aussen mit schimmernden Erzplatten belegt ist, (daher der Name Chalka) der innere Platfond funkelt von einer Menge dünner durchsichtiger Steinchen, in den verschiedensten Farben. — Die höchste Kunst der Mahlerei fühlt sich hier übertroffen, denn die interessantesten Schilderungen bieten hier sich dem vom Glanze geblendeten Auge dar. Da sieht man Kriege, Schlachten, Eroberungen vieler Städte Italiens und Afrika's — hier siegt Justinian durch seinen Belisar — dort kehrt der tapfere Feldherr mit Lorbeeren umkränzt an der

Spitze seines siegenden Heeres zurück, legt die Beute zu des Monarchen Füssen, führt die gefangenen feindlichen Fürsten und Heerführer im Triumphe auf. In der Mitte, der Kaiser und die Kaiserin Theodora. — Freude strahlt von ihrem Antlitz, sie feiern ein groses Fest über die Besiegung des Königs der Gothen und Vandalen, und einen Triumph über die Gefangenen die man ihnen vorführt. Um die beyden Majestäten steht versammelt der ganze Senat im festlichen Schmucke, und mit den Mienen festlicher Freude; denn selbst Mienen und Gebehrden waren durch die glänzenden Steine ausgedrückt, in der That ein Meisterstück alter längst verlohrengegangener Kunst. Alles nimmt an des Monarchen Freude Theil, jubelt und genießt froh die Beweise der kaiserlichen Gnade. Der Erbauer dieses prachtvollen Werkes war Aetherius, der berühmteste Baumeister der damaligen Zeit, unter dem weisen Anastasius. Den Grund zur Erbauung hatte Konstantin der Grose *) gelegt, und von diesem rührt auch die Bedeckung des prachtvollen Daches her, das nach dem Modell des Daches auf dem Rathsgebäude des fori capitolini zu Rom eingerichtet war.

In das Innere des Kaiserpallastes, der bei den ältern Schriftstellern bald basilica bald regia domus heißt, vermag mein Blick nicht einzudringen; denn ein kaiserliches Verbot vom Theodosius her-

*) Der Erbauer des Konstantinopolitanischen Kaiserpallastes.

rührend, versagte jedem Pinsel und jeder Feder die Erlaubniß eine Schilderung davon zu entwerfen, weil der Glanz und die Majestät dessen, was nur das Auge sehen durfte, dadurch verdunkelt werde. Die Schriftsteller wagen daher nur flüchtige fragmentarische Schilderungen, und berühren gelegentlich die Kunstwerke, die sich darin befanden mit ihren Beschreibungen. So erwähnt z. B. Tzezes eines kunstvollen Apollkopfes, den Phidias der Sonne ähnlich gebildet hatte, in der Basilika: Eusebius eines prachtreichen Kreuzes aus kostbaren Diamanten mit vielem Golde geziert, das Konstantin am Portal des Pallastes hatte anbringen lassen, als Symbol des Schutzes, den es seinem Throne gewährte. Es war auch an dem Schaft einer von 7 Korinthischen Säulen, die auf der südwestlichen Seite des Sophientempels, nicht weit von der, an der Stelle der Justiniansäule angelegten Wasserleitung, auf dem ehmaligen Augusteum standen, sichtbar mit Konstantins Worten: εν τουτω νικω (mit diesem will ich siegen) Diese ganze Säule mit Kapital und Gesimse, hatte eine Höhe von 46 $\frac{1}{2}$ Fuß, und 19 Fuß im Umkreis — ihre Basis außerhalb des Plinthus, den man aber späterhin, weil er mit Erde bedeckt war, nicht sehen konnte, betrug 2 Fuß 9 Zoll; die Säulenräume waren 20 Fuß und 10 Finger breit. Diese Konstantinssäule soll auch vorher, nebst den 6 übrigen innerhalb des Pallastes gestanden haben. Andere behaupten sie

hätten eine Brücke getragen, über die man aus der Burg zum Sophientempel gieng. Vielleicht war sie aber die nehmliche Säule, die unter den Schwibbogen des Portikus auf dem Augusteum, die Statüe Konstantins des Grossen trug.

Auch die Bildsäulen des Byzas, Stifters der Byzantischen Kolonie, und seiner Gattin Phidalia (der zu Ehren der Hafen des Bosporus, wo die Kolonisten landeten, der Hafen der Phidalia hieß, befanden sich in der Basilika. — Die Geschichtschreiber erwähnen ferner der ehernen Statüe eines Elephanten, den man in der Kaiserburg erblickte, und der, wie die Sage gieng, aus den Zeiten des Kaisers Severus abstammte. Der Besitzer eines Elephanten, hieß es, sollte zu Rom einst seinen Sklaven, welcher Wächter des Thieres war, einer gewissen Nachlässigkeit wegen, getödtet und statt des Futters dem Elephanten vorgeworfen haben. Der Elephant, ergrimmt, tödtet den tyrannischen Herrn. Severus, als er diese Begebenheit erfährt, läßt dem Elephanten Opfer bringen, und ihm zu Ehren einen ehernen Elephanten, mit dem Führer verfertigen. Diese Statüen sollen in der Folge merkwürdig genug befunden worden seyn, um als Pendant zu dem Löwen des Androklus in dem Kaiserlichen Pallaste zu Konstantinopel das Andenken der Begebenheit zu erhalten.

In dem oben erwähnten vordern Theile der Basilika, der Chalka hieß, standen, wie Suidas er

zählt, unter andern die Marmorbilder der Pulcheria, Tochter des Arkadius, des Kaisers Zeno, und zwei Statüen auf kurzen Säulen mit Inschriften vom Philosoph Sekundus. Sieben andere Statüen, theils aus Erz, theils aus Marmor, hatte hier Justinian seinen Verwandten zu Ehren aufrichten lassen. Medusenhäupter, vergoldete Büsten unbekannter Personen, eherne Rosse wechselten malerisch in mannigfaltigen Gruppen unter den niedern Schwibbogen der Chalke, unter andern Denkmälern der Bildhauerkunst, miteinander ab.

An dem freien Platze vor der Chalka, der zum Spazierengehn der Kaiser und ihrer Familie bestimmt war, standen viele Statüen zu Pferd, alle aus Erz und kararischen Marmor verfertigt — die Bildsäulen des Trajans, des Theodosius, des Valentinians, des Gibbus, des lächerlichen Firmilians, und unzählig anderer, auch vieler Eunuchen; unter diesen zeichnete Eutrop sich aus, Kämmerling und Oberaufsichter der Kaiserlichen Gemächer, unter Arkadius. Seine Macht, und sein Ansehn, das sich durch so viele, ihm zu Ehren errichtete prächtige Statüen, und glänzende Gebäude, die er zum Geschenk erhielt, bewieß, reizte die Schaar der Eunuchen nicht nur, sondern auch viele andere junge Leute, die der Glanz der Ehre und des Reichthums blendete, mächtig zur Eifersucht auf seine Größe. Manche brachten dem Götzen der Zeit, dem Reichthum, ihre Flaumen am Kiene zum

freiwilligen Opfer; ein Blick auf Eutrop drängte sie unwiderstehlich in den Kreis der Verschnittenen.

Alle jene kurz erwähnten Kostbarkeiten, und Kunstdenkmäler, die in der Mitte unzähliger anderer aus dem Innern des Kaiserpallastes den neugierigen Blicken der Schauenden entgegenprangten, waren alle der Hauptstadt des Occidents entrissen — denn die Geschichtschreiber versichern daß Konstantin alle eherne und marmorne Statüen, alle Zierrathen der Tempel, alles was Rom kostbares in Heiligthümern und Prachtgebäuden besessen, nach Konstantinopel habe bringen lassen, um seine neue Stadt, und besonders auch seinen neuerbauten Pallast damit auszuschmücken. Die Straßen, den Zirkus und die Basilika, waren unter ihm hauptsächlich die Gegenstände dieser Bereicherung an Schmuck und Pracht. Und hierin folgten die nachher regierenden Kaiser ihm treulich nach. So soll Konstantin III. in sieben Tagen Rom ärger beraubt haben, als die Barbaren nachher in einem Zeitraume von 250 Jahren.

Im Innern der Kaiserburg befand sich auch die Bibliothek und die kaiserliche Akademie der Wissenschaften: eine Pflanzschule für die Kaste der Gelehrten der damaligen Zeit. Die Oberaufsicht über dies Institut führte ein ehrwürdiger Greis, grau geworden im Dienst Minervens und der Pierinnen; er führte den Titel: Oekonomikus und hatte 12 von ihm gebildete Lehrer der Weltweisheit unter sich,

die bei ihm wohnten, und deren Unterrichts alle diejenigen sich bedienten, die irgend einer Disziplin sich widmen wollten. Selbst die Regenten schlüpften oft aus ihren Gemächern in die Zellen dieser Weisen, und bedienten sich bei wichtigen Unternehmungen ihres Rathes. Dies Akademie- und Bibliotheksgebäude, das sich in der Mitte des Pallastes befand, war ein Oktogon, nach Prokop aber, ein Quadrat, mit gewölbten Säulengängen und mit verschiedenen Gemächern für den Oekonomikus und die zwölf Lehrer der Akademie versehen; sonst aber blos zur Aufbewahrung der Bücher bestimmt, deren Zahl sich auf 600,000 belief. Um so schmerzhafter mußte der Verlust dieser kostbaren Schätze der ältern Weisheit in dem unglücklichen Brande seyn, der unter der Regierung des Basiliskus entstand, und den größten Theil der Basilika, und zugleich die Bibliothek in die Asche legte. Weinend flohen die Musen von dieser Brandstätte, von diesem Orte der Zerstöhrung, und reizten die Gemüther der nachfolgenden Beherrscher, die ihnen ehedem heilige Stätte, dem zerstörenden Element, das hier hauste zum Troz, von neuem einzuweihen. Es gelang ihnen, und schon war das verwüstete wiederhergestellt, ein neuer Musensiz thronte in des Pallastes Mitte, die Bibliothek war schon wieder mit einer ansehnlichen Menge trefflicher Werke in allen Fächern der Gelehrsamkeit angefüllt, als Eigennuz, Rache und Partheisucht ihr von neuem den

Untergang bereitete. Der Kaiser Leo, mit dem Beinamen Konon, vermochte die Weisen der Akademie über eine gewisse Angelegenheit nicht in sein Interesse zu ziehn. Von Zorn und Rache entflammt, verdammte er sie daher zum Scheiterhaufen, und ließ die Bibliothek mit sämt ihren Prachtwerken in unsinniger Wuth anzünden. Nachher hat sich Bibliothek und Institut nie wieder erheben können. Darf man sich bei solchen Barbareien, die christliche Kaiser verübten, beklagen, daß barbarische Völker, Bilderstürmer der Künste und Wissenschaften waren? Ein Thron der solche Despoten trug, mußte wohl stürzen!

Unter den prachtvollen Werken der konstantinopolitanischen Bibliothek war besonders ein Drachendarm merkwürdig, der 120 Fuß lang war, und die mit goldenen Buchstaben eingegrabenen Gedichte des Homers, die Odyssee und Iliade, enthielt. Von allen Geschichtschreibern wird der Verlust dieser sonderbaren Edition bedauert.

Ich habe schon erwähnt, daß die Bibliothek zur Basilika gehörte; ihre Bestimmung war überhaupt sehr ausgebreitet. Sie war nicht nur die Wohnung der kaiserlichen Familie, und des sämmtlichen Hofstaates, sondern auch das Zentrum aller Staatsgeschäfte, öffentlichen Verhandlungen, der Landesregierung, der Gerechtigkeitspflege (so sollte es seyn, wenn gleich unter manchen Regenten Themis ohne Waage und verbundenen Augen hier thron-

te) der Ort aller geheimen Berathschlagungen des Kaisers mit seinen Räthen, und der Audienzen für fremde Gesandten.

Wir gehen aus der Basilika und betreten einen breiten und langen Hof, der vor dem Burgschloß sich in einer weiten Ebene ausbreitet, in ein Viereck geformt und mit Säulen rings umgeben. Den Boden hatte Kaiser Justinian, der wohl mit Recht der 2te Schöpfer Konstantinopels genannt werden kann, mit Steinen belegen, und in der Mitte eine tiefe Zisterne graben lassen, um die Stadt im schwülen Sommer mit Wasser zu versehen. Sie war 336 Fuß tief, 182 Fuß breit, und hatte 224 römische Schritte im Umfang. Ihre Kuppelförmige Bedeckung ruhte auf 336 Marmorsäulen, die immer 12 Fuß breit von einander abstanden — ein Beweis für den Riesenumfang der Zisterne. Jede der Säulen hatte die Höhe von 40 Fuß — der Länge nach standen sie in zwölf, der Breite nach in achtzehn Reihen. Das Kapital der Säulen war von Korinthischer Arbeit, zum Theil aber auch noch unausgearbeitet. Ueber dem Kapital lag eine große Platte, an die sich vier Bogen anlehnten. — Von der Sophienkirche war diese ungeheure Zisterne ohngefähr 80 römische Schritte entfernt, und gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts befand sie sich noch in ziemlich gutem Zustande; nur hatte das Ungestüm des durch eine große Röhre eindringenden Wassers, fast alle Säulen nebst dem mittlern Kapital derselben umgestürzt.

Es waren Häuser darüber gebaut, deren Bewohner keine Notiz von der Zisterne zu haben schienen, ob sie gleich täglich das Wasser tranken, das aus denen innerhalb ihrer Wohnungen befindlichen Brunnen in die Zisterne drang.

Außer dieser Zisterne, enthielt der Hof des kaiserlichen Pallastes auch einen langen Portikus, in dem die Redner sich übten, und in der Deklamation Unterricht ertheilten. Zugleich fand sich hier für den Neuigkeitsforscher volle Befriedigung, indem, wie Agathius und Menander versichern, daselbst eine Flüth von kleinen Schriften und Flugblättern über die Geschichten des Tages, über die Entscheidung wichtiger Prozesse und andere politische Gegenstände zulesen waren; auch wurden die kaiserlichen Mandate hier niedergelegt.

Dieser Portikus schloß sich an die kaiserlichen Erzhütten an, die Chalkopratien hießen, und wegen des Feuers merkwürdig sind, das unter der Regierung des Basiliskus hier ausbrach, und den Kaiserpallast mit der prachtvollen Bibliothek in die Asche legte. In diesen Chalkopratien hatten die in Konstantinopel wohnenden Juden ihre Synagoge, woraus sie aber der jüngere Theodosius vertrieben, und an die Stelle derselben einen Tempel, der Mutter Gottes zu Ehren erbaut haben soll, der in der Folge durch ein Erdbeben beschädigt und daher vom Kaiser Justin wieder ausgebessert wurde. Zonaras

erzählt die Sache anders. Als Theodosius der Große, sagt er, einst in entfernte Gegenden des Occidents gereißt war, wußten die Juden in Konstantinopel den dortigen Gouverneur Honoratus dahin zu vermögen, daß er ihnen die Erlaubniß gab, in den Chalkopratien eine Synagoge anzulegen. Kaum hat dies der Pöbel erfahren, so entsteht ein lautes allgemeines Murren, das sich endlich in einen förmlichen Aufstand verwandelt: es fliegen Feuerbrände von allen Seiten in die Synagoge, in kurzer Zeit liegt sie in der Asche. Theodosius erfährt dies, belegt, aufgebracht über diesen Vorgang, die Empörer mit harter Strafe, und giebt den Juden die Erlaubniß ihre Synagoge von neuem aufbauen zu dürfen. Jetzt tritt aber der heilige Bischoff Ambrosius von Mailand, mit seinem orthodoxen Eifer auf, und stellt dem Kaiser mit allen Gründen der Beredtsamkeit vor, daß es höchst unerlaubt sey, die Juden mitten in der Stadt, in der Stadt aller Städte, eine Synagoge errichten zu lassen. Theodosius vom Feuereifer des heiligen Mannes hingerissen, erkennt sein Unrecht, erläßt den Mordbrennern ihre Strafe, und nimmt die den Juden zugestandene Vergünstigung wieder zurück. — Nach ihrer Einäscherung wurden diese Chalkopratien in eine andere Gegend der Stadt verlegt. Ehedem reichten ihre Mauern bis an den goldnen Meilenzeiger den wir an der Spitze der 4ten Region erblickten, und der wegen der vielen Seltenheiten und Kunst-

werke, die das Gebäude desselben enthielt; noch eine nähere Betrachtung verdient.

Es fanden sich darin die Statüen der Sophia, Gemahlin Kaisers Justins des Thraziers, der Tochter desselben Arabia, und seiner Enkelinn Helena: die Bildsäulen des Arkadius und seines Sohnes Theodosius, zu Pferde, neben dem Bilde Theodosius des Grossen, das dieser bei seinen Lebzeiten hier hatte aufrichten lassen, bei welcher Gelegenheit er als Gnadenbezeigung eine Menge Getraide unter das Volk austheilte. Hinter den Säulen Konstantins des Grossen und seiner Mutter Helena, die unter dem Schwibbogen eines Portikus an diesem Gebäude standen*) und in deren Mitte sich ein Kreuz mit der Inschrift: una sancta et duo celeres cursores (eine Heilige und zwei schnelle Wettläufer) befand, zeigten sich auch die Statüen des Trajans und Hadrians zu Pferde. Suidas erwähnt auf dem Milliarium noch eines ehernen Wagens mit 4 Pferden, worin sich eine kleine Statüe, die Fortuna der Stadt befand, die am Erbauungstage der Stadt und auf hohen Festen im Senat aufgestellt wurde. Das Kreuz, das Konstantin auf

*) Die Geschichtschreiber setzen diese Statüen bald auf das Forum Augusteum, bald auf das Meilenzeigergebäude. Entweder haben diese Bildsäulen ihre Plätze gewechselt, oder die Nähe des Augusteums und des goldnen Meilenzeigers hat diese Verwechselung veranlaßt.

den Kopf dieser Statue hatte setzen lassen, sollte ihr die Weihe des Christianismus geben. Julian der Abtrünnige ließ es der Göttin vom Kopfe reißen, und in den Schimpfgraben werfen, an dem der orthodoxe Theodosius die Marmorstatüen der berühmten Ketzer, Arius, Mazedonius, Sabellius und Eunomius setzen ließ, damit der Pöbel sie mit Koth bewerfen konnte. Unter Julians Regierung muß dieses von Konstantin errichtete Fortunensbild in der Kaiserburg gestanden haben, denn man erzählt, daß als gerade einstmals Julian dem Fortunensbilde in seinem Pallaste ein Opfer gebracht habe, der alte und blinde Bischoff Mares von Chalcedon sich dahin habe leiten lassen — er habe dem Kaiser die bittersten und heftigsten Vorwürfe gemacht, und ihn sogar den gottlosen Abtrünnigen genannt. Der Kaiser habe aber das Schelten erwiedert und unter andern mit spottender Miene gesagt: laß dich du alter Graukopf doch erst von deinem Galiläischen Gott kuriren, und dir dein Gesicht von ihm wiedergeben. Mares antwortete freimüthig: ich danke Gott, daß er mir mein Gesicht genommen hat, damit ich dich tief Gesunkenen nicht sehen kann. Den Kaiser ergriff die Unerschrockenheit und der ehrwürdige Anblick des silberbehaarten Greises in diesem Augenblicke tief, — er schwieg und entfernte sich.

Zonaras erwähnt der Fortuna zu Konstantinopel, aber nicht den Ort, wo sie gestanden hat. Zur

Zeit des Kaisers Anastasius, sagt er, habe die eherne Statüe der Glücksgöttin mit einem Fuß in einem vor ihr stehenden ehernen Schiffe gestanden; und als dies Schiff, entweder durch den Zahn der Zeit, oder durch Bosheit und Muthwillen beschädigt worden sey, so hätten keine Kauffartheischiffe im Hafen von Konstantinopel landen können, sondern seyen, sobald sie sich der Stadt genähert hätten, durch Stürme und wüthende Orkane am Einlaufen in den Hafen gehindert worden. Man habe dies eine Zeitlang beobachtet, endlich sey der Staat in Besorgniß gerathen und habe die Sache genau untersucht. Man sey der Sache bald auf die Spur gekommen, habe die Bruchstücke vom beschädigten Schiffe nach emsigen Nachsuchen gefunden, das Schiff wieder damit ausgebessert, und augenblicklich sey auch die Schiffarth wieder frei, die See ruhig geworden, und habe gewimmelt von Schiffen, die Nahrungsmittel und Kaufmannsgüter aller Art ungehindert in die Stadt führten. Um aber ganz gewiß zu erfahren, ob die Beschädigung jenes Schiffes, in das die Fortuna ihren Fuß gesetzt hatte, Schuld an der temporären Kalamität gewesen sey, habe man einmal die künstlich wieder eingesetzten Stücke des ehernen Schiffes heimlich davon abreißen lassen, und sogleich sey der Handel wieder gesperrt und kein Schiff im Stande gewesen, den tobenden Stürmen zu widerstehen und einzulaufen. Man habe also von nun an grosse Sorgfalt auf dies Schiff gewen-

det, und es immer wieder ausbessern lassen, sobald es einmal wieder schadhaft geworden sey. Und dies alles soll unter Konstantin dem Grossen vorgefallen seyn. Den Aufschluß über das Wahre, was diesem Mährchen, das so ganz den Charakter des Orients trägt, zum Grunde liegt, scheint Eunapius von Sarden in seiner Schrift: de vitis philosophorum et sophistarum (über das Leben der Philosophen und Sophisten) zu geben. Die natürliche Lage von Byzanz machte es nehmlich, wie Eunapius versichert, den Schiffen schwer, in den Hafen zu einer Zeit einzulaufen, wenn nicht gerade der Südwind wehte. Als nun dies einst lange nicht der Fall gewesen war, und durch das verhinderte Einlaufen der Getraideschiffe eine Hungersnoth zu entstehen anfieng, kam das Volk höchst aufgebracht auf Konstantin schaarenweis zum Theater gelaufen. Der unglückliche Philosoph Sopater, ein Mann der wegen seiner Gelehrsamkeit und Verdienste beim Monarchen in großem Ansehn stand, und sich daher den Neid vieler Großen zugezogen hatte, mußte jetzt ein Opfer der schändlichsten Kabale werden. Man stürmte nehmlich auf den Kaiser mit den Versicherungen ein, daß dieser mit Gnade so überhäufte Philosoph durch magische Künste die Südwinde zu fesseln wisse, und daß das aufgebrachte tumultuirende Volk nur mit seiner Wegschaffung könne besänftigt werden. Konstantin in Unruhe und Verlegenheit über die Wuth des Pöbels, die das ärgste

befürchten ließ, war schwach genug den Ueberredungen nachzugeben und ließ den Sopater hinrichten.

Noch verdiente an der Meeresseite der vierten Region die Treppe des Timasius und das Stadium die Aufmerksamkeit des Beobachters.

Die erstere bestand aus 3 Marmorstuffen, die von einem Hügel zum Meeresstrande herabführten, und vom Timasius, einem Offizier unter der Armee Theodosius des Großen, (der nachher vom Oberkämmerer des Arkadius verläumdet nach Oasis verbannt wurde) herrührte. An dieser Marmortreppe mußten alle Schiffe, die Waaren ausluden, einen Zoll entrichten, der zur Reparation der Wasserleitungen angewendet wurde. Cedrin meldet, unter der Regierung des Konstantinus Kopronymus sey bei einer eingetretenen ungewöhnlich heftigen Kälte das Meer am Ufer zugefroren, und habe als es aufthauete, die prächtige Marmortreppe zerstöhrt.

Das Stadium war ein freier viereckter Platz am Meere, und blos zum Fechten und zu Faustkämpfen bestimmt; 200 Schritte lang und breit, von allen Seiten mit Kolonaden eingeschlossen, in denen man sich mit Tänzen, Fechten, Ringen und Faustschlagen belustigte und übte. Auf der Mittagsseite war der Säulengang doppelt, damit er nicht durch Stürme und Regen von Norden her beschädigt werden könnte. Innerhalb des Stadiums befand sich das Ephebäum, Plätze für den wissenschaftlichen und gymnastischen Unterricht der

Jugend: und die Exedra, ein Platz bestimmt den Disputationen der Philosophen. Rechts und links des Ephebäums waren Bäder, worin die Kämpfenden beim Ausruhen mit Oel gesalbt wurden. Justinian und seine Gemalin Theodora hatten am Stadium weite und geräumige Herbergen und Pilgerhäuser aufbauen lassen.

Die Merkwürdigkeiten des Laousus fesseln noch zuletzt unsre Aufmerksamkeit, beim Ueberblick der Kunstwerke dieser Region Konstantinopels. Der Laousus oder Lausus war der glänzende Pallast des Patrizius Lausus, eines edlen Römers, der unter dem Arkadius viele ansehnliche Staats-Aemter bekleidete, und bei diesem sehr viel galt. Reichthum und Ansehn setzte ihn in den Stand seiner Kunstliebhaberei zu folgen und seinen Pallast mit den kostbarsten Bildhauerarbeiten auszuschmücken. Man sah unter andern hier die Statüe der Minerva von Lindus, deren Länge 4 Ellen betrug und aus einem Smaragd bestand; ein kunstvolles Werk der ersten berühmten Bildhauer aus Kreta, Scyllis und Dipönus, das einst Sesostris König von Aegypten dem weisen Kleobul, Beherrscher von Lindus zum Geschenk überschickte. Eine alte ägyptische Urkunde sagt aus, daß Sesostris diesen Smaragd vom Könige zu Babylon erhalten habe. — Außer jener Lindischen Minerva stand in Laousus die Venus von Knidus, das kostbarste Kunstwerk der damaligen Zeit vom berühmten Praxiteles, aus wei-

sem Marmor verfertigt. Sie war nackt, und bedeckte mit der Hand nur die der Verborgenheit gewidmeten Reize, die der Schleier der Schaamhaftigkeit deckt. Die Juno von Samus, die im Laonsus sich befand, war eine Arbeit des Lysipps und des Bupalus von Chio, zweier nicht minder berühmter Bildhauer der Vorzeit. Ein geflügelter Kupido mit Köcher und Pfeilen war aus Myndus hierhergebracht; und ein Jupiter aus Elfenbein, der nehmlich, den Perikles in dem Olympischen Tempel aufgestellt hatte, erinnerte an Phidias seinen Verfertiger. Saturns Bildsäule vom berühmten Lysipp stand im alten mythologischen Kostüme — sein Hinterkopf war kahl, der vordere behaart. Eine andere Gruppe von Statüen bildete Szenen aus dem Thierreiche, von mancherlei Arten — Einhörner, Tyger, Giraffen, Geier und andere theils wirklich existirende Thiere, theils allegorische Thiergestalten, waren in den verschiedensten Formen und Stellungen in Stein gehauen zu sehen. — Eine im Laonsus befindliche weite und geräumige Zisterne, die den Namen Philoxenon von ihrem Erbauer Philoxenus erhielt, hat Kaiser Heraklius verschütten, Mazedonius aber wiederherstellen lassen. Ihre Wölbung stützte sich auf 424 in doppelter Reihe stehenden Marmorsäulen, wovon die Hälfte oben und die andere unten stand. Jede der Säulen hatte im Umfange 6 Fuß und 9 Zoll. Noch eine andere Zisterne diente in denen dem Laonsus angebauten Pilgerhäu-

fern zur Bequemlichkeit im schwülen Sommer. Ihre Decke lehnte sich auf 32 korinthische Säulen, die in vier Reihen standen, und wovon jede neun Fuß im Umfang hatte.

Daß dieser Laousus nahe am Forum des Konstantins *) existirt habe, sieht man aus der Beschreibung des Brandes, der unter Leo dem Großen entstand, und der oft, nach dem Bericht eines und desselben Schriftstellers, auf dem Konstantinischen Forum und am Laousus anfieng. Auch nahe dem kaiserlichen Pallast muß er gestanden haben. denn Menander erwähnt bei Beschreibung der ebengedachten Zisterne des Philoxens, die sich doch in einem von den Gebäuden des Laousus befand, der Nähe des Theils der Kaiserburg, worin der von Justinian III. angelegte goldene Speisesaal glänzte.

Man sprach auch ehedem zu Konstantinopel noch von einer porta chrysotriclinii (Thor des goldnen Speisesaals); aber seit der Halbmond auf Stambuls Zinnen glänzt, sind Thor und Name verschwunden.

*) In der 6ten Region.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Katharina II. und d'Alembert.

Katharina II. machte gegen das Ende des Jahrs 1762. d'Alembert den Antrag, die Erziehung des Großfürsten zu übernehmen, und ließ ihm durch ihren damaligen Gesandten in Paris eine jährliche Rente von 100,000 Livres anbieten. Der Akademiker lehnte den ehrenvollen Antrag ab; die Fürstin aber beharrte bei ihrem Plane und drang von neuem durch folgenden eigenhändigen Brief in ihn:

„So eben, Herr von d'Alembert, lese ich die Antwort, welche Sie Herrn Odar ertheilt haben, und worin Sie es abschlagen, sich nach Rußland zu verpflanzen, um die Erziehung meines Sohnes zu leiten. Da Sie ein Philosoph sind, so begreife ich leicht, daß es Ihnen keine Ueberwindung kosten kann, das zu verschmähen, was man auf der Welt Größe und Ehre nennt. In Ihren Augen hat dies alles geringen Werth, und ich trete gern Ihrer

Meinung bei. Von dieser Seite betrachtet, erscheint mir das Betragen der Königin Christine, die man so sehr gepriesen und oft mit Recht getadelt hat, als überaus kleinlich. Allein ist man gebohren oder erkohren, zum Glück und selbst zur Bildung eines ganzen Volks mitzuwirken; so ist es, wenn man diesem hohen Berufe entsagt, nichts anderes, als das Gute, welches Ihnen doch am Herzen liegt, nicht thun wollen. Ihre Philosophie gründet sich auf die Humanität. Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß man den erhabenen Zweck derselben verfehlt, wenn man sich nicht ihrem Dienste, so viel man kann, weiht. Ich kenne Sie als einen zu rechtlichen Mann, um Ihre Weigerung Ihrer Eitelkeit zuzuschreiben. Ich weiß, daß die einzige Ursache derselben, die Liebe zur ungestöhrten Muße ist, um ganz den Wissenschaften und der Freundschaft zu leben. Allein die soll Ihnen bleiben. Kommen Sie mit allen Ihren Freunden. Ich verspreche Ihnen sowohl als Jenen, alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, welche in meinen Kräften stehen; und vielleicht finden Sie bei mir mehr Unabhängigkeit und Ruhe als in Ihrem Vaterlande. Sie haben den Bitten des Königs von Preußen, und der Dankbarkeit, welche Sie ihm schuldig sind, nicht nachgegeben; aber dieser Monarch hat auch keine Söhne. Die Erziehung des meinigen ist für mich eine so wichtige Angelegenheit, und Sie sind mir so nothwendig, daß ich vielleicht

zu stark in Sie dringe. Lassen sie das Interesse des Gegenstandes meine Unbescheidenheit entschuldigen, und seyen Sie versichert, daß blos meine Hochachtung gegen Sie, mich so eigennüzig gemacht hat." —

N. S. „Ich habe in diesem Briefe keine andern Ideen niedergelegt, als welche ich in Ihren Werken gefunden habe. Sie werden sich doch nicht selbst widersprechen wollen?" —

III.

Fragmente zur Geschichte der ältesten Literatur des Orients.

(Schluß.)

Unter der Regierung des Sinen-vang's, der 828 vor Chr. Geb. den Thron bestieg, erhielt Tschen der Präsident des Kollegiums der Geschichtschreiber den Auftrag die Charaktere zu ordnen, und nur diejenigen beizubehalten, welche die Feile der strengsten Kritik aushielten. Nachdem er sich hiermit lange beschäftigt hatte, überreichte er dem Monarchen ein Werk, in welchem die Charaktere, die er für brauchbar hielt, insgesammt gesammelt waren. Dieser untersuchte es selbst mit Fleiß, und legte es den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit zur Durchsicht vor. Als es nun den einstimmigen Beifall aller erhielt, befahl er, daß die Charaktere des Tschen die den Namen Tschnên erhielten, im ganzen Reiche angenommen, und alle Bücher in Zukunft von den Gelehrten in ihnen aufgesetzt werden sollten. Si-

nenvang selbst war Dichter, und, um seinen Unterthanen mit einem guten Beispiele vorzugehen, ließ er einige seiner Gesänge mit diesen neuen Charakteren in zwölf große Marmortrommeln eingraben. Dennoch vermochte er nicht, es dahin zu bringen, daß die Tschnên allgemein eingeführt wurden; und die vielen bürgerlichen Unruhen, die nach seinem Tode (782 vor Chr. Geb.) das Reich zerrütteten, verhinderten die Durchsetzung dieses Plans noch mehr. Erst im 3ten Jahrh. vor Chr. Geb. gelang es dem Kaiser Schi-hoang-ti, Beständigkeit in diesem Stücke einzuführen.

Daß unter solchen Umständen die Schriftstellerei lange in ihrer Kindheit bleiben muste, und keine bedeutende Fortschritte machen konnte, wird jeder leicht einsehen. Dazu kamen nun noch viele innere Unruhen und Bürgerkriege, welche die Herrscher davon abhielten, den Wissenschaften ihre Unterstützung angedeihen zu lassen, und über das Land selbst so viel Unglück brachten. Vieles, was von Gelehrten aufgezeichnet war, gieng unter diesen Stürmen bald wieder verloren, und so groß die Anzahl vorhandener Schriften auch seyn mochte, so gab es doch der Gelehrten zu wenige, die das weitausgedehnte Feld der Gelehrsamkeit hätten bearbeiten können.

Die eigentliche Geschichte der alten chinesischen Literatur beginnt indessen schon mit der Dynastie Tschen, am Ende des 12ten Jahrh. vor Chr. Geb.

Wen-wang, der Stifter derselben, ein weiser und vortrefflicher Regent, versuchte selbst in einer Schrift, die Kua des Fohi zu erklären; und sein Sohn und Nachfolger Tscheu-kong fuhr nicht nur in dieser Bemühung fort, sondern sammelte auch zugleich alle alten Gesetze und Gebräuche seiner Nazion in einem Werke, dem er den Namen Tsheu-li (Ritual der Dynastie Tsheu) gab. Er verband mit einer tiefen Gelehrsamkeit das Talent eines erhabenen und feurigen Dichters, und trat als der Verf. mehrerer trefflichen Oden auf. Ueberdies wird er für den ersten gehalten, der die Lehre von den geradlinigten Figuren in der Mathematik auf eine vollständige Art bearbeitete, und den Thierkreis nach astronomischen Grundsätzen verbesserte.

Da die ersten Monarchen aus dem Hause Tsheu so leidenschaftliche Liebhaber und Beschützer der Wissenschaften waren; so bemüheten sie sich, auch unter ihren Unterthanen einen gleichen Sinn zu verbreiten. Die Zahl der Bildungsanstalten ward vermehrt, und es fehlte nicht an talentvollen Männern, die angefeuert durch die Freigebigkeit der Regierung, Künste und Wissenschaften zu einem Grade von Vollkommenheit hinanführten, von dem sie noch kurz vorher weit entfernt waren. Schon unter den Dynastien Hia und Shang waren zwei Hofgeschichtschreiber angestellt gewesen, um die Aussprüche und Edikte der Fürsten zu sammeln, und die Begebenheiten der Zeit niederzuschreiben; jetzt wur-

den noch fünf andere Stellen für Historiographen errichtet. Die Sprache wurde vervollkommnet, das Alterthum erforscht, das Feld der Wissenschaften nach allen Seiten bearbeitet: und nun begann die goldene Periode für die chinesische Literatur, in welcher eine Menge Werke erschienen, die bei den Generazionen der folgenden Jahrhunderte mit Recht ein klassisches Ansehen genossen.

Wie allgemein verbreitet schon damals in allen Provinzen die Poesie war, wird man aus Folgendem erkennen: Als die Tshen den chines. Thron bestiegen, gaben sie mehrern Fürsten aus ihrem Hause und einigen Abkömmlingen der Shang, kleinere Königreiche und Fürstenthümer zum Lehen. Diese Vasallen führten den Titel Vang (Könige) und hingen durchaus von dem Kaiser ab, der ihnen ihr Betragen vorschrieb. Sie waren nicht nur verpflichtet, die Aufträge und Befehle des Obermonarchen in's Werk zu setzen, sondern auch von Zeit zu Zeit persönlich an seinem Hofe zu erscheinen, um ihm neue Huldigungen darzubringen, Rechenschaft ihrer Regierung abzulegen, und neue Verhaltungsbefehle zu empfangen. Durch ein besonderes Mandat war es nun jedem Lehnfürsten, der in dieser Absicht in die kaiserl. Residenz kam, zur Pflicht gemacht, die schönsten und neuesten Gesänge die in seinem Lande bekannt geworden waren, mitzubringen. Diese Gedichte wurden dem Kaiser überreicht, der sie den Gelehrten seines Hofes mittheilte, da-

mit sie dieselben aufmerksam prüften, ihre Anmerkungen und Erklärungen hinzufügten, und aus den jedesmaligen Lieblingsgesängen einer Provinz auf die Sitten ihrer Einwohner schlößen. Die Vang's wurden darnach entweder gelobt oder getadelt. Die Gesänge erhielten einen Platz in dem Reichs-Archiv, und diejenigen, welche den Beifall des Kaisers und seiner Großen erhielten, wurden bei feierlichen Opfern und andern Gelegenheiten, von Musik begleitet, abgesungen.

Außerdem wurden in dieser Zeit eine Menge trefflicher Oden verfertigt, die bei feierlichen Einzügen der Lehenfürsten des Reichs in die Hauptstadt, bei ihrer Einführung in den kais. Pallast und zur Audienz, bei der Vorstellung der Gesandten fremder Höfe und der Reichs-Großen vorgetragen wurden. Endlich hatte man viele große Dichter, die Lobgesänge herausgaben, welche abgesungen wurden, wenn der Kaiser dem Himmel ein feierliches Opfer darbrachte, oder wenn er seinen Familienmanen im Tempel seiner Vorfahren die gebührende Ehrfurcht durch angezündete Wohlgerüche und preisende Ehrengesänge bezeigte; oder wenn er in Begleitung seines ganzen Hofstaats, seiner Lehenfürsten und der fremden Abgeordneten, an einem erhabenen Orte die ehemaligen Beherrscher seines Reichs und die Manen der großen Männer des Alterthums durch dargebrachte Opfer ehrte.

Diese glänzende Epoche der Literatur (sie soll

einer Ueberlieferung nach, 7 mal 7 tausend oder 49000 Werke in's Daseyn gefördert haben) verlosch indeß mit dem Verfall des herrschenden Regentenhauses. Am Hofe nahm eine zügellose Ueppigkeit überhand, und innere Empörungen wechselten mit Stürmen von Außen ab. Die Gelehrten folgten dem Strome der Zeit, fingen an, einen eiteln Prunk der Wahrheit vorzuziehen, und wandten sich von der reinen Naturphilosophie zu dem Flitterstaate der Sophisterei. Alle Schriften dieser Periode waren nur Schriften des Tages; und so groß auch ihre Anzahl gewesen seyn mag, so wurden sie doch bereits von der folgenden Generazion vergessen. Keine einzige derselben hat sein Jahrhundert auch nur dem Namen nach überlebt.

Zur Zeit des höchsten Sittenverderbnisses und des gänzlichen Verfalls der Gelehrsamkeit, lebte ein Gelehrter Lao-tse, der sich umsonst bemühete, ihm entgegenzuarbeiten. Um die reine Lehre der Alten mindestens gegen ihre Anfechter zu vertheidigen und sie unverfälscht den kommenden Generazionen zu hinterlassen, legte er sie in einem Werke nieder, das er Taote-king (spekulative Naturphilosophie) benannte. Doch würden seine Arbeiten wenig gefruchtet haben, wäre nicht bald darauf ein anderer Mann von seltener Größe aufgestanden, der einen ganz neuen Geist bei seiner Nazion zu erwecken verstand.

Zu Anfang des fünften Jahrh. vor Chr. Geb.

trat nehmlich noch zur rechten Zeit Kong-fü-tse (Konfuz) auf, und entwarf eine neue auf moralische Grundsätze gebaute Lehre. Mit beißender Ironie griff er in seinen Schriften die Laster seiner Zeitgenoßen an, und rief in ihr Gedächtniß die Tugenden ihrer Vorfahren zurück. Vergebens kämpften Verblendung und Laster gegen die neue Lehre an, sie konnten ihren Urheber zwingen, sein Vaterland zu verlassen; aber der Glanz der Wahrheit strahlte mächtig empor, und fiel verherrlichend auf ihren Vertheidiger zurück. Von allen Seiten ströhmten Schüler herbei, die, von der neuen Lehre begeistert, sie mit heißem Eifer, theils durch Schriften, theils durch ihre Lebensweise mit glücklichsten Erfolge ausbreiteten. Der Philosoph ward von den zahlreichen Anhängern zum Himmel erhoben, und immer klärer fing man an einzusehen, wie weit noch Lao-tse von dem wahren Wege der Weisheit entfernt geblieben war.

Im J. 484 v. Chr. Geb. sammelte Konfuzius alle Memoiren der alten Geschichtschreiber, die zu seiner Zeit noch vorhanden waren, und zog aus denselben ein Werk in 100 Kapiteln aus, das er Shu-king oder Buch der unveränderlichen und gewissen Lehre betitelte. Als Hauptzweck setzte er sich bei dieser Arbeit vor, Regeln der Regierungskunst aufzustellen, und zwar dieselben aus der Verfahrungsart der Alten zu abstrahiren. Er bemühete sich darum, in dem Buche die Staats-

maximen der vorigen Herrscher in ein helleres Licht zu setzen; um strenge historische Ordnung war es ihm dabei nicht zu thun. Es enthält eine Menge Details über alte Sitten und Gebräuche, über Poesie, Astronomie, Astrologie, Geographie u. s. w. Er fängt mit Yao an und endigt mit dem J. 624 v. Ch. Geb. Eine reine strenge Moral wird darin gelehrt, vornehmlich für die Beamten des Staats; und die Pflichten, welche Monarch und Unterthan gegenseitig zu erfüllen haben, werden darin bestimmt und entwickelt. Die Sprache ist simpel und erhaben, und der Ausdruck voll Adel. Häufig ist dies Werk von chinesischen Schriftstellern die Quelle alles Wissens, die Richtschnur aller Jahrhunderte, der Wiederhall des Willens des Himmels, und die Fackel der Weisheit genannt worden.

Konfuz, der den größten Theil seines Lebens darauf verwandte, die alten klassischen Werke seiner Nazion zu sammeln und zu erklären, kann als erster Urheber einer andern Sammlung alter dichterischer Bruchstücke angesehen werden, die den Titel: Shi-king führt, und alte lyrische Gesänge aus den Zeiten der drei ersten Dynastien Hia, Shang und Tsheu enthält. Es sind über 300 verschiedene Poesien, welche Konfuz (484 v. Chr. Geb.) aus den Handschriften der grosen kaiserl. Bibliothek der Dynastie Tsheu auszog, und mit kurzen, erläuternden Anmerkungen begleitete. Bei der Auswahl hatte er eine Sammlung von mehr als 3000 alten Ge-

dichten vor sich. Es sind theils Volksgesänge von sehr gemischten Inhalte, die zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Provinzen verfaßt worden waren, theils Oden von abwechselndem Inhalte, lyrischen Rythmus, majestätischen Styl und erhabener Behandlung, welche, indem sie die Tugenden oder Laster der Beherrscher und Grosen des Reichs in ernsten Stanzen preisen oder geiseln, tiefe Ehrfurcht für die Gesetze und Staatsverfassung, und überhaupt edle Empfindungen für das Grose, Rechte und Schöne zu erwecken suchen; theils Hymnen und Loblieder zu Ehren des Beherrschers der Himmel, der grosen Männer des Alterthums und der Manen, deren Charakter Erhabenheit, Ernst und hohe Würde ist, und in denen zarte Empfindungen mit den kühnsten Bildern abwechseln, welche das Herz rühren und mit sich fortreisen.

Eben dieser chinesische Weise redigirte auch aus alten, damals noch vorhandenen Quellen, ein eigenes Werk über alte Sitten und Gebräuche, und besonders über das Ritual der Kaiser und Staatsbeamten, (Tsheu-li) das nachher mit mancherlei Veränderungen von neuem von seinen Schülern herausgegeben worden ist. Auch ordnete er das Ye-king von neuem, und unternahm es, sowohl die 72 Zeichen des Fo-hi und Shin-nong, als auch die schon zu seiner Zeit unverständlich gewordenen Kommentare des Ven-vang und Tsheu-kong zu erklären, und den Sinn dieser alten Monumente in ein helleres Licht zu stellen; so entstand

sein Ye-king, der aus fragmentarisch abgebrochenen Stücken der Metaphysik, Logik und Moral besteht. Ein berühmtes Werk des Konfuz ist endlich das Tshün-tsieu (Frühling und Herbst) das lediglich historischen Inhalts ist, und eine Geschichte einer Reihe von Königen des Reiches Lu von 723 vor Chr. Geb. an, erzählt. Es herrscht darin ein simpler und edler Styl, die Erzählung ist so gedrungen, daß sie fast chronikenartig erscheint; aber ganz so, wie sie von Chinesen geschätzt wird.

Nach Konfuzius Tode veranstalteten seine Schüler Tseng-tse und Tsee-tse eine Sammlung seiner fragmentarisch und zerstreut hinterlassenen Werke über die Philosophie, nachdem sie dieselben mit der genauesten Kritik redigirt hatten. Die See-shu sind 4 Bücher von Konfuz, die nach seinem Ableben zusammengetragen wurden. Tseng-tse schrieb auch das Ta-hio, ein Werk moralischen Inhalts, in dessen 10 Abschnitten er meistens die eignen Worte seines Lehrers über verschiedene moralische und metaphysische Gegenstände vorträgt, mit Zitaten aus dem Schi-king und Schu-king untermischt. Tsee-tse, ein Enkel von Konfuz, gab das Tshong-yong heraus, in welchem er zeigt, daß man bei allen Dingen in der Welt die Mittelstraße nehmen müsse. Um diese Zeit erschienen auch das Lun-gu, eine Sammlung von Sentenzen und Aussprüchen des Konfuz, in 20 Abtheilungen, das Hiao-king, dessen Verf.

Tseng-tse ist, in welchem die Lehre von der kindlichen Liebe nach Konfuzischen Prinzipien in 18 Abschnitten auseinander gesetzt wird: das Eul-ya, ein kleines Wörterbuch über die in den klassischen Werken des chines. Alterthums vorkommenden Charaktere, und drei Kommentare zum Tshün-tsieu des Konfuz, die ein besonderes Ansehen erhielten. Diese drei Hauptbearbeitungen des ebengenannten klassischen Werks weichen alle wesentlich von einander ab. Die erste hat den berühmten Tso-hi oder Tso-kieu-ming zum Verfasser, der ein Zeitgenosse, Freund und Schüler des Konfuz war. Er war im Königreiche Lu geboren, stammte von Y-hiang, einem großen Geschichtschreiber des Reichs Tshu her, und bekleidete selbst in den letzten Lebensjahren des Konfuz die Stelle eines Hofgeschichtschreibers in seinem Vaterlande. Von ihm erhielt man auch eine Universalgeschichte, die von der Regierung des Mu-uang, des 5ten Kaisers von den Tsheu anfing, und sich mit der Regierung des Tshepo, Königs von Lu, endigte. Den Kommentar zum Tshün-tsieu, bei dessen Bearbeitung er Konfuzen selbst geholfen hatte, betitelte er Noinai-tshuen d. i. Auslegung dessen, was im Tshün-tsieu enthalten ist, und der Begebenheiten, die diesem Buche fremdartig sind. Einen zweiten Kommentar zu diesem Werke verfertigte Kung-yang unter dem Titel: Yong-shi-tshuen, und einen dritten Leang-

ku-tsche oder Kiao mit dem Beinahmen Yu-en-sche.

Die Menge anderer weniger bedeutender Werke dieses Zeitalters, die alle auf Konfuzius Schriften mehr oder weniger Bezug hatten, ist Legion; doch sind sie fast alle in Vergessenheit gerathen und so in der Folge verloren gegangen.

Lange nach Konfuzius Tode trat ein anderer großer Philosoph Meng-tse (Mencius) auf, und ging auf den von jenem eingeschlagenem Wege weiter fort; er befestigte die Lehre seines berühmten Vorgängers mit neuen Argumenten, und erklärte in seinen Vorlegungen die klassischen Werke seiner Nazion. Zwar mangelte seinen Schriften der energische Lakonismus, der allenthalben die Werke des Konfuz charakterisirt; dafür aber war er geschmückter, blumenreicher und der Menge angenehmer und verständlicher. Seine Werke bedurften keiner Kommentare, aber eine Menge seiner Schüler waren bemühet, seine Lehren durch Schriften weiter zu verbreiten. Doch wenig fruchtete das damals; die Zeitumstände waren der Literatur zuwider. Der edlere Theil der Nazion war zu sehr mit den Ereignissen des Tages beschäftigt, um seine Aufmerksamkeit auf spekulative Untersuchungen richten zu können. Vielmehr hatten die politischen Intriguen eines seinem Untergange nahe gebrachten Hofes, blutige und fast ununterbrochene Bürgerkriege, und die Verübung unerhörter Grausamkeiten, eine Ver-

derbtheit und Verwilderung der Sitten herbeigeführt, die jedesmal das Grab der Wissenschaften seyn müssen. Das Ansehn und die Macht der Kaiser war zu Grunde gerichtet und China in mehrere kleine Reiche zerfallen. Alles strebte nur nach Ansehn und Einfluß bei den mächtigen, nach völliger Unabhängigkeit strebenden Vasallen; und diejenigen, welche sich usurpatorisch den Völkern als Könige aufwarfen, hatten wenig Sinn für wissenschaftliche Kultur. Die Gelehrten sahen sich immer weniger geachtet, und die Gelehrsamkeit selbst fiel immer tiefer.

Indessen hatte Tsin-schi-hoang-ti, König von Tsin, sein Reich durch Eroberungen so ansehnlich vergrößert, daß er es dreist wagen konnte, selbst dem Kaiserhause der Tsheu die Spitze zu bieten und ihren schon wankenden Thron völlig niederzustürzen. In dem ungleichen Kampfe trug er den Sieg ohne Mühe davon, die Dynastie der Tsheu hatte ihr Ende erreicht, und nach und nach mußte ganz China dem neuen Kaiser huldigen, dessen Macht es, getheilt, nicht zu widerstehen im Stande war. Tsin-schi-hoang-ti war ein weiser Fürst, wäre sein Charakter nicht grausam gewesen; mit Klugheit wußte er den durch die Waffen errungenen Szepter über ganz China zu führen. Er machte viele neue, dem Herkommen widerstrebende Einrichtungen in den weitläuftigen ihm unterworfenen Staaten: und da Konfuzius Lehre in so

genauer Verknüpfung mit den Sitten und Gebräuchen der Vorfahren stand, so mußte er aus Politik nothwendig sich als ein Gegner derselben zeigen. Alle Anhänger der reinen Lehre des Alterthums erklärten sich laut gegen die Maaßregeln und Bedrückungen des neuen Monarchen, und suchten, wiewohl umsonst, die Ansprüche der Familie Tsheu auf den ihr entrissenen Thron geltend zu machen; darum entbrannte Tsin-schi-hoang-ti's Haß gegen die Anordnungen der Vorfahren, die ihm täglich als Muster vorgestellt wurden, und gegen die alten Bücher, aus denen die Gelehrten die Unrechtmäßigkeit seiner Unternehmungen bewiesen, und die er deshalb als die Quelle des Mißvergnügens ansah, immer mehr und mehr.

Um das Andenken der Vorzeit in dem Gedächtniße der Zeitgenoßen auszulöschen, glaubte er zu kräftigen Mitteln seine Zuflucht nehmen zu müssen. Er dachte diesen Zweck dadurch schon zu erreichen, wenn er eine neue Schriftart bei der Nazion einführte und ein Mandat erließe, nur in dieser sollten Bücher niedergeschrieben werden. Der Literatur selbst hätte er keinen bessern Dienst erweisen können als hierdurch. Die große Verschiedenheit der Schriftarten sollte auf einmal aufgehoben werden, und an ihrer Stelle eine allgemeine vollkommene Platz finden; die zahllosen Mißverständnisse unter den Gelehrten, die dadurch erzeugt worden waren, sollten ihr Ziel erreicht haben, und alles zu einer all-

gemeinen Gleichförmigkeit übergehen. Der erste Minister Li-se erhielt vom Kaiser den Auftrag, eine allgemeine Reform mit den Charaktern vorzunehmen, und dieser rief zwei berühmte Gelehrte Tschao-kao und Hu-mu-king an den Hof, und vollendete in Verbindung mit ihnen und der historischen Akademie, ein Wörterbuch, das 9353 Charaktere, bei denen die Tschuen zum Grunde gelegt worden waren, enthielt, und welches er dem Kaiser nun überreichte.

Shi-hoang-ti ließ sogleich mehrere Bücher über Medizin, Magie, Astronomie und Astrologie mit den neuen Schriftzügen abschreiben, weil er diese Wissenschaften am meisten schätzte, und machte durch einen Befehl, der mit eben diesen Charakteren geschrieben war, bekannt, daß sich bei Lebensstrafe niemand unterstehen sollte, sich anderer als dieser Schriftzüge zu bedienen. Doch damit war noch bei weitem nicht Alles gethan: die alten Bücher waren in solcher Menge vorhanden, daß man eben nicht neue zu schreiben brauchte, und um dem Volke alle Tradizionen des Alterthums zu entreißen und so die Quelle des Aufruhrs auf einmal zu verstopfen, mußten noch andere Schritte geschehen. Li-tse that hierauf den Vorschlag, alle Bücher, welche mit alten Charakteren geschrieben wären, gänzlich zu vertilgen, und legte dem Kaiser eine Schrift vor, worin er bewieß, daß dies das einzig mögliche Mittel sey, den neuen Schriftzügen Eingang zu ver-

schaffen und die Ruhe bei der Nazion auf immer wiederherzustellen.

Dem Monarchen mißfiel der Vorschlag nicht, und nur zu bald wurde er, zum unersetzlichen Verlust der alten Lit., mit der größten Strenge ausgeführt. Ueberall im ganzen Reiche, in den Städten so wie in den Klöstern, wurden die alten Bücher im Namen des Kaisers konfiszirt und in ganzen großen Haufen verbrannt. Viele Gelehrte, die ihre alten Bücher wie ihre einzigen Kleinode schätzten, ließen sich lieber mit den größten Martern hinrichten, als daß sie dieselben auslieferten. Doch die Tyrannei siegte in einem so despotischen Reiche: nur wenige Abschriften einiger vorzüglichen Werke des Alterthums blieben durch die besondere Vorsicht ihrer Besitzer von der allgemeinen Bücherzerstörung verschont; alle übrigen gingen in Rauch und Flammen auf. Man behauptet, daß, nach den Berichten der Mandarine damals 1,600,000 Bücher überhaupt dem Feuer überliefert worden seyen; ist diese Angabe richtig, so muß das Bücherschreiben und Sammeln in den vorhergehenden Perioden in China sehr an der Tagesordnung gewesen seyn.

Dieser berühmte sogenannte Bücherbrand im chines. Reiche, fällt in das J. 213 vor Chr. Geb. Doch er führte nicht allein den Untergang so vieler alten Werke herbei, von denen nicht einmal die Verfasser und Titel auf uns gekommen sind; die häufigen Staatsveränderungen und Theilungen des

Reichs, die Einfälle der Mongolen und die blutigen Bürgerkriege unter den Tsheu, hatten leider verursacht, daß schon früher manches schriftliche Denkmahl gänzlich zu Grunde ging. Doch die Anhänglichkeit der chines. Gelehrten an das Alterthum und die Werke der Vorzeit war so groß, daß diese, so wenige von ihnen auch nur noch übrig geblieben waren, nie gänzlich ihr Ansehn verloren, und stets ihre würdigen Vertheidiger fanden; da hingegen alles, was wider sie, theils auf Veranstaltung der Regierung, theils um sich die Gunst und den Beifall des Monarchen zu erwerben, in verdiente Vergessenheit und Verachtung gerieth. So viele Bücher darum auch in dieser Periode an's Tageslicht traten, sowohl unter Tsin-schi-hoang-ti, als unter seinen Nachfolgern, so wenige haben von ihnen ihre Existenz nur bis zu den nächstfolgenden Generazionen fristen können. Doch vielleicht trug auch das von Mong-tien unter Schi-hoang-ti erfundene neue Schreibmaterial, das Papier, wodurch das Niederschreiben von Büchern aller Art zwar erleichtert und vervielfältigt wurde, die Handschriften aber von weniger Dauer seyn konnten, nicht wenig zur raschern Vergänglichkeit der Literaturwerke aus dieser Dynastie bei.

Tsching-miao, der mit Li-se an Verbesserung und Vervollkommung der Schriftzüge gearbeitet hatte, gab bald darauf ein neues Werk heraus, worin er die gebogenen Grundstriche in gera-

de verwandelte und so eine neue Art Charaktere erfand, die unter dem Namen Li-schu bekannt wurden, und bald die frühern, schwerer zu schreibenden verdrängten. Hierzu trugen vorzüglich die Unruhen unter Ul-schi-hoang-ti, dem Nachfolger von Schi hoang-ti, bei, weil sie verhinderten, daß man aufmerksam genug war, ob alles mit den Charakteren des Li-sé geschrieben würde. Nicht lange nachher gab man den Li-schu eine noch steifere Gestalt, und so entstanden diejenigen Charaktere, welche den Namen Kiai-schu oder Tsching-tsehe führen, welche die alten ganz außer Gebrauch setzten, und nachher von den Chinesen immer beibehalten worden sind.

Eben so schnell als das Haus Tsin unter Schi-hoang-ti gestiegen war, gieng es indessen nach seinem Tode wieder zu Grunde. Lieu-pang stieg, von einem seltenen Glücke begünstigt, vom gemeinen Soldaten, schnell bis zum Alleinherrscher von China empor, und stiftete eine neue glänzende Dynastie, der er den Namen Han beilegte. Zu beschäftigt indessen, die Krone auf seinem Haupte zu befestigen, und zu wohl mit der Politik bekannt, um an die Aufsuchung der alten Nationalschriften zu denken, ließ er die Sachen, wie er sie fand; die Wiedererscheinung der klassischen Werke des Alterthums, und besonders der von Konfuz veranstalteten Sammlungen, würde die Ansprüche aller ehemaligen Lehnfürsten wieder geltend gemacht haben. So sehr

daher auch das Volk die Wiederherstellung der alten Staatseinrichtung, wie sie unter den drei ersten Dynastien gewesen war, hätte wünschen müssen, so war es doch theils zu unaufgeklärt, um seinen Vortheil zu erkennen, theils waren seine Sitten den alten zu unähnlich geworden, um ihr lange Dauer zu verschaffen. Die edle Simplizität des Alterthums paßte zu wenig für eine Staatsverwaltung, wie sie Lieu-pang einführte, und durch die Tyrannei der vorhergehenden Herrscher war die Liebe zu den Wissenschaften zu sehr erstorben, um so bald wieder aufleben zu können.

Erst unter Lieu-pang's zweitem Nachfolger Wenti, 37 J. nach dem großen Bücherbrande (176 vor Chr. Geb.) fieng man an die Ueberreste des Alterthums aufzusuchen, und war glücklich genug, einige der wichtigsten, wiewohl oft nur fragmentarisch, wiederzufinden. In dem Edikte des Kaisers Tsinschi-hoang-ti, das alle alten Bücher zu verbrennen gebot, war das Shu-king namentlich angeführt. Man gab sich jezt vorzüglich Mühe, auch dies schäzbare Werk wieder aufzufinden; aber alle angewandte Mühe war fruchtlos, und man mußte sich begnügen, es von einem alten Manne Namens Fu-sheng, welcher der einzige war, der es noch gröstentheils auswendig wußte, diktiren und von neuem niederschreiben zu lassen. Da dieser aber nur den Dialekt seiner Provinz sprach, der von der Mundart der damaligen Residenz Tshang-ngan be-

deutend abwich, hatten die von dem Kaiser abgesandten Gelehrten oft Dollmetscher nöthig, und brachten nach vieler Arbeit ein Werk zu Stande, das sie, nachdem es von der Akademie der Historie durchgesehen worden war, dem Monarchen überreichten. Man fieng darauf an, in den Schulen aus ihm das Alterthum zu studieren, und eine Menge Gelehrte der damaligen Zeit schrieben Erläuterungen zu demselben.

Einige Zeit nachher aber, unter dem Kaiser Vuti, (der 146 — 87 vor Chr. Geb. regierte), fand man in den Trümmern eines alten Gebäudes, welches der Familie des Konfuz zugehörte, eine Anzahl Bücher in alten Charakteren auf, und unter ihnen auch das Shu-king. Man übergab diesen wichtigen Schatz einer Gesellschaft gelehrter Männer, unter denen sich einer der gründlichsten Alterthumsforscher seines Zeitalters mit Namen Kong-ngan-kue befand. Das aufgefundene Mskrpt. war nicht nur in veralteten Charakteren geschrieben, auch die Tafeln, auf denen sie eingegraben waren, hatten von Feuchtigkeit und Würmern so sehr gelitten, daß Kang-ngan-kue nur mit großer Anstrengung, und durch beständige Vergleichung mit dem Shu-king des Fu-scheng (das aber nur 28 Kapit. enthielt) und andern aufgefundenen alten Werken, die Entzifferung von 58 Abschnitten vollendete; die übrigen 42, die noch dazu gehört hatten, waren nicht unter den entdeckten Büchern zu finden. Kong-

ngan-kue fügte seiner Arbeit einen kurzen Kommentar und eine Vorrede bei, in der er die Geschichte dieses Werks erzählte.

Gleiches Schicksal mit allen alten Werken aus den Zeiten der ersten Dynastien hatte auch das Shi-king, jene herrliche Blumenlese, die freilich den ältesten, zehnmal stärkern Vorrath von chinesischen Dichterwerken nur mangelhaft ersetzen konnte; doch ein Gelehrter Mao-tschang war so glücklich, das Werk in den Ruinen eines Pallastes wieder aufzufinden und bis auf geringe Bruchstücke ganz vollständig an's Tageslicht zu fördern. Auch das Tshen-li ward wieder entdeckt, und aus einem andern Werke dem Kao-kung-ki, das einen ähnlichen Inhalt hatte, ergänzt. Das Ye-king ward zwar unter der Regierung des Kaisers Kao-tsu aus der Dynastie Han, wieder aufgefunden; wahrscheinlich aber verhinderten die Anhänger des Foe und Lao-kiün seine Verbreitung, und Kao-tsu ließ ein eignes Werk über die Musik ausfertigen, dem er ein klassisches Ansehen zu geben sich bemühete. So ging das Ye-king von neuem ganz verloren.

Der Nachwelt wurden endlich durch die fleißigen Nachsuchungen der Gelehrten das Ye-king, das Tshün-tsieu und mehrere Schriften von Konfuzius Schülern erhalten. Zugleich bemüheten sich Einige, verschiedenen andern Büchern, besonders aus dem Zeitalter des Tsin-Schi-hoang-ti

ein klassisches Ansehen anzumaßen, indem sie sie für weit älter ausgaben als sie wirklich waren; doch der geringere Werth des Inhalts entdeckte bald diese Unwahrheit. Es waren vornehmlich das Kia-ya, ein Werk, das man dem Konfuz zuschreiben wollte, das Kue-ya des Tso-schi, das San-fen, das Pen-tsao des Schi-nong, das Nui-king des Hoang-ti, die Werke des Lu-tse, Shan-tse und Tsu-tse, endlich das Shan-hai-king. Die Regierung Ven-ti's ist so mit Recht als die Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften in China anzusehen, von der die chines. Literatur ununterbrochen mehrere Jahrtausende fortlauft. Die Dynastie Han setzt zugleich die natürlichste Scheidewand zwischen den alten und neuern chines. Literaturwerken; und man wird es darum entschuldigen, daß ich die Geschichte der chinesischen Literatur schon hier so weit fortgeführt habe, da eigentlich an diesem Orte lediglich die ältesten Urkunden derselben hätten erwähnt werden sollen. Es geht dies aber um so eher an, da China stets ganz isolirt blieb, und auf die Kultur und Gelehrsamkeit anderer Erdgegenden nie einen Einfluß gehabt hat, welches aus dessen ganz besonderer Lage auch leicht begreiflich wird. In dem Zeitalter der Griechen- und Römerwelt kannte man diese weit ausgedehnten Länder kaum dem Namen nach, und stürmische Meere, hohe Gebirgsketten und unermeßliche Sandwüsten, hinderten jede Verbindung Chi-

na's mit dem übrigen festen Lande von Asien. Nur die südöstlich gelegenen Inseln scheinen ihre Kultur und Wissenschaften von den Chinesen empfangen zu haben; und darum wenden wir uns hier gleich zur

Alten Literatur von Japan.

(Ein besonderer Traktat wird dieselbe umfassen.)

So kräftig die braminische Gelehrsamkeit auch auf die literärische Kultur der westlich von Hindostan gelegenen weit ausgedehnten Länder wirkte, so nahm dieselbe doch in jedem derselben eine besondere Richtung an: und einen ganz andern Charakter, möchte man sagen, bietet darum die alte tibetanische, einen andern die chinesische und japanische Literatur dar. Aber noch weit größere Modifikazionen erlitt sie, als sie ihren Einfluß auf Westasien zu erstrecken begann. Hier zeigen sich uns ganz neue Phänomene; hier bildete sich das Kastensystem wieder auf ganz eigenthümliche Weise aus.

Baktrisch-Medische Literatur.

In der Nähe des nördlichen Indiens, an einem der Hauptströme von Asien, dem Oxus oder Gihon, lag Baktrien, und durch diese Lage wurde es früher als andere westlich gelegenen Länder kultivirt. Seine Hauptstadt war bereits der Sitz mächtiger, unabhängiger Könige. Lange vor dem Zeitalter des Zyrus; und schon im höchsten Alterthum schimmert hier das Licht einer mildern Kultur, die sich von da aus über Medien verbreitete: denn die Meder wurden

hauptsächlich durch die Baktrier gebildet, mit denen sie zuletzt ein Reich ausmachten. So schön gelegen zum Handel von Mittel-Asien, erwachte hier sehr bald die Industrie und mit ihr das Streben nach wissenschaftlicher Bildung. Doch gewisse Familien, die Magier, rissen auch hier, wie die Braminen in Indien, die Oberherrschaft über alle Zweige der Gelehrsamkeit an sich, und Alles, was man von Wissenschaften wußte, befand sich in den Händen dieser Kaste von Weisen, Gelehrten und Priestern. Ein neues System der Mythologie bildete sich hier aus, das alles menschliche Wissen umfaßte; und so entstand die Religion der Magier, die sich bald nach den weiter westwärts gelegenen Ländern verbreitete, und in einem großen Theile von Vorderasien allgemeinen Eingang fand. Die westlichen Asiaten fingen nun bald an, die hohe Gebirgskette, welche Baktrien von Hindostan trennte, für das allgemeine alte Fabelland anzusehen.

In Sogdiana aber war es, wo die baktrische Kultur und Gelehrsamkeit zuerst sich festsetzen konnte, denn Baktrien wurde gegen Norden nur durch den Oxus von Sogdiana getrennt, und dieses bildete nordwärts gleichsam die Gränzscheidung zwischen dem Ackerlande. Seit jeher war es darum sowohl von herumziehenden Horden aus Nordasien und eigentlichen Einwohnern in Städten und festen Oertern bewohnt, aber der Handel wegen der Nachbarschaft von Indien blühend, schon lange vor Medern

und Persern. Von hier aus breiteten sich die Wissenschaften der Magier selbst bis zu den nomadisirenden Horden der Scythen aus. Baktrien und Sogdiana schienen zusammen ein Reich ausgemacht zu haben, als unter den Medern, einem damals noch rohen Nomadenvolke, ein Eroberer aufstand, der die weit ausgedehnte medische Herrschaft gründete, und sein Volk mit den Baktriern und Sogdianern verschmolz. Von nun an existirte ein großes medisches Reich, das eine Zeitlang ganz Iran (d. i. die Länder von Oberasien bis zum Indus hin) umfaßte.

Der große Dsiemschid wird als der Stifter der bürgerlichen Verfassung unter den Medern, durch Einführung des Ackerbaues, gepriesen, und seine Regierung von den morgenländischen Schriftstellern das goldene Zeitalter von Medien genannt; vielleicht ist er der Achaemenes der Griechen. Schon unter ihm bestand die ganze Nazion aus vier Kasten, die der Priester oder Magier, der Krieger, der Ackerleute und der Gewerbtreibenden aller Art. Der erstern war allein die Erhaltung und Vervollkommnung aller wissenschaftlichen Kenntnisse überlassen; die Magier waren die Vornehmsten unter dem Volke, und umgaben stets die Könige als Weise und Wahrsager. Unter Dsiemschid scheint die Gelehrsamkeit dieser Kaste von Geweiheten einen neuen Schwung erhalten zu haben; denn es wird vorgege-

ben, daß unter ihm die Wahrheit den Weisen vom Himmel offenbahrt worden sey.

Das Pehlvi oder die Sprache, worin die Magier ihre Bücher schrieben, war mit dem Sanskrit verwandt, und während sie schon in Medien den ausgezeichneten Ruhm der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit durch einen großen Theil von Asien genossen, führten die Perser noch ganz die nomadische Lebensart, und mußten auch endlich selbst den medischen Beherrschern gehorchen.

Unter der Regierung des Königs Gustasp aus der Dynastie der Kaaniden, wahrscheinlich Cyaxares der Erste, der hundert Jahre vor Darius Hystaspes über ganz Iran herrschte, trat unter den Magiern ein Mann auf Zoroaster oder Zerduscht genannt, der durch seine Schriften die Dunkelheit die in den frühern magischen Büchern herrschte, zu verscheuchen und Alles zur Klarheit der ewigen Wahrheit zurückzuführen unternahm. Er gab sich selbst nur für einen Wiederhersteller des Worts aus, das schon unter Dschemschid dem Weisen, vom Himmel gekommen sey, aber durch die Länge der Zeit vielfache Veränderungen erlitten habe, und erscheint also so als ein Reformator der magischen Wissenschaften. Man hatte sich nehmlich nicht allein damit begnügt, manche neuere Werke als heilige Bücher unterzuschieben, sondern auch diese selbst durch viele Dichtungen und Zusätze entstellt, die ihr Studium immer schwieriger machen mußten. Bei Aufstellung

seines Systems benutzte er alle unter den Magiern noch vorhandene ältere Tradizionen; und er bemühete sich, den wahren Sinn der uralten Sagen soviel als möglich zu ergründen. Die Lehre von einem guten und einem bösen Prinzip, den Quellen alles Guten und Uebels, war der Grundstein, auf dem das ganze Gebäude seiner Philosophie sowohl als seiner Politik errichtet war; aber er nahm in seinem Werke einen so hohen Standpunkt, daß von diesem herunter alle Dunkelheit verschwand oder wenigstens zu verschwinden schien, so lange kein metaphysischer Nebel die Aussicht verfinsterte.

Die Werke des Zoroaster's wurden nachher von den Magiern, unter dem Namen Zend-Vesta, als heilige Bücher betrachtet, besonders die beiden Bücher Vendidad und Izeschne. Nach der Hand scheinen indessen diese Sammlungen noch durch andere liturgische Schriften von den Magiern vermehrt worden zu seyn.

Mit Baktrien und Medien wetteiferte in Ansehung der Frühe der Kultur und einer Art von wissenschaftlichen Ausbildung, der schöne Landstrich zwischen dem Tigris und Euphrat, Mesopotamien. Der Reichthum und die Fruchtbarkeit des Bodens, der schöne Himmel, die gesunde Luft, die Lage zwischen den beiden größten Flüssen von Vorderasien, die Nähe des Meeres. . . . . . Alles mußte hier dazu beitragen, sehr frühe schon einen weit vollkommenern Zustand der Gesellschaft zu bilden als in

den benachbarten Ländern, wo noch Jahrhunderte blos Nomaden einherzogen, als wir hier schon eine hochkultivirte Nazion des Alterthums erblicken.

Die erste Bevölkerung von Mesopotamien steigt so hoch in die Zeit hinauf, daß mehrere sehr alte Völker glaubten, hier sey zuerst das Menschengeschlecht erschaffen worden. Als die erste grosse Monarchie der alten Welt, wird uns von Hebräern, Griechen und Römern ein Reich am Tigris genannt; und wie lange Zeit mußte also nicht verflossen seyn, ehe es dazu empor-wachsen konnte! Babylon, die Hauptstadt, wird schon in den frühesten Zeitaltern als ein Ort von unermeßlichem Umfange und als der Sitz der höchsten Kultur, des feinsten orientalischen Luxus und der wissenschaftlichen Kenntnisse geschildert in Babylonien gilt als das Land der Wunder. Nach diesen Voraussetzungen wollen wir erzählen, was wir von der

Chaldäischen oder Babylonischen Literatur

noch wissen: Das Erdreich an den beiden Strömen mußte, wie am Nil, erst durch die Bewohner gleichsam gewonnen werden; und eben diese Anstrengung war es, welche ihren Geist weiter entwickelt und die Kenntnisse unter ihnen hervorgebracht zu haben scheint, wodurch sie sich, nicht weniger als die Aegyptier auszeichneten. Die Aufbewahrung und Vervollkommnung der Wissenschaften war auch hier einer besondern Kaste von Gelehrten und Priestern anvertraut, die unter dem Namen der Chal-

däer vorkommen. Sie trugen die Geschichte des Landes in Büchern ein, die nachher aufbewahrt wurden, machten als Gelehrte weite Reisen, selbst bis nach Indien hin, ersannen verschiedene Systeme der Philosophie und Mythologie, und beschäftigten sich viel mit Wahrsagerkünsten und Verfertigung von Talismanen. Der berühmte Thurm zu Babel, der an Größe die ägyptischen Pyramiden wo nicht übertraf, doch erreichte, diente ihnen zu astronomischen Beobachtungen. Schon 1903 Jahre vor der Eroberung Babylons durch Alexander scheinen sie den Himmel erforscht zu haben. Auch erzählen alte Schriftsteller, daß die Chaldäer 720 oder wenigstens 490 Jahre hindurch Beobachtungen der Gestirne schriftlich aufgezeichnet hätten. Als Alexander Babylon einnahm, soll Kallisthenes, ein Begleiter des Helden, dem Aristoteles astronomische Beobachtungen zugeschickt haben, die sich in der Stadt fanden, und über welche seit einem Jahrhundert nach der Fluth, regelmäßig ein Verzeichniß gehalten worden war. Ueberhaupt galten die Chaldäer als die berühmtesten Astrologen in der alten Welt; beide Namen wurden sogar oft synonym gebraucht. In dieser Qualität führten sie sich selbst bei allen fremden Höfen und allen Regenten von Asien ein: und so wurden chaldäische Meinungen, Kenntnisse und Systeme, zu derselben Zeit fast allgemein verbreitet.

Die chaldäische oder aramäische Sprache ist eine

der ältesten der Welt, welches man schon daraus sieht, daß sie fast aus lauter einsylbigen Wurzelwörtern bestand. Mit dem Samskrit und Pehlwi war sie übrigens allerdings verwandt. Für ihre Bücher bedienten sich die Chaldäer Anfangs einer hieroglyphischen oder hierogrammatischen Schrift, nachher wahrscheinlich keilförmiger Zeichen, bis sie endlich ein vollkommneres Buchstaben-Alphabet erfanden.

Schon mehrere Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege gab es berühmte chaldäische Gelehrte. Mit Untersuchung alter astrologisch-religiöser Sagen beschäftigte sich eine grose Anzahl derselben, und die morgenländischen Schriftsteller nennen einen Abrachas und Istefan als die vornehmsten ihrer Weisen. In den ältesten Zeiten schrieben sie höchst wahrscheinlich ihre Schriften auf Steine, so wie Moses seine Gesetze; nachher wird man erst bequemere Schreibmaterialien erfunden haben. Eben daher kann die Meinung sehr wohl gegründet seyn, Demokrit habe seine moralischen Abhandlungen von einer babylonischen Säule abgeschrieben. Die Königin Semiramis, die 1900 Jahre vor Chr. Geb. in Babylon regierte, ließ schon verschiedene Inschriften auf Steine setzen. Eben diese Monarchin trat auch als grose Eroberin auf, und unterwarf ihrer Herrschaft weitläuftige, zunächst an ihr Reich stosende Länder, wodurch chaldäische Weisheit noch mehr in den vorderasiatischen Gegenden, fast zwei

Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, Verbreitung fand.

Aber unaufhörliche Kriege und unaufhörlicher Herrscherwechsel, bei immer gleichem Despotismus, Ueppigkeit der Großen und Sklaven-Frohnsinn des Volks, jetzt übermüthiger Stolz der Sieger und jetzt Erschlaffung der Besiegten, mußten alles intellektuelle und höhere wissenschaftliche Aufstreben im Keime ersticken; und so viel sich darum auch die Chaldäer mit gelehrten Arbeiten beschäftigten, so blieb der eigentliche wahre Gewinn derselben für die Nachwelt doch äußerst gering. So dauerte es bis zum J. 630 vor Chr. Geb. denn da ging das alte babylonische Reich, nach mannigfaltigen bereits erlittenen Stürmen, endlich ganz zu Grunde, indem ein rohes aber tapferes Nomadenvolk, von den taurischen und kaukasischen Gebirgen herabstürzte, die üppigen Bewohner der gesegneten mesopotamischen Ebenen unterjochte und das Neu-Babylonische Reich gründete. Dies geschah fast 100 Jahre vor Zyrus.

Unter den Beherrschern dieser neuen Monarchie traten bald Eroberer auf, und einer derselben, Nebukadnezar, besiegte Asien bis zu den Ufern des Mittelmeeres, schlug am Euphrat den ägyptischen König Neko, zerstörte Jerusalem, nahm Tyrus und Phönizien ein, und drang selbst bis Aegypten vor. So ward er Gründer eines Kaiserthums, das nach nicht völlig einem Jahrhunderte, jedoch wieder sein

Ende erreichte. Die rohen Nomaden, die Babylonien eroberten, vertauschten ihre barbarische Sprache mit der, der kultivirtern Nazion, deren Beherrscher sie wurden, und die Chaldäer standen darum auch bei den Monarchen des neu-babylonischen Völkervereins in grossem Ansehn. Dadurch daß ein grösser Theil von Asien diesem mit der Zeit unterworfen wurde, musten auch ihre Gelehrsamkeit und Literatur eine noch grössere Verbreitung finden.

Meder auf der einen und Babylonier auf der andern Seite waren also die einzigen Nazionen in West-Asien, die bereits zu einer hohen Bildung gereift waren, und Wissenschaften trieben, als noch alle übrigen Völker von Hindostan bis zum Mittelmeer und bis zur Nordsee, eine blos nomadische Lebensart führten; aber entweder fast zu gleicher Zeit, oder vielleicht wohl gar noch eher hatte sich im östlichen Afrika ein Volk kultiviert, das wie eine fremdartige Erscheinung am Horizont der frühesten Menschengeschichte leuchtet. Die

Alte Aethiopische Litteratur

verdient hier vor allen Dingen einer Erwähnung: denn schon in den frühesten Sagen der mehrsten gebildetern Nazionen des Alterthums, glänzt auch der Name dieses fernen Volkes. Die Nazionen des innern Asiens am Euphrat und Tigris durchflochten die Sagen von den Eroberungen und Kreuzzügen ihrer Helden mit äthiopischen Dichtungen; die Jahrbücher der ägyptischen Priester waren voll von

ihnen, und schon lange vor Homers Zeitalter, lange vor dem trojanischen Kriege war der Name der Aethiopier im Munde der Dichter des Orients.

Die meisten äthiopischen Völkerschaften waren und blieben roh; allein die Insel und der Staat von Meroe ist es, wohin das Alterthum nicht selten die Wiege der Künste und Wissenschaften setzt, wo schon Obelisken und Tempel hervorstiegen und Hieroglyphenschriften vorhanden waren, ehe man noch an Aegyptier dachte. Die ersten Strahlen der altäthiopischen Kultur fallen darum sicher wenigstens in die Zeit des ersten Anfangs der Bildung von Baktriern und Babyloniern.

Meroe war der Hauptsitz des großen Karavanenhandels von dem nördlichen und innern Afrika, Aegypten, Arabien und Indien. Eine besondere Kaste von Gelehrten oder Priestern herrschte hier, die aus ihrer Mitte den König wählte. Eine Menge verschiedener Völker und Stämme, wurden nach und nach durch Kultus und Religion zu einem Ganzen verknüpft; und so geschah es, daß der Staat von Meroe in seiner Blüthe, 250,000 Krieger aufstellen konnte und selbst die Völkerstämme von Aegypten eine Zeitlang unter seine Unterthanen zählte.

Von Aethiopien aus scheint Aegypten zuerst bevölkert worden zu seyn, und die ägyptische Gelehrten oder Priesterkaste war äthiopischen Ursprungs, oder erhielt wenigstens ihre erste Bildung von daher. Wenn aber auch die

eine Tochter der alten äthiopischen ist, so war sie doch ihrem ganzen Umfange nach nichts weniger als dies. Ihre Frucht blühete und reifte in Aegypten selbst, wenn auch vielleicht der Saame dazu aus der Fremde kam: denn kein Volk trägt so in allen Zügen seiner Bildung das Gepräge des Lokalen, und eben dieses war die Ursache, daß in Aegypten etwas ganz anderes ward, als in Aethiopien jemals werden konnte.

Nirgends leichter war der Uebergang vom Nomadenleben zum Ackerbau als hier: man brauchte nur den Saamen auszustreuen, um zu erndten. Der größte Theil der Erde war darum noch mit Wäldern und Gesträuchen bedeckt, unter deren Schatten einzelne Wilde herumirrten, als sich in dem furchtbaren Nil-Thale Afrika's die Nazion der alten Aegyptier bildete. Sie genoß einer langen ununterbrochenen Ruhe von Außen, und zwei tausend Jahre lang konnte sie darum selbstständig und unverändert bleiben. Die erste Periode der alten ägyptischen Geschichte umfaßt das mythologische Zeitalter, und geht bis auf den Alleinherrscher des Landes Psammetich, der 670 J. vor Chr., 120 J. vor Cyrus und dem Tode Numa's in Rom den Thron bestieg. Sie dauerte wohl mehr als 15 Jahrhunderte, in welchem Zeitraume Aegypten in mehrere gleichzeitige Staaten eingetheilt war, die aber bisweilen auch ein Ganzes bildeten.

Die Aegyptier machten ausserordentliche Fortschritte in technischen Künsten und mechanischen Arbeiten und ihre Annalen geben ganze Reihen von Königen an, die einen glänzenden Hofstaat führten. Schon in der frühesten Epoche ihrer Bildung hatte dies Volk seine eigenthümliche Schrift; doch nur einige der allerältesten Volkssagen, welche die Forschungen des Geschichtsschreibers durch das zimbrische Dunkel der Vorwelt leiten, wurden von ihm in die Geschichte hinübergeflüstert!

Man bediente sich der Schrift wahrscheinlich nur zu historischen Denkmählern und Inschriften, zur Abfassung von religiösen und Polizei-Gesetzen, zur Darstellung mystisch-philosophischer mythologischer und astronomischer Lehrsätze. Ihre Dichtkunst beschränkte sich wohl lediglich auf priesterliche Hymnen, heilige Einweihungs-Beschwörungs- und Verwünschungsformeln. Der Kaste der Gelehrten oder Priester lag es ob, die Geschichte des Landes und der Könige in Bücher niederzuschreiben, die sorgfältig aufbewahrt wurden. Herodot erhielt viele seiner Berichte aus den heiligen Büchern, die die Priesterkaste in Verwahrung hatte. Der Kern ihrer historischen Annalen aber wurde vermuthlich auf Denkmählern der Architektur, hohen Säulen, Pyramiden, Obelisken, Tempeln rc. rc. verewigt, eine besondere Art von Büchern. —

Nach orientalischen Schriftstellern soll der große Hermes noch vor der Sündfluth unter den ägyp-

tischen Gelehrten nachgestanden seyn. Und dennoch scheint China noch weit früher zur Kultur gekommen zu seyn als Aegypten. Die chinesischen Hieroglyphen, die sich auf den ältesten Inschriften befanden, waren schon ganz kursiv, da hingegen die ägyptischen aus demselben Zeitalter (z. B. Yü, der in den J. 2215 — 2298 vor Chr. Geb. regierte) noch gänzlich schattirte Bilder waren.

Die Aegyptier müssen Kenntnisse der Geometrie besessen, bei der Aufführung ihrer Pyramiden und Riesentempel, und bei der Transportirung und Aufrichtung ihrer Obelisken manche Handgriffe der Mechanik gekannt, bei dem Bergbau manche chemische und metallurgische Operazionen gefunden, bei der beständigen Beobachtung des Himmels in Beziehung auf ihren Nil und den Feldbau, manche wichtige Entdeckungen für die Astronomie gemacht haben, und bei der Unentbehrlichkeit einer strengen Diät in ihrem, mit Morästen angefüllten Lande manche gute medizinische Regel und manches zweckmäßige Heilmittel entdeckt haben; aber ihr gelehrtes Wissen ging nie an die ganze Nazion über, blieb stets ein beständiges Eigenthum der Geweiheten-Kaste. Ueberdies waren es Despotismus, Priesterzwang, eiserne Fesseln des Herkommens und Theilung der Nazion in bestimmte Kasten, die jeden Fortschritt in der intellektuellen Kultur hindern mußten.

Aegyptischen Astronomen verdankt die Welt zu-

erst das wahre Sonnenjahr (obgleich bis auf einige Minuten unvollständig), welches Eudox nach Griechenland und Cäsar nach Rom brachte. Aber die Chaldäer sollen doch die ersten astronomischen Kenntnisse von Babylonien hierher gebracht haben. Einige Kunstgriffe, durch welche die Priesterklasse das Volk im Aberglauben bestärkte und dadurch in Abhängigkeit von sich erhielt, deuten auch auf glückliche richtige Beobachtungen über merkwürdige und erst nach Jahrtausenden von europäischen Naturforschern beherzigte, physische und chemische Phänomene hin.

So wie der nördlichere Theil von West-Asien seine ersten wissenschaftlichen Kenntnisse den Medern verdankt, so müssen die des südlichern Theils dem Einflusse babylonischer und ägyptischer Kultur zugeschrieben werden. Alle diejenigen, welche in benachbarten und entfernten Ländern die Begierde nach Kenntnissen und Gelehrsamkeit fühlten, reisten nach Aegypten, und die Chaldäer wanderten überall herum. Von Mesopotamien aus scheint auch ein großer Theil von Südwest-Asien bevölkert worden zu seyn: denn alle Nazionen, sowohl nomadisirende als Ackerbau treibende, welche wir in der ersten Epoche der Menschengeschichte in diesen weitausgedehnten Ländern antreffen, gehörten zu einem und demselben Völkerstamme (dem Semitischen) und redeten nur Mundarten einer und derselben allge-

meinen Sprache (der aramäischen), die in Babylonien zu Hause war.

Die Lage der Küste zwischen Aegypten und Babylonien am Mittelmeere aber mußte bald mehrere Völkerstämme bewegen, sich da niederzulassen. Schon als sie noch Nomaden waren, war der Karavanenhandel zwischen diesen beiden reichen und weit und breit kultiviertesten Ländern in ihren Händen; aber eben die Verbindung, in welche sie dadurch mit Aegyptiern und Babyloniern so häufig geriethen, mußte bald eine größere Zivilisazion unter sie bringen, und sie in ein sitzendes, handeltreibendes Volk verwandeln. Nun zogen sich neue Ansiedler von allen Gegenden nach diesen Landstrich hin, und bald sah man an den mittelländischen Gestaden hier, die den Namen Phönizien oder Kanaan führten, blühende Handelsstaaten, die nach und nach zu einem außerordentlichen Reichthum gelangten, und deren Bevölkerung bald durch den Zufluß von Fremden ausnehmend stieg. Die

Phönizische Literatur

und Kultur fällt daher in ein sehr frühes Zeitalter. Schon während Moses in Aegypten sich aufhielt, war Sidon eine berühmte Handelsstadt, schon damals blüheten Tyrus, Aradus, Tripolis, Arvath, Byblus, Berytus, Sarephta, Orbasia u. a. Städte in Phönizien. Bereits 1500 J. vor Chr. wanderten phönizische Kolonisten über's Meer und leg-

ten Handelsetablissements an verschiedenen Küsten an; doch die Anlage der meisten und wichtigsten solcher Kolonien, besonders von Sidon und Tyrus, fällt in die Periode von David bis Zyrus (1000 — 550 vor Chr. Geb.) Spanien wurde damals im Süden gänzlich phönizisirt. Gades (Kadix) ward schon 100 J. vor dem trojanischen Kriege (1100 J. vor Chr. Geb.) angelegt; zu gleicher Zeit Utika in Afrika, und 287 J. darnach das nachher so mächtige Karthago.

Es gab tyrische Annalen, aus denen die Griechen schöpften in Tyrus; und warum sollte es also nicht auch Geschichtschreiber der vaterländischen und auswärtigen Begebenheiten in den andern grosen phönizischen Städten gegeben haben? Als phönizischer Historiker, der grose Werke schrieb, war besonders Sanchuniaton berühmt; seinen Geschichtsbüchern stellte er die Dogmen der phönizischen Philosophen über den Ursprung des Universums voran. Moschus wird als Philosoph und Geschichtsforscher gerühmt; auch Theodot und Dios waren Verfasser wichtiger historischer Werke. Es werden den phönizischen Gelehrten besonders grose Verdienste um die Rechenkunst zugeschrieben; auch waren sie es, die die kleinen astronomischen Kenntnisse der alten Welt zuerst, allen auf uns gekommenen Nachrichten zu folge, auf die Schiffahrt anwendeten, und darum für die Väter der nautischen Astronomie angesehn werden können.

Im Zeitalter zwischen Salomon und Nebukadnezar war Tyrus die Hauptstadt von ganz Phönizien, und Letzterer zerstörte diesen berühmten Stapelplatz des Handels (600 J. vor Chr. Geb.) Doch blühete die eigentliche phönizische Literatur auch noch fernerhin, die, ob sie gleich wahrscheinlich nur Anfangs eine Tochter der babylonischen und ägyptischen war, doch in diesem reichen Küstenlande einen ganz eigenen Originalcharakter annehmen mußte.

Die Archive und Büchersammlungen sind nicht mehr, die das phönizische Volk in seinen gebildeten Zeiten hatte, und es ist unmöglich, daß sie, nach den indessen in's Meer der Ewigkeit hinabgesunkenen Jahrtausenden noch vorhanden seyn könnten. Selbst die griechischen Schriftsteller sind untergegangen, die uns Nachrichten von der Geschichte Phöniziens aufbehalten hatten. Die alten Europäer nannten die Buchstaben, die die Phönizier auf ihren Schiffen zuerst zu ihnen brachten, phönizisch; aber erste Erfinder der Buchstabenschrift waren sie sicher nicht. Auch die Webekunst wird als eine phönizische Entdeckung gepriesen, obgleich Hindu, Chinesen, Babylonier und Aegyptier sie gewiß lange schon vor ihnen getrieben hatten; denn in der alten und neuern Welt ist der Redegebrauch bekannt, die Waare nicht eben nach dem Ort, der sie verfertigt, sondern der sie verhandelt, zu benennen. Wie der Phönizier Baukunst beschaffen gewesen sey, sieht man an Salomo's Tempel, der wohl mit keinem ägypti-

schen in Vergleich zu stellen ist, da zwei arme Säulen an ihm als Wunderdinge gerühmt werden. Schönere Denkmähler ihrer Bauten sind noch jene ungeheuren Felshöhlen Kanaans, die indessen eine rohe Stuffe der Kunst zeugen und ihnen zu Grabmählern, Vorrathshäusern und Tempeln gedient haben mögen.

Nach uralten phönizischen Sagen, war der Anfang des Alls eine finstere Luft, ein dunkeles, trübes Chaos. Dieses schwebte gränzen- und gestaltlos von unendlichen Zeiten her im wüsten Raume, bis der wehende Geist mit seinen eignen Prinzipien in Liebe verfiel, und aus ihrer Vermischung ein Anfang der Schöpfung wurde. Diese Mythologie ist eine so alte, und den verschiedenen Nazionen der Vorwelt so gemeine Vorstellungsart gewesen, daß den Phöniziern hierbei wenig zu erdichten übrig bleiben konnte. Beinahe jedes Volk in Asien erzählte die Tradizion vom Chaos auf seine Weise; warum sollten sich also nicht auch unter den Phöniziern geschriebene Tradizionen dieser Art vorgefunden haben? Daß die ersten Samen der Geschöpfe in einem Schlamme gelegen, und die ersten mit Verstand begabten Wesen eine Art Wundergestalten, Spiegel des Himmels (Zophasemim) gewesen, die nachher, durch den Knall des Donners erweckt, aufwachten, und die mancherlei Geschöpfe aus ihrer Wundergestalt hervorbrachten, ist ebenfalls eine weit-herrschende, hier nur verkürzte Sage, die

mit andern Ausbildungen über die Menschen und tibetanischen Gebürge bis nach Indien und China hinauf, und bis nach Phrygien und Thrazien hinab reicht.

So wie die Küste am Mittelmeere zwischen Aegypten und Babylonien, war auch das Binnenland (die weiten Ebenen von Phönizien bis an den Euphrat), nehmlich die grose Halbinsel Arabien und die Fortsetzung derselben Syrien (Aram), von Semitischen Völkerschaften bereits in einem, über die Geschichte weit hinaufgehenden, Zeitalter besetzt worden, die theils nomadische, theils sitzende Lebensarten führten, je nachdem es das Lokale mit sich brachte, oder die Keime der Kultur früher oder später in ihnen geweckt wurden. Die

Alte Arabische und Syrische Literatur

müßte also gleich hier ihre Stelle erhalten, wenn wir viel davon zu sagen wüßten. Am Eingange zum arabischen Meerbusen wohnten die Idumäer oder Edomiter, ein handelndes und schiffahrttreibendes Volk, das zwei Häfen Elath und Ezion-Geber an dem nordöstlichen Busen besaß, und nicht nur zu einiger Kultur gelangte, sondern auch lange die Phönizier abhielt, mit ihren Handelsunternehmungen bis dahin zu dringen, bis es endlich durch David unterjocht wurde. Außer der Schiffahrt trieb Edom auch Land und Karavanenhandel, und alle Umstände lassen schliessen, daß sie nicht weniger als die Phönizier wissenschaftliche Kennt-

nisse und Werke besaßen. Yemen, ein Land so groß wie Frankreich, im südlichen Arabien, von den Sabäern bewohnt, ward früh der Stapelplatz der indischen und äthiopischen Waaren. Die Midianiter, ein nomadisches Volk, das an der Nordgränze von Arabien herumzog, trieben, so wie die Nakatäer, vielen Karavanen- und Landhandel, von Phönizien bis Aegypten, von Babylonien bis zu dem südlichen Ende der Halbinsel, schon zu Abrahams und Jakob's Zeiten. Andere Nazionen, die sich wenig von den eben genannten unterschieden, zogen in den syrischen Ebenen und Gebürgen des Libanons und Antilibanons umher, oder hatten da kleine Völkervereine gebildet. Eine Menge noch anderer kleinerer Völkerstämme, die sich in Syrien, Palästina und Arabien niedergelassen hatten, kennen wir kaum den Namen nach. Die Literatur und Gelehrsamkeit bei ihnen allen war chaldäisch-phönizisch-ägyptisch; aber daß sie bei jedem eine besondere, dem Charakter und den individuellen Umständen einer jeden Nazion angemessene Richtung annahm, läßt sich denken.

Nur von demjenigen arabisch-syrischen Volksstamme, an dessen Spitze sich Abraham und nachher Isaak und Jakob befand; und der den Namen Hebräer führt, sind alte ehrwürdige Denkmähler der Nazionalliteratur bis auf uns gelangt. Hebe Ben Saleh gebrauchte zuerst neue, von den Syrischen abgeleitete Schriftzüge, die nach ihm hebrä-

ische genannt wurden, zur Zeit als Abraham über den Euphrat nach Syrien zog. In diesen schrieben nachher die Gelehrten oder Priester alles nieder. Nachdem die Hebräer lange als Nomaden in Asien herumgewandert waren, und besonders in Palästina, begaben sie sich nach Aegypten, wo sie eine Zeitlang unter der Oberherrschaft der Pharaonen standen, gleich andern nomadischen Völkern der zunächst liegenden Theile von Afrika, und endlich unter Moses Anführung wieder nach Arabien zurückkehrten. Die erste Periode der

Alten Hebräischen Literatur

gehört ganz hierher, denn sie dauerte bis ungefähr 600 J. vor Chr. Die Blüthe des Geistes dieser Nazion aber fällt so früh, daß ihr ältester Geschichtschreiber um einige Jahrhunderte älter ist, als die Bekanntschaft der Griechen mit der Schreibkunst; und ihr letzter Geschichtschreiber in der ersten nazionalen und originalen Periode ihrer Literatur, ungefähr ein Zeitgenosse Herodots, des Vaters der griechischen Geschichte, war. Da nun der Geist der Nazionen immer in Poesien erwacht, wie viele Jahrhunderte früher muß sich nicht der Geist der Hebräer entwickelt haben! Auch kennen wir nur die schöne Literatur dieses Volksstammes, nicht aber ihre wissenschaftliche. An jener nahm nehmlich die ganze Nazion Antheil, und sie konnte daher als allgemein bekannt, alle widrigen Schicksale derselben überleben; hingegen diese war ein Eigenthum der

Priester, und ist daher, wie das meiste dieser Art, mit ihren Tempeln untergegangen. Sie scheinen, besonders als sie wieder in Palästina anlangten und daselbst die nomadische Lebensart größtentheils verließen, manche Kenntnisse in der Mathematik, Medizin, Pharmazie und Naturkunde überhaupt besessen zu haben, jedoch blos in einer empirischen Gestalt, und auch als solche gehörten sie zu den Geheimnissen der Priester. Was die Werke selbst aus dieser Geschichtsperiode betrifft, so kann davon bei einer andern Gelegenheit umständlich gehandelt werden.

Von der

Alten Kleinasiatischen Literatur

sind vor Zyrus gar keine Notizen bis auf uns gekommen. Dies Land scheint indessen schon ziemlich früh durch Kolonien aus dem Semitischen Völkerstamme bevölkert worden zu seyn, und von Chaldäern auf der einen, und Magiern auf der andern Seite wurden wahrscheinlich die ersten wissenschaftlichen Kenntnisse hierher gebracht. Die chäldäische Sprache gewann überhaupt um diese Zeit eine außerordentliche Verbreitung: denn außer daß die Phönizier sie nach allen ihren Kolonien in Europa und Afrika verpflanzten, ward sie selbst bis zum Kaukasus herrschend. So ward auch das Samaritanische Alphabet, womit eine Mundart des chaldäischen geschrieben wurde, und das den phönizischen gleich kam, nicht nur von den Joniern, son-

dern auch von den Pelasgern, Arkadiern und selbst Etruskern angenommen.

Dies ist Alles, was wir von der ersten oder ältesten Literatur des Menschengeschlechts sagen können. Wir sahen die Kultur in Hindostan beginnen, sich von da nach Tibet, die Länder jenseits des Ganges, nach China und Japan auf der einen, und nach Baktrien, Sogdiana und Medien auf der andern verbreiten; dann in Babylonien, Aethiopien und Aegypten aufglimmen, in Phönizien wiederstrahlen, und ihre Funken durch Arabien, Syrien und Klein-Asien aussprühen. So war Asien und ein kleiner Theil des östlichen Afrikas der Sitz aller damals noch vorhandenen menschlichen Gelehrsamkeit, und hier gab es, bereits zu einem beträchtlichen Grad von Kultur emporgestiegene Völkerverbindungen, als noch alle übrigen Theile der Erde sparsam bevölkert, ein wildes und von jeder Art von Zivilisazion weit entferntes Gemälde darboten. Doch gegen das Ende dieser Periode, deren Ziel wir in das J. 1000 vor Chr. setzen können, bemerkt man bereits an manchen Seeküsten von Europa und Afrika sich größere Völkervereine und Staaten formiren, die eine bessere Bildung versprachen; und die Phönizier durch ihre Seefahrten und Kolonisazionen auf der einen Seite, und die Gelehrten von verschiedenen Nazionen in, selbst entferntern Gegenden auf der andern, durch ihre Reisen nach Asien, in der Absicht, sich wissenschaftliche Kenntnisse zu

verschaffen, trugen nicht wenig dazu bei, die schwachen, kaum dem Zweige entsprossenen Keime noch mehr zu beleben und in kurzer Zeit zur Reife zu bringen.

Inzwischen ging von Mittel-Asien eine politische Revoluzion aus, die allen westlich-asiatischen Ländern eine andere Gestalt bereitete und alle in eine grosse Monarchie vereinigte. Die ganze weit ausgedehnte Gegend zwischen Hindostan, Babylonien und Medien, ward lange von einer Menge von Völkerschaften bewohnt, die eine blos nomadische Lebensart führten, und unter den allgemeinen Namen der Perser begriffen wurden. Die verschiedenen Stämme, die Mundarten redeten, welche theils vom Pehlwi theils vom Chaldäischen abstammten, kamen mit der Zeit unter ein Oberhaupt, und zuletzt unter die Oberherrschaft des zivilisirtern grossen medischen Reichs. Aber Zyrus, ein Sprössling aus dem alten Regentenstamme, wußte seine Nazion zu neuer Energie emporzureißen, und mit der Kraftfülle kriegerischer Hirtenvölker fielen die Perser nun über die durch Weichlichkeit und Ueppigkeit entnervten Meder her, zersprengten ihre Ketten und machten sich ihre ehemaligen Oberherren nun selbst unterwürfig. Zyrus als Herrscher über das vereinigte medisch-persische Reich, wurde nun ein grosser Eroberer: die babylonische Monarchie mit allen dazu gehörigen Ländern, Phönizien, Syrien, Palästina erkannte seinen Szepter, und seine Waffen unter-

warfen sich selbst den größten Theil von Klein-Asien. So entstand in West-Asien ein ungeheures Kaiserthum, das einen großen Theil der kultivirtesten Erdtheile in sich schloß, und mit dem darum auch eine neue Epoche für die asiatische Literatur begann. Der Sohn und Nachfolger des Cyrus, Kambyses, eroberte sogar Aegypten; und die folgenden persischen Kaiser setzten ihre Eroberungen auf der einen Seite bis nach dem nördlichen Indien und in die Steppen der Tatarei, auf der andern bis nach Europa, wo sie sich besonders den Bosporus und Thrazien unterwarfen, mit glücklichem Erfolge fort. Den Frühling brachten die persischen Monarchen gewöhnlich in Medien zu Ekbatana (da wo jetzt Tauris steht), den Sommer zu Susa und den Herbst und Winter in Babylon zu. Diese drei Hauptstädte mußten also die Hauptsitze der Gelehrsamkeit des Reichs werden, und Persepolis ward vielleicht nur als ehemaliger Hauptort der Perser in Achtung erhalten.

Von der

Altpersischen Literatur

selbst sind wenig Notizen bis auf unser Zeitalter gelangt. Nach arabischen Schriftstellern hatte Tahmuras, einer der ersten persischen Könige, den Sabäismus unter seinem Volke eingeführt. Nachdem dieser fast ein Jahrtausend gedauert hatte, fing die Lehre des medischen Zoroaster's immer mehr an, bei den Parsern in Aufnahme zu kommen, und dies um so mehr, als sie medische Unterthanen wurden. Vor

Kuschtasb, sagen ferner orientalische Schriftsteller, gab es in Persien wenig Bücher und Schriften. Man hatte noch keine Fertigkeit, die Worte niederzuschreiben und die Sinnbedeutungen mit Schriftzügen auszudrücken. Nachdem aber Zoroaster das magische Religionssystem reformirt hatte, verfertigte er unter andern auch ein wunderbares Buch, wird erzählt, in allen Mundarten, und lehrte die Menschen die Kunst zu schreiben, die von der Zeit an stets mehr vervollkommnet wurde. Die persischen Gelehrten legten sich besonders auf Arzneikunde und Astronomie, in der sie verschiedene Beobachtungen machten und Systeme aufstellten. Der erste, der persisch schrieb, soll Bojorasp, sonst unter dem Namen Zohak bekannt gewesen seyn; andere meynen Feridun.

Unter Zyrus wurden nun die Magier selbst bei den Persern eingeführt; daraus entstand ein Gemisch von ihren frühern, und den von den Medern angenommenen Lehren. Doch denke man nicht, daß Zoroasters Lehre sogleich als allgemeine Staatsreligion und Gelehrsamkeit im ganzen Reiche eingeführt wurde. Die Annahme des medischen Kultus traf lediglich zunächst den Hof, und die Magier umgaben die persischen Kaiser wie vormals die medischen Monarchen. Doch die allgemeine Kasteneintheilung, so wie sie bei den Medern statt fand, wurde bei den Persern nie ausgebildet. Aber die Wissenschaften und Dogmen der Magier, bekamen auf diese Weise eine allgemeine Verbreitung durch

ganz West-Asien, und drangen mit den Persern selbst in Arabien, Syrien, Phönizien und Aegypten ein.

Die alten Perser waren, wie alle wilde, insonderheit Bergnazionen, Verehrer der lebendigen Welt-Elemente; da dies Volk aber nicht in seiner Rohheit blieb, sondern durch Siege schon unter Zyrus und noch mehr unter seinen Nachfolgern durch das Herrschen über hochkultivirte Völker bis zum höchsten Gipfel der Ueppigkeit aufstieg; so war es nach asiatischer Weise nothwendig, daß es auch ein durchdachteres System oder Zeremoniel der Religion bekam. Schon Zyrus scheint dies eingesehn zu haben, noch mehr Darius Hystaspes. Die uralten Denkmähler des menschlichen Geistes, die unter Zoroaster's Namen aus Medien gekommen waren, wurden vermuthlich durch persische Gelehrte, und nachher auch durch andere verändert, und so scheinen diejenigen Bücher entstanden zu seyn, welche wir jetzt noch besitzen: denn in ihrer gegenwärtigen Gestalt fügen sie sich so wenig zu manchen andern Nachrichten von der Religion der alten Perser, tragen sie zu offenbare Merkmahle einer Vermischung mit spätern Meinungen der Braminen und Christen an sich, daß man nur den Grund ihres Lehrgebäudes für ächt anerkennen mag.

Offenbar liegt in dem magischen System, so wie es bei den alten Persern eingeführt wurde, das Zeremoniel ihrer Regimentsverfassung zum Grunde.

Wie die sieben Fürsten um den Thron des Kaisers stehen; so stehen die sieben Geister vor Gott und verrichten seine Befehle durch alle Welten. Ormuzd, das gute Lichtwesen, hat mit dem Fürsten der Finsterniß, Ahriman, unaufhörlich zu kämpfen, in welchem Streite ihm alles Gute dient. Auch alle sittliche Gebote sind politisch; sie beziehen sich auf Reinigkeit des Körpers, des Geistes, auf Eintracht in den Familien und wechselseitigen Diensteifer, sie empfehlen den Ackerbau und die Pflanzung nützlicher Bäume, die Ausrottung des Ungeziefers, das auch als ein Heer böser Dämonen in leiblicher Gestalt erscheint, die Achtsamkeit des Wohlstandes, die frühe Wahl und Fruchtbarkeit der Ehen, die Erziehung der Kinder und Verehrung des Kaisers und seiner Diener, die Liebe gegen den Staat; und dies alles auf persische Weise. Der kleine Theil endlich dieses Systems, der auf allgemeine Begriffe der Natur ausgeht, ist völlig aus der Lehre der alten medischen Magier geschöpft, nur etwas gereinigt und veredelt. Beide Prinzipien der Schöpfung, das Licht und Dunkel, werden einem unendlich höhern Wesen unterworfen, das die gränzenlose Zeit genannt wird: allenthalben wird das Böse vom Guten überwunden und zuletzt also verschlungen, daß alles sich in ein seliges Lichtreich endet. Diese ganze Staatsreligion, mit der die Wissenschaften in enge Verknüpfung gesetzt waren, ist eine Art philosophischer, dem damaligen Zeitalter angemessener

nen, und mit den im herrschenden Begriffe übereinstimmenden Theodizee, die mit dem Reiche selbst, der Hauptsache nach, auch wieder zu Grunde gehen mußte.

Die Hauptepoche der magischen Literatur, die mit den Magiern selbst aus der Welt verschwand, fällt also in die Periode der altpersischen Kaiserherrschaft, von Zyrus ihrem Stifter bis auf Darius Kodomanus, unter welchem die Griechen durch Unterjochung des Perserreichs zu Herren von Südwestasien wurden. Nachher dauerte sie zwar noch einige Zeit in den Ländern, wo sie geherrscht hatte, fort, und Zoroasters und der Magier Lehre blieb noch lange nach Alexander in Asien in bedeutendem Ansehn; aber endlich ging sie doch ganz und durchaus verloren. Schon im Zeitalter des Perserreichs hatte indessen die so üppig aufblühende griechische Kultur ihren Einfluß auf die Völker von Klein-Asien und Syrien gezeigt, und schon fing griechische Gelehrsamkeit an besonders unter Phrygiern, Kariern und Lydiern in Aufnahme zu kommen.

Die letztern verdienen vorzüglich hier noch einer flüchtigen Erwähnung. Schon lange, ehe Zyrus seine grosse Monarchie gründete, waren sie eine mächtige und kultivirte Nazion. Furchtbar waren sie ganz Kleinasien und allen in der Nähe befindlichen griechischen Kolonien. Anderthalb Jahrhunderte hatten die Milesier ihre Freiheit und Unabhän-

gigkeit gegen die Angriffe der lydischen Könige behauptet; aber endlich mußten sie sich doch dem Könige der Lydier Gyges unterwerfen, und sein zweiter Nachfolger brachte sogar nach und nach viele andere griechische Kolonien noch unter seine Botmäßigkeit, die sich in Asien angesiedelt hatten. Krösus aber war der erste, der die asiatischen Griechen alle überwältigte und das ganze Vorderasien bis an den Halys beherrschte. Ohne Zweifel zeichneten sich damals die Lydier, so wie durch Kultur so auch durch Wissenschaften und Künste vor vielen andern Nazionen aus. Von ihnen und den Phrygiern kam die Musik zuerst an die Griechen. Von ihren Schriftstellern hat uns die Geschichte inzwischen nicht einmal einige Namen aufbehalten. Die Hauptstadt war das reiche und üppige Sardes, der größte und volkreichste Ort in ganz Klein-Asien, der indessen erst nach dem trojanischen Krieg erbauet war. Von da ging das Sittenverderbniß aus, das nachher auch das ganze asiatische Griechenland überströmte: denn die Lydier waren unter ihren letzten Königen, insonderheit unter Krösus, das reichste, aber auch bald nachher das nichtswürdigste und üppigste vielleicht unter allen Völkern Asiens geworden. Sie waren nicht nur die Erfinder der weichlichsten und köstlichsten Kleider und Tapeten, sondern auch der wohlriechendsten Salben und leckerhaftesten Gerichte, und jegliche Art von Wollust hatte sich unter ihnen verbreitet. Cyrus eroberte Lydien, machte die-

sem bedeutenden Königreiche ein Ende, und ward dadurch auch Herr von ganz Klein-Asien.

Hiermit schliessen wir unsere Betrachtungen über die frühеste und älteste Literatur des Menschengeschlechts, wovon im Ganzen nur wenige Bruchstücke bis auf uns gekommen sind. Eine neue unendlich folgenreichere Epoche hebt mit den Griechen an; aber eine unermeßliche Zeitkluft befindet sich zwischen den ersten Anfängen der Kultur in Hindostan und der goldenen Blüthe des gewaltigen Perserreichs, deren Zwischenräume beim Dunkel der Geschichte kein menschliches Auge zu erspähen vermag. Alle Sagen der Europäer und Afrikaner, noch mehr der Amerikaner und der westlichen Südsee-Inseln, sind nichts als verlohrne Fragmente junger Mährchen gegen jene Riesengebäude alter Kosmogonien in Indien, Tibet, China, Japan, dem alten Chaldäa und selbst dem niedrigern Aegypten; zerstreute Laute der verirreten Echo gegen die Stimme der asiatischen Urwelt, die sich unergründlich in die Fabel verliert.

IV.

Brief aus Telaw in Grusien vom 7ten Febr. 1804.
(a. d. Ruß.)

Ich erfülle mein Versprechen und beschreibe Ihnen den Weg über das kaukasische Gebirge.

Gleich hinter Mosdok fängt eine große mit Gras bedeckte Steppe an, das aber Niemand mäht, weil man keinen Augenblick vor den Ueberfällen der Tscherkassen und Tschitschenzen sicher ist. Hinter dieser Steppe fangen die Berge an. Der erste, noch nicht hohe Berg, ist mit Bäumen, am meisten mit einer Art wilder Rosen besetzt. Im Thale hinter ihm wohnt die kleine Kabarda, ein Volk, unter welchem es mehr Fürsten als gemeine Leute gibt. Hinter diesem Thale erblickt man einen andern, schon viel höhern und ebenfalls bewaldeten Berg. Der Weg über diesen ist sehr uneben und beschwerlich. Von Steinen ist aber hier Nichts zu sehen. Auf seinem Gipfel befindet sich eine von Erde aufgeworfene Verschanzung die Gregoriopolis heißt,

und von zwei Compagnien des Kasanischen Regiments gegen die Anfälle der Tschitschenzen vertheidiget wird. Dann wird das Land wieder uneben und geht in einer weiten unbewohnten Steppe bis nach Wlada-Kaukasus, einer mit einem Erd-Wall umgebenen, und von einem Battaillon Infanterie nebst hundert Kosaken besetzten Festung, fort.

Nun läuft der Weg schon zwischen hohen steilen Bergen, deren Gipfel in die Wolken ragt. Sie sind so hoch, daß der unten in der Tiefe Reisende, die Sonne den ganzen Tag nicht länger als 6 Stunden sieht. Dieser Weg zwischen den Bergen am Ufer des Tereks ist ziemlich eben, aber felsigt und zum Fahren äußerst beschwerlich. Dort liegt an einem Berg-Abhange eine Festung, in welcher sich der Fürst Capitain Kaituk ein Ossetinzer von Geburt, der von der Krone besoldet wird, aufhält.

Lars eine Festung, ist auf einer Anhöhe von Feldsteinen erbaut. Der hier hausende ossetinische Fürst beunruhigte sonst die Reisenden nicht wenig. (Hier steht im Original eine Stelle die ich füglich weglassen muß, weil sie durch die mir eingesandte, und hiebei folgende Berichtigung widerlegt wird.) *)

*) Berichtigung. Im Juli Stück Nr. 13. des Europäischen Verkündigers (Westnik Ewropii) einer Zeitschrift die wie bekannt in Moskwa erscheint, wird unter der Rubrik: Brief aus Grusien d. d. 7. Febr. 1804. gesagt: „Der in Lars hausende Ossetinische Fürst beunruhigte sonst die Reisenden nicht wenig. Er erfrechte sich so-

Von hieraus wird der Weg erst recht beschwerlich. Die Pferde finden kein Futter und die Men-

gar den General Knorring auf seiner Reise aus Grusien an die Linie anzuhalten, und ließ ihn nicht eher los, bis er ihm eine namhafte Summe Geldes zahlte."

Da ich mich selbst in der Suite dieses so verdienstvollen Generals befand, als er Oberbefehlshaber von Grusien und dem Kaukasus war; so erstaunte ich nicht wenig, eine Nachricht zu lesen, wovon mir, dem Augenzeugen jedes Vorfalls, nie Etwas zur Kunde kam. Indessen ist es möglich, daß der Concipient jenes Briefes nicht wähnte, daß seine Notizen öffentlich im Druck erscheinen sollten, und daher nicht mit der strengsten Genauigkeit darauf sah, ob er seinen Correspondenten in Astrachan Mährchen oder Wahrheit erzählte. Es kann aber weder dem Publikum noch dem General von Knorring noch Uns allen, die wir unter seinen Befehlen dienten, gleichgültig seyn, wenn man sagt ein elender Räuber habe es wagen können, mit einer Handvoll Leute eine Bedeckung von mehr als Tausend Mann Kosaken anzugreifen und zu brandschatzen, und wir hätten Uns auf die feigste Art seinen Forderungen unterworfen. Deshalb will ich hier bemerken, was zu der besagten Unwahrheit Veranlassung gegeben haben mag, und dann wird das Publikum zwischen Uns und dem Verfasser des Briefes entscheiden:

Auf der Rückreise aus Grusien machte der General Knorring keinesweges bei Lars, sondern bei dem Ossetinzischen Fürsten, Capitain Kaittuk Halt. Man berichtete ihm, daß nicht weit von hier ein gewisser Gebirgsfürst Dobarukow in einem festen Schlosse sich aufhalte, von wo aus er vor nicht langer Zeit ei-

schen keine Herberge mehr. Die Felsen thürmen sich höher, steiler, zwischen ihnen und dem Terek

nen vorüber reisenden Armenischen Priester unter dem Vorwande geplündert, daß er sich durch die Beute für das zu erlegende Brückengeld bezahlt mache. Zu gleicher Zeit erhielt der General ein Verzeichniß der dem Armenier geraubten Sachen. Kaum traf der General unter jenen hohen Gebirgen am Ufer des Terek, zwischen denen man wirklich die Sonne kaum einige Stunden des Tages sieht, ein, als er zu dem vermeinten Helden Dodarukow schickte und ihn zu sich beordern ließ. Allein unser Ossetinzischer Karl Moor ließ sich krank rapportiren — eine Unpäßlichkeit die oft den Ossetinzischen Tapfern begegnen mag, wenn sich die Gelegenheit darbeut ihren Heroismus zu zeigen. Hierauf deutete ihm Knorring an, er würde ihn züchtigen und seine Burg in einen Steinhaufen verwandeln, wofern er nicht sogleich selbst käm', oder die geraubten Effekten dem Priester zurückgäbe. Dem Räuber that seine Beute leid, er verbarg sich in seine Veste und machte einen Versuch auf die Kosaken zu feuern. Nun beorderte K. aus Wlada-Karkaf eine Compagnie Grenadiers mit einer Kanone. In der Nacht hatte K. seine Drohung ausgesprochen. Am Morgen schon schickte Dodarukow einen seiner Verwandten zu ihm als Deputirten. Dieser flehte um Gnade, gelobte Unterwerfung gegen alle Befehle und versprach alles Geraubte zurückzugeben, das er blos als Unterpfand des von dem Priester nicht bezahlten gewöhnlichen Brückengeldes ansah, und sich so hoch nicht belief, als die Angabe es besagte. K. der sich immer und überall großmüthig bei seinen schweren Expeditionen gezeigt, und eben dadurch unsägliche Schwierigkeiten überwunden hatte, verzich ihm,

muß man die Fuhren tragen lassen. Alle Augenblicke drohen neue Gefahren. Entweder hakt sich die Achse an der Felsen-Wand und zerbricht, oder der Wagen schmeißt um und fällt im Terek. Das beste ist, man läßt sich über solche Stellen tragen. Zwischen diesen Bergen liegen zwei ganz kleine Festungen, die von einen ehemaligen Zar Doriel, der sie bewohnt haben soll, ihren Namen haben. Mit großer Mühe gelang es mir eine davon zu erklimmen; aber alles was ich sah, bestand in alten Wänden zum Schutz gegen die Kanonenkugeln. Die andere ist mit Wällen und einigen Thürmen versehen. Der Zugang ist nicht leichter als zu der ersten. Wie es möglich war sie hier zu bauen, das weiß blos Gott und die Ossetinzer. Nach 3 Tagen kamen wir endlich in Kasbek, 45 Werst von Wlada-Kaukasus an. Was hier für Weg ist, kann

doch mit der Warnung, daß er, so wie die übrigen Bewohner der Kaukasischen Gebirge, sich friedlich verhalten solle, wofern er nicht muthwillig sich der härtesten Ahndung auszusetzen gedächte. Auch fand er es billig, ihm, dem Dodarukow, die Summe für die Passage der 3 von ihm gebauten und unterhaltenen Brücken, welche er ihm einmal jährlich zu Reparaturen bewilligt hatte, nehmlich 10 Rubel S. zu bezahlen. Eben so viel entrichteten in der Folge für den Uebergang zu jeder Jahreszeit die Artillerie-Truppen und andere Regimenter mit ihren Equipagen.

v. S....

man sich denken. Die schweren Regimentsfuhren bringen über dieser Strecke 10 Tage zu.

Der Flecken Kasbek ist eine Festung, die auf einem Berge liegt und von einem Fürsten desselben Namens bewohnt wird. Doch kann ich nicht mit Gewißheit bestimmen, ob der Fürst den Namen vom Berge, oder der Berg ihn vom Fürsten hat. So viel weiß ich nur, daß der Berg die Figur eines Zuckerhutes hat, daß die obere Region desselben von einer ewigen Schneehülle bedeckt wird, und daß man den Gipfel nur bei heiterm Wetter oder bei Sonnenaufgang sieht. Der andere kleinere Berg, auf dem ein Theil von Kasbek liegt, hat dieselbe Figur, und auf ihm steht eine Kirche. Die Einwohner von Kasbek sind alle Grusiner und leben höchst armselig. Brod, Heu und Holz verschaffen sie sich nur mit grosser Mühe. Es ist zum Erstaunen wie sie das Land mit dem Pfluge an solchen Stellen umarbeiten, wo selbst ein Fußgänger kaum fortkommt.

Gleich hinter Kobi, welches in einer kleinen Entfernung von Kasbek liegt, fährt man auf den Berg Kaschauer, der bei weitem nicht so schrecklich ist, als er beschrieben wird.

In den Monaten Mai, August und September, kann man sehr leicht darüber auf Lastthieren kommen, blos für Fuhren ist er sehr beschwerlich. Ein tiefes Thal theilt diesen Berg in zwei gleiche Theile, in den Kreutzberg und den Kaschauerberg. Der erste hat seinen Namen von dem Kreuz, welches Po-

temkin bei seiner Durchreise darauf errichten ließ. Der Weg hinauf ist nicht sehr steil; aber wegen der tiefen Klüfte, und weil er schmal auf einer Seite hängt, äußerst gefährlich. Noch halsbrechender ist die Abfahrt.

Nun, Gott sey Dank! haben wir die Berge im Rücken, und fahren auf einem ebnen glatten Wege unter Wäldern und Wiesen. Die Dörfer liegen nahe bei einander und von keiner Gefahr ist mehr die Rede. — Welche bezaubernde Gegenden! welche klare Quellen! welches lebhafte Grün! Ich will nichts von der Stadt Ananur, die unbedeutender als ein russisches Dorf ist, noch von dem noch erbärmlichern Duschet sagen. Ich erwähne blos das hinter diesen Städten gelegne Zchet, die ehemalige Residenz von ganz Grusien. Jetzt sind darin zwei neue Kirchen und eine Handvoll Einwohner. Hier wurden sonst die Grusinschen Zaren begraben. Endlich kommt man in der Hauptstadt Tiflis an.

Sie liegt am Fuße eines Berges und am Fluße Kura. Sie hat zwar steinerne Gebäude, aber diese sind ohne allen Plan hingeworfen. Die Straßen sind sehr enge. Das fürstliche Schloß liegt außerhalb der Stadt und ist zwei Stockwerke hoch. Jetzt befinden sich die Gerichtsbehörden darin. Die Kaufmannschaft ist zahlreich, und schon hat die Spekulation auch Handelsleute aus Moskwa mit ihren Waaren herbeigelockt. Sogar ein Bad trift man, wo verschiedene Mineral-Wässer in die Bas-

sin's fließen. Diese Bassins werden verpachtet. Von der außerordentlichen Unreinlichkeit der Einwohner bekommen sie gemeiniglich im Sommer einen heftigen Ausschlag am ganzen Körper. Kein Fremder bleibt davon frei. Im August und September verliert er sich; tritt aber wieder warmes Wetter ein, so zeigt er sich von neuen.

Von Tiflis nach Telaw sind 150 Werst. Die eine Hälfte des Wegs ist gut und eben, die andre aber führt durch dicke Wälder und über hohe Berge. Der Berg Holsbort ist von Waldung entblößt, dafür hat er vortreffliches Gras. Die Pferde vom Kabardinischen Regimente weiden hier im Sommer. Im Winter stehen sie in Ställen, allein auch da ist man vor den Lesgiezern nicht sicher. Auf diesem Berge sieht man einige öde Kirchen und Hölen, die wahrscheinlich sonst zu Zufluchtsörtern bei Verfolgungen dienten. Herab geht der äußerst schlechte Weg durch einen finstern Wald, der nach Telaw und durch ganz Kachetien führt.

Telaw ist nichts mehr und nichts weniger als ein gewöhnliches Dorf, das an drei Stellen befestigt ist. Die Häuser sind größtentheils von Erde, Weintrauben und andere Früchte giebts im Ueberfluß. ꝛc. ꝛc.

X

V.

Auszug eines Briefes aus Konstantinopel.

Sie erhalten nun meine theuerste Freundin, den 3ten Brief aus der grossen Kaiserstadt von mir, da ich kaum glaubte so lange Zeit darin zu bleiben um Ihnen einen einzigen Brief schreiben zu können; allein so gehts in der Welt! So viel Interessantes wir auch in Konstantinopel zu finden überzeugt waren, so machten wir doch auf einem nicht längern als 3tägigen Aufenthalt daselbst Rechnung, und nun sind wir schon — 15 Tage hier. Wie geht das zu? — Das will ich Ihnen sagen: mein grosmüthiger Reisegefährte hat — wie soll ich sagen, da er selbst nicht weiß wie er's nennen soll — das Glück oder Unglück gehabt, den rechten Fuß zu vertreten; er war beim Abpacken unserer Sachen vom Reisewagen zu behülflich, glitt aus, — ein lauter Schrei rief mich herbei, und — ich sah nun was geschehen war.

Daß ich es an der größten Sorgfalt nicht fehlen lasse, werden Sie leicht denken, und dennoch giebt der Arzt, ein alter ehrwürdiger, aber sehr mürri-

scher Genueser, keine Hoffnung daß wir in den ersten 14 Tagen von hier reisen können. Ich freue mich nur unendlich daß mein lieber Kranker stets gut gelaunet ist; er hat noch nicht einmahl die Geduld verlohren, wenn gleich sehr oft die Größe seines Schmerzes auf seinem Gesichte sich malt; ja er ist sogar stets zum lebhaftesten Scherze aufgelegt, ich will Ihnen nur einen seiner Späße erzählen: — Ich mußte gestern früh zu einem französischen Coffetier gehen und bei ihm einen Fremden an den wir Addresse hatten, aufsuchen; ich blieb wohl 2 Stunden und darüber dort, und als ich zurück kam, denken Sie sich mein Erstaunen, fand ich den ganzen Boden des Zimmers mit Steinen und Muscheln belegt; alles das war das Werk meines Freundes. Ich schrieb wie Sie wissen, sogleich nach meiner Ankunft an einen Juden in Galatha an den ich Addresse hatte, — wie Sie es nennen — einen Brief von der Rechten zur Linken; der wackere Ebräer ließ nicht lange auf sich warten, er kam noch denselben Tag gegen Abend zu mir; ich sagte ihm den eigentlichen Zweck meiner Reise und bat ihn mir nach seinen Kräften zur Erreichung desselben behülflich zu seyn; er versprach es, und hat mir seit der Zeit schon eine Menge Gefälligkeiten erzeigt, so z. B. ist einer seiner 4 Söhne — alle 4 liebenswürdige Jungen, beständig als Dollmetscher bei mir.

Der ehrliche Israelit weiß entweder unter Mineralien und gewöhnlichen Steinen keinen Unter-

schied; oder ich habe mich ihm nicht deutlich genug gemacht; kurz um meinen Wünschen ja vollkommene Genüge zu leisten, schickt er etliche seiner Sklaven mit dem Auftrage aus, Steine und Muscheln für mich zu suchen: diese haben ihres Auftrages sich nun so gut entledigt, daß ich zum wenigsten 2 Thlr. werde bezahlen müssen um die vielen Steine nur wieder aus dem Zimmer zu schaffen, denn sie haben aufgelesen was sie gefunden haben, und sind gerade mit ihrer, nichts weniger als kostbaren Last — zum wenigsten ein mäßiges Fuder für zwei Pferde angekommen als ich bei dem französischen Gastwirthe war. Mein edler Reisegefährte giebt ihnen sogleich Ordre die Steine und Muscheln so zu legen als ich sie fand; und so glaubte ich dann bei meinem Eintritte ins Zimmer mich verirrt zu haben und in ein Conchilien und Naturalien Kabinet zu kommen. Ein lautes Gelächter scholl mir entgegen, und mein Freund freute sich seines Spaßchens nicht wenig. — Doch wenn ich auch 2 Thlr. für die Fortschaffung der Steine bezahlen muß, so sollen diese mich nicht reuen, denn mein ehrlicher ebräischer Freund hat mir ein jüdisches Mannskript mitgetheilt das mir unglaublich mehr werth ist; es enthält eine Menge Erzählungen von denen ich heute Ihnen nur eine mittheilen will, sie ist überschrieben

Der Diamant,

und ich glaube in folgender Uebersetzung den Sinn ziemlich getroffen zu haben. In Bagdad wohnten

zwei Juden, Ebn Esra und Ben David; die Häuser ihrer Eltern die auch sie bewohnten, waren nahe bei einander, die Gärten grenzten an einander; eine dünne Hollunderhecke hatte ehedem die Grenze dieser beiden Grundstücke bezeichnet, und war lange die Ursache eines heftigen Streites gewesen, denn Jeder wollte sein Eigenthumsrecht daran gültig machen; der Streit hatte Jahre gewährt, jeder der beiden Streiter hatte sein Vermögen aufgeopfert, um Herr der Hecke zu seyn, die während des Streites beinah gänzlich verdorrt war, als beide nun gezwungen waren ihre Häuser zu verkaufen. Ben David und Ebn Esra Eltern hatten bis her entfernt von einander gewohnt, lange schon gewünscht einander näher zu seyn und benutzten daher diese Gelegenheit ihre Wünsche zu befriedigen, sie kauften die Häuser. Des alten Streitens wurde nun mit keinem Worte mehr gedacht; statt die verdorrte Hecke wiederherzustellen, nahm man sie nun ganz weg, zog die beiden Gärten in einen, säete und erndete gemeinschaftlich, und beide Familien erquickten sich gemeinschaftlich im Schatten der duftenden Pomeranzen und Citronenbäume. Ebn Esra und Ben David waren als ihre Eltern die Häuser kauften, beide Knaben von 8 Jahren; waren vorhin schon Gespielen gewesen, und waren nun unzertrennlich, sie lernten und spielten mit einander, litten und freuten sich mit einander.

Ebn Esra der in früher Jugend schon einen ern-

sten Charakter zeigte und nirgends lieber als im Tempel war, und gern alles Spiel vergaß, wenn er den Gesprächen seines Vaters mit den Rabbinen über schwere und wichtige Stellen des Talmuds zuhören konnte, widmete zur größten Freude seiner Eltern sich den Studien. Ben David war nie ein Freund von vielem Sitzen gewesen; als Kind schon liebte er den Handel, dem er als Knabe sich widmete, und als eben Ebn Esra die hohe Schule bezog, mußte Ben David eine wichtige Reise in Handlungsangelegenheiten antreten; so trennte verschiedene Neigung diese beiden Menschen längere Zeit. Ebn Esra wurde nach Jahren Rabbiner seiner Vaterstadt, und kurz nachher kehrte auch Ben David von seiner Reise zurück. Mit einem lauten Freudengeschrei fielen die beiden Freunde einander um den Hals, die Freude des Wiedersehens war grenzenlos; sie zu beschreiben — wer vermögte das? Ben David noch immer der muntere fröhliche Mann, erzählte mit seiner gewöhnlichen frohen Laune seinem ernsten Freunde der überstandenen Abentheuer gar Manches, scherzte und lachte über die größten Gefahren in denen er so oft gewesen, denen er aber immer glücklich entgangen war; kurz er überließ sich ganz seiner Fröhlichkeit während Ebn Esra dem Himmel mit aufrichtigen Thränen dankte, daß er seinen Freund gesund wieder sah, und ihn zur Tugend und Frömmigkeit ermahnte. — Tugend und Redlichkeit sind ohnstreitig die stärksten Grundpfeiler der wahren

Freundschaft, und es ist daher gar nicht zu bewundern daß Ebn Esra und Ben David so innige Freunde waren, da die wärmsten Gefühle für Tugend sie beide gleich stark beseelten. Ebn Esra war ein sehr gelehrter Mann und dieserhalb sehr geschätzt; Ben David war ein Mann von sehr vielen Kenntnissen, vorzüglich kluger Kaufmann; seine Rechtschaffenheit erwarb ihm sehr bald Zutrauen und Reichthum, seine Klugheit erhielt ihm beides und seine Geschäfte wurden täglich bedeutender und ausgebreiteter: der Calife sogar erfuhr sehr bald B. D. Rechtschaffenheit, er ließ ihn zu sich rufen und trug ihm sehr bedeutende Geschäfte auf. — Eines Tages führte ein Geschäft ihn in das Haus eines jüdischen Rechtslehrers, eines redlichen braven Mannes, der eine einzige, sehr tugendhafte Tochter hatte. Nicht so sehr die Schönheit, als das stille, sanfte, anspruchslose Wesen dieses Mädchens, bezauberte ihn so sehr, daß er jede Gelegenheit sie zu sehen ergriff. Er entdeckte ihr endlich seine Liebe, warb um sie, erhielt sie, und sah nun daß die Liebe seines Weibes ihn unendlich glücklicher machte, als er ohne sie jemals geworden seyn würde. Hanna, so hieß sie, war ein liebes sanftes Geschöpf; jeder Leidende, jeder Unglückliche konnte sicher auf ihren Beistand, auf ihre herzliche Theilnahme rechnen. Wie groß war ihre Freude wenn sie einem Unglücklichen helfen, die Leiden eines Bedrückten lindern konnte! Ihr Haus war daher der Zufluchtsort jedes Bekümmerten und

beständig umgab sie ein Zirkel froher, durch sie glücklich gewordener Menschen. B. Davids Ehe war die glücklichste die man sich denken kann, wenn gleich beide Ehegatten durch bittre Leiden oft heimgesucht wurden; denn nur eine Tochter, ein Pfand dieser glücklichen Ehe war noch am Leben, die andern waren hinüber ins Land der Ruhe geschlummert, und nur die männlich starke Gattin war dann im Stande gewesen den betrübten Vater zu trösten: ihre Heiterkeit verscheuchte die düstere Schwermuth von der Stirn ihres Gatten, wenn gleich sie selbst nicht heiter war, — nur heiter schien; allein was schwächt den Körper, was die Seele mehr, als verborgener, zurückgehaltener Kummer? Die aus den edelsten Grundsätzen erzwungene Heiterkeit, hatte für die gute Hanna die traurigsten Folgen. — So wie ein Ungewitter nur um so schrecklicher, die zündenden Blitze um so verheerender sind, je langsamer die donnerschwangeren Wolken über einander am Himmel sich thürmten, so ist auch zurückgehaltner Kummer der tödtendste; er schwächte den Körper der guten Hanna so sehr daß eine lange Reihe körperlicher Leiden ihr Loos wurde. So wie die Blume, an deren Wurzel ein tödtender Wurm nagt, welkt, und langsam dahin stirbt; so die gute Hanna. — Die heilsamsten Arzneien, die ihr geliebter Bruder, einer der geschicktesten Aerzte Bagdads, ihr reichte, wirkten nicht, die bewährtesten Bäder der entferntesten Gegenden heilten sie nicht. Im-

mer größer wurden die Leiden, immer größer aber auch die Geduld und die Standhaftigkeit der frommen Dulderin, womit sie alle ertrug. — Ihr Gatte verdoppelte seine Sorgfalt für sie, er war nie froher als wenn er seiner geliebten Hanna ein Lächeln abgewinnen, ihr eine Freude verschaffen konnte. — So wie der Unglückliche dem der Sturm in den schäumenden Wellen sein Grab bereitet, nach einem auf dem Meere schwimmenden Strohhalme hascht, an diesem sich zu retten sucht, und zuletzt doch von den Fluthen verschlungen wird, so war jedes Lächeln, jeder heitre Augenblick der guten Hanna für die sie Umgebenden ein neuer Hoffnungsstrahl ihrer Genesung. — Eine treue liebende Freundin, ein sanftes treffliches Weib der noch nicht lange der Engel des Todes den Gatten raubte, wartete und pflegte die fromme Dulderin mit bewundernswürdiger Sorgfalt, und gewiß — sie verlängerte dadurch das Ziel ihres Lebens sehr. — Aber ach! nach so oft getäuschter Hoffnung war das Maaß ihrer Kräfte erschöpft, sie starb. — Ein Seraph küßte den letzten Hauch ihres schönen Lebens von ihren bleichen Lippen. Chor der Engel des Herrn trug ihre unschuldige Seele vor Jehova's Thron. Hier reichte ein Cherub ihr die Siegespalme, ein Gewand weiß wie der junge Schnee, rein wie ihr Herz, und die Unschuld die darin thronte, und umwand ihre nie umwölkte Stirn mit dem Kranze der Unsterblichkeit; sie aber gesellte er den waltenden Schutzgeistern, die am

Throne des Herrn über die Schicksale der Menschen wachen bey, — sie wurde der Schutzgeist ihrer noch unmündigen Tochter. — Ebn Edra war der erste der den Tod der frommen Verklärten erfuhr, er wußte daß sein Freund in Handlungsgeschäften ausgegangen war; er eilte ihn aufzusuchen, fand ihn bald, nicht fern von seiner Wohnung, und redete ihn so an: Ben David! wir sind Freunde von unserer Jugend an, du bist reich, ich bin arm; allein es steht jetzt in deiner Macht mich zum reichen Manne zu machen, und ich habe das Zutraun zu dir du wirst deinem alten Freunde eine Bitte, die noch dazu auch sehr vortheilhaft für dich ist, nicht abschlagen. — Bey dem Gotte unsrer Väter, antwortete Ben David, ich helfe dir wenn ich kann; rede, wie soll ich dir helfen? — Gut, so höre dann: der Kalife lieh vor einiger Zeit eine geringe Summe Geld von dir, für die er als Pfand dir einen Diamant gab, der gewiß zehnmal so viel werth ist: der Kalife ist gestorben, kein Mensch als du und ich weiß daher jetzt daß du den Stein hast; laß uns ihn verkaufen und den Gewinn theilen! — Dafür sey der allmächtige Gott! antwortete Ben David, Kind des Unglücks fuhr er fort; du bist mein alter redlicher Freund nicht mehr, denn der konnte so nicht denken; nein, um keinen Preis in der Welt behalte ich ein mir anvertrautes Pfand zurück! — Während dem Gespräche waren sie Ben Davids Hause immer näher, und bei den letzten Worten vor

ins Zimmer gekommen in dem die Entschlafene lag; wohlan denn, sagte nun Ebn Esra, dir ist noch ein Pfand anvertraut, weit kostbarer als der Diamant, willst du auch das in die Hände dessen zurück geben der dir es anvertraute? Ja, sagte Ben David, so wahr der Gott unsrer Väter lebt! aber welch ein Pfand meinest du? Ein Pfand, antwortete Ebn Esra, das der Himmel dir, und zwar nur auf sehr kurze Zeit anvertrauet hat, — dein Weib! Sie ist nicht mehr, ist zurück in die Hände dessen der dir sie gab. — Hier öffnete er die Thür, zeigte ihm die Entschlafene, die mit dem Zuge der Sanftmuth, der Herzensgüte und der Frömmigkeit auch noch im Tode da lag, und fuhr mit diesen Worten fort: Mäßige also deinen Schmerz, sey ein Mann, und wisse, daß du durch Murren bey der Zurückgabe eines dir anvertrauten Pfandes dich eben so strafbar machst als wenn du es wirklich behieltest. — Jehova gab dir dein Weib, er hat sie dir auch wieder genommen, beklage dein Schicksal aber mäßige deinen Kummer!

Da zerriß Ben David seine Kleider, weinte laut am Halse seines treuen Freundes, dankte mit ihm dem Engel des Todes, der die Leiden des trefflichen Weibes geendet hatte, und tröstete sich mit der Hoffnung des dereinstigen Wiedersehens, am Throne des Herrn. — Die kleine Hanna schmiegte weinend sich an ihren Vater; sie sorgfältig zu erziehen war nun seine größte Sorge, und so wie sie die

Schönheit ihrer Mutter erbte, so erbte sie auch alle ihre Tugenden, und war die tägliche Freude ihres Vaters, der für den Verlust seines geliebten Weibes in ihr zwar keinen Ersatz, aber Trost und Beruhigung fand.

VI.

Literärische Nachrichten.

Auch bei uns in Rußland fangen die Nachdrucker schon an ihr Wesen zu treiben. Sie sind über die vom Publiko mit vielem Beifall aufgenommene Kartina Ewropii des Hrn. Wladimir Ismailow hergefallen. Er warnt vor ihren Räubereien im September-Stück des Freundes der Aufklärung (drug proschwestshenija) und führt dabey in einer Note an, daß weder im neuen Censur-Edikt, noch im Reglement für die Typographien ein Punkt sey, der gegen sie schütze.

Der zweite Theil des Handbuchs der wissenswürdigsten und zur Beförderung einer glücklichen medicochirurgischen Praxis vorzüglich geeigneten, neuesten Bemerkungen und Entdeckungen von D. Löffler, Hofrath, Mitglied des Reichsmedizinischen Collegii, Gouver-

nementsarztes von Weiß-Rußland ꝛc. ꝛc. ist erschienen. Der Erste kam vor zwei Jahren, Erfurt bei Kayser heraus, enthielt 201. Haupt-Rubriken mit 277. Unterabtheilungen. Summa paginiren beide Theile mit dem Register bis 1580. — Ich erwähne dieses Werks blos deshalb weil es unter die litterärischen Produkte von Rußland gehört und von dem Interesse zeugt, welches der Verfasser auch als praktischer Arzt an der Litteratur zu nehmen nicht unterläßt.

*

Jabeda (die Chicane) eine Comödie in 5. Akten, nach der ersten Vorstellung verboten, ist von neuem auf die russische Bühne gebracht worden. In derselben werden die Misbräuche an den Gerichtshöfen mit einer Freimüthigkeit und einem Nachdruck gegeiselt, die allen nicht schuldfreien Rechtspflegern bis in's Knochenmark dringen müssen. Wie rühmlich es für den Geist der jetzigen Regierung spricht, daß solche bittre Wahrheiten laut gesagt werden können, bedarf keiner weitern Erörterung. Wie beneidenswerth ist aber auch das Vorrecht der Bühne, daß sie da den Schleier kühn wegreißen darf, wo die zarteste Hand in einer schlichten Abhandlung ihn kaum behutsam genug zu lüften hätte wagen dürfen!

*

Hr. D. Schmitz kündigte unter d. 2ten Aug. d. verg. Jahres in Moskwa einen Cursum über die

Cranioslogie in 8. französischen Vorlesungen, die im November ihren Anfang nehmen sollten, an. In der Ersten nahm er sich vor die litterärische und politische Geschichte des Gall'schen Systems abzuhandeln. In der zweiten wollte er eine allgemeine Idee von der Structur des Gehirns nach der Meinung der Alten, berichtigt durch Gall, aufstellen und dabei das Gehirn in Gall'scher Manier zerlegen: in der Dritten die Funktionen des Gehirns theils im Zustande der Gesundheit, theils der Krankheit beschreiben: in der Vierten die Ungleichheit der Urtheile der Philosophie des Alterthums und mehrerer Pseudo-Philosophen neuerer Zeit, über den Sitz der Seele gegen einander halten: in der Fünften und den Folgenden die eigentlichen Principien des Gall'schen Systems, so wie die Möglichkeit aus der äußern Schädelbildung auf besondre Fähigkeiten und Neigungen des menschlichen Charakters zu schließen, darthun. Die Absicht des Hrn. D. Schmitz ging also dahin, nicht als Partisan des H. D. Gall aufzutreten, sondern sein System historisch zu entwickeln, eingeschlichne Misverständnisse zu beheligen, einzelne Punkte zu verdeutlichen, und seine Zuhörer in Stand zu setzen, selbst darüber urtheilen zu können. Denn sein eigenes Urtheil geht wahrscheinlich hinreichend aus dem kurzen Aufsatz im VI. St. des Ruß. Merkurs vom vorigen Jahre hervor.

(Diese Anzeige war im Monat November, 1805

geschrieben. Jetzt da der Druck derselben bis schon im Monat May 1806 noch nicht vor sich gegangen ist, füge ich hinzu, daß Hr. D. Schmitz aus gewissen Gründen auf diese Vorlesungen hat Verzicht thun müssen.)

*

Berichtigung. Im dritten Hefte des Ruß. Merkurs v. 1805. S. 165. wird gesagt: der Herr Collegienrath und Ritter von Tschebotarow habe ein Werk unter dem Titel: Erklärung des Evangeliums geschrieben. Dies ist ein Irrthum. Er machte aus den Erzählungen aller vier Evangelisten ein Ganzes, er kettete ihre Aussagen an einander, er combinirte sie, und daher entstand sein Buch Swod wojedino vsech tschetärech Ewangelistow, Combination aller 4. Evangelisten. Zur Probe in welcher Manier der Verfasser arbeitete, mag folgende Stelle aus dem 2ten Theile, Buch VI. § 102. dienen.

„(Mark. 16, 66.) Und Petrus war (Matth. 26, 69.) draussen (Mark. 14, 66.) danieden im Pallast, da kam (Joh. 18, 17.) die Thürhüterin (Mark. 14, 66.) des Hohenpriesters Mägde eine; (v. 67.) und da sie sahe Petrum (Luk. 22, 56.) sitzen bey dem Licht (Mark. 14, 67.) sich wärmen (Luk. 22, 56.) und sahe eben auf ihn und sprach zu ihm: Dieser war auch bei ihm (Matth. 26, 69.) trat zu ihm und sprach: (Joh. 18, 17.) Bist du nicht auch dieses Men-

schen Jünger einer? (Matth. 26, 69.) Und du warest auch mit dem Jesu aus Galiläa (v. 70.) Er läugnete aber vor ihnen allen und sprach: (Joh. 18, 17.) Ich bin es nicht, (Luk. 22, 57.) Weib (Mark. 14, 68.) Ich kenne ihn nicht, weiß auch nicht was du sagest. Und er ging hinaus in den Vorhof; und der Hahn krähete."

Die Ausgabe des Swod aus welcher ich diesen Paragraphen, nach der lutherischen Verdeutschung, übersetze, ist: Moskwa 1803 in der Synodal-Typographie.

V.

VII.

Kurze Nachrichten.

Die im 6ten St. des Ruß. Merkurs angefangne Uebersetzung der Beschreibung des Museums v. Hn. Dubrowsky wird deshalb jezt von mir nicht weiter fortgesetzt, weil durch die — nicht durch meine Schuld — entstandne Stockung in der Herausgabe der Zeitschrift, jene Nachrichten aufgehört haben neu zu seyn, und seit dem in Storchs Rußland abgedruckt, besser als bei mir zu lesen sind.

Im 5ten St. des ruß. Merkurs steht das slawonische tschet mit viermonatlich erklärt. Es bedeutet aber Lesung, Legende; und dann paßt es richtig mit dem Leben der Heiligen zusammen. Tschet minea ist also monatliche, oder, noch besser, für jeden Tag bestimmte Lektüre des Lebens eines Heiligen.

Ferner ist im 4ten Hefte des Ruß. Merk. ein greulicher Druckfehler. Die Summe, Seite 120.

Zeile 13 u. 14. ist nicht 81 sondern 75. Octodekatillionen. Wehe dem der den Ueberschuß von 6 Octodekatillionen mit eben so viel Sandkörnern bezahlen müßte! Er hätte mehr als 237 Tausend Dekatillionen Erdkugeln im Mörsel zu zerstampfen, um alle die Sandkörner herbey zu schaffen. Ob der N. N. diesen Fehler aufgespürt hat? — daran zweifle ich sehr, denn ein .... ꝛc. ꝛc. sind geschwinder zusammen geschmiert als der 365. Terminus einer Progreßion gefunden, und wenn man auch Vlac's Logarythmen zu Hülfe nähm. Davon noch etwas im kommenden Hefte.

Z.

VIII.

Anekdoten.
(a. d. Ruß.)

Der Hofschauspieler Rachmanow kam am Tage nach der Vorstellung des Wisinschen Stücks: der Brigadier in Geschäften in's Gericht. Er hatte gerade keine Zeit zu verlieren und drängte sich daher durch die Menge der Supplicanten im Vorzimmer bis an die Glasthüre der Gerichtsstube. Da hielt ihn der Thürsteher an. Wer sind Sie? fragte er ihn. „Mein Lieber, antwortete Rachmanow, gestern war ich Brigadier; was ich morgen seyn werde, weiß ich nicht.“ Kaum hatte er das Wort Brigadier ausgesprochen, so war ihm die Thür geöffnet.

X.

Man wird bei den Türken oft durch Züge des höchsten Edelmuths überrascht, und findet, wie Göthe sagt, „bei tiefem Verderben ein menschliches Herz.“ Der Großvezir Yusuv-Pascha, der sich nachher als Soldat und Feldherr in Aegypten nicht

unrühmlich bekannt gemacht hat, spielte, als er noch eine sehr subalterne Rolle bekleidete, eines Tages mit seinen Bedienten, mit dem Dschirid. Einer derselben traf ihn unvorsichtigerweise mit dem Wurfspieße in's Auge, und beraubte ihn desselben. Er wurde, in seinem Blute schwimmend, nach Hause getragen. Als er wieder etwas zu sich gekommen war, stürzte der unglückliche Sklave zu seinen Füßen, und bat um Erbarmen. „Geh," sagte der Vezir ruhig, und reichte ihm seine Börse, „nimm dies Geld und deine Freiheit, und entferne dich so schnell du es vermagst! Denn wehe Dir, wenn ich Dich zu einer andern Zeit erblicke, und mein Zorn durch den Gedanken erregt wird, daß Du den Verlust meines Auges verschuldet hast!"

Anzeige den Russischen Merkur und das Journal Konstantinopel und St. Petersburg betreffend.

Gewisse Umstände die mich wegen der Herausgabe des Russischen Merkurs, seit ich aus Deutschland zurückkam, beengten, und über welche ich mich dann erklären werde, wenn ich keinen Beengungen mehr ausweichen darf, haben die Fortsetzung dieser Zeitschrift für das laufende 1806te Jahr unterbrochen. Ob? und wie ich den abgerissenen Faden wieder anknüpfe, davon gebe ich bald die gehörige Anzeige. Gegenwärtig bin ich blos entschieden der Redaktion des bekannten Journals: Konstantinopel und St. Petersburg, der Orient und der Norden beizutreten, doch mit dem Vorbehalt, daß nur die nordische Abtheilung zu meinem Antheil gehört, und daß alle mit H. bezeichnete Aufsätze für meine Firma zu rechnen sind. Die bisherigen Leser des Ruß. Merkurs werden also die Fortsetzung der abgebrochnen Stücke von jetzt an in besagter Zeitschrift Konstantinopel und St. Petersburg erhalten, und mir in dieser meiner künftigen Behausung eben so wie sonst in der alten, vom Sturme niedergeworfenen, recht herzlich willkommen seyn.

Moskwa im Februar. 1806.

B. Heideke.

Extrablatt. No. 5.

Memoranda.

Kein Mensch scheint mir ein Gott, aber jeder etwas Göttliches zu seyn, sagt Plato. Jeder hat seine Vorzüge, aber auch seine Mängel. —

Es giebt in der Geschichte fast jedes ausgezeichneten Menschen Augenblicke und Tage, die zum Wunsch bewegen, er möge sie nicht überlebt haben. Fast immer ist der Moment der höchsten Ehre das prunkende Portal eines dumpfigen Leichenhauses. —

Die grausamste Tyrannin, und die gütigste Geberin ist die Alles bringende Zeit. Wohl dem der an ihre Palme denkt, wenn sie unsern Weg mit Dornen bestreuet. —

Es giebt Thorheiten, die man mitnehmen muß, weil man in der großen Welt lebt; allein man lebt nicht in der großen Welt, um sie zu begehen. Zwar sind glücklicherweise die Zeiten vorbei, da derjenige für einen ungemein brauchbaren Mann galt, und werden konnte, was er wollte, der das Zeugniß der Damen für sich hatte daß er mit vielem Verstande L'hombre spiele. Aber gewiß ist es dessen ungeachtet, die Großen wollen den Mann persönlich kennen, den sie hervorziehen sollen: Ein Mann, der in der

Welt fort will; der nicht für sich allein leben will, muß auch noch in unsern Tagen den Weg des Weltmanns gehen, und, so albern es auch klingt, der Große L'Hombretisch ist oft ein Schritt näher zum Throne des Monarchen. —

Genialische Schriftsteller haben viel Aehnlichkeit mit den Fixsternen. So wie diese nur ihre Planeten umkreisen, wie sie nur von diesen, als ihre Wohlthäter gehörig gewürdigt werden, indessen man sie anderwärts als Flecken oder ausgebrannte Weltkörper ansieht; eben so geht es diesen großen Erscheinungen in der Geisterwelt. Nur wenige verwandte Geister fassen sie ganz in ihrer Würde und Fülle auf. Von hoher Entzückung ergriffen, sehen, hören, empfinden und denken sie nur in ihrem Schriftsteller, und möchten gern alle Welt mit ihrer Glut begeistern. Umsonst! Ein kleines Häuflein ihrer Getreuen stellt sich wohl zu ihrer Seite, aber die Menge zieht ungerührt vorüber. Dies geht ganz natürlich zu. Alle Seelenkräfte dieser genialischen Männer sind in einer ewigen Bewegung; Witz, Laune, Scharfsinn, Phantasie verfolgen sich abwechselnd, und reihen sich wieder, durch die zarteste Berührungspunkte zu einem harmonischem Ganzen. Dieses zu überblicken, die liebenswürdige Einheit aufzufinden, erfordert neben einem nicht geringen Grade von Gewandheit des Geistes, eine ausdauernde Gedult, und wie wenige Menschen hat die Natur mit diesen Gaben bis zu einer gewissen Stuffe ausgestattet! —

Erhörte Liebe! Was reicht an die Götterwonne, zu welcher deine stille Feier alle Lebensgeister emporflügelt? Der Moment, in welchem zwei edle Herzen den schönen Bund knüpfen, ist der Silberblick des ganzen Daseyns, und tausend Freuden sproßen aus ihm hervor, wie aus dem Schöpfungswort des ewigen Gottes das süße Leben in unzähligen Gestalten floß. —

Ach! Warum gränzen der Liebe Blumengefilde so oft an bedornte Wüsteneien? Abgestorben sind mit ihrem Erscheinen die alten Freuden, ein neues Leben führt sie ein, und füllt das Herz, das vormals tausend Wünschen sich dehnte, nur mit einer einzigen Sehnsucht. Traurig, öde, monotonisch wird daher der Tage Reigen, wenn Nebelgrau das Ziel dieser Sehnsucht umhüllt, und die Hoffnung am schweren Gang der Wirklichkeit erlahmt. —

Thränen sind die schönen Kinder der innigsten Rührung. Schwesterlich bietet ihr den Erbfeinden Schmerz und Freude, die Hand, und sproßt aus beiden hervor, wie die Palme des Friedens aus den Schlachtfeldern der Zerstörung. —

Wenn wir von der Höhe der Wirklichkeit in die Thäler der Hoffnung schauen, so dehnt sich eine schöne Landschaft in reiner Harmonie vor uns. Wird aber das Ferne uns nahe, so finden wir oft Oeden und Steppen und Klippen und Verheerung, wo wir Paradiese uns träumten. —

Dreiviertel Theile der Menschen befinden sich in beständiger Unruhe, um zu leben; traurig ist es aber, daß das lezte Viertheil nur lebt, um sich in Unruhe zu sezen. Dies erklärt die Revoluzionen der Reiche. —

Im Himmel ist lauter Liebe, aber Ehen nicht; auf Erden sind viele Ehen, aber Liebe nicht. —

Ach! Es schuf der Schöpfer das Weib in seiner schönsten göttlichsten Stunde; der Mann mit seinem herrschenden, gebietenden Blick war vollendet: trozig würde er einst die mütterliche Erde zerstört und den Himmel gestürmt haben; da schmiegte sich das neuerschaffene Weib an seine Seite; er schauete in diesen Blick der Himmelsmilde, und das stürmische Meer seiner Leidenschaften floß in sanften Bewegung. Handlung für das Weib ward sein Beruf, ihre süße Pflicht blieb Liebe und Duldung. Das Gewirr der Geschäfte verdrängte beim Mann die stille Sehnsucht

des Herzens; doch allgewaltig, sicher und fest, baut die Liebe ihren Tempel in dem Busen des Weibes auf, welches in dem engen Raum seiner Bestimmung einzig diese Götterflamme nährt. —

Schöner Glanz, den Hymens Fackel bringt! Aetherisch ist dein mildes Licht, und Engel neiden dem Sterblichen den Taumel, der ihn zum Gott macht! —

Nothdürftiger, du irrst, wenn du dem lauten andächtigen Gesange nachschleichst, oder der schimmernden Pracht des Reichen, in der Hoffnung, deinen Hunger zu stillen. Besser du gehst dem fluchenden Hitzkopf, oder dem bekümmerten Tagelöhner nach; sie theilen gewiß mit dir. Jene beten und prassen, schwerlich glauben sie, daß es noch guter Thaten zu dem vollkommenen Glanz ihrer Würde bedarf, aber diese fühlen, daß sie Menschen sind und deine Brüder. —

Das Glück gleicht oft einem Flusse, der seinen Lauf ändert, sobald er auf einen erhabenen Ort stößt. —

Das Geld in den Händen des Geizigen gleicht den köstlichen Gerichten, die man ehemals vor den Todten auftischte. —

Wer sollte es denken? und doch ist es so: Eine Frau ohne Schaam gleicht der Sonne ohne Wolken; beide beleidigen der Augen zartes Gefühl. —

Menschen, die nichts als ein gutes Gedächtniß haben, gleichen solchen, welche zwar Bret und Farben besitzen, aber darum doch keine Maler sind. —

Voltaire vergleicht die Systemmacher den Menuettänzern, die sich in einer beständigen Bewegung befinden, ohne einen Schritt vorwärts zu kommen, und damit endigen, wieder an dem nehmlichen Platz stehen zu bleiben, von dem sie ausgingen. —

Die Liebe gleicht dem Leben; beide haben im Anfang die größten Reize. —

Satyrische Menschen werden immer gehaßt, oft auch verachtet, und das sogar von denen, die am meisten über ihre Medisanzen lachen. Sie sind unter den Menschen, was die Tieger und Panther sind; aus Neugierde wünscht man sie wohl zu sehen; aber bei sich mag man sie nicht haben; man fürchtet sie sogar, wenn sie scherzen und spielen. —

So wie es mehr Rohr- als Eichstämme giebt, so findet man auch mehr schwache Menschen als von Charakter. —

Ein Schmeichler steht noch unter dem Sklaven, der doch als der niedrigste unter den Menschen betrachtet wird. Dieser nehmlich ist gefesselt, jener aber fesselt selbst. —

Sinnliche Vergnügungen gleichen den Wohlgerüchen. Beide schaden und verlieren den Werth durch allzuhäufigen und starken Genuß. —

Man hat die Rose oft mit dem Vergnügen verglichen. Darin sind sie einander aber wohl am ähnlichsten, daß sie beide von kurzer Dauer sind, und durch die Länge der Zeit bald ihre Schönheit verlieren. —

In der Geisterwelt sind die Talente, was die Sonnenstrahlen in der materiellen; beide beleben.

Das Vergnügen gleicht der Münze, wofür wir Alles gern hingeben. —

Die Zukunft ist ein Idol, vor dem wir immer niederknieen; und doch ist sie dem Janus gleich, auf der einen Seite Hoffnung, auf der andern Furcht offenbarend. —

Verdienst ohne Erziehung ist ein roher Di-

amant, den man sehr in der Nähe betrachten muß, und dessen Werth nur Kenner zu schätzen wissen; oberflächliches Verdienst aber, das Erziehung und Weltkenntniß geltend zu machen verstehen, ist hingegen ein falscher Brillant, der die Augen des Pöbels blendet, von Kennern aber nicht geachtet wird. —

Der Epheu kriecht zwar, schwingt sich aber doch empor, vermittelst des Baumes, den er umschlingt, und hindert diesen zugleich, indem er ihm einen Theil seiner Nahrung entzieht, zu der Vollkommenheit zu gelangen, die er ohne diesen Schmarozer erlangt haben würde: ein natürliches Bild des Schmeichlers und des Fürsten. —

Konstantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.



Zweiter Jahrgang 1806.
Eilftes Heft.

St. Petersburg und Penig,
bei F. Dienemann und Comp.

I n h a l t.

Konstantinopel

und

St. Petersburg.

Sechstes Heft. 1806.

I.

Blicke in die Vorzeit von Konstantinopel.
(Fortsetzung.)

Die fünfte Region lag an der nördlichen Seite des zweiten Hügels, und zum Theil ganz zunächst am Fuß desselben im Rücken des Vorgebirgs, indem sie parallel mit der vierten Region sich hinab nach dem Horn senkte, und kaum merklich die Ebene berührte. Obgleich die älteren Nachrichten über Konstantinopel dahin übereinstimmen, daß auch dieser Theil der Stadt von nichts weniger als unbeträchtlichem Umfange gewesen sey, und ungeachtet

sie ausdrücklich noch hinzusetzen: „ihre Ausdehnung „habe sich jedoch nicht bis ganz über die Ebene ver„breitet, und der Grund und Boden, worauf sie „gestanden, sey sehr schief und abhängig gewesen:" so sind doch diese Nachrichten viel zu dürftig, als daß man schon daraus ihre Lage mit Sicherheit bestimmen könnte; denn diese Angaben passen auch eben so gut auf manche andere Region. Eben so wenig Auskunft über ihre eigentliche Lage gewährt die Beschreibung der ansehnlichen Palläste und der öffentlichen Denkmäler der Kunst, die sie soll enthalten haben, weil die alles zerstöhrende Zeit auch die leisesten Spuren davon vermischt hat. Doch gleich einem leitenden Lichtstrahl weiset uns in dieser Dunkelheit der phosphorische oder bosporische Hafen und die Kalzedonische Skala zurechte. Man muß aber nicht glauben, diese leztere habe ihren Namen von ihrer Lage erhalten, etwa deswegen, weil sie in dem Theile von Konstantinopel sey gelegen gewesen, welcher nach Kalzedon hin gegen Sonnenaufgang lag, denn hier würde man sie vergebens suchen. Auf gleiche Art muß man sich eben so wenig verleiten lassen, die Benennung des bosporischen Hafens von der nahgelegenen Meerenge des Bosporus abzuleiten; sondern vielmehr von der durch Nachlässigkeit und üble Gewohnheit verschlechterten Aussprache der Byzantiner, welche das Ph wie ein B prononzirten. Dies auf den vorliegenden Fall übergetragen, hieß also bosporisch bey ih-

nen so viel als phosphorisch oder lichtbringend. Dieser Name sollte an ein früheres Ereigniß erinnern. Als nehmlich der mazedonische Philipp — so erzählt die Legende — Byzanz belagerte, ließ er einen tiefen verborgenen Graben aufwerfen, vermittelst dessen er, nach einer gewissen Aehnlichkeit der Laufgräben neuerer Kriegskunst, die Stadt unbemerkt zu überfallen und zu erobern die Absicht hatte. Die Gefahr wuchs mit jedem Augenblick, ohne daß die Belagerten die ihnen drohende, auch nur ahneten. Da erschien ihnen im entscheidenden Moment als Retterin Hekate *). Ungerufen warf sich diese dreiköpfige **) Göttin zur Schutzheiligen der Bedrängten auf: sie enthüllte ihnen den verborgnen Anschlag ihres arglistigen Feindes, indem sie zur Nachtzeit mit einer hellleuchtenden Fackel den Ort der Gefahr bezeichnete. Einstimmig nannte man sie Phosphoros d. h. die Lichtbringende, und Dankbarkeit gab dem Ort, zum Andenken an ihre Hülfe, den Namen Phosphorium. So klar nun aber

*) Hekate oder Proserpina hieß sie in der Unterwelt; am Himmel Luna (Mond), und Diana nannte man sie auf Erden.

**) Man bildete sie mit einem Hunde-, Pferde- und Schweinskopf ab, und ließ ihre untersten Extremitäten in Schlangenfüßen endigen; ihre Gestalt fabelte man zur gigantischen Größe: ein halbes Stadium war das Maaß ihrer körperlichen Länge. Zum Vater hatte sie den Jupiter, der sie mit der Asteria zeugte.

auch hieraus die Abstammung dieser Benennung wird; so wenig läßt sich doch deswegen noch bestimmen, ob der bosporische Hafen der Stadt gegen Morgen, Mittag oder gegen Norden lag, wenn uns nicht die Kalzedonische Skala einen festen Punkt darböte, von wo aus eine nähere Bestimmung möglich wird. Ihre Lage kann nicht an einem der östlichen, sondern muß an einem der nördlichen Häfen gewesen seyn, ob dies gleich auf den ersten Augenblick dem Anschein nach ihrem Namen zu widersprechen scheint, weil dadurch die von Kalzedon abgewandte oder entgegengesetzte Seite von Konstantinopel bezeichnet wird. Doch zu dieser Annahme berechtigt uns Folgendes: der schnelle und reißende Strom des Bosporus machte ehemals, da die nautische Kunst noch in der Wiege lag, den Schiffen, welche geraden Wegs von Kalzedon kamen, das Anlanden an den südlichen und östlichen Häfen von Konstantinopel, wo nicht durchaus unmöglich, doch wenigstens im hohen Grade beschwerlich; leicht hingegen an der nördlichen Seite, wie denn auch alle Schriftsteller jener grauen Zeit, welche als Augenzeugen davon reden, versichern, daß alle die Schiffe, welche zwischen Kalzedon und Byzanz das Commerz unterhielten, einzig nur auf der Nordseite der Stadt anlegten oder von da abfuhren. Nehmen wir hierzu: in den ältern Beschreibungen der verschiedenen Regionen von Konstantinopel findet man nirgends auf der Seite nach Kal-

jeden hin eine Skala angegeben; oder es wird wenigstens ausdrücklich dabey angemerkt, in welcher Region man sie zu suchen habe. So geschieht dies namentlich bei der ersten, zweiten und dritten, wovon jede der beiden erstern gegen Morgen, Kalzedon freilich gegen über, die letztere aber gegen Mittag am neuen Hafen lag, wie dies oben schon gezeigt worden; sie hatten aber ihre bestimmten Namen, und keine davon hieß die kalzedonische. Diese auf einer richtigen Schlußfolge beruhende Behauptung wird endlich durch das Zeugniß mehrerer gleichzeitiger Topographen zur unbezweifelten Gewißheit erhoben: „daß der vosporische Hafen und „die kalzedonische Skala in dem mitternächtlichen Theil der Stadt lag:“ ja sie bestimmen sogar aufs genaueste den Ort ihrer Lage. Unter ihnen obenan steht Dionysius von Byzanz, welcher dicht außerhalb den Mauern des alten Byzanz und oberhalb dem Meerbusen, welchen der Bosporus bildet, dem Tempel der Tellus seine Stelle anweist; und zunächst nach diesem und noch etwas weiter hinauf setzt er den Tempel der Zeres und der Proserpina. Er nennt sie zwar nicht Phosphoros, sondern (wie sie denn auch mehrmals diesen Namen führt) Κορη, d. h. die Jungfrau: dennoch müssen wir aus der von ihm angegebenen Lage schließen, daß er den Tempel der Hekate damit meine, deren Orakel nach dem Zedrinus auf dem Strategium war, welches mit der Beschreibung, welche

Dionysius vom Tempel der Proserpina macht, so ziemlich übereinkommt. Einen noch deutlichern Fingerzeig giebt uns Evagrius in seiner Erzählung von dem schrecklichen Brande, der unter der Regierung des Kaisers Leo (er bestimmt nicht welches?) einen grosen Theil von Konstantinopel einäscherte. Nach seiner Angabe entspann sich das Feuer in demjenigen nördlichen Theile der Stadt, wo das Neorium oder die Schiffswerften waren; lief alsdann von dem bosporischen Hafen fort bis zum alten Tempel des Apollo: eben so war in dem mittägigen Theile, vom Hafen des Julians an, bis zum Tempel der Omonora d. i. der Eintracht, alles ein Raub der Flammen geworden; und mitten bot in der Stadt die ganze lange Strecke zwischen dem Forum des Konstantins und dem Taurus, ein ähnliches Schauspiel der Vernichtung dar. Mit ihm fast ganz übereinstimmend beschreibt Zonaras diesen Brand, daß die Stadt von dem nördlichen bis zum südlichen Meerufer davon gelitten habe, und zwar, der Länge nach gerechnet, von dem bosporischen Hafen an, bis zum Tempel des heiligen Johannes von Kalybe, und von der Mittagseite her vom Tempel des Apostel Thomas, bis zum Tempel des Sergius und dem des Bacchus. Georgius Zedrinus versichert: daß dieser Brand von dem Neorium seinen Anfang genommen, und sich erstreckt habe bis zur Kirche, welche den Johannes von Kalybe als ihren Schutzheiligen verehrte.

Aus diesem allen fällt es nun deutlich in die Augen, daß das Neorium (es ist dies der gemeinschaftliche Name der Schiffswerften und eines nahe dabey liegenden Hafens, welcher davon der neorische hieß) und der bosporische Hafen sehr nahe zusammen lagen, wenn schon jenes in der sechsten und dieser in der fünften Region lag; denn da diese Regionen sich beide zugleich von dem Rücken eines und desselben Hügels nach dem Meere hinabneigten, so ist kein Grund vorhanden, der das nahe Zusammenliegen der beiden eben genannten Häfen, des neorischen und bosporischen, bezweifeln läßt. Zosimus, ein alter Geschichtschreiber, liefert uns ebenwohl einen Beitrag, der zu einer noch nähern Bestimmung leitet; er sagt: das alte Byzanz sey auf einem Hügel erbaut gewesen, und habe den schmalen Strich Landes (Isthmi) eingenommen, welchen der Propontis (jetzt Mar di Marmora) und das Vorgebirg Keras Chryseon bildet; die äusserste Mauer habe sich von Abend her am Hügel herabgezogen, und sey fortgelaufen bis zu derjenigen Stelle am Ufer des Meers, wo der Tempel der Venus steht, und wo gerade gegenüber in Asien im jetzigen Natolien, ehemals Bythinien, die Stadt Chrysopolis (das heutige Skutari) liegt; von der nördlichen Seite her soll sie sich, nach seiner Angabe, auf gleiche Weise von der Höhe herabgesenkt haben, bis zu dem Hafen, der den Namen Neorium führte, und dessen Be-

nennung er davon ableitet, weil er in der Nähe eines Thores lag, das die Griechen Oreia (porta oria. Ορεια, Bergthor), und nach einer verdorbenen Aussprache, Neorium nannten. Heut zu Tage ist zwischen dem Meer und dem Thor Oria, welches bei den Türken Siphont oder Tschyfut (von den vielen daselbst wohnenden Juden) heiße, ein beträchtlicher leerer Zwischenraum, den ehemals aller Wahrscheinlichkeit nach die Kahedonische Skala ausfüllte, und nicht weit von dieser Skala war für die, welche von Galata, dem ehemaligen Syka oder Sycenus kamen, ein Ort zum Anlanden, welcher, den ältern Nachrichten von Konstantinopel zufolge, den neorischen und bosporischen Hafen zu seinen nächsten Nachbarn hatte.

Hieraus ergiebt sich nun das Resultat: „daß „die fünfte Region, von der hier die Rede ist, auf „der nördlichen Seite des zweiten Hügels und „in der ganz zunächst darunter liegenden Ebene er„baut war."

Sie hatte einen Kurator, vierzig Kollegiaten und fünf Vikomagistri; sie prangte mit hundert und achtzig Pallästen oder ansehnlichen Gebäuden, unter denen mehrere von sehr grossem Umfang und architektonischer Schönheit waren; sie enthielt einige öffentliche Plätze, sieben bedeckte Säulengänge, neun Gradus oder Stuffenerhöhungen, eilf Privatbäder; mehrere öffentliche Magazine oder Vorrathshäuser, in denen zum Theil alle Nothwendigkeiten

des Lebens, zum Theil sogar die erkünstelten Bedürfnisse des Luxus aufgehäuft waren, und von denen die meisten den Namen ihres Erbauers führten. — Schon dies summarische Inhaltsverzeichniß sagt es uns, daß diese Region keiner der übrigen, weder an extensiver noch intensiver Größe nachstand; überall trifft man in ihr auf deutliche Spuren des hohen Grads der Kultur ihrer ehemaligen Bewohner und ihres durch die bildenden Künste veredelten Schönheitgefühls; aber auch ungezähmte Lüsternheit nach den ausgesuchtesten Genüssen, und frivole Ueppigkeit spricht aus vielen Zügen des Gemähldes, welches uns mehrere Schriftsteller von ihr entwerfen. So sehr die Zeit auch die Farben davon verbleicht hat, so werden die wenigen Pinselstriche, welche jetzt noch zu erkennen sind, doch hinreichend seyn, um den Leser in den Stand zu setzen, das Gesagte bestätigt zu finden, und ihm eine fast anschauliche Kenntniß zu verschaffen. Unter den Denkmälern der Kunst verdient mit Recht den ersten Platz die Zisterne des Theodosius, von ihrem Erbauer so genannt — ein Werk von herkulischer Kraft und kolossalischer Größe. Sie war in einer schauerlichen Tiefe ausgehöhlt, so daß der oberste Theil ihrer Wölbung sich noch unterhalb der Oberfläche der Erde verbarg, und ihre Bestimmung ging dahin, einen immer hinreichenden Vorrath von Wasser aufzubewahren; aber nur Schade, daß es kein Quellwasser war! Besonders dazu angelegte

Wasserleitungen, die mit ihr in Verbindung standen, versorgten sie reichlich mit dem im Winter in Menge herabfallenden Regen, wodurch man sie bis zur Mitte ihrer Höhe sich anfüllen ließ. Sie war zugleich ein Behälter unzähliger Arten von Fischen, welche zur Sommerszeit häufig gefangen wurden. In kleinen Kähnen schwamm man auf diesem unterirrdischen See, und vermittelst gewisser Harpunen oder dreieckiger Lanzen bewerkstelligte man den Fang derselben — ein Vergnügen, das in der heißen Jahrszeit auf eine sehr angenehme Weise manche langweilige Stunde ausfüllte, und deswegen wie ein kleines Fest gefeiert wurde. Schon diese Angabe läßt uns auf den ungeheuren Umfang dieser Schauergruft einen Schluß machen. Sie war ringsum von massiven Quaderstücken aufgemauert; ihre Länge maß 336 Fuß, ihre Breite 184 Fuß, und ihr Umfang 348 Schritte oder 1042 Fuß; ihre Wölbung ruhete auf 336 Säulen von Marmor, deren jede durch einen Zwischenraum von 12 Fuß von der andern getrennt war. Die Höhe jeder einzelnen Säule übertraf die Länge von 11 Dodranten; sie waren in Ordnungen abgetheilt: der Länge nach zählte man dieser Reihenordnungen 28 und der Breite nach 12. — In der Nähe dieser Zisterne stand das Prytaneum. Aus dem Cicero*) und dem Suidas**) ist es bekannt, daß sich zu Athen,

*) Man sehe: Cic. de orator. lib. 1.

**) Suidas in Πρυτανεῖον.

und zwar auf der festen Burg daselbst, ein ansehnliches Gebäude befand, welches das Prytaneum hieß, und wo sich die ersten Magistratspersonen und angesehensten Bürger täglich versammelten, um über Staatsangelegenheiten zu debattiren, und insbesondere alles, was das Wohl der Republick anging, in Berathung zu nehmen. Hiermit war zugleich eine wohlthätige Anstalt verbunden: jeder Staatsbürger, der sich um das gemeine Wesen ausgezeichnete Verdienste erworben hatte, fand hier, wenn es ihm an eignem Vermögen fehlte, eine anständige Verpflegung und freie Verköstigung im herannahenden Alter. Eine fast gleiche Bestimmung gab einem gewissen Gebäude zu Konstantinopel einen gleichen Namen: zwölf Jünglinge, deren sittlicher und intellecktueller Karackter zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, wohnten hier, und wurden auf Unkosten des Staats erzogen und in allem frei gehalten. An der Spitze dieser Bildungsanstalt stand immer der gelehrteste Mann seines Zeitalters mit dem vielsagenden Titel: Doctor oder Magister oecumenicus d. h. der allgemeine Lehrer. Unter seiner Leitung durchliefen diese Zöglinge des Staats alle Zweige des menschlichen Wissens, bis sie zuletzt endlich mit der Theologie ihre gelehrte Laufbahn beschlossen. Sie, die bis jezt Schüler waren, wurden nun selbst Lehrer, und ertheilten jedem, der seinen Geist durch Wissenschaften zu bilden wünschte, unentgeltlichen Unterricht. Ihre Gelehrsam-

keit und erprobte Rechtschaffenheit erwarb ihnen schon früh allgemeine Achtung, so daß selbst die Imperatoren bey wichtigen Angelegenheiten es nicht versäumten, ihr Gutachten einzuhohlen; thaten sie dies nicht, so wurden sie allgemein getadelt. Leo wagte es sogar, in dem berüchtigten Bilderstreit sie mit Gewalt zu zwingen, seiner Meinung beizutreten. Aber weder Drohungen noch Versprechungen fruchtete etwas, und dies erbitterte den Kaiser so sehr, daß er sie aus der Stadt verwies, und das ganze Institut auf immer auflöste. In dem Prytaneum befand sich zugleich eine weitläufige Büchersammlung, reich an den seltensten und kostbarsten Werken, besonders aus der schönen Blüthezeit der griechischen und römischen Literatur. — Die schönen Thermen oder Bäder der Eudoxia gehören mit zu den Zierden der fünften Region. Ihr Gebrauch stand jedermann offen. Ihre hohen Schwibbogen ruhten auf mehreren Säulenreihen von geglättetem Marmor; die Nähe des Meers wehete kühlenden Odem durch ihre weiten Hallen, und machte sie zu einem angenehmen Erfrischungsort, während dem das Angesicht an einer Aussicht weidete, deren Mannigfaltigkeit und blühendes Kolorit jede Darstellung durch den todten Federzug weit hinter sich zurückläßt. Wenn gleich diese Bäder denen des Arkadius, welche in der ersten Region unsre Aufmerksamkeit auf sich zogen, an Umfang und Größe nicht völlig gleich kamen; so behaupteten sie doch durch die Lieb-

lichkeit und den hohen Zauber, der aus allen ihren Umrissen und Formen sprach, einen unleugbaren Vorzug vor jenen — der sanfte und liebenswürdige Geist ihrer Erbauerin schien sich gleichsam hier vervielfältigt, und den todten Massen Leben und Fühlbarkeit mitgetheilt und eingehaucht zu haben. Die Schöpferin dieses Prachtgebäudes war die Gemahlin des jüngern Theodosius, vor ihrem Uebertritt zum Christenthum, Athenais genannt. Der Pallast, wo der Prätor residirte, und die damit in Verbindung stehenden weitläuftigen Gebäude, in welchen die ihm untergeordneten zahlreichen Staatsbedienten wohnten, und zugleich seine ansehnliche Leibgarde einquartieret war, machten ein großes zusammenhängendes Ganze aus, welches den gemeinschaftlichen Namen Strategium führte. Die Weitläuftigkeit und Größe desselben kann man daraus abnehmen, daß der innere Raum, den es einschloß, einen der ansehnlichsten öffentlichen Plätze von Konstantinopel bildete; denn hier war das Forum des Theodosius. Diesen Namen führten zwar noch zwei andere Plätze, wovon der eine in der sechsten, der andere aber in der zwölften Region lag, auf welchen beiden letztern ein beständiger Kornmarkt gehalten wurde. Jener erstere war indessen der bei weitem der größte, mit vielen Statuen und anderen Denkmälern der Kunst verziert. Die merkwürdigsten darunter waren: der große Obelisk von viereckiger Form, aus Theben in Aegypten hierher gebracht; die Statue des Konstantins zu Pferd

de, und die berühmte Säule, auf welcher der eben erwähnte Konstantin den feierlichen Senatsbeschluss hatte eingraben lassen, nach welchem Konstantinopel für das zweite Rom gelten sollte. — Unter den Magazingebäuden waren folgende die vorzüglich bemerkenswerthen: erstlich die Niederlage für das Oehl. Hier sah man weitläufige Böden und Speicher mit allen den mannigfaltigen Arten von Früchten angefüllt, aus denen das Oehl erst noch gepresst werden sollte; hier sahe man Mühlen und Pressen in beständiger Thätigkeit, um dies wichtige Bedürfniss des Lebens zu bereiten, dort wurde es gereinigt und geläutert: dort endlich sahe man es in Fässer und Gefässe gefüllt, und zum unmittelbaren Verkauf und Gebrauch fertig — ein dem Anschein nach unerschöpflicher Vorrath! Zweitens das troadensische Magazin. Es war dieses eine Niederlage für alle die Waaren, welche aus Troas, einer Landschaft in Phrygien am Hellespont, kamen. Der hauptsächlichste Artikel dieser Niederlage bestand in Getraide, das hier in einer solchen Menge beständig vorräthig war, dass man noch mit Hülfe des einen Fruchtmagazins, das in der neunten Region lag, und auf welchem das von Alexandrien kommende Getraide niedergeschüttet wurde, ganz Konstantinopel auf längere Zeit hätte damit versorgen können. Drittens das Valensische Magazin, vom Kaiser Valens erbaut. Es war dies ein Vereinigungspunkt alles dessen, was zur Befriedigung nothwendiger und er-

[illegible] Bedürfnisse erfordert wird; seine Ausgedehntheit läßt sich deswegen schon groß genug denken. Hier soll die Statue des M a n a i m, eines berühmten Feldherrn, der gegen die Scythen kommandirt hatte, gestanden haben. Eben hier war auch ein ehernes Fruchtgemäß, das die gesetzlich bestimmte Größe hatte. Man bediente sich ferner in allen den Fällen, wo es streitig war, ob der Verkäufer richtiges Maaß geliefert hatte oder nicht. Das Resultat war entscheidend, und galt immer statt richtlicher Erkenntniß. Ein Schiffer, der des Betrugs, falsch gemessen zu haben, war überwiesen worden, verlohr als gesetzmäßige Strafe die Hand, und zum Andenken an diese strenge Gerechtigkeitspflege, so wie zum warnenden Beyspiel sah man hin und wieder eherne Hände aufgesteckt *). Zuletzt endlich v i e r t e n s, gab es noch eine ganz besondere Art von Magazingebäuden, in denen man Gold, Silber, Edelsteine und andere Kostbarkeiten und Sachen von höherem Werth aufbewahrte. Ein solches war auch in dieser fünften Region vom Kaiser Alexander erbauet worden. Privatpersonen fanden hier eine erwünschte Gelegenheit, ihre beweglichen Glücksgüter gegen eine billige Vergütung in sichere Verwahrung zu bringen: eines Theils wenn es ihnen in ihren eignen Wohnungen an Raum dafür gebrach, oder andern Theils wenn sie der Gefahr ihres Verlustes überhaben seyn wollten, denn die

*) N. B. Dieses Gesetz muß wohl heut zu Tage außer [illegible] gekommen seyn, sonst wehe euch, ihr...!!

Beständner oder Eigenthümer dieser Sicherheitsnie-derlagen verbürgten sich für die Sicherheit des Anvertrauten, und waren gehalten, es zu ersetzen, im Fall etwas abhanden kam. Nirgends traf man deswegen einen Schatz von grössern und beinahe so unschätzbaren Werthe auf einen solchen kleinen Raum zusammengedrängt an als in diesen Häusern. In diese Region gehörten auch noch zwei öffentliche Plätze, Makellen genannt. Es waren grosse weite Räume, und ihre Bestimmung wird uns schon deutlich genug aus ihrer Benennung angegeben; sie dienten nehmlich zu Speisemärkten, auf denen Fleisch, Brod, Gemüse, Obst und alle andre Lebensmittel, wie sie die Jahrszeit gerade mit sich brachte, stets feil gehalten wurden. — Zuletzt verdienen noch die Häfen und die kalzedonische Skala einer besondern Erwähnung. Der erstern waren zwei, der prosphorische und bosporische, unbedeutend der eine, wichtig der andere. Jener war zum Anlandungsort allen den kleinen Schiffen angewiesen, welche von den nahgelegenen Inseln und Städten in Menge herbeiströmten, und blos Esswaaren am Bord hatten, womit sie die Hauptstadt im Ueberfluss versorgten. Daher läst sich auch sein Name erklären, denn Prosphoron (προσφορον) bezeichnet bei den Griechen alles, was essbar ist, und als nothwendiges oder erkünsteltes Bedürfniss zur unmittelbaren Erhaltung des Lebens gehört. Die Kalzedonische Skala war ein breiter Stuffengang, um mit Gemächlichkeit zum Ufer des Meers

hinabzusteigen; ihren Namen hatte er, wie wir schon gehört haben, daher, weil man durch sie zum bosporischen Hafen geführt wurde, und weil man von hieraus nach dem nahen, kaum fünf Stadien entfernten Kalzedon überschiffte. Dieser Hafen war sicher und geräumig, und erhob sich weit über das Mittelmäßige. Er lag ganz in der Nähe des neorischen Hafens, und beide verdankten die erste Veranlassung zu ihrem Entstehen, dem mazedonischen Philipp, welcher bei der schon vorher erwähnten Belagerung von Konstantinopel, die ganze Strecke am Meer mit unsäglicher Arbeit untergraben und aushölen ließ. Der gewünschteste Erfolg schien auch sein Unternehmen krönen zu wollen, als mit einem Mal plötzlich ein ganz natürliches Ereigniß seinen Plan nahe vor der gänzlichen Ausführung scheitern machte. Nicht Hekate, sondern Wasser war es, das ihn von seinem Vorhaben abzustehn nöthigte. Mit unwiderstehlicher Gewalt stürzte sich dieses furchtbare Element in seine unterirdischen Gewerke, und zwang den Stolzen, seine Uebermacht anzuerkennen, und durch die schleunigste Flucht sich zu retten. Man fand hernach diesen Ort sehr schicklich um einen bequemen Hafen abzugeben; die Vorarbeit des Philipps erleichterte die Ausführung, und so entstand an eben dem Ort, der einst den Byzantinern so gefährlich zu werden drohte, der neorische und bosporische Hafen zum Nutzen und zur Zierde der Stadt. Der Kaiser Konstanz ließ

beide in der Folge mit einer starken gemeinschaftlichen Mauer umgeben, und versorgte sie zugleich mit einem reichen Schiffsarsenal. Späterhin soll der Kaiser Leontius eine neue Verbesserung mit diesem Hafen haben vornehmen, und besonders von dem in Menge eingeführten Schlamm reinigen lassen wollen. So viel ist indessen gewiß, daß er kein rohes Produkt der Natur, sondern ein durch Menschenhände aufgethürmtes Werk der Kunst war. Man erzählt noch: hier, auf der Grenzscheide zwischen dem bosporischen und neorischen Hafen sey eben so, wie in der eilften Region, das eherne Bildniß eines Ochsen aufgestellt gewesen, das von ungeheurer Größe, und besonders deswegen merkwürdig war, weil es zu Zeiten wenigstens ein Mal im Jahre gewiß, mit fürchterlicher Stimme zu brüllen pflegte; woraus man alsdann den sichern Schluß machen konnte, daß der Stadt ein großes Unglück bevorstand — so prophetisch war dieses Brüllen!! Wahrscheinlich ist dieses Märchen dem Pindarus und Kallimachus abgeborgt, welche uns im vollen Ernst versichern, auf dem Atabyris, einem sehr hohen Berg der Insel Rhodus, habe sich eine merkwürdige Art eherner Ochsen gefunden, welche durch ihr weissagendes Brüllen die Inselbewohner vor der drohenden Gefahr warnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Prawda Rußkaja.

Russisches Recht oder Gesetze der Großfürsten Jaroslaw Wladimirowitsch und Wladimir Wsewolodowitsch Monomach.

Vorerinnerung.

1.)

Schon längst hatte ich mir vorgenommen, den Geist der Russischen Gesetze, wie er sich in seinen ältern und neuern Urkunden enthüllt, dem Auslande auffaßlich zu machen. Damit meinte ich dem Juristen im weitern Sinne des Worts, dem Geschichtforscher, und besonders dem Philosophen einen kleinen Dienst zu erzeigen. Denn, wenn ein weiser Gesetzgeber einen Codex für sein Volk entwirft, so giebt er uns genau die Stufe der Cultur an, auf welcher in dem Augenblicke da er diese Gesetze abfaßte, die Nation stand. Sie werden in ihren Bestimmungen mit der Beschaffenheit des Volks, für welches sie gemacht sind, übereinkommen. Sie sind in gewis-

ser Art der Spiegel der allgemeinen Denkungsart, welche aus der Religion, dem Klima, den bisher geltenden Gesetzen und Maximen des Gouvernements, aus Beyspielen der Vergangenheit, aus Sitten und Gebräuche hervorgeht.

Ich schreite jezt an dieses Werk, und theile meine Auszüge aus den Originalen mit. Der nachdenkende Mann wird dabei Stoff genug zu Reflexionen finden — oder ich müßte mich sehr irren. Zuerst liefere ich heute die ältesten Russischen Gesetze welche wir kennen, die Prawda Russkaja; dann lasse ich in ausgehobnen Paragraphen den Sudebnik des Zaren Iwan Wasiliewitsch folgen. Hierauf liefere ich (ebenfalls im Auszuge) die Constitution vom Zar Alexei Michailowitsch, und zwar immer und in solchen Stellen wo sich der Geist der Zeit nur des Gesetzgebers am lautesten ausspricht. Zulezt dürfte ich mich dem Plane von Catharina II. und den Arbeiten der gegenwärtig bestehenden Gesetz-Commission nähern.

2.)

Im Jahr 1791 befahl Catharina II. dem Synod, zur Vervollkommnung der russischen Geschichte, aus den Kloster-Archiven und Bibliotheken alle historische Schriften des Alterthums zu sammeln. In kurzer Zeit liefen eine Menge ein, unter welchen man in sechs verschiedenen, jedoch zusammen verbundenen Büchern, die Gesetze der Fürsten Jaros-

lan und Wladimir fand. Eins dieser auf Pergament, mit sehr alten Karakteren geschriebenen Manuskripte, zeichnete sich als das vollständigste aus. Es ward sogleich in die neuere russische Sprache mit Erläuterungen übersetzt und zum Druck befördert.

Das russische, von dem Großfürsten Jaroslaw Wladimirowitsch im Jahr 1017. für die Nowgoroder verfertigte Gesetzbuch ist eigentlich kein Werk jenes Zeitalters. Es existirte schon einige Jahrhunderte früher, und ward blos von dem Großfürsten stellenweise verbessert, um es dem Geiste der Zeit anzupassen. Auch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die Russen einige Jahrhunderte vor Jaroslaw wirklich Gesetze hatten; denn schon in dem Traktat Olegs I. mit den griechischen Kaisern, berufte man sich darauf. Von ihnen findet man in der Prawda Ruskaja nur einige Fragmente, und auch diese haben durch das Abschreiben merklich gelitten und Lücken bekommen, die sich beim Lesen deutlich verrathen. Doch bleibt uns noch immer genug übrig, um über das Ganze ein Urtheil fällen zu können. Man erstaunt jetzt, wie das Recht das damals der Beleidigte erhielt, so wenig richtig gewogen seyn konnte, daß selbst das gröste Verbrechen durch bloße Geldbuße bestraft wurde. Es läßt sich kaum denken, wie man für gekränkte Ehre, Verstümmelung, Münze nahm, und Mordthaten mit Geld tilgte. Allein bei dem damaligen Mangel am Gelde

und bei einem Volke wo der Unterschied der Glücksumstände nur sehr gering war, konnte freilich eine Geldbuße für hinlängliche Strafe gelten; um so viel mehr da derjenige, der nicht im Stande war die Strafe zu zahlen, seine Freyheit verlor und in die Knechtschaft des Beleidigten oder seiner Verwandten gerieth. Auch war die Furcht vor Rache, die das Gesetz erlaubte, ein kräftigeres Mittel dem Verbrechen zu steuern, als das Gesetz selbst. In einigen Fällen finden wir Bizarrerien, Barbarei, Unnatürlichkeiten. Z. B. Wer einen Andern mit dem Stock oder mit der Faust schlägt, der bezahlt 12 Griwnen Strafe; derjenige aber der einen Finger abhaut nur 3 Griwnen: in andern hingegen, Bestimmungen die selbst kultivirten Jahrhunderten Ehre machen würden. Z. B. Auf das Leben einer Sklavin war eine größre Strafe gelegt, als auf das eines Sklaven. Ein Kläger aus der Nation mußte zur Bekräftigung seiner Angabe 7, der Ausländer aber nur 2 Zeugen stellen. Die Gesetze des Fürsten Wladimir tragen schon Spuren mehrerer Aufklärung und dringen tiefer in die Nebenumstände eines Rechts-Falls. Doch! um dem Leser in seinen Bemerkungen darüber nicht vorzugreifen — zur Sache selbst:

Russisches Recht.

§. 1.

Wenn ein Bojarin (1) den Andern erschlägt, so hat der Bruder, der Sohn, der Vater oder Neffe des Erschlagenen das Recht, sich an dem Mörder zu rächen. Ist Niemand dazu vorhanden, so zahlt der Verbrecher 80 Griwnen (2) Strafe. Wird aber ein Hofbedienter, ein Kaufmann, ein Kreis-Richter, ein Advokat oder ein Soldat erschlagen, er sey ein Russe, ein Jsgojer (3) oder ein

(1) Bojarin oder Musch. Hiebei ist zu bemerken, daß vor alten Zeiten die russische Nation nur aus zwei Classen bestand, aus Bojaren und freien Leuten (Liubin) so wie auch die Römer sich in Patricier und Plebejer eintheilten. Die Sklaven bildeten keinen Stand. Bojaren also waren ihrer Geburt und ihren Glücksgütern nach angesehene Leute. Unter dem Namen Liudin verstand man freie Menschen, die sich durch den von ihren Vorfahren, oder von ihnen selbst gewählten Stand oder Dienst von einander unterschieden.

(2) Griwna. Als Gewicht betrachtet enthielt sie ein Pfund. Als Münze äquivalirte sie dem Preise eines Pfundes Silber oder Gold. In der Folge war sie als Münze sehr vielen Veränderungen unterworfen. Die kiewsche Griwna wog 72 Solotnik oder 24 Loth, die nowgorodsche hingegen 96 Solotnik. Die Griwna wurde als Münze in 4 Theile eingetheilt, deren jeder einen Rubel oder ein Stück fingerdickes gediegenes Silber von 1 ½ Werschock Länge vorstellte.

(3) Jsgojer waren Bewohner der Gegend der Grenze Pleskow's mit Livland. In Nowgorod bewohnten sie eine besondere Straße.

Slawe, so zahlt der Mörder für den Kopf 40 Griwnen Strafe.

§. 2.

Nach dem Tode Jaroslaws versammelten sich seine Kinder Isjaslaw, Swätoslaw und Wsewolod mit ihren Bojaren Kosnätschka, Pereneg und Nikifor, schafften die Lebensstrafe für Criminal-Verbrechen ab, und machten ein Gesetz, laut welchem der Mörder sich mit Geld loskaufen konnte; alles übrige aber blieb unverändert, so wie es ihr Vater bestimmt hatte.

§. 3.

Wenn Jemand einen Grosen des Landes im Zweikampfe tödtet, und der Mörder kann nicht entdeckt werden, so bezahlen die Einwohner der Gegend, wo man den todten Körper findet 80 Griwnen Strafe. Ist es ein Liudin, so zahlen sie 40 Griwnen. Die aufgelegte Geldbuße soll in Terminen von einigen Jahren erlegt werden, denn es bezahlen sie diejenigen, welche an dem Morde keinen Theil nahmen. Wird aber hernach der Mörder in ihrem Distrikte entdeckt, so müssen die Gebietsbewohner, da er mit den Uebrigen schon gleichen Antheil bei Bezahlung der Strafe für den vorher noch unbekannten Mörder nahm, auch zur Entrichtung der Geldbuße für das begangene Verbrechen ihm behülflich seyn; oder das Gebiet bezahlt nur 40 Griwnen, die übrigen 40 aber zahlt der Mörder. Auch soll, wenn der Mord im Streite oder in Betrunkenheit in Ge-

genwart anderer Leute begangen wird, der Verbrecher mit Hülfe der Gebietsbewohner, wie oben gesagt ist, die Strafe zahlen.

§. 4.

Wer ohne irgend eine Veranlassung zu haben, Jemanden anfällt und todtschlägt; für den zahlen die Gebietseinwohner keine Strafe, sondern liefern ihn mit Weib und Kind aus; wornach er entweder verschickt oder zum Gefängniß verurtheilt, sein Haus aber geplündert wird.

Wer an der Geldbuße für einen unbekannten Mörder keinen Antheil nehmen will, dem sollen die Andern auch keine Hülfe leisten, sondern er muß allein zahlen.

§. 5.

Unter der Regierung des Großfürsten Jaroslaw sind folgende Abgaben bestimmt: Der Criminal-Richter mit seinem Gehülfen bekommt als Gehalt jede Woche 7 Eimer Malz, 7 Uborken (1) Hirsen, Erbsen eben so viel; 7 Bröte, 7 Hüte Salz, (2) ein Schaaf oder ein halbes Schwein; oder aber statt des Schaafs 2 Rogaty (3) an Gelde, auch täg-

(1) Uborok: ein kleines Maaß dessen Verhältniß zu den jetzigen nicht angegeben werden kann.

(2) Salz-Hüte. In Kleinrußland wird das Salz auch jetzt noch in der Form eines abgestumpften Kegels verführt. Jedes Stück hält 2 Pfund an Gewicht.

(3) Rogata: eine Münzsorte davon eine Kuna 4 Stück enthielt. Die Griwna bestand aus 80 Rogaten.

lich zwei Hüner, zum Festtage aber einen Resan. (1) Außer diesem bekommt ein Criminal-Richter für 4 Pferde soviel Hafer als sie verzehren können. Von jedem Criminal-Prozeß sind ihm 8 Griwnen bestimmt und für die Reise-Unkosten bei Schlichtung derselben 10 Kunen, (2) für den Metalnik oder seinen Gehülfen 12 Wekosch.

§. 6.

Wenn die Geldbuße für einen Todtschlag sich auf 80 Griwnen beläuft, so bekommt der Criminal-Richter (für den Prozeß und für Einkassirung der Strafe) 16 Griwnen, 10 Kunen und 12 Wekosch; außerdem für Reisekosten eine- und für den Kopf 3 Griwnen.

§. 7.

Für den Mord eines fürstlichen Offizianten, eines Stallknechts oder eines Kochs, zahlt der Verbrecher 40 Griwnen Strafe; für den Kopf eines Tiuns der Ognischtschaner (3) oder eines Stall-

(1) Resan: Die kleinste Scheidemünze, davon wahrscheinlich 4 einen Wekosch und zwei Wekosch eine Nogata ausmachten. Dieses Verhältniß läßt sich jedoch nicht verbürgen.

(2) Kunen oder Marderfelle, die vor alten Zeiten einige Jahrhunderte hindurch die Stelle der Münze vertraten, 20 Kunen oder solcher Marderfelle gingen auf eine Silbergriwna; eine Kuna hingegen enthielt 20 Wekosch das heißt 20 Eichhörner.

(3) Tiun, Aeltester der Ognischtschaner. Diese Ognischtschaner waren freie Menschen, besaßen Landgüter die,

Tuns 80 Griwnen; für den eines fürstlichen Dorf- oder Land-Tuns 12 Griwnen; für einen gemeinen Knecht 5 Griwnen, auch eben so viel für einen Bojaren-Knecht.

§. 8.

Für den Kopf eines Knechts oder einer Magd die irgend ein Handwerk erlernt haben, ist 12 Griwnen Strafe bestimmt.

§. 9.

Für den Kopf eines Bauers und eines Knechts 5, für eine Magd aber 6 Griwnen. Für einen Kinderwärter oder Erzieher, wie auch für eine Kindermuhme und Amme, sollten sie auch vom Sklavenstande seyn, 12 Griwnen.

§. 10.

Wenn Jemand einen Mörder angiebt und 7 Zeugen aufstellt, dann soll seine Angabe für gültig anerkannt werden; ist aber der Ankläger ein Waräge

von Sklaven oder Miethsleuten bearbeitet, ihnen ihren Unterhalt verschafften. Diejenigen unter ihnen die nicht im Stande waren Sklaven anzukaufen oder Miethsleute zu besolden, selbst zu arbeiten aber für die größte Schande hielten, mußten irgend einen ihren Neigungen und Fähigkeiten angemessenen Dienst suchen. Sie glichen den jetzigen Odnodworzen mit dem einzigen Unterschiede, daß sie gar keine Abgaben entrichteten, und beim Uebergange in einen andern Stand freie Wahl hatten. Der Fürst bestimmte ihnen gewöhnlich aus den ihn umgebenden Hofleuten zur Schlichtung ihrer Rechtshändel einen Vorgesetzten unter dem Titel eines Tiuns.

oder irgend ein Ausländer, so darf man von demselben nicht mehr als 2 Zeugen fordern. Für einen auf Jemands Grund und Boden gefundenen Leichnam, den Niemand erkennt, soll keine Geldstrafe gefordert werden.

Wer von Seiten des Beklagten die Beweise des Klägers oder seiner Zeugen gesetzlich umstößt, und den Beklagten von der Zahlung der Geldbuße befreit, bekommt zur Belohnung von dem Beklagten Eine Griwna, von dem Kläger eben so viel, und von jenem Distrikt wo der Beklagte wohnhaft ist, für die den Gebietsbewohnern durch Rechtfertigung ihres Kameraden gegen falsche Anklage geleistete Hülfe, 9 Kunen.

Stellt aber der Kläger keine Zeugen auf, und besteht dennoch auf der Wahrheit seiner Angabe, so wird es einem solchen freigestellt, selbige durch die Probe des glühenden Eisens zu bekräftigen. (1) Eben so verfährt man auch bei jedem Prozesse, Diebstahl und allen Angaben, bei denen keine Zeugen vorhanden sind. Es ist selbst die Eisenprobe zur Bekräftigung jeder Anklage erlaubt, wenn des Klägers Forderung sich auf eine halbe Griwne an Golde beläuft. Beträgt aber die Forderung des Klä-

(1) Wie eigentlich die Russen bei Anwendung der Feuerprobe durch glühendes Eisen verfuhren, ist nirgends beschrieben. Wahrscheinlich wichen sie aber von den übrigen Nationen, wo diese Folter eingeführt war, im Wesentlichsten nicht ab, wenn gleich das Ceremonielle derselben verschieden seyn mochte.

gers nicht mehr als 2 Griwnen an Silber, so bestimmte man ihm die Wasserprobe (1) anzuhalten. Ist sie noch geringer, so bringt man ihn zum Schwur, die gerichtliche Forderung ihm wird nicht erhöht.

§. 11.

Wer Jemanden mit dem Schwerdte, ohne es aus der Scheide gezogen zu haben, oder mit dem Gefäße schlägt, zahlt für die Beleidigung 12 Griwnen Strafe. Wer aber sein Schwerdt ohne zu schlagen zieht, bezahlt eine Griwna in Kunen. — Schlägt Jemand mit dem Stock, mit einer Schüssel, einem Horn (2) oder mit der Faust, so soll er 12 Griwnen zahlen. Wenn der Geschlagene die Beleidigung nicht erträgt und den Beleidiger mit dem Schwerdt verwundet, so behält ersterer Recht. Wer Jemanden die Hand oder den Fuß verwundet, und

(1) Der zur Wasserprobe Verurtheilte mußte seine Hand in ein mit kochendem Wasser angefülltes Gefäß eintauchen und einen auf dem Boden desselben liegenden Ring herausnehmen. Darauf wurde die Hand in einen Sack gelegt, zugebunden und versiegelt. Nach drei Tagen besichtigte man sie und fand man sie unversehrt, so ward der Proceß zum Vortheil des Beklagten geschlichtet. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Richter zum Vortheile des Verurtheilten denjenigen, die zur Beobachtung dieses Gebrauchs angestellt waren, durch die Finger sahen, wenn sie bei dergleichen Fällen partheyisch seyn wollten.

(2) Ein Trinkgeschirr das die Form eines Horns hatte.

die Hand oder der Fuß abfällt oder vertrocknet oder auch ein Auge aussticht, von dem erhält die Krone die Hälfte der Strafe, die für den Todtschlag bestimmt ist, nehmlich 20 Griwnen; der Verwundete aber für die Verstümmelung 10 Griwnen. Wer einen Finger abhaut bezahlt an die Krone 3, dem Blessirten aber eine Griwna Strafe.

§. 12.

Wer im Gerichte über die ihm versetzten Schläge klagbar wird, und an seinem Leibe blutige Wunden oder blaue Flecken vorzeigt, derjenige braucht keine Zeugen aufzustellen, sondern bekommt als Genugthuung von dem Beleidiger 3 Griwnen. Sind aber keine Zeichen am Leibe sichtbar, so soll er Zeugen auftreten lassen, und dann zahlt derjenige der nach Aussage der Zeugen den Anfang zur Schlägerei machte 60 Kunen Strafe. Wer blutige Zeichen vorzeigt, von den Zeugen aber als Anfänger der Schlägerei erklärt wird, verliert das Recht Genugthuung zu fordern, und muß sich die ihm gegebnen Schläge gefallen lassen.

§. 13.

Wer Jemanden mit dem Schwerdte, jedoch nicht tödtlich verwundet, der zahlt an die Krone 3, dem Verwundeten aber zur Heilung 1 Griwna. Stirbt der Verwundete, so bezahlt er die ganze für den Todtschlag festgesetzte Summe. Wer Jemanden mit der Faust, mit dem Stock oder mit einer Stange schlägt, und zwei Zeugen es bekräftigen, der zahlt

3 Griwnen. Ist der Thäter ein Waräge (1) oder Kolbäge (2), so muß der Kläger die volle Anzahl der Zeugen gegen ihn aufstellen, oder man läßt ihn zum Schwur bringen.

§. 14.

Läuft ein Dienstbote davon, und seine Herrschaft giebt die Flucht auf dem öffentlichen Marktplatze an, so wird derjenige, der überführt werden kann, ihn drei Tage versteckt gehalten zu haben, zu 3 Griwnen Strafe an die Krone verurtheilt, und der Flüchtling wird der Herrschaft wieder ausgeliefert.

§. 15.

Wer ohne Erlaubniß des Eigenthümers ein fremdes Pferd braucht, bezahlt 1 Griwna Strafe.

§. 16.

Wenn Jemand ein Pferd, Waffen oder Kleider verliert, es sogleich auf öffentlichem Markte angiebt, und hernach das Verlorne bei irgend einem Stadtbewohner entdeckt, so soll das Gefundene dem Ei-

(1) Warägen, Finnen, deren in Nowgorod viele sich aufhielten, theils Ansäßige, theils Reisende.

(2) Kolbägen: mit Gewißheit kann man wohl nicht behaupten, von welcher Nation sie waren; wahrscheinlich aber mußten sie Bewohner eines angränzenden Landes seyn, entweder Isgojer, Wereschener, Pidebläner und andere von den Warägen, Gothen, Preußen und ähnlichen Volksstämmen Herkommende, die in Nowgorod besondere Straßen bewohnten. Nach der Meinung Tatischtschews waren Kolbägen Bewohner der Stadt Colberg in Pommern.

genthümer zurückgegeben und für die Beleidigung ihm 3 Griwnen Strafe zuerkannt werden. Wird Jemand seine verlorne oder gestohlne Geräthschaft bei einem Andern gewahr, so soll er sich nicht so-gleich als Eigenthümer der Sachen erklären, son-dern zuerst ausfragen von wem er die Sachen be-kommen, und wen dieser angiebt, der soll mit ihm confrontirt werden. Ist letzterer nicht im Stande sich zu rechtfertigen oder anzugeben von wem er die Sachen bekam, so ist er für einen Dieb anzusehen, und muß außer der entdeckten Geräthschaft auch alles dasjenige, was mit der quästionirten Sache weiter verloren gegangen ist, zurückgeben.

§. 17.

Ein Pferdedieb wird der Willkühr des Fürsten überlassen und zum Gefängniß verdammt. (1) Ein Viehdieb aber zahlt 3 Griwnen Strafe.

§. 18.

Wenn der, bei welchem gestohlne Sachen ent-deckt werden, selbige von einem andern in der nehm-lichen Stadt wohnhaften Menschen erhalten zu ha-ben vorgiebt, und dieser sich wieder auf einen An-dern auch daselbst wohnenden bezieht, so soll der Kläger bis zur letzten Confrontation gehen, das

(1) Der Pferdediebstahl war bey den alten Deutschen nicht nur ein wichtigeres Verbrechen als andere Dieb-stähle, sondern wurde selbst stärker geahndet als Todt-schlag. Auf ersterm stand Todesstrafe, auf letzterem nur Geldbuße.

heißt, bis auf denjenigen der nicht mehr im Stande seyn wird einen Andern anzugeben. Geht aber die Verweisung auf im Bezirke Wohnende, außerhalb der Stadt, so darf der Kläger nur bis auf den Dritten Nachforschungen anstellen, und von diesem Dritten so viel Geld nehmen als die Sachen kosten, die Sachen aber ihm nachlassen. Dieser Dritte geht alsdann wieder bis zur letzten Confrontation. Unterdessen soll der Kläger den Ausgang der Sache abwarten, und wer zuletzt für den Dieb anerkannt wird, der zahlt nicht nur für die gestohlnen Sachen, sondern auch für den Diebstahl die gesetzliche Strafe. (1)

§. 19.

Kauft Jemand auf dem Markte etwas Gestohlnes, als ein Pferd, ein Stück Vieh oder Kleider, und es meldet sich der Eigenthümer, so soll jener zwei freie Menschen oder einen Zolleinnehmer als Zeugen aufstellen, daß er das Pferd oder die Kleider würklich bei einem ihm unbekannten Menschen gekauft habe. Schwören die Zeugen darauf, so nimmt der Kläger sein wiedergefundenes Eigenthum zu sich. Was nächst dem verloren ging, muß, so wie das Geld was der Käufer für die gestohlnen Sachen ausgab, für verloren geachtet werden, so lange der Verkäufer unbekannt bleibt. Wird er in

(1) Dieser Paragraph sollte eigentlich, wie es der Inhalt deutlich zeigt, unmittelbar auf §. 26. folgen, ist aber aus Unwissenheit der Copisten hieher versetzt.

der Folge entdeckt, so kann der Käufer von ihm sein Geld, wie auch die dem Eigenthümer noch fehlenden Sachen zurückfordern. Der entdeckte Verkäufer aber erlegt dem Fürsten Strafe.

§. 20.

Wer seinen ihm gestohlnen oder abspenstig gemachten Knecht bei Jemanden antrift, der stellt sich mit diesem vors Gericht und wartet nur die dritte Confrontation ab. Ist die Sache mit dieser letzten noch nicht geendigt, so hat der Kläger das Recht von dem dritten Beklagten, statt seines Knechts einen andern zu nehmen, den seinigen aber bei ihm so lange nachzulassen, bis dieser zur letzten Confrontation kommt. Der Beklagte kann sich nicht entschuldigen, den Menschen, bei welchem er den Knecht gekauft, nicht gekannt zu haben, indem letzterer kein stummes Vieh ist, und man sich also nach seiner Aussage richten kann, um den Schuldigen zu entdecken. Ist man endlich an den gekommen der den Knecht abspenstig machte, so nimmt der erste Eigenthümer seinen ihm zugehörigen Knecht zurück, und giebt den des dritten Beklagten heraus. Der Ueberführte bezahlt dem Kläger die dabei gehabten Unkosten und dem Fürsten für den Diebstahl eines Knechts 12 Griwnen.

§. 21.

Sollte Jemand behaupten, die bei ihm entdeckten Sachen von einem Menschen aus fremden Gebiete gekauft zu haben, so findet in diesem Falle

keine Confrontation statt. Aber er muß Zeugen, oder den Zolleinnehmer, in dessen Gegenwart die quästionirte Sachen gekauft werden, zusammenberufen; und wenn diese seine Aussage bestätigen, so erhält der Kläger die von ihm entdeckte Sache zurück. Was aber dabei weiter gestohlen worden, ist für verloren anzusehen: so auch das Geld, welches der Beklagte für die Sachen ausgegeben, so lange bis er denjenigen habhaft wird, der sie ihm verkaufte.

§. 22.

Der auf der That ertappte und erschlagene Dieb ist für einen Hund anzusehen. Den bloß ertappten aber soll man ins Gericht führen, und sich durchaus nicht an ihm selbst rächen. Wer einen ertappten Dieb erschlägt, und es treten Zeugen auf die ihn vorher gebunden gesehen, der bezahlt 12 Grimmen Strafe. Von einem Stalldiebe soll 8 Grimmen und 30 Kunen Strafe genommen werden. Sind bei dem Diebstahle mehrere zugegen gewesen, so bezahlt ein jeder für sich einzeln die besagte Strafe.

§. 23.

Wer vom Felde Schaafe, Ziegen oder Schweine stiehlt, erlegt 60 Kunen Strafe. Sind bei dem Diebstahle mehrere gegenwärtig gewesen, so zahlt diese Summe ein Jeder für sich ins besondere. Wird der Roggen von der Tenne oder aus den Löchern (1) entwendet, so muß jeder Dieb sich

(1) Ein unterirrdisches Behältniß zur Verwahrung des

mit 3 Griwnen und 30 Kunen loskaufen, dem Eigenthümer das Gestohlne in natura herausgeben; für die Zeit aber, da der Dieb es benutzte, bezahlt er außerdem ½ Griwna für jedes Jahr. Ist das Gestohlne nicht mehr vorhanden, so wird von dem Diebe folgendes gefordert: Für ein Pferd aus dem fürstlichen Stalle 3 Griwnen, für das einer Privatperson 2 Griwnen, für eine Stute 60 Kunen, für einen Stier 1 Griwna, für eine Kuh 40 Kunen, für einen dreijährigen Ochsen 30 Kunen, für ein 2 bis 3 jähriges Mastkalb ½ Griwna, für ein Kalb 5 Kunen, für ein Schwein eben so viel, für ein Ferkel 1 Nogata, für ein Schaaf 5 Kunen, für ein Lämmchen 1 Nogata, für einen noch unberittnen Hengst eine Griwna in Kunen, für ein Füllen 6 Nogaten, für Kuhmilch 3 Nogaten. Dies sind die für die Bauern bestimmten Preise, nach welchen man sich beim Zuerkennen der Strafe zum Besten des Fürsten zu richten hat.

§. 24.

Sollten fürstliche Bojaren- oder Kloster-Sklaven beim Diebstahl ertappt werden, so darf man ihnen zum Besten der fürstlichen Casse keine Strafe auflegen, indem sie keine freien Leute sind; dafür aber müssen sie dem Kläger doppelt so viel zahlen als bestimmt ist.

getrockneten Korns, welchen Gebrauch man auch jetzt noch in Großrußland antrifft.

§. 25.

Wenn Jemand von einem Andern das ihm geliehene Geld fordert, und dieser es geborgt zu haben läugnet, so muß der Kläger Zeugen produziren, die bei der Auszahlung des Geldes zugegen waren. Beschwören es die Zeugen, so bekommt der Gläubiger vom Schuldner seine Forderung, und außerdem dafür daß er ihn so lange hin und her zog, 3 Griwnen Strafe.

§. 26.

Wenn ein Kaufmann dem Andern zu inländischen oder ausländischen Handelsgeschäften Geld borgt, und letzterer solches abläugnet, so sind weiter keine Zeugen erforderlich. Der Kläger hat es blos zu beschwören.

§. 27.

Wenn einer bei Jemanden seine Habe deponirt und Empfänger das Depositum abläugnet oder weniger herausgiebt als bei ihm deponirt ward, so sind keine Zeugen erforderlich. Derjenige, bei dem die Habe deponirt war, wird zum Schwur gelassen, denn es stand bei dem Eigenthümer ihm seine Habe anzuvertrauen oder nicht.

§. 28.

Leiht Jemand Geld, Honig oder Korn mit der Bedingung einer gewissen Zugabe beim Rückempfang aus, so muß der Gläubiger, im Fall einer Streitigkeit mit dem Schuldner, Zeugen aufstellen, nach deren Aussage, welche Bedingungen beiderseits eingegangen waren, die Sache entschieden wird.

§. 29.

Die Monats-Zinsen finden auch bei einer kleinen Anzahl Tage statt. Borgt aber Jemand Geld auf eine kurze Zeit gegen Bezahlung der Monats-Zinsen und behält das Geld ohne ein ganzes Jahr hindurch zu zahlen, so werden ihm nur viermonatliche Zinsen (x) aufgelegt; die Monatszinsen aber fallen weg. Wenn die Schuld sich nicht über 3 Griwnen beläuft, und der Gläubiger keine Zeugen schaffen kann, so soll er schwören (wie in §. 26. vorgeschrieben ist); ist aber die Schuld größer und der Schuldner läugnet sie ab, so geht das Capital verloren, weil man ohne Zeugen kein Geld borgen darf.

Gesetze des Großfürsten Wladimir Wsewolodowitsch Monomach.

I. Capitel.

§. 1.

Nach dem Tode seines Vaters Swätopolk berief Wladimir seine Getreuen, den Ratibor.

(x) Für einzelne Monate nahm man 20 bis 30 Prozente; für drei Monate (ein sogenanntes Tertial) 50 bis 60 aber für ein Jahr 80 Pzt. Zum Vortheil des Debitors war also dies Gesetz, denn nun konnte er von dem Creditor nicht geklemmt werden. Hätte er ihm monatliche Zinsen anrechnen dürfen, so mußte ihm jener 240 Pzt. jährlich bezahlen. Jetzt konnte er nur jährliche rechnen und so bekam er bloß 180. Prozent.

Tüßätzkoy (1) von Kiew, und andere nach Berestowoie (2) und beschlossen einstimmig, daß viermonatliche Zinsen nur bis zur dritten Zahlung zu fordern seyen, das heißt: wer von dem Schuldner zweimal viermonatliche Zinsen gehoben, darf keine mehr fordern, sondern nimmt das Capital zurück. Hebt aber der Gläubiger von seinem Schuldner die viermonatlichen Zinsen zum dritten Male, so wird er seines Capitals verlustig.

II. Capitel.

§. 1.

Die Jahrs-Zinsen von einer Griwna können sich bis auf 10 Kunen erstrecken.

§. 2.

Einem Kaufmann der in Handelsgeschäften, nachdem er fremde Waare oder Geld aufgenommen, verreiset, und dem auf der Reise ein Unglück begegnet, indem er seine Waaren entweder durch Feuer oder Wasser oder Plünderung des Feindes verliert, soll keine Gewalt angethan werden; auch kann man

(1) Tüßätzkoy, die höchste Würde, das Haupt der Stadt und der Anführer der Stadttruppen, die aus Bürgern bestanden. In Städten wo Fürsten residirten, war ein Tüßätzkoy nach dem Fürsten die erste Person. In denen wo Statthalter waren, galt er weniger als sie.

(2) Berestowoie, ein nahe bei Kiew gelegenes Dorf in welchem die Großfürsten ein Palais hatten, wo sie größtentheils residirten.

ihn nicht als Sklave verkaufen, sondern man läßt ihm Zeit sich zu erholen, und setzt ihm, da er unschuldig an dem Verluß seiner Waaren ist, zur Bezahlung jährliche Termine. Verliert er aber die ihm anvertraute Waare aus Unbesonnenheit, das heißt, verschäuft er sie, bringt sie durch, oder läßt sie aus Nachlässigkeit Schaden leiden, so wird er der Willkühr seiner Gläubiger überlassen, und entweder geben sie ihm zur Bezahlung Frist, oder verkaufen ihn als Sklaven.

III. Capitel.

§. 1.

Wenn ein ankommender Gast (1) einem einheimischen Kaufmann seine Waare absteht, ohne daß es ihm bewußt ist, daß dieser viele Schulden hat, so wird, wenn jener sein Vermögen wieder fordert, und der Einheimische nicht im Stande ist es wieder zurückzugeben, noch mit Gelde zu vergüten, wovon ihn ohnedem seine ältern Gläubiger abhalten, so wird die ganze Habe des Schuldners wie auch er selbst zu Markte gebracht, verkauft und mit dem gelößten Gelde zuerst der Fremde be-

(1) Gast: ein ausländischer Kaufmann der en gros handelte, in Rußland viele Prärogative genoß, und unter die Zahl der Standespersonen gerechnet wurde. Sie bekamen für einen angethahenen Schimpf 50 Rubel, ihre Weiber doppelt so viel, indessen für einheimische Kaufleute und Bürger nur 5 Rubel bestimmt waren.

friedigt, dann der Rest unter die übrigen Gläubiger vertheilt. War er dabei auch der Krone schuldig, so muß diese Schuld zuerst getilgt werden. Ist aber unter den Gläubigern Jemand, der schon mehrere Male Zinsen gehoben hat, der verliert bei Vertheilung der Habe seinen Antheil.

IV. Capitel.

§. 1.

Wenn ein auf Schuldverschreibung dienender Knecht seinem Herrn entwischt, so fällt er in dessen völlige Leibeigenschaft. Entfernt er sich aber aus einer rechtlichen Ursache, ohne entlaufen zu wollen, entweder um von seinem Schuldner das geliehene Geld zu fordern, oder um sich beim Fürsten oder vor dem Richter zu melden und über unrechtmäßiges Verfahren seines Herrn zu klagen: dann soll er nicht zur Sklaverei verurtheilt, sondern die Sache untersucht werden.

§. 2.

Wenn Jemands Miethling sein eignes Pferd verliert, so darf von ihm keine Rechenschaft darüber gefordert werden; verliert er aber Etwas, das ihm von seinem Herrn, der ihn unterhält, anvertraut war, entweder einen Pflug oder Egge: so muß er dafür bezahlen. Wenn aber seine Herrschaft ihn in ihren eignen Angelegenheiten ausschickt, und die Sache in seiner Abwesenheit verloren geht, so ist er nicht für strafbar anzusehen.

§. 3.

Wenn das Vieh aus dem Stalle oder aus der Einzäunung gestohlen wird, so verantwortet dafür der Miethling nicht. Geht es aber vom Felde verloren, oder hat der Herr es in den Hof zu treiben befohlen und er that es nicht, sondern entfernte sich in eigenen Geschäften, dann ist er straffällig.

§. 4.

Wenn ein Gutsbesitzer vorsetzlicher Weise, um nur seinen Miethling zu kränken, unrechtmäßige Forderungen ersinnt, und unter diesem Vorwande, das ihm laut Verabredung zukommende Geld oder Getraide einhält: so untersucht es das Gericht. Findet es, daß die Sache sich so verhält, dann zahlt der Gutsbesitzer das dem Miethlinge schuldige Geld, und außerdem für die Beleidigung 60 Kunen Strafe. Nimmt aber die Herrschaft dem Miethlinge das Geld mit Gewalt ab, so muß sie es ihm wieder herausgeben, und für ausgeübte Gewaltthätigkeiten an die Krone 3 Griwnen Strafe entrichten.

§. 5.

Wenn Jemand einen auf Schuldverschreibung bei ihm dienenden Knecht für seinen Leibeignen verkauft, dann wird der Knecht frei und der ganzen Zahlung der Summe (für welche er sich seinem Herrn zu dienen verpflichtet hatte) quitt; die Krone aber fordert von Letzterem 12 Griwnen Strafe.

§. 6.

Wird ein Miethling von seinem Herrn für irgend ein Vergehen bestraft, so darf er nicht klagen; wird er aber unschuldiger Weise oder in der Trunkenheit geschlagen, dann soll dem Miethlinge eben so gut wie einem freien Menschen Recht wiederfahren.

V. Capitel.

§. 1.

Wenn Jemands Leibeigner ein Pferd stiehlt, so bezahlt seine Herrschaft für ihn 2 Griwnen. Stiehlt aber ein Miethling Etwas und läuft davon, dann ist der Miethsherr nicht verbunden für ihn zu zahlen. Wird er gefangen, so hängt es von dem Herrn ab, entweder für das Gestohlne zu bezahlen, und dadurch den Miethling zu seinem Leibeignen zu machen; oder, wenn er nicht zahlen will, ihn zu verkaufen und von dem gelösten Gelde zuerst die gestohlnen Sachen zu liquidiren. Den Rest kann er für sich behalten.

§. 2.

Flüchtet ein Leibeigener, nachdem er einen freien Menschen geschlagen, in das Haus seines Herrn und dieser liefert ihn nicht sogleich aus, so muß der Herr zum Besten des von seinem Knechte Beleidigten 12 Griwnen Strafe erlegen. Erwischt aber der Geschlagene jenen Knecht, und bringt ihn vors Gericht, so mußte er zwar nach den Gesetzen des

Fürsten Jaroslaw Wladimirowitsch mit dem Leben dafür büßen, da aber die Todesstrafe durch seine Söhne abgeschaft ist, so wird er ins Gefängniß geworfen, und entläßt man ihn daraus, so bestraft man ihn am Leibe, oder fordert für die Beleidigung Eine Griwna in Kunen Geldbuße.

VI. Capitel.

§. 1.

Ein Sklave kann nicht Zeuge seyn. Sollte durchaus kein freier Mensch zum Zeugen sich finden, so nimmt man nöthigenfalls den Hof-Tiun eines Bojaren, d. h. einen Haushofmeister, zum Zeugen. In einer Sache von geringer Bedeutung, wo es gleichwohl unentbehrlich ist, gilt auch das Zeugniß eines Miethlings.

VII. Capitel.

§. 1.

Wer einem Andern den Bart, so daß ein kahler Fleck entsteht, ausrauft, und zwar in Gegenwart einiger Personen die es bezeugen können, der bezahlt 12 Griwnen Strafe. Kann Kläger keine Zeugen produziren, so soll seiner Aussage kein Glaube beigemessen und von dem Beklagten keine Strafe gefordert werden. *)

*) Siehe oben §. 8 und 9. wo unter andern für den Kopf eines Bauern nicht mehr als 5 Griwnen bestimmt waren. Und hier für den Bart? —

VIII. Capitel.

§. 1.

Wer dem andern einen Zahn ausschlägt, so daß Blut in des Geschlagenen Munde zu sehen ist, und daß Zeugen Klägers Aussage bekräftigen, der soll an die Krone 12, und demjenigen der den Zahn einbüßte 1 Griwna Strafe bezahlen. *)

IX. Capitel.

§. 1.

Wer einen Biber aus dem Bau stiehlt, zahlt 12 Griwnen Strafe. Der Thäter wird auf folgende Art ausgeforscht. In dem Distrikte wo dieser Diebstahl geschah und Merkmale vorhanden sind, daß entweder die Erde aufgewühlt, oder das Netz womit man den Biber fing, auf der Stelle nachgeblieben ist, da sind die Einwohner gehalten, den Dieb zu entdecken. Finden sie ihn nicht so müssen sie die oben besagte Strafe zahlen. (1)

*) Man vergleiche hier die Bart-Strafe und den Mord eines Bauern d. h. eines Menschen im besagten 9. §. und halte den Zahn gegen das Leben. Ebenfalls wiege man die Strafe für den Biber-Raub im folgenden IX. Cap. §. 1. dagegen ab.

(1) Dieses Gesetz zweckte darauf ab, die gänzliche Ausrottung der Biber zu verhindern; denn sobald man ein Männchen oder Weibchen im Baue tödtet, so ist der ganze Stamm zerstört, daher also stand eine so harte Strafe darauf.

X. Capitel.

§. 1.

Schabt Jemand an einem fremden Bienenstocke die gemachten Zeichen ab, und kerbt eigne ein, so bezahlt er 12 Griwnen Strafe.

§. 2.

Wer den Grenzpfahl bei einer Bienenpflege niederhaut, oder den zwischen zwei Feldern gezogenen Graben umackert, oder aber den Zaun seines Hofes weiter ausdehnt, der bezahlt 12 Griwnen Strafe.

§. 3.

Wer eine Grenzeiche niederhaut, oder den Grenzpfahl ausreißt, bezahlt eben so viel.

XI. Capitel.

§. 1.

Bei Entrichtung einer Summe von 12 Griwnen ist folgende Erhöhung der Auflage bestimmt: dem Richter 2 Griwnen und 20 Kunen: er fähret mit einem Jungen und bekommt für 2 Pferde so viel Futter als sie verzehren können; zur Speise für den Richter und sein Gefolge einen Schöps oder ein halbes Schwein; von jeder übrigen Kost so viel als sie verzehren können. Für den Schreiber 10 Kunen. Für das Ein- und Auspacken auf der Reise 5 Kunen und zum Sack (1) 2 Nogata.

(1) Wahrscheinlich das Felleisen, in welchem die nöthigen Papiere geführt wurden.

XII. Capitel.

§. 1.

Wer einen wilden Bienenstock umhaut, bezahlt der Krone 3, für den Baum aber dem Eigenthümer eine halbe Griwna.

§. 2.

Wer fremde Bienen stiehlt, zahlt der Krone 3 Griwnen, dem Eigenthümer aber, wenn der Honig aus dem Bienenkorbe noch nicht herausgenommen war, 10 Kunen; für einen leeren 5 Kunen. Wird der Dieb nicht auf der That ertappt, so soll man mehrere Leute zusammennehmen und der Spur nach gehn. Führt diese zu einem Dorfe oder zu einem Viehhofe, und die Einwohner daselbst sträuben sich gegen Nachforschungen, so müssen sie statt des Diebes Strafe bezahlen. Ist aber die Spur verloren, oder verliert sich entweder bei einer Herberge in deren Nähe keine Wohnhäuser befindlich, oder auf einer Steppe wo weder Dorf noch Einwohner vorhanden sind, so kann von Niemanden Strafe gefordert werden.

XIII. Capitel.

§. 1.

Wer ohne Genehmigung des Fürsten einen Bauer beim Verhör auf die Folter spannt, bezahlt 3 Griwnen Strafe; dem Gefolterten 1 Griwna.

§. 2.

Foltert Jemand einen Ognischtschaner so muß er 12 Griwnen, dem Ognischtschaner selbst 1 Griwna zahlen.

XIV. Capitel.

§. 1.

Wer ein Schiff stiehlt, bezahlt für den Diebstahl 60 Kunen und giebt dem Eigenthümer das Fahrzeug wieder heraus. Ist es nicht mehr vorhanden, so soll der Dieb für ein Seefahrzeug 3 Griwnen, für ein mit einem Mast und Verdeck versehenes Lastschiff 2 Griwnen, für ein Lastboot 1 Griwna und für einen Kahn 8 Kunen zahlen.

XV. Capitel.

§. 1.

Wer einen Pfahl im Jagd-Revier niederhaut oder ein Seil entzwei hackt, zahlt 3 Griwnen Strafe; dem Eigenthümer für den Pfahl sowohl als für das Seil eine Griwna.

§. 2.

Wer in einem Revier einen Jagdhund, einen abgerichteten Habicht oder einen Falken stiehlt, bezahlt 3 Griwnen Strafe, dem Eigenthümer aber eine Griwna; für eine gestohlne Taube 9 Kunen, für ein Rebhuhn eben so viel, für eine Ente 30 Kunen, für einen Schwan, eine Gans, einen Storch eben so viel. Für gestohlnes Holz und Heu 9 Kunen Strafe, dem Eigenthümer aber für jedes gestohlne Fuder 2 Nogaten.

XVI. Capitel.

§. 1.

Ein Mordbrenner wird mit Gefängniß-Strafe belegt, sein Haus aber, wenn zuvor der Schaden

ersetzt, und der Eigenthümer des abgebrannten Hauses oder einer Dreschtenne befriedigt ist, dem Plündern Preis gegeben. Es steht übrigens in der Willkühr des Fürsten, ihn ins Gefängniß zu werfen.

§. 2.

Wer mit Vorbedacht, aus Bosheit Jemandes Pferd, oder ein anderes Stück Vieh tödtet, soll 12 Griwnen Strafe, dem Eigenthümer des Pferdes oder Viehes 1 Griwna und überdies noch so viel bezahlen, als das Pferd oder das Vieh gekostet hat. (Nota bene)

XVII. Capitel.

§. 1.

Alle oben erwähnte Rechtssachen sollen nach dem Zeugniße freier Menschen untersucht und geschlichtet werden. Ist der Zeuge ein Sklave, so darf er vor Gericht nicht erscheinen. Dem Kläger wird es jedoch erlaubt, wenn er für das Zeugniß des Sklaven selbst in eigner Person Rede stehen will, von dem Beklagten durch die Eisenprobe Rechtfertigung zu verlangen. Besteht dieser die Probe nicht, und wird daher für schuldig erklärt, so sollen die Forderungen des Klägers berichtigt werden. Widrigenfalls wenn der Beklagte nach überstandener Probe für unschuldig anerkannt ist, verliert der Kläger seinen Proceß und zahlt dem Beklagten für die Folter 1 Griwna, weil er nach Aussage eines Sklaven ihn dazu aufforderte; außerdem 40 Kunen Zollgebühren für die Eisenfolter, dem Wächter 5 Kunen

und dem Executor ½ Griwna. Fordert aber der Kläger den Beklagten zur Eisenprobe auf, und beruft sich dabei auf das Zeugniß freier Leute, dann zahlt der Kläger, falls der Beklagte nach überstandner Probe auch für unschuldig erklärt würde, Nichts. Blos die Krone erhält die festgesetzten Gebühren für die Eisenprobe.

XVIII. Capitel.

§. 1.

Der Mörder eines Weibes wird nach dem nehmlichen Gesetz gerichtet, wie der eines Mannes. Schlägt der Mann sein Weib, indem er sie für ein wichtiges Verbrechen straft, todt; dann wird er zur halben Geldbuße, nehmlich zur Zahlung von 20 Griwnen verurtheilt. Für einen Sklaven oder eine Sklavin wird keine Strafe gezahlt, ausgenommen wenn sie unschuldiger Weise todtgeschlagen sind. Dann wird der Preis für den Kopf und 12 Griwnen Strafe *) zum Besten des Fürsten bezahlt. (1)

*) Vergleiche hiermit Cap. X. §§. 1. 2. 3.

(1) Hieraus sieht man, daß ein Bojarin die unbeschränkteste Gewalt über seine Leibeignen besaß, und folglich, ohne sich an das Gericht oder an die Behörde zu wenden, sie zum Tode verurtheilen konnte. Gleichwohl durfte dieses (wie man aus der Vergleichung der damaligen Gebräuche muthmaßen kann) nicht ohne Zusammenberufung einiger Nachbarn geschehen, die ein solches Verfahren billigen und nöthigenfalls als Zeugen auftreten mußten, wenn in der Folge eine Ankla-

XIX. Capitel.

§. 1.

Stirbt ein Landmann ohne Erben zu hinterlassen, so fällt sein ganzes Vermögen dem Fürsten anheim; hinterläßt er aber unverheirathete Töchter, so bekommen sie einen Theil der Nachlassenschaft. Die Verheiratheten erhalten Nichts.

§. 2.

Das Vermögen eines Bojaren und seiner Waffenbrüder fällt dem Fürsten nicht zu. Sollten keine männlichen Erben nachbleiben, so bekommen es die Töchter.

§. 3.

Wie Jemand auf dem Todesbette sein Vermögen unter die Kinder vertheilt, so soll es auch unveränderlich bleiben. Stirbt er aber vor dieser Vertheilung, so bekömmt jedes Kind einen gleichen Theil, und einen solchen die Kirche zu Seelenmessen für den Verstorbenen.

§. 4.

Nach dem Tode des Mannes bekommt eine Wittwe, von den ihren Kindern anheim fallenden Gü-

ge statt fand, als wäre der Sklav unschuldigerweise von seinem Herrn zum Tode verurtheilt worden. Konnte sich nun dieser durch keine Zeugen rechtfertigen, so mußte er eine Strafe von 12 Griwnen, und den nach Jaroslaws Verordnungen auf den Kopf gesetzten Preis, für einen Sklaven nehmlich 5, für eine Sklavin 6 Griwnen, zahlen; wem aber diese Summe zufiel, ist nicht bestimmt.

tern Einen Theil. (1) Was sie bei Lebzeiten ihres Mannes zum Geschenk erhielt, ist obendrein ihr Eigenthum; sie darf sich aber nicht in Besitz des ganzen Vermögens des Mannes setzen. Sind Kinder aus der ersten Ehe vorhanden, so bekommen diese das Vermögen ihrer leiblichen Mutter, oder dasjenige womit sie der Mann beschenkte. Außer diesen Kindern soll Niemand auf dieses Vermögen Ansprüche machen. Bleibt im Hause eine Schwester nach, so bekommt sie von dem väterlichen Erbe keinen Theil, sondern die Brüder müssen sie bei der Ausstattung nach ihren Kräften beschenken.

XX. Capitel.

§. 1.

Ein Meister der die Stadt befestigt, bekommt bei Anlegung der Mauer zum Geschenk eine Kune, nach vollendeter Arbeit, eine Nogata. Zum Essen und Trinken, für Fleisch und Fisch wöchentlich 7 Kunen; außerdem 7 Brode, 7 Maß Graupen und 7 Tschetwerik Hafer für 4 Pferde. Dieses wird ihm wöchentlich so lange abgelassen, bis die Arbeit vollendet ist. Ein für allemal bekommt er 10 Tschetwerik Malz zu Kwaß.

§. 2.

Dem Brückemeister zahlt man beim Aufschlagen einer Brücke, für jede 10 Ellen eine Nogata. Für Verbesserung einer alten Brücke 1 Kune. Außerdem bekommt er für 2 Pferde Hafer 4 Tschetwerik die Woche, und für sich und seine Gehül-

sen Brod und Lebensmittel so viel sie verzehren können.

XXI. Capitel.

§. 1.

Kinder mit einer Sklavin erzeugt, haben an dem väterlichen Erbe keinen Antheil, erhalten aber mit ihrer Mutter die Freiheit.

§. 2.

Hinterläßt ein Vater unmündige Kinder, und ihre Mutter will zur zweiten Ehe schreiten, so bekommen sie einen ihrer nächsten Verwandten zum Vormunde, dem das Haus und das Vermögen, nach einem in Gegenwart der Zeugen verfertigten Inventario, so lange übertragen wird, bis die Kinder mündig sind. Was nun der Vormund bei Verwaltung ihrer Güter, durch seine Fürsorge, entwedre durch Leihen auf Zinsen oder durch Handels-Spekulationen gewinnt, das gehört ihm, für seine bei Erziehung der Kinder gehabte Mühe. Die Kinder erhalten blos das reine Capital, welches er übernahm. Den Zuwachs an Leibeignen und an Vieh soll aber der Vormund seinen Pupillen in Natura ausliefern. Sollte etwas an dem ihm anvertrauten Vermögen mangeln, so wird es ihm gerichtlich abgefordert.

§. 3.

Nimmt sich der Stiefvater selbst der Erziehung der Kinder an, so verfährt man bei der Zurückgabe

ihres Vermögens eben so wie schon gesagt. Das väterliche Haus fällt ohne Theilung dem jüngsten Sohne zu.

XXII. Capitel.

§. 1.

Wenn nach dem Tode des Mannes die Frau im Wittwenstande zu leben gelobt, und doch, nachdem sie das Vermögen des Mannes durchgebracht, heirathet, so soll sie ihren Kindern alles ersetzen. Wünscht sie hingegen im Wittwenstande mit den Kindern in einem Hause zusammen zu leben, die Kinder aber wären dawider, so soll man Letzteren durchaus kein Gehör geben. Der Wille der Mutter muß erfüllt werden. Was ihr der Mann geschenkt, oder was von dem Vermögen ihr zu Theil wird, ist als ihr Eigenthum zu betrachten, und die Kinder haben auf den mütterlichen Antheil keine Ansprüche, sondern es steht in ihrem Willen ihre Güter entweder einem der Kinder zu geben, oder sie unter alle zu vertheilen. Stirbt sie aber ohne vorher ein Testament gemacht zu haben, so fällt das Vermögen demjenigen Sohne anheim, in dessen Hause sie gelebt und der sie verpflegt hat.

§. 2.

Bleiben Kinder von zwei Vätern und einer Mutter nach, so bekommen die einen sowohl, als die andern das Vermögen ihrer respektiven Väter. Sollte aber der letzte Mann von dem Vermögen seines Stiefsohns einen Theil durchgebracht haben, so er-

setzt sein leiblicher Sohn dem Stiefbruder den Verlust, so wie ihn die Zeugen, in deren Gegenwart das Vermögen empfangen wurde, angeben. Was das Vermögen der Mutter anlangt, so hat sie freien Willen es ohne Rücksicht auf die beiden Väter demjenigen Sohne zu schenken, der ihr mit grösserer Ehrfurcht begegnet. Wird sie von keinem ihrer Söhne geachtet, so kann sie es ihrer Tochter die sie pflegte, hinterlassen.

§. 3.

Wenn Brüder wegen der Nachlassenschaft ihres Vaters sich in einen Proceß verwickeln und an den Fürsten appelliren, so bekommt der von ihm abgesandte Richter nach Schlichtung der Sache für seine Bemühung 1 Griwna.

XXIII. Capitel.

§. 1.

Die Abgaben für Prozeß-Sachen sind folgende: von einem Criminal-Prozeß dem Richter 9 Kunen, seinem Schreiber 9 Wekosch. Von einem Grenz-Prozeß dem Richter 30 Kunen, dem Schreiber 12 Wekosch. Von einem Freiheitsbriefe für einen Leibeignen, dem Richter 9 Kunen, dem Schreiber 9 Wekosch. Bei allen übrigen Prozeß-Sachen zahlt derjenige der losgesprochen wird, dem Richter 4 Kunen und dem Schreiber 6 Wekosch.

§. 2.

In Rechts-Händeln die durch den Eidschwur geschlichtet sind, gebührt sich von jeder Criminal-Sache

30 Kunen, von einem Grenzprozeß 27 Kunen und für die Entlassung eines Sklaven 9 Kunen.

XXIV. Capitel.

§. 1

Die wirkliche Leibeigenschaft ist von dreierlei Art: Erstens, wenn Jemand einen Knecht, gesetzt auch nur für eine halbe Griwna, aber in Gegenwart von Zeugen kauft und das Geld im Beiseyn des Knechts selbst auszahlt. Zweitens, wenn Jemand ohne Bedingungen eine leibeigne Magd heirathet; geschah es aber bedingungsweise, so bleibt es bei den Conditionen. Drittens, wenn Jemand als Verwalter oder Kellner ohne einen Contrakt abgeschlossen zu haben, in Dienste tritt.

§. 2.

Weder die Zahlung des Lohns, noch die Kost macht einen Dienstboten zum Leibeignen; selbst nicht eine Zulage an Gelde. Wenn ein Dienstbote sein Dienst-Jahr nicht ausdiene, abgeht, und den bereits empfangenen Lohn zurückgiebt, so darf man ihn dafür nicht bestrafen.

§. 3.

Läuft ein Dienstbote davon, die Herrschaft giebt es an, und diesem entlaufenen Knechte giebt Jemand der von seiner Flucht hörte oder darum wußte, Brod mit auf den Weg, oder instruirt ihn wohin er laufen soll, so bezahlt er für einen Dienstboten, 5, für einen Leibeignen 6 Griwnen Strafe.

§. 4.

Wer einen entlaufnen Knecht oder Magd fängt, und sie der Herrschaft ausliefert, bekommt zur Belohnung 1 Griwna. Fängt er aber einen Knecht und läßt ihn wieder entwischen, so sollte er von Rechtswegen dem vorhergehenden §. gemäß für den Knecht 5, für die Magd 6 Griwnen Strafe zahlen. Da aber Eine Griwna für das Auffangen abgerechnet wird, so zahlt er Eine Griwna weniger.

§. 5.

Wer Nachrichten einzieht, daß sein entlaufener Knecht sich in irgend einer Stadt oder in einem Hause aufhält, ohne daß das Haupt dieser Stadt es weiß, der soll es ihm anzeigen, bei ihm um Auffangen des Flüchtlings Leute bitten, und ihm für den Fang 10 Kunen auszahlen. Sollte nun während den Nachstellungen der Knecht entwischen, so fällt es den Leuten nicht zur Last, sondern sie verlieren blos die für das Auffangen bestimmte Belohnung an Gelde.

§. 6.

Stößt Jemand ohne es zu wissen auf einen entlaufenen Menschen, oder nimmt ihn zu sich ins Haus und zeigt es an, der Läufling aber geht wieder von ihm ab, so soll ihm, wenn er mit einem Schwure bekräftigt, ihn aus Unwissenheit bei sich gehalten zu haben, keine Strafe aufgelegt werden.

§. 7.

Wenn ein Leibeigner betrügerischerweise bei Je-

manden Geld aufnimmt, und der Gläubiger nicht wußte, daß jener Sklav war, so soll die Herrschaft für den Knecht bezahlen, oder sich gänzlich seiner entsagen. Geschah es aber mit Wissen des Gläubigers, so ist er seines Gelds verlustig.

§. 8.

Erlaubt Jemand seinem Knecht einen Handel anzufangen und dieser geräth in Schulden, so soll die Herrschaft für ihn zahlen. In diesem Falle darf sie sich seiner nicht entsagen.

§. 9.

Wer einen fremden Knecht kauft (d. h. wenn sich einer selbst zum Sklaven verkauft) ohne zu wissen, daß dieser sich schon vorher einem Andern leibeigen gemacht hat; dann erhält die erstere Herrschaft ihren Knecht, und letztere das Geld zurück, wenn sie nehmlich schwört, Nichts von seiner frühern Verschreibung gewußt zu haben. Wird es aber entdeckt, daß letztere davon unterrichtet war, so ist sie ihres dem Knechte ausgezahlten Geldes verlustig.

§. 10.

Erwirbt sich ein Knecht als Flüchtling Vermögen, so gehört kraft des im §. 8. enthaltenen Gesetzes, da die Herrschaft seine Schulden bezahlt, sowohl er selbst als sein erworbenes Gut der Herrschaft zu.

§. 11.

Entwischt ein Knecht und entwendet bei den

Nachbarn Etwas, so muß es die Herrschaft nach den gewöhnlichen Preisen bezahlen.

§. 12.

Wenn das Gericht entdeckt, daß Jemandes Knecht einen Diebstahl begangen hat, so muß seine Herrschaft entweder für das Gestohlne zahlen, oder den Dieb und alle seine Mitschuldigen, selbst die Hehler ausliefern; jedoch ohne Weib und Kind. Ergiebt es sich aber, daß die Mitschuldigen freie Leute sind, so müssen selbige in den Schatz des Fürsten gesetzliche Strafe entrichten.

§. 13.

Nimmt Jemand bei mehrern Personen Geld auf, um damit nach dem Auslande zu flüchten, und wird dessen überführt, so gestattet man ihm keine Vertheidigung, sondern verfährt mit ihm wie mit einem Diebe.

Besondrer Paragraph. (1)

Entdeckt das Gericht, daß die Herrschaft ihren laut Verschreibung dienenden Knecht unschuldiger

(1) Dieser Paragraph ist nur in einem einzigen Manuskripte enthalten, und folgt unmittelbar auf den 13. §. des letzten Capitels der Gesetze Wladimirs. Aus demselben erhellet: Erstens, daß man den Sklaven gegen ihre Herrschaft schon damals Gerechtigkeit wiederfahren ließ und daß, wenn gleich der Edelmann das Recht hatte sie zu züchtigen, die Strafe doch nur bei evidenten Verbrechen erlaubt war, und dem Verbrechen angemessen seyn mußte; widrigenfalls hatte der Sklave das Recht über seine Herrschaft klagbar zu werden

weise im Gefängniß gehalten, so bekommt dieser als Genugthuung für diese Mißhandlung 20 Ru-

und konnte auf gesetzliche Genugthuung hoffen. Wurde ein Sklave unschuldigerweise ins Gefängniß geworfen, so konnte man mit einer erträglichen Geldbuße loskommen, allein für die Leibesstrafe mußte man eben so sehr *) büßen als für eine Mordthat. Zweitens: daß hier zum erstenmale das Wort Dworänin (Edelmann) statt gridnä gebraucht wird. Das letztere wurde seit der Zeit obsolet, mit der Zeit aber wär es ganz verloren gegangen, fände man es nicht in alten Chroniken. Drittens: daß die Leibesstrafe unter einem Glockenthurme vollzogen wurde, vermuthlich um durch Glockengeläute alle Einwohner auf dem Schauplatz zu versammeln. Jedoch findet man weder in Jaroslaws noch in Wladimirs Gesetzen keine für freie Menschen bestimmte Leibesstrafe.

Daraus kann man schließen, daß sie anfänglich blos von den Gutsbesitzern, um dadurch ihre Leibeignen zu bessern und im Zaume zu halten, hernach aber auch für alle Stände ohne Ausnahme eingeführt ward. Diese für den freien Menschen so erniedrigende Strafe, kam erst nach Unterjochung Rußlands von den Tataren in Gebrauch. Von einer schweren und langwierigen Sklaverei gedrückt, schwand allmählig der edle Stolz der Nation, und Meinungen sowohl als Urtheile und Handlungen wurden sklavisch. Dies bemerkt man leicht bei Vergleichung dieser Gesetze mit dem Codex Iwan des Strengen. Der Großvater dieses Fürsten schüttelte zwar das tatarische Joch ab, vernichtete aber die sklavischen Gewohnheiten keinesweges. Sein Sohn und Enkel suchten sie vielmehr zu unterhalten; und so blieben diese, seit 2 Jahrhunderten eingewurzelten sklavischen

*) nach dem besondern § wohl noch mehr?

gaten. Hat die Herrschaft ihn beim Glockenthurme Knuthiebe geben lassen, so muß sie 80. Griwnen Strafe zahlen.

Gefühle dem ganzen Volke gemein und gleichsam angeboren. — Bis zu den Zeiten Catharina's gab man den Edelleuten für den geringsten Fehltritt, der jetzt mit einem bloßen Verweise hinlänglich gerügt ist, Batogen (Stockschläge.) Die große und menschenfreundliche Kaiserin erhob den Adel, die erste Stütze des Throns aus der Sklaverei und ließ ihn wieder in seine vorigen Rechte treten. Auch ward von ihr ausdrücklich verordnet, daß in Zukunft sich Niemand von Adel in den Bittschriften als Sklave unterschreiben sollte. Viertens: wird in diesem Paragraph zum erstenmal der Knut, als Werkzeug einer öffentlichen Leibesstrafe erwähnt. Man darf aber jenen, damals gebräuchliche Knut nicht mit dem, zur Strafe der Verbrecher jetzt eingeführten verwechseln. Selbst in dem Sudebnik (Gesetzbuch des Fürsten Iwan) unterscheidet sich der Ausdruck biti kuntiem sehr von dem in der Uloschenie (Constitution des Zaren Alexei Michailowitsch) so häufig vorkommenden sätsch kuntow. Hieraus ergiebt es sich, daß man damals unter dem Worte Knut dasjenige verstand, was man jetzt eine Peitsche (Plet) nennt; daher also auch jene Knutstrafe für kleinere Verbrechen bestimmt war. Dieser Knut bestand aus einem Strick, der entweder von Hanf oder von mehrern dünnen Riemen zusammengeflochten und an einem kurzen Griff befestiget war. Man bedient sich dessen auch, um ein Pferd anzuspornen. Vor Zeiten strafte damit ein Vater seine Kinder, ein Mann seine Frau und die Herrschaften ihre Leibeignen.

III.

Auszüge aus der noch ungedruckten russischen Topographie von Kiew des Herrn Berlinsky.

I.

Historische Uebersicht der Stadt Kiew.

Diese Stadt wurde in der Hälfte des 5ten Jahrhunderts nach Christi Geburt von den Slawen und Polänen erbaut. Sie stand seit dem 6ten Jahrhundert bis zum Jahr 864. unter dem Joch der Chosaren. Seit 882. war sie die Residenz der russischen Fürsten, und im Jahr 1037. erhob sie sich zur Hauptstadt des russischen Reichs. Nach Verlegung des großfürstlichen Sitzes, in der Hälfte des 12ten Jahrhunderts nach Wladimir, behielten zwar die Kiewschen Fürsten den großfürstlichen Titel bei, standen aber einigermaßen unter Botmäßigkeit, entweder der Wladimirschen oder Galitschen Fürsten bis ins Jahr 1239., um welche Zeit der Chan Batüy Kiew verheerte. Von dieser Periode an blieb die Stadt so-

wohl als das ganze Land ununterbrochen unter dem Druck der Tataren. Die Wuth dieser letztern, die äusserste Armuth der Einwoner und die Pest hätten beynahe Kiew vernichtet. Doch sah man mitten unter diesen Drangsalen die Galizischen Fürsten, die sich zugleich Fürsten von Kiew nannten, als Oberhäupter der Stadt an, und zwar bis ins Jahr 1320., da der Litthauische Fürst Hedimin die Ruinen Kiews eroberte. Alsdann blieb das Kiewsche Fürstenthum unter der Botmäßigkeit der Litthauer bis 1471. und Kiew erhielt durch die Sorgfalt seiner nunmehrigen Fürsten einigermaßen wieder das Ansehn einer Stadt.

Nachher verwandelte sich dieses Fürstenthum in eine von dem Litthauischen Großfürstenthume abhängige Wojewodschaft. Im Jahr 1569. ward diese Wojewodschaft auf dem Lublinschen Landtage der Krone Polens einverleibt, und blieb bis zu 1654. eine Provinz dieses Reichs, ohne sich erholen zu können. Da kam sie mit Kleinrußland wieder unter den russischen Scepter, und Wojewoden waren Oberbefehlshaber bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts. Peter der Große machte aus ihnen Gouverneurs, oder auch, nach Maßgabe der ihnen anvertrauten Macht und Verwaltung des ziemlich weitläuftigen Kiewschen Gouvernements, General-Gouverneurs. *) Seit 1706, als man den Grund

*) Unter dem Kiewschen verstand man sonst das Belogorodsche Gouvernement. In der Folge stand unter der

zur Kiewo = Petscherskischen Festung legte, bekam Kiew einen Commendanten und einen Ingenieur-General. Nach Aufhebung des Kiewschen Gouvernements, im Jahr 1775 und nachher 1782 bey Eröffnung der Statthalterschaften, rechnete man zur Kiewschen, zwölf, später nur acht Kreise mit ihren Städten am linken Ufer des Dnepr. Im Jahr 1797 schuf man die Kiewsche Statthalterschaft wieder zu einem Gouvernement um, das jetzt aus 12 in dem neuacquirirten Antheil von Polen gelegenen Distrikten besteht; diese sind: der Kiewsche, Radomüslsche, Wasilkowsche, Machnowskische, Squirsche, Boguslawsche, Tscherkaskische, Tschigirinskische, Umansche, Pätigorskische, Lipowetzkische und Swenigorodsche Distrikt. Sie stehen alle unter der Jurisdiktion eines Gouvernements = Gerichts, eines Civil = und eines Kiewschen Militär-Gouverneurs, dem die Civil-Verwaltung des Kiewschen sowohl, als des Minskischen Gouvernements übertragen ist.

Die Stadt Kiew befand sich seit der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts, und zwar durch die Sorgfalt Jaroslaws I. in ihrem blühendsten Zustande. Stellt man aber die Gefahr eines Ueberfalls von dem Polowzern, Bürgerkriege, Belagerungen von außen, und eine viermalige Verheerung von den Eingebornen selbst dagegen auf; so bleibt

Jurisdiktion des Kiewschen Gouverneurs blos die Stadt selbst, das Zollamt und die Sloboden der Roskolniks (Altgläubige) bei Starodub.

zum Beweise ihres Wohlstandes nur die ungeheure Volksmenge und eine jetzt beinahe unglaubliche Ausgedehntheit der Stadt übrig; wenn anders die noch bis auf den heutigen Tag auf 8 bis 10 Werst im Umkreise sichtbaren Spuren ehemals bewohnter Stellen, die Ueberlieferungen der alten Chronikenschreiber bestätigen können.

Es prangten, heißt es, prächtige Gebäude, was sie doch weder in Rücksicht architektonischer Vollkommenheit, noch ihrer Größe seyn konnten. Es waren gothische, inwendig nach chinesischer Perspektive mit grober Mosaik gezierte Steinmassen. Die trägen Griechen neuerer Zeiten gaben dem Fürsten Jaroslaw keinen Lisippus, keinen Praxiteles. Der Werth eines Stücks geprägten Goldes wurde blos nach dem Gewichte bestimmt.

Die Menschen staunten nicht über die Kunst, sondern nur über die Kostbarkeit und Seltenheit einer Sache. Sie bewunderten jene große vom Fürsten Wladimir erbaute Kirche zum Heiland, deren Zinne jetzt kaum über dem Festungswall hervorragt.

Der Chan Batuy verheerte nachher dieses große Kiew, das mehr als 300 Kirchen, 8 Marktplätze und eine unzählige Volksmenge enthielt. *) Nach dieser unglücklichen Katastrophe blieb die Stadt ganze 10 Jahre hindurch, eine gänzlich unbewohnte Ein-

*) Eggard, der gegen das Jahr 1018 lebte, thut dessen Erwähnung.

äbe. Selbst bis zur Besitznahme von dem Litthauischen Fürsten befand sie sich in der Zerstörung, weil die Tataren alle Gegenden der Stadt, wo wenig steinerne Gebäude standen, abbrennen ließen. Die apanagirten, zu jener Zeit in Kiew regierenden Fürsten legten ein Schloß an, das sie zu ihrer Sicherheit von einer hölzernen doppelten Ringmauer umgeben ließen, deren Zwischenräume mit Erde ausgefüllt wurden. Die Petscherskische Kirche verbesserte man so gut es die Umstände erlaubten, und den Dominikanern bewilligte man den Anbau einer Kirche. — Dies war auch Alles. Die Bewohner der umliegenden Gegend, die einen Ueberfall von den Tataren befürchteten, ließen sich unter den Wällen von Kiew nieder, und so wurde Kiewo-Podol wieder erneuert. Es glich aber mehr einem Dorfe, als einer Stadt; die Litthauischen sowohl als die Polnischen Wojewoden trugen nichts zur Verbesserung dieses Stadttheils bei. Die Könige gründeten blos den Kiewo-Podolschen Magistrat, und gaben den Basilianern Erlaubniß zur Errichtung einer Schule. Die unruhige Stimmung der Kleinrussischen Cosaken, ihre Empörung gegen die Polnische Regierung, vermehrten die Anzahl der Stadtbewohner. Es eröffneten sich einige Handelszweige. Juden, Griechen und Armenier zogen nach Kiew.

Gleichwohl blieb es immer nur ein großes Dorf. Im Petscherskischen Stadttheile waren zwei, in Alt-Kiew eben so viel, und in Podol nur eine Kir-

che und ein katholisches Kloster. Diese machten die einzigen steinernen Gebäude aus. Die übrigen Kirchen und Klöster standen alle von Holz, die Häuser niedrig gebaut, mit Stroh, selten mit Schindeln gedeckt und von einem geflochtenen Zaun umgeben da. Dies verdiente freilich keiner Erwähnung, allein die Beschreibung des Elends dieser gefallenen Fürstenstadt, dürfte dem Geschichtschreiber nicht uninteressant seyn.

Um nichts besser befand sich Kiew auch unter den russischen Wojewoden ganze anderthalb Jahrhunderte hindurch. Erst zwischen dem 17 und 18ten Jahrhunderte, fing es unter den Hetmanen an ein besseres Ansehn zu gewinnen, da diese von Frömmigkeit oder Ruhmbegierde getrieben, Kirchen bauten, und durch ihr Beispiel die Cosaken-Obristen reizten, Kirchen, Klostermauern, Refektorien und Glockenthürme aufzuführen, Kuppeln und Heiligentafeln zu vergolden. Die Stadt selbst blieb nichts desto weniger immer erbärmlich. Faschinen statt des Pflasters, niedrige Hütten, auf dem Marktplatze Krämerbuden. Bei alledem schossen die Einwohner, mehr aus Ehrgeiz als aus Vaterlandsliebe, eine Summe zur Erbauung der Kiewobratskischen Schulen zusammen.

Unterdessen begannen Streitigkeiten, Prozesse, unrechtmäßige Besitznehmungen, gewaltsame Einfälle, Behauptung der Rechte und Privilegien der Klöster, des Magistrats, der Cosaken auf ihre Gü-

ter und Prärogative, die sie sich zu verschiedenen Zeiten zu verschaffen gewußt und die Gnadenbriefe oder Universalschreiben von Fürsten, Königen und Hetmannen, theils auf geschenkte, theils auf erpreßte Güter aufzuweisen hatten. Von solchen, während ganzer drei Jahrhunderte aufbewahrten Reichthümern strozt nun freilich das Stadt-Archiv, allein man findet in demselben kein einziges Projekt. In den unzähligen Papieren wird auch mit keinem Worte irgend einer nützlichen Einrichtung gedacht. Von allem, was auf Oekonomie, Menschenwohl oder Aufklärung Bezug hat, ist auch nicht die geringste Spur vorhanden.

Nationalhaß, Unterschied der Religion und Freiheiten der Cosaken, nöthigte Kleinrußland sich immer auf kriegerischen Fuß zu halten. Daher mangelte es auch an jedem Gewerbe, an Fabriken rc. rc. Der fruchtbare Boden gab indessen hundertfältige Frucht und nährte fette Heerden. Die Habsucht vermehrte die Brantweinbrennereien und nur hierin bestand der Unterhalt, der Reichthum und die Industrie der Einwohner.

Selbst unter russischer Botmäßigkeit gelangte dieses Land zu keinem glücklichern Zustande. Nichts wurde verändert. Gewohnheiten, Interesse, Charakter der Einwohner — Alles blieb bei'm Alten. Dem Sborowskischen Traktat zufolge, ging die Jesuiter-Schule zu Kiew ein, und in dem Bratskischen Collegium gab man Unterricht in der griechischen,

slawischen und lateinischen Sprache, las über Baumeisters Philosophie und lehrte die Dogmen der Religion. Fürwahr ein äuserst schmaler Pfad zum Helikon! Die ausgezeichneten Mönche sprachen und schrieben grammatisches Latein, die weltlichen Geistlichen hingegen liehen im Nothfall den Cosaken-Obristen, deren keiner schreiben konnte, ihre Hand zur Unterschrift. Mit einem Worte, die ganze Nation seufzte erst unter der Tatarn Härte, mußte dann unter den Fahnen Litthauens Krieg führen, litt unter Polens Scepter wegen des Uniatism, und unter Rußland stritt sie über Prärogative. Was blieb nun den Kiewern von ihrem einst errungenen Wohlstande? — Der Schall des Wortes: Kiew.

Das 18te Jahrhundert ließ aber auch wieder auf Kiew seine Sonne leuchten, und zwar in der 34jährigen Periode Catharinens II. Alles Grose, Gute und Schöne, politisch-nützliche und ästhetische verdankt Kleinrußland und Kiew dieser Epoche. Jetzt erst wurde den unendlichen Prozeßstreitigkeiten ein Ziel gesetzt, und die Uebertragungen der geistlichen Besitzungen an die Krone erstickte alle Zwistigkeiten gleichsam im Keime. Die Stadtbewohner bekamen ein Gesetz das ihren Handelsgeschäften einen sichern Gang zeichnete, und dadurch wurden sie wohlhabender, speculativer, unternehmender. Das Stadtreglement sicherte dem Bürgerstande seine Rechte und seinen baaren Gewinnst. Schon

als Polnische Unterthanen seit der Hälfte des 16ten Jahrhunderts, benutzten die Kiewo-Podolschen Bürger, nachdem sie eine Magistratsform erhalten hatten, nach dem Beispiele der deutschen Städte, das Magdeburgische oder das Ottonische Gesetz; doch mit einigen Modifikationen, zu welchen sie sich in Rücksicht des Einflusses der Regierung, der Polnischen Wojewoden und der Krons-Stadt-Vögte, hernach auch der russischen Wojewoden, mehr aber der Hetmanen bequemen mußten. Diese unterdrückten nicht selten die Stadt-Rechte und Privilegien. Im Jahr 1782 erschien das Stadtreglement. 1797. baten die Bürger um Bekräftigung ihrer Rechte und Freiheiten, ob sie gleich sie benutzten und Niemanden unterthan waren. Kaiser Paul bestätigte sie durch ein Edikt. Die allmählig sich ausbreitende Aufklärung verdrängte in der Kiewo-Bratskischen Akademie die Basilianische Norm, und eröffnete der wißbegierigen Jugend ein neues Feld. So ward einst dieses Collegium der Sammelplatz aller Gelehrten Kleinrußlands, und gleichsam das Centrum der wissenschaftlichen Ausbildung. Hier legten Männer den ersten Grund zu Wissenschaften, die sie auf höhern Schulen vervollkommeten: Männer, auf welche das Vaterland stolz seyn kann. Die Einrichtung der Normalschule, des Gymnasii, und der noch zu errichtenden Universität verspricht allerdings den besten Erfolg an einem Orte, wo die erste Schule in Rußland stand,

und wo die Einwohner am frühesten den Nutzen der Wissenschaften einsehen lernten.

Seit Catharina II. bei ihrem Aufenthalte in Kiew (1787.) einen neuen Plan der Stadt bestätigte, begann wiederum ein neuer Tag. Die Verlegung der Polnischen Contrakte *) aus Dubno

*) Diese Contrakte nehmen jährlich mit der zweiten Hälfte des Januars ihren Anfang, und dauern gewöhnlich bis zum 1 Februar. Aus allen Gegenden des Kiewschen, Wolänischen und Podolskischen Gouvernements kommen die Polnischen Herrschaften nach Kiew, verkaufen oder verpachten contraktmäßig ihre Güter, nehmen Geld auf, versorgen sich auf dem Jahrmarkte, der zu dieser Zeit einfällt und auf welchen Kaufleute aus Shitomir, Berdyczew und andern Polnischen Handelsstädten ziehen mit allerhand Waaren, und kehren, nachdem sie ihre Geschäfte auf ein ganzes Jahr regulirt haben, nach ihrer Heimath zurück. — Wie groß der Geldumlauf in dieser kurzen Zeit seyn muß, beweisen die Einkünfte, die die Krone jährlich blos durch den Absatz des Stempelpapiers, der Wechselbriefe und an Verkaufsteuer zieht. Im Jahr 1805 betrugen sie nicht weniger als 152,760. Rubel. Der Hauptgewinnst der Kiewschen Einwohner während der Contrakten-Zeit besteht in Vermiethen ihrer Häuser an die Polnischen Herrschaften, die, um nur in der Nähe des Contraktenhauses zu wohnen für 4 — 5 meublirte Zimmer gern 500 Rubel zahlen: ein ungeheurer Preis für 14 Tage! Bequeme Gasthöfe giebt es hier gar nicht. — Das Contraktenhaus ist ein ansehnliches Gebäude mitten im Stadttheile Podol. Es ist auf Kosten der Stadt eingerichtet und ein nahmhafter Bürger hat es gepachtet. In dem ersten Stockwerke versammeln sich die Contra-

nach Kiew gab der Stadt einen neuen Erwerbszweig. Ein Kiewer der nach einer 20jährigen Abwesenheit wieder in seine Vaterstadt zurückkommt, dürfte sie wohl schwerlich erkennen. Sogar Sitten und Gebräuche der Einwohner sind verschmolzen. Die Sprache bildet sich mehr und mehr nach der hochrussischen. Die Nationaltracht verliert sich. Nur die Denkungsart der Kleinrussen bleibt noch bis auf den heutigen Tag unverändert.

II.

Ueber die Kiewo-Bratskische Akademie.

Den ersten Grund zu diesem Institute legte der Patriarch von Constantinopel Jeremias, im Jahr 1588 bei Gelegenheit seiner Reise nach Rußland. Unter dem Namen einer Constantinopolitanisch-patriarchalischen Stawropigie *) stiftete er an dem Orte wo nachher die Akademie erbaut wurde eine Kir-

henten, in dem zweiten, welches einen geräumigen Tanzsaal und verschiedene Nebenzimmer enthält, werden öffentliche Redouten gegeben, wo sich die Polen und die Einwohner (adeliche und bürgerliche) 3 mal die Woche versammeln, und wo man den langen Winterabend ziemlich angenehm zubringt. Selbst den Bau eines Theaters haben die Contrakte veranlaßt; auf diesen aber spielte bisher blos einigemal eine herumwandernde Polnische Schauspieler-Truppe.

A. d. U.

*) Ein Kloster welches nicht unter dem Bischoffe der Eparchie, in welcher es sich befindet, sondern unmittelbar unter dem heiligen Synod steht.

che zur Erscheinung Christi, nebst einer Schule wo Kinder in der Religion und im Schreiben Unterricht bekamen. Die Unruhen des Uniatism in den Polnischen Provinzen, trugen nicht wenig zur Verbesserung dieser Anstalt bey, da die Wittwe eines Mosirschen Land-Marschalls, Anna, eine eifrige Anhängerin der griechischen Kirche, im Jahr 1613. testamentarisch ihr in Kiewopodol gelegenes Wohnhaus, und den dazu gehörigen Platz, zur Erweiterung, Einrichtung und Nutzen dieses Stawropigial-Klosters vermachte. Hiebei äußerte sie den Wunsch eine Gesellschaft Basilianischer Mönche zum Unterricht adelicher sowohl als bürgerlicher Kinder zu berufen. Die Einrichtung dieser Schule ward dem ältesten Abte Jesaias Kupinsky und einer adelichen Gesellschaft übertragen, die sich für das Beste der Anstalt zu sorgen verpflichtete. Von da erhielt sie den Namen Bratstwo (Brüderschaft). Unterricht gab man blos in der griechischen, lateinischen und slawischen Sprache. Sechs Jahre nach Anlegung dieses Instituts, fand ein andrer aus Rußland über Kiew nach Jerusalem reisender Patriarch Theophan, alles wohl eingerichtet, den Bau zweier Kirchen beendigt, bemerkte die schon geschehenen Fortschritte in den Sprachen und besuchte ein für die wandernde Geistlichkeit bequem eingerichtetes Gasthaus. Dieser Patriarch verherrlichte seine Anwesenheit blos dadurch, daß er den jungen Mönchen Erlaubniß ertheilte in der Schule zu lernen, und das Kloster

durch ein Patriarchal-Schreiben von der Abhängigkeit eines Eparchial-Archijereen befreite. Bei dieser Gelegenheit schrieben viele angesehene, geistliche sowohl als weltliche Personen ihre Namen in ein Register ein und bildeten so eine Brüderschaft. Das Verzeichniß dieser ersten Mitglieder wird auch jetzt noch in der Akademie aufbewahrt.

Bald darauf verursachten die eingetretenen Unruhen in Kleinrußland den Sturz so mancher nützlichen Anstalt. Auch diese blieb nicht verschont. Im Jahr 1620. übernahm der Hetman von Kleinrußland Peter Konaschewitsch Sagaidatschny, als eifriger Glaubensgenosse und aus Mitleiden gegen die Jugend, welche durch die unglücklichen Ereignisse ihren Unterricht einbüßte, mit Hülfe der noch nachgebliebenen Brüderschaft und andrer wohlwollender Personen, die Wiederherstellung des Klosters, hauptsächlich aber seiner Lehranstalt. Zu diesem Behuf bestimmte er einen ansehnlichen Theil seines Vermögens und ward nach seinem Tode, der bald darauf erfolgte, an diesem seinem Lieblings-Orte begraben.

Der Sohn eines moldauschen Fürsten, Peter Mogila, unternahm zwar, nachdem er zur Würde eines Kiewo-Petscherskischen Archimandriten gelangte, die Errichtung einer besondern, zur Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache bestimmten Schule bei dem Lawro-Wolnizkischen Klo-

ster *) wozu er auch aus der Akademie zu Lemberg bereits Lehrer verschrieben hatte; stand aber von seinem Vorhaben ab, da er im Jahr 1631. auf Bitte des Adels, der Kiewo-Bratskischen Gesellschaft und des damaligen Hetman Petrischitzky sich als ältestes Mitglied der Brüderschaft zugesellte. Er verlegte seine neuerrichtete Anstalt aus der Petscherskischen Lawra nach Podol, vereinigte sie mit der Kiewo-Bratskischen, und bestimmte gleichfalls zum Besten derselben einen ansehnlichen Theil seines Vermögens. Zur Schule ließ er ein besonderes, steinernes, zwei Stockwerk hohes Gebäude innerhalb der Klostermauer aufführen, welches den Mönchen jetzt zum Refektorium dient.

Dieser Prälat führete außer dem Sprach-Unterrichte auch Vorlesungen in lateinischer Sprache über Rhetorik, Philosophie und Theologie ein; veranstaltete nach dem Beispiele der damaligen ausländischen Schulen gelehrte Disputationen, wozu er von dem Könige und der Republik Polen Privilegien auswirkte. Nach der Wahl und Einsegnung zum Metropoliten von Kiew wandte er, gemeinschaftlich mit den aus dem Adel gewählten Vorste-

*) Es befindet sich in der Petscherskischen Lawra. — Lawra ist ein Name, welchen man vorzugsweise den ansehnlichsten Klöstern giebt und den jetzt nur 3 Klöster, nehmlich das Kiewo-Petscherskische, Troitzkische und Alexandro-Newskische Kloster führen.

A. d. U.

hern seinen Einfluß und seine hauptsächlichste Sorgfalt zur Vervollkommnung dieser Lehranstalt an. Die Akademie feiert auch jezt noch aus Dankbarkeit gegen diesen Wohlthäter jeden Neujahr-Abend, als an welchem Tage er verschied, sein Andenken.

Die darauf in Kleinrußland, besonders nach dem Tode des berühmten Bogdan Chmelnizky *) durch die Unbeständigkeit und Verrätherei der Hetmanen seiner Nachfolger, erfolgten Unruhen, verursachten nur zu oft Verwüstungen im Stadttheil Podol. Wie konnten da im Kriegsgetümmel die Wissenschaften gedeihen? — Gleichwohl erfolgte im Jahr 1660. ein landesherrlicher Befehl, welcher die Wiederherstellung der Schule und des Klosters verordnete. In demselben Jahre erließ der junge Hetman Georg Chelnizky ein Universal-Schreiben, durch welches er dem Kloster gewisse Rechte und Güter zusicherte. Aber immer gab's noch keine Schule. Der König Michael Wischnewezky, der im Jahre 1662 seine Rechte auf Kiew wieder geltend

*) Chmelnizky, Hetman von Kleinrußland, berühmt als Feldherr wegen der erfochtenen Siege über die Polen, denen er 34 Schlachten lieferte. Er drang bis Krakau vor, und da die Polen in der Hälfte des 17ten Jahrhunderts, mit den Schweden in Krieg verwickelt, ihm keine große Macht entgegen stellen konnten, warf er mit Hülfe seines Alliirten, des Crimmschen Chans, das Polnische Joch ab. Im Jahr 1654 begab er sich in Rußlands Schutz.

A. d. U.

machte, bevollmächtigte zwar den Rektor Warlaam Jaßinsky im Kiewo-Bratskischen Kloster eine Lehr-Anstalt zu errichten; allein die Annalen erwähnen selbst im Jahr 1673., weder derselben noch einer Kirche.

Erst im Jahr 1694, nachdem Peter der Grosse ein Schreiben erlassen hatte, welches den Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache, in der Rhetorik, Philosophie und Theologie ausschließlich für die einheimische Jugend beabsichtigte, kam die Akademie in Aufnahme. Auch bestimmte er dem Rektor so wie den übrigen Lehrern Jahrgehalt und Tafelgelder. Im Jahr 1701 wurde der Akademie auf Jaßinsky's Vorstellung durch ein zweites Kaiserliches Universal-Schreiben ihre Rechte und Unabhängigkeit von der Civil-Obrigkeit bestätigt.

Unterdessen legte der damalige Hetman von Kleinrußland im Jahr 1693 den Grund der jetzigen grossen Klosterkirche zur Erscheinung Christi, wie auch neben derselben zu dem Schulgebäude, welches jetzt das unterste Stockwerk der Akademie ausmacht. An den Altären, Heiligentafeln, an Glocken und Fenstern allerwärts sieht man die Wappenzeichnung dieses ehrgeizigen Hetmans, den die Ruhmbegierde eben so leicht zu guten als zu bösen Handlungen verleitete. Hätte aber auch die politische Welt ohne diese Leidenschaft so viel ausgezeichnete Männer aufzuweisen? Gegen das Jahr 1732. rich-

tete der Metropolit Raphael Sabarowsky in der Akademie den Unterricht der hebräischen, deutschen und französischen Sprache ein, und ließ zum akademischen Gebäude das zweite Stockwerk mit einer gigantischen toskanischen Säulenordnung aufführen. Dieses schließt zugleich eine für die Studenten besondre sogenannte Congregations-Kirche zur Verkündigung Mariä in sich. In diesem Zustande blieb die Akademie unverändert bis zu den Zeiten des Metropoliten Samuel, wenn man die Vermehrung der Bibliothek ausnimmt, die sich laut testamentarischer Verfügung verschiedener angesehener akademischer Zöglinge allmählig bereicherte. Das Beste, was die Akademie jetzt in Hinsicht auf Fortschritte in scientifischer und moralischer Ausbildung aufzuweisen hat, verdankt sie den Anordnungen und der Sorgfalt dieses Prälaten. Er führte den Unterricht in der Mathematik, Historie, Geographie, in der Zeichenkunst und in der russischen Sprache ein, beseelte die Zöglinge durch kluges Anspornen zum Fortschreiten in den Wissenschaften, und richtete sein vorzüglichstes Augenmerk auf die Reinheit der Sitten. Vor ihm fand man an den neuen Autoren und neuen Büchern keinen Geschmack. Noch weniger durfte man seine eigene schriftliche Aufsätze entwerfen und vom Catheder herdeklamiren. Mit einem Worte, er war der erste, der die Ketten des alten Mönchs-Schulen-Systems zerbrach und Mittel zu gemeinnützi-

gern Beschäftigungen an die Hand gab. Es ward bestimmt, die Fähigsten unter den Studenten auf die moskowsche oder auf ausländische Universitäten zu schicken, um ihre Studien zu vollenden und nachher durch dieselben eine neue Lehrmethode einzuführen, die besser geeignet wäre die Anlagen der Kiewschen Zöglinge zu entwickeln.

Nach Abfassung des Kloster-Etat ging das Bratskische Kloster ein; zum Unterhalt der Kiewschen Akademie aber, die hier ungestört nachblieb, setzte man jährlich gleich einem Kloster von der zweiten Classe, 9000 Rubel fest. In der Folge legte man zu dieser Summe 3000 Rubel; allein nach dem Tode des Metropoliten Samuel wandte man das Geld nicht zum Vortheil der Akademie an. Alles was er in Gang brachte, gerieth ins Stocken. Zwar ließ sein Nachfolger von der akademischen Summe einen schönen, modernen Glockenthurm aufführen; zwar veranstaltete der Metropolit Gabriel II., der mehr für Prunk als für Geistesbildung besorgt zu seyn schien, eine Vokal- und Instrumental-Musik, wozu er auch den akademischen Saal verschönerte und Orchester anbrachte; allein das Wesentliche gewann dabei gar Nichts. Es gereicht den akademischen Lehrern gewiß zu keiner geringen Ehre, daß sie bei so bewandten Umständen aus eigenem Eifer die so nützliche Anstalt nicht gänzlich in Verfall gerathen ließen.

In den 6 niedern Classen giebt man Unterricht in der Grammatik, Poesie, Rhetorik; in den Hö-

hern liest man über Philosophie und Theologie — alles in lateinischer Sprache. Die übrigen oben angeführten Wissenschaften, wie auch Medizin und Kunde fremder Sprachen, werden als außerordentliche Gegenstände betrachtet, denen man also auch weniger Aufmerksamkeit widmet. Die Abfassung geistlicher Kanzelreden und die Fertigkeit im Disputiren ist der Hauptzweck. Erst ohnlängst hat man angefangen, sich mit der Verbesserung des russischen Styls abzugeben. Man liest über Bürgers lateinische Rhetorik, und wagts noch nicht Baumeisters Philosophie abzuschaffen. Das Lehrsystem der Theologie ist jetzt in einem verbesserten Zustande, seitdem das alte System des Theophan Prokopowitsch *) vor nicht langer Zeit ein Werk des jetzigen Rektors Jeremäus Falkowsky verdrängte. Der eingewurzelte Basilianische Despotism schwindet mit jedem Tage mehr. Es wäre zu wünschen, daß Vorurtheile nie wieder die pedantische Sklaverey herbeiführten; daß die geistlichen Gewalthaber das Verdienst nicht dem Mönchsthum aufopferten...

*) Theophan Prokopowitsch, Erzbischof von Nowgorod, Peters des Großen Zeitgenosse, Verfasser des geistlichen Reglements, nach welchem der regierende Synod die ganze russische Geistlichkeit richtet; ein Werk das er unter Anleitung des Kaisers herausgab. Er war der gelehrteste Mönch seines Zeitalters, theologischer Schriftsteller, geliebt und geehrt von 4 auf einander folgenden Monarchen.

A. d. U.

Die Kinder der Geistlichen und der Kirchendiener dieser Eparchie müssen durchaus hier lernen, wenn sie die Stellen ihrer Väter nicht einbüßen wollen. Selbst aus andern Eparchien kommen Pfaffensöhne hieher, um ihre Studien zu vervollkommnen. Außerdem vermehren viele adeliche sowohl als bürgerliche Kinder die Anzahl der akademischen Jünglinge, die sich jezt überhaupt auf 1200 Individuen beläuft. Die Humaniora bereiten sie wenigstens zum Uebergang in höhere Schulen vor. Zum Beweise könnten mehrere praktische Aerzte aufgestellt werden, die ihre wissenschaftliche Bildung hier erhielten.

Es ist nicht mehr wie billig, diesem alten Lycäo die ihm gebührende Ehre wiederfahren zu lassen; denn blos hier fanden die Landeskinder Mittel ihre Kenntnisse zu erweitern. Den Ruhm, den sich Kiew für die Wissenschaften erwarb, verdankt es seiner Akademie. Nicht selten zogen ihre Zöglinge die Aufmerksamkeit der Monarchen auf sich.

Das Jahrhundert ist verflossen, aber der Strom der Zeit hat die Gebräuche noch nicht angetastet. Die Wissenschaften erscheinen unter andern Formen, aber der Eifer ist erkaltet. Wie nöthig wär es die alte Methode zu verbessern und jenen Ruhm der Anstalt zu erhalten!

Die Vernichtung des Gluchowschen sogenannten Gamaliewschen Klosters durch eine Feuersbrunst, veranlaßte im Jahr 1799. die Wiederherstellung des

hiesigen Kiewo-Bratskischen Schul-Klosters; auch wurden die dortigen Thurmglocken hieher gebracht. Schon seit 1732 stand es unter einem Archimandriten, der meistentheils zugleich die Stelle eines Rektors und Professors der Theologie vertrat. Die zweite Stelle ist die des Präfekten und Hieromonachen; er dient als Professor der Philosophie. Die übrigen Lehrer sind theils geistlichen theils weltlichen Standes, meistens akademische Zöglinge. Die Akademie selbst steht unter der unmittelbaren Aufsicht des Metropoliten. Das Kloster ist zur Hälfte mit einer steinernen Mauer umgeben. Ueber dem Hauptthore erhebt sich der schon erwähnte neue Glockenthurm. Die Mitte des Klosters nimmt eine ansehnliche steinerne, mit 5 Kuppeln verzierte und zu Ende des 17 Jahrhunderts erbaute Kirche zur Erscheinung Christi ein. Von dieser Kirche linker Hand, bildet das grose akademische, drei Stockwerk hohe Gebäude eine imposante Façade. Innerhalb der Klostermauer befindet sich das Mohilanskische Schulhaus, dessen zweites Stockwerk die aus 9000 auserlesenen Büchern bestehende akademische Bibliothek enthält. Wie man sagt, ist der Verlust der alten Bibliothek die 1780 abbrannte, und aus welcher nur der kleinere Theil der Bücher gerettet wurde, nicht erheblich, indem sie meistens aus wenig bedeutenden Büchern bestand. Viele daselbst befindliche Manuskripte wurden damals keiner Aufmerksamkeit gewürdigt, weil man entweder

keine Lust hatte sich mit diesen Alterthümern zu befassen, oder weil man sie zum Schulunterrichte für entbehrlich hielt.

Außer der Wohnung des Archimandriten und einiger Mönche, sind die Zellen der übrigen Lehrer von Holz und zwar mit vieler Oekonomie gebaut. Ohnweit dieses Klosters, unmittelbar am Ufer des Dnepr, befindet sich ein groses steinernes Waisenhaus, welches den Namen Bursa führt und 1775 von dem Metropoliten Gabriel I. erbaut ist. Die Summe zu diesem Behuf erhielt er von seiner Eparchie; *) einen Theil derselben nehmlich 30,000 Rubel, deponirte er vor seinem Tode in die Bank des Moskowschen Findelhauses, und bestimmte so von den Interessen dieser Summe den Unterhalt der armen in der Akademie lernenden Waisen. Freilich könnte man diese Anstalt und den Unterhalt dieser armen, der Menschenliebe so sehr bedürftigen Zöglinge um Vieles verbessern, wenn man einen Theil des bestimmten Klostergehalts anwendete. Wo der gute Wille fehlt, da können die heißesten Wünsche der Humanität Nichts vervollkommnen. Außer diesem Waisenhause wohnt noch in den Pfarrschulen eine Menge armer Studenten und Schüler, unter welchen einige selbst bis auf den heutigen Tag, monatlich nur 90 Kopeken Kostgeld erhalten. Die min-

*) Außer dem Tschernigowschen, Starodubowschen und Pereiaslawschen Kreise gehörte sonst, vor 1782, ganz Kleinrußland zur Eparchie des Kiewschen Metropoliten.

derjährigen Kinder bekommen blos Beköstigung; andre leben auf ihre eigene Kosten, und solcher armen Zöglinge rechnet man gegenwärtig 400. — Vor den Zeiten des Metropoliten Samuels lebten sie nach altem Gebrauch von den Allmosen der hiesigen Einwohner, das sie sich, theils durch Singen, theils auf andre Art zu erbetteln suchen mußten. Die Wohlhabenden miethen sich Quartier, beköstigen sich selbst, oder leben im väterlichen Hause. Lobenswürdig ist es, daß zur Aufsicht der minderjährigen Knaben und zum häuslichen Unterrichte derselben, unter den Schülern der höhern Classen Inspektoren gewählt werden.

Neben der Bursa, gleichfalls am Ufer des Dnepr, ist für die Zöglinge ein ziemlich bequemes Krankenhaus eingerichtet, und von der zum Unterhalt hinlänglichen Summe wird ein geschickter Arzt für die Behandlung der Kranken bezahlt.

Uebrigens ist die Akademie berechtigt, das Beste von den Einsichten und der Sorgfalt des jetzigen Metropoliten Serapion zu hoffen, welcher in der kurzen Zeit seines Hierseyn's schon manchen Beweis von scharfen Blick und Humanität gab.

X.

IV.

Bemerkungen über die Moskowsche Goldschläger-Fabrik von Löchner.

Zu einer Zeit, wo die Technologie so wissenschaftlich bearbeitet wird, wo schon polytechnische Schulen bestehen, dürfte dieser Aufsatz, wenn auch nur als Beitrag zur ältern Geschichte der Goldschlägerkunst, im Auslande wenigstens nicht ganz überflüssig scheinen. Den Nürnberger, den Augsburger, den Strasburger Goldschläger interessirt er hoffentlich durch die sehr abweichenden Eigenheiten, die der Gegenstand der folgenden Darstellung sind. Der ausländische Goldschläger muß hoch aufschauen, wenn er erfährt, wie in der höchst merkwürdigen Moskowschen Fabrik, in einer so weiten Entfernung von früher cultivirten Ländern, das Goldschlagen noch heut zu Tage getrieben wird. Die in Deutschland üblichen, obgleich zuweilen undeutschen Kunstwörter habe ich beibehalten, wenn auch nur als Beweis, daß dieser Aufsatz aus einer sachkundigen Feder geflossen ist.

Ich war vielleicht in Moskwa der erste Ausländer, der diese in ihrer Art gewiß einzige, und in ih-

rer Einrichtung höchst merkwürdige Fabrik, nicht mit blos neugierigen Augen besah.

Eines Tages ging ich in dieser grossen Stadt, die man mit Recht eine mit Häusern überbaute Provinz nennt, spazieren. Ein seltsames Geklopf von vielen, schnell auf einander folgenden Hammerschlägen, machte mich bei einem Gebäude aufmerksam. Ich trat näher und kam in die Goldschlägerfabrik. Sie liegt in einer anmuthigen Straße des achtzehnten Stadtviertels, besteht aus mehrern theils alten, theils neuen hölzernen Häusern und führt den Namen Susalnaja-Fabrik. Susal heißt im Russischen das sogenannte Blattgold, Buchbindergold, Falschgold oder Goldschaum, wie man es, einfältig genug! noch jetzt in Deutschland zu nennen pflegt, und woraus die neuern Lateiner ihr nicht minder einfältiges aurum musivum gemacht haben. Der Name Susalnaja-Fabrik ist auf jedem Formenblatt (1) auf jedem Büchel (2) mit schwarzer Buchdrucker-Farbe und slavonischen Buchstaben aufgestempelt. Auf der zum Verkauf fertigen Waare mag der Stempel das in Deutschland übliche Goldschlägerzeichen ersetzen; wozu aber auf den Formenblättern? Wozu auf jedem? Ob nun gleich diese Fabrik den Namen vom Falschgold führt, so wird nicht Ein falsches

(1) Form nennt der Goldschläger eine Anzahl von sechs bis sieben Hundert auf einander gelegter pergamentähnlicher Membranen, zwischen welchen er das Gold zu dünnen Blättern schlägt.

(2) Büchel, Büchlein, Büchelchen, sind Hefte von Papier zwischen welchen die fertigen Goldblätter liegen. Das Papier wird mit trocknem Pulver von Eisenoker oder Rothstein roth gefärbt, damit die dünnen Goldblätter nicht ankleben.

Blatt dort geschlagen, sondern nur allein feine Gold-Silber-und Zwischen-Goldblätter. (3) Vielleicht entstand die ganz uneigentliche Benennung daher, weil in der Russischen Sprache jedes dünngeschlagene Metallblatt, Flitter, Rausch-Gold, Juwelier-Folie, französisch clinquant, sey es nun fein oder nicht fein, Susal genannt wird. Ob hier ehemals goldähnliches Messing oder Goldschaum geschlagen ward, haben die Fabrikleute mir nicht sagen können, da sie nie davon gehört hatten.

Die ungegründeten (4) Häutel, (5) die ich hier das Stück zu zehn Kopeken kaufte, waren keine gleichseitigen Vierecke, wie sie in Deutschland und Frankreich üblich sind, sondern länger als breit. Ganze Häutel, wie sie vom Sperren (6) kommen, habe ich nicht gesehen. Im

(3) Zwischen-Gold ist auf der einen Seite Gold, auf der andern Silber. Beide werden mit einander ausgedehnt, und zwar das Gold so dünn, daß es seine Farbe zum Theil verändert und blaßgelb wird. Auf diese Art kann der Goldschläger die Ausdehnung des Goldes viel weiter treiben als Reaumürs Berechnung des Drathzieher Goldes s. Memoir. de l'Acad. d. Sci. d. Paris und Pr. Schurers Dissert. Phys. d. Extens. Corporum.

(4) Gründen heißt die Goldschläger Membranen oder Formenblätter auf beiden Seiten mit einem Firniß bestreichen, der hauptsächlich aus Mastix, Fischleim und Eyweiß besteht.

(5) Häutel, eigentlich Häutchen sind die dünnen vom Mastdarm (intestinum coecum) des Rindviehes abgezogenen Membranen, aus welchen der Goldschläger das dünne Pergament, woraus seine Formen bestehn, mühsam zubereitet.

(6) Sperren heißt besagte Häutchen auf einem Rahmen ausbreiten, reinigen, je zwei und zwei auf ein-

Sperren schienen mir die gekauften Formenblätter nicht fleißig genug gearbeitet zu seyn. Sie waren dick und faserig, vermuthlich aber auch Ausschuß; denn einzeln verkauft kein Goldschläger seine Formenblätter, da ihre Zubereitung sehr mühsam ist, und er sie besser zu gebrauchen weiß.

Der Meister sperrt und grundet hier, wie anderwärts, selbst. Ob er aus seinem Grund ein Geheimniß macht, wie es ehemals in Deutschland neidische Sitte gewesen seyn soll, konnte man mir hier nicht sagen.

Ein deutscher Goldschläger, der hier zum ersten Mahle und unvorbereitet einträte, würde sich in einer unbekannten Welt glauben. Handgriffe, Einrichtung, Werkzeug, Alles ist von dem deutschen Goldschlagen auffallend verschieden. Kein Amboß, kein Ziehwerk, kein Zainhammer (7) kein Karren (8) keine eiserne Presse, nicht einmal eine Beschneidezange (9) sah ich in dieser

ander leimen, und sie zum firnissen bereiten. Als die Luftballons im Kleinen so stark Mode waren, wurden diese Häutchen in ihrer ganzen Länge stark gesucht.

(7) Zainhammer eigentlich Zahnhammer, womit der Lingot, die Gold- oder Silberstange, die man Zain statt Zahn nennt, nach dem Guß in die Länge und Breite geschmiedet wird.

(8) Karren ein doppeltes an zwei Querstangen befestigtes Messer, womit ein Gold- oder Silberblatt in zwei Schnitten zu einem gleichseitigen Quadrat gemacht wird, daß folglich alle Blätter eine gleiche Größe bekommen.

(9) Beschneidezange eine subtile von polirtem Holze gemachte Zange, womit der Goldschläger seine Goldblätter, so dünn sie auch seyn mögen, anzufassen, und ohne sie zu zerreißen, zu behandeln versteht.

Fabrik. — Mein Aad! (bei meinem Eide (10) wird mich hier mancher Nürnberger. Kunstgenosse fragen, wie arbeiten denn die Moskower? Ich gestehe, man muß es gesehen haben, um ihrer Geschicklichkeit und Geduld die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Hat etwa das Goldschlagen vor hundert Jahren in Deutschland so ausgesehen, wie ich es hier sah? — Oder haben die Russen die Behandlung ihrer ersten Lehrmeister dergestalt vereinfacht, verändert oder vergessen, daß man darüber erstaunen muß? — Wird man in Deutschland mir glauben, wenn ich versichre, hier nur zwei Dinge angetroffen zu haben, die an einem Tage, wo nicht gearbeitet worden wäre, eine Goldschläger-Werkstätte gar nicht angekündigt hatten, das Kissen (11) und die Büchel. Diese letztere verrieth das rothe Papier mehr als ihre gewöhnliche Gestalt; denn gleichseitige Vierecke waren es nicht, sondern Paralellogrammen. Als die Zaren Iwan Wassiliewitsch, Boris Godunow, Alexei Michailowitsch und Kaiser Peter der Große, ausländische Künstler nach Rußland beriefen, können wohl auch Goldschläger unter ihnen gewesen seyn, aber aus welchem Lande waren sie? Wo in Europa arbeitete damals der Goldschläger wie ich ihn am Ende des 18ten, und am Anfan-

(10) Mein Aad! ist der Nürnberger Favoritbetheurungswort, und entwischt ihnen eben so häufig, als den Russen sein Jei Boch!

(11) Kissen Beschneidekissen, ist ein auf ein Bret genageltes unten gepolstertes Kalbs- oder Schaafleder, auf welchem die Goldblätter zugeschnitten werden, in Moskwa mit einem gewöhnlichen Messer, in Deutschland und Frankreich mit dem Karren, in Moskwa in Gestalt langer Vierecke, in Deutschland zu vollkommenen Quadraten.

ge des 10ten Jahrhunderts in Moskwa arbeiten sah? Diese Frage wird schwer zu beantworten, wenn man weiß, daß Peter der Große während seiner Reisen, wirklich deutsche Goldschläger in dem damals entstehenden Petersburg angesiedelt habe. Dort blieb die Fabrik bis ins Jahr 1762, wo sie nach Moskwa verlegt ward. Haben nun die dasigen Goldschläger ihre von Ausländern erlernten Manipulationen bis jetzt unverändert beibehalten; so muß man das damals im Auslande übliche Verfahren in Moskwa studieren; denn in Deutschland hat es seitdem eine ganz andere Gestalt gewonnen.

Die von mir bemerkten wesentlichsten Abweichungen sind ohngefähr folgende: Schmelzheerd, Ziehwerk, Zainhammer (12) waren nicht vorhanden, auch nicht nöthig. Der Zain wird im Münzhause gekauft und lanimirt. Dickquetschformen und Dünnquetschformen (13) sind von sehr starkem gegründetem Pergament, ebenfalls ungleichseitige Vierecke. Das Quetschgold (14) wird mit der Scheere beschnitten. Goldschlägerscheere (15) sah ich aber nicht, auch keine

(12) Zainen heißt den Zahn oder die Metallstange schmieden und zum Lanimiren vorbereiten. Das Lanimiren geschieht auf dem Ziehwerk: also genannt, weil der Lingot zwischen Stahlwalzen in die Länge gezogen wird.

(13) Quetschen heißt die Goldblätter zwischen eigentlichem gewöhnlichem Pergament ins Dünne zu schlagen anfangen. Wenn sie noch die Dicke eines Kartenblatts haben, heißt es dickquetschen; so wie sie dünner werden, werden sie dünn gequetscht, wozu man feineres Pergament braucht.

(14) Sind die bei Nr. 13. bereiteten Goldblätter.

(15) Die Goldschlägerscheere gleicht einer Tuch-

Richtbrettchen, (16) welche auch, da die Quetschgoldblätter keine vollkommenen Quadrate sind, nicht anwendbar wären, wenn man nicht eins für die längere, eins für die kürzere Seite des Parallelogramms gebrauchen wollte.

Die Moskowschen Dünnschlagformen (17) bestehen blos aus 150 Blättern, sind folglich von den Deutschen sehr verschieden, als welche bis 700 Blätter enthalten. Die Form ist ein ungleichseitiges Viereck von 8 bis 9 Zoll Länge und 5 bis 6 Zoll Breite. Sie steckt in einem einzigen Pergamentbande, (18) der auf allen Seiten zugeleimt ist, aber doch an der einen kürzern, des Nachsehns wegen kann geöffnet werden, welches jedoch selten geschieht. Gerieben (19) wird die Form während des Schla-

scheererscheere ist aber kleiner. Ihre Bewegung ist an einem dem Schneiden entgegenstehenden elastischen Bogen, am andern Ende der Scheere. Die Hand drückt in der Mitte des Instruments.

(16) Richtbrettchen, ein dünnes Brettchen von hartem Holze, mit einem beweglichen nach Belieben zu befestigenden Lineal, auf welchem für Drathzieher und Metallknopfmacher Gold- oder Silberblätter von ziemlicher Dicke in gleichgroße Quatrate geschnitten werden.

(17) In diesen werden Gold oder Silberblätter so dünn geschlagen, als es die Ausdehnbarkeit erlaubt.

(18) Der Pergamentband ist ein Futteral, in welches die Formenblätter gesteckt werden, damit sie sich nicht verschieben.

(19) In Deutschland, wo mit schweren Hämmern und Armhöhen Schlägen gearbeitet wird, erhitzt sich die Form; sie muß folglich durch ein geschicktes Hin- und Herschieben in beiden Händen wieder abgekühlt werden; und dies nennt man reiben: eine Manipulation welche zugleich auch dazu dient, das sogenannte Ansaugen zu verhindern. Die Formenhäutchen sind mit

gens nie, denn nach der hiesigen ganz eigenen Art zu schlagen, erhitzt sich eine Form nicht leicht. Ich kann ein Moskowsches Formenblatt nicht besser vergleichen als mit einer dünnen halbdurchsichtigen Drachenblutscheibe. Die rothbraune Farbe der Moskowschen Formenblätter entsteht von dem feinen Boluspulver womit sie vor dem Einfüllen (20) bestrichen werden. Daraus erkläre ich mir das in Deutschland übliche obgleich an sich lächerliche Kunstwort bräunen, der Braun. (21) Wenn der Moskower sein Formenblatt mit Armenischen Bolus überpulvert, so macht er es wirklich braun oder bräunet es. Wie kann aber der Deutsche sagen, er bräune, wenn er seine Formenblätter mit dem schneeweißen, kalzinirten feingepulverten Marienglas, Fraueneis, (Mica) bestreicht? müßte er nicht vielmehr sagen, er weiße, er mache weiß? — Aus diesem Umstande ließe sich muthmaßen, der deutsche Goldschläger habe ehedem auch mit Bolus gebräunet; diese Art mag aber in der Folge wegen Theurung des Materials, oder wegen des unvermeidlichen Beschmuzens mit feinem braunen Staube abgeändert worden, und Marienglas an des Bo-

Mastix gefirnißt. Dieser wird durch Schläge und durch Wärme electrisch und zieht das dünne Goldblatt stark an; die erregte Electricität zerstreuen aber die Hände des Arbeiters, welcher die Stelle eines Ableiters vertritt. Das Ansaugen (electrische Anziehen) ist oft so stark, daß das Goldblatt an dem Häutchen wie angeleimt klebt.

(20) Einfüllen heißt die Goldblätter zwischen die Häutchen legen, um die Ausdehnung des Goldes zu vollenden.

(21) Bräunen oder Braun auf die Häutchen streichen, ist nöthig um das Ansaugen oder electrische Anziehen zu verhindern.

ius Stelle gekommen seyn, indeß die ursprüngliche Benennung des Brauns und Bräunens blieb. Wäre dem also, so könnten die Moskowschen Manipulationen, so verschieden sie auch jezt von den ausländischen sind, ebenfalls ursprünglich auch aus dem Auslande herstammen, und in Moskwa mußte man lernen, wie das Goldschlagen vor hundert Jahren in Deutschland betrieben wurde.

Das ebengenannte Bräunen geschieht in der Fabrik nicht mit einem Hasenfuße, sondern mit einem Bausch von feinem Leinen, von der Größe eines mittelmäßigen Apfels, worin sich der Bolus befindet. Die Form liegt vor dem Bräuner gegen die linke Hand zurückgeschlagen, er legt ein Blatt nieder, bestreicht es mit dem Bolusbausch, wie auch das über die Spannzange (22) zurückgeschlagene Blatt: dieses legt er auf das erstere nieder und fährt so fort, bis die ganze Form gebräunt ist. In Deutschland wird diese Form umgewendet und jede Seite eines jeden Blattes besonders gebräunt. Das Formenwischen (23) geschieht in Moskwa wie das Bräunen.

Da die Moskowschen Formen aus so wenig Blättern bestehen, so braucht die Spannzange keine große Kraft, auch ist sie nicht von Eisen. Sie gleicht einer doppelten Keilpresse, ist von Holz, vier Zoll lang, mittelst eines Rings von Messingdrath beweglich und wird mit einem Keil gesperrt, so daß

(22) Die Spannzange ist eine eiserne Zange, womit die Formenblätter an einer Ecke so fest zusammen geklemmt werden, als wären sie an einander geleimt.

(23) Wischen heißt das Mikapulver aus der Form mit einem Hasenfuß wieder herausbringen.

am andern Ende eine Ecke der Form eingezwängt wird, und die Formenblätter sich nicht verschieben können.

Der Moskowsche Schlagstein ist eine niedrige irreguläre Granitwacke oder Wildstein mit einer flachen aber wenig polirten Oberfläche. In zwei Stuben sah ich achtzehn Schlagsteine. Zuweilen wird auf allen zugleich gearbeitet. Die Steine sind klein, dem körperlichen Raum nach kaum einen Kubikfuß groß. Die ganz irreguläre Oberfläche mag etwas über einen Quadratfuß Flächenraum betragen. Mancher dieser Steine ist nicht zehn Zoll hoch. Wegen dieser geringen Höhe liegt jeder auf einen Block von Eichenholz, und ist durch vier, den Block umgebende etwas emporragende Bretter, wie in einen Kasten zwar eingefaßt, aber nicht befestigt, sondern nur vor dem Herabfallen gesichert. Während des Schlagens liegt also der Stein nie ganz unbeweglich. Ich sah sogar einen, dem jene Brettereinfassung fehlte, und den der Arbeiter nicht selten zurechtschieben mußte, damit er nicht vom Blocke herabfiele.

Zum Schlagen sitzt der Moskowsche Goldschläger auf einem andern hölzernen Bock viel zu niedrig und höchst unbequem, mit weit ausgestreckten Beinen. Die Unterlagen der Schlagsteine sind auf der Stubendiele weder befestigt, noch gehen sie durch die Diele in die Erde. Unterlagen und Schlagsteine können weggenommen und in einen Winkel bei Seite gesetzt werden, bis man sie wieder braucht.

Der moskowsche Goldschlägerhammer zum Dünnschlagen, ist von allen mir bekannten Hammer-Arten und Gestalten so sehr verschieden, daß ich es keinem ausländischen Goldschläger übel nehmen

würde, wenn er bei Beschreibung dieses Hammers den Kopf schüttelte und an der Wahrscheinlichkeit meiner Erzählung zweifelte. Hätte ich ihn nicht mit Augen gesehn und in Händen gehabt, ich hätte wahrlich auch gezweifelt, ob mit einem so gestalteten Hammer, Goldblätter sich dünn schlagen ließen. Er wiegt kaum sechs Pfund, hat keine zirkelrunde Fläche, sondern eine stark konvex abgerundete Bahn (24) so lang und dick als das runde Ende eines großen Zainhammers. Er gleicht einer großen eisernen Birne durch deren dicken Stiel ein Loch geht, in welchem der ziemlich dünne hölzerne Hammerstiel befestigt ist. Die Schläge mit diesem sonderbaren Hammer geschehen ganz niedrig, folgen aber so schnell wenigstens in einer Minute neunzig bis hundert Schläge aufeinander. Da aber diese Streiche nicht hoch geführt werden, folglich auch nicht hoch herab auf die Form fallen, so prallt der Hammer, besonders wegen der konvexen unbeträchtlichen Fläche seiner Bahn, nicht hoch zurück und das Schlagen ist nicht mühsam, erfordert auch keine große Geschicklichkeit. Was das Dünnschlagen selbst anbelangt, so geschieht solches auf folgende Art: Der Arbeiter hält seine Form an einer der kürzern Seiten, schlägt von unten nach oben einige Streiche dicht neben einander. Darauf ergreift er die längere Seite der Form und bringt seine Streiche darauf, so daß sie mit jenen der vorigen Lage sich kreutzen. Jetzt wendet er die Form um, daß die untere Seite nach oben zu liegen kommt, und nun wird auch diese Seite auf ebenbeschriebene Art kreutz-

(24) Die Bahn ist die obere und untere Seite des schweren deutschen Goldschlägerhammers. Beide Seiten sind nicht ganz eben, sondern etwas convex.

weise durchgeschlagen. Ist die eine Hand des Arbeiters müde, so nimmt er den Hammer in die andere Hand. Jeder Streich läßt auf dem Pergamentbande einen sichtbaren Eindruck zurück.

Nie hab' ich einen Arbeiter seine Form auswechseln (25) gesehen, welches vermuthlich bei der geringen Formendicke von 150 Blättern nicht nöthig ist. Ich muß es einem praktischen Goldschläger überlassen zu entscheiden, ob bei einer solchen Verfahrungsart das Einhalten und Zwischenortschlagen (26) möglich ist; oder ob nicht vielmehr jene Kreuzschläger ein abwechselnd wiederholtes Treiben (27) Einhalten und Zwischenortschlagen bewirken.

Als ich die Fabrik besuchte, schlugen zehn Arbeiter, deren schnellfolgende, einander durchtönende Schläge ein verwirrtes, dem Ohr höchst unangenehmes Getöse verursachten. Nie sah ich einen Arbeiter seine Form aus dem Bande herausnehmen, um durch das gewöhnliche Gegenlichthalten des Goldblatts zu beurtheilen, wie weit es in der Ausdehnung gediehen. Bey besagter Art zu schlagen ist es kaum möglich, daß sich ein Arbeiter beschädige, welches bei einem Hammer mit breiter Bahn und von größerer Schwere nur allzuoft der Fall ist.

(25) Auswechseln heißt die Form in der Mitte ihrer Dicke theilen, und sie dergestalt legen, daß dasjenige, was so eben oben und unten lag, nun inwendig in der Form zu liegen kommt.

(26) Zwischen jenen Ort oder jenen Stellen schlagen, welche der Hammer vorher am öftersten getroffen hat, damit das Goldblatt eine gleichförmige Dicke erhalte.

(27) Wenn die Schläge auf die Mitte der Formenfläche gerichtet sind, so wird die Ausdehnung des Goldblattes gegen die Seiten des Quadrats getrieben.

Das im Auslande so gefürchtete, einen so grossen Verlust bringende Formenhauen (28) ist bei dem Moskowschen Hammer schlechterdings unmöglich. Ich erkundigte mich in wie viel Zeit eine Form könne gar werden. (29) Wenn das Goldblatt groß genug ist, war die Antwort, so ist die Form gar; es ist aber groß genug, wenn es den Rand der Form beinahe oder ganz erreicht hat. Auch sah ich Goldblätter herausnehmen, die beinahe 47 Quadratzoll groß waren, aus welchen folglich ein gleichseitiges Viereck von wenigstens $6\frac{7}{10}$ Zoll Länge und Breite hätte können gemacht werden: in wieviel Stunden aber, bei einem so leichten und sonderbaren Hammer das Goldblatt eine so grosse Ausdehnung erreichen könne, das war eigentlich meine Frage, die ich aus Bescheidenheit nicht wiederholen wollte. Wie dünn das Blatt schon ist, wenn es in die Dünnschlägerform eingefüllt wird, und ob sie besondere Löthformen (30) haben, weiß ich nicht; gesehen habe ich keine. Einer von den Arbeitern saß beinahe nackend am Schlagsteine, seine ganze Bedeckung bestand in langen Beinkleidern von blauer Leinwand. Es war ein sehr heißer Sommertag, und bei geheiztem Backofen und verschlossenen Thüren und Fenstern herrschte in der Stube eine Aethiopische Hitze.

(28) Fällt der Hammer mit dem Rande seiner Fläche schief auf die Form, so thut er dieselbe Wirkung als hätte man mit einem Beile hineingehauen, und macht oft mehrere hundert Blätter unbrauchbar.

(29) Gar werden ist so viel als fertig werden.

(30) Löthformen bestehen aus Goldschläger-Membranen oder Häutchen und werden gebraucht, wenn die Goldblätter schon so dünne sind, daß sie nicht mehr rauschen, wenn man sie hin und herbewegt.

Das zum Verkauf fertige Goldblatt ist ein ungleichseitiges Viereck von vier und einem halben Zoll Länge und drei Zoll Breite. Wenn aber die Blätter keine gleichseitigen Quadrate sind, wird ein deutscher Goldschläger mich fragen, so braucht man ja zwei Karren zum beschneiden? — Das dachte ich auch, als mir das erste Goldblatt zu Gesichte kam, es fand sich aber daß der Moskowsche Goldschläger weder einen noch zwei Karren braucht; denn er beschneidet mit einem gewöhnlichen etwas breiten Tischmesser. In der linken Hand hat er ein kleines dünnes Lineal, worauf die Länge und die Breite des zu verfertigenden Blatts eingeschnitten ist, so daß jedes Maaß einen Schnabel bildet, mit dem er sein Blatt mißt: das Messer aber, welches er in der rechten Hand hält, ist ihm Zange und Karren zugleich; denn nachdem er eine Ecke des Goldblatts in der Form zurückgeblasen, nimmt er es mit dem Messer heraus, trägt es auf das Beschneidekissen, bläst es zurecht, sticht mit den Schnäbeln des Meßholzes die Breite ab und schneidet mit dem Messer nach dieser Richtung. Darauf kehrt er das Kissen um, sticht die Länge ab und schneidet auch nach dieser Linie. Hat das Goldblatt Löcher oder fehlende Ecken, so stopt (31) er und flickt das Mangelhafte aus, und dazu braucht er die breite Seite seines Lineals, welches am Ende scharf zugeschnitten ist und daher ein Blättermaaß und Stopendrucker heißen könnte. Ist nun ein Blatt beschnitten, so legt er es nicht gleich ins Büchel, sondern vor sich hin auf die W[illegible]tafel, denn auf seinem Kissen ist ihm ein großer Rest, des aus der Form genom-

(31) Schadhafte Gold auch Formblätter ausbessern heißt stopen, vermuthlich von stopfen, zustopfen.

menen Goldblattes nachgeblieben. An diesem mißt er nun, schneidet ab und flickt an und drückt auf bis ein zweites Blatt und ein Theil des dritten herauskommt. Den Abfall sucht er sorgfältig zu vermeiden, er schneidet folglich ganz nahe an der Kante (32) und macht so wenig Schabin (33) als es sich nur thun läßt. Das Beschneiden des ersten Blattes ist schon ziemlich langsam, das zweite aber und der nachbleibende Rest für ein drittes nehmen viel Zeit weg. Da nun die Formblätter, so wie sie aus der Form kommen, viel größer sind als die Verkaufsblätter, nie aber groß genug, um drei von einem herauszubringen, so weiß der Beschneider aus den Resten mehrerer vorher fertig gewordenen Blätter, immer wieder ein Blatt zusammenzusetzen, wozu ihm denn jeder Abfall, groß und klein, dienlich ist. Dadurch verliert er aber bei aller Geduld und Geschicklichkeit im Flicken, nicht nur viel Zeit, sondern auch viel Gold, denn die dicke Kante seines Goldblatts, als die schwerste, bläst er nicht in den Schabin. Ihm ist daran gelegen viel Blätter zu machen, darum flickt er die Reste zusammen, wie sie sich am besten an einander hängen. Das kann aber nicht anders geschehen als durch ein öfteres Uebereinanderlegen, folglich Verdoppeln der Stellen, wo die Kanten der Goldblätter auf einander gelegt werden. Vermöge der grossen Geschmeidigkeit des feinen Goldes ist ein sanftes Andrücken hinreichend aus mehrern Bruchstücken ein zusammenhängendes ganzes Goldblatt zu verfertigen.

(32) Die Kante oder der Rand ringsumher.

(33) Schabin, vermuthlich von einschabender Abfall, welcher wieder eingeschmolzen wird.

Vom Anschneiden (34) der schadhaften Goldblätter scheint der Moskowsche Goldschläger nichts wissen zu wollen. Es würde ihm zu viel Schabin machen. Ich habe einem Knaben von vierzehn Jahren, da er eben beschnitt, zugesehen, dessen ganzer Vorrath von Schabin auf einem Kartenblatt sorgfältig zusammengeklaubt neben ihm lag. Hat nun der Beschneider so viel fertige Blätter auf einander gehäuft, daß ihr Druck sie zusammenkleben könnte, so legt er sein Beschneidekissen bei Seite und trägt die fertigen Goldblätter mit seinem Messer ins Büchel folglich ohne Zange; das Zurechteblasen aber hilft ihm dabei am meisten.

Das Beschneidekissen ist seinem Gebrauch gemäß eingerichtet; da es hin und hergerückt wird, so darf es nicht groß seyn. Es hat daher nur zwölf Zoll Länge und Breite, ist ein vollkommenes Viereck mit braunem Kalbleder bedeckt, flach gepolstert und mit Boluspulver bestrichen. Das Beschneidemesser wetzt der Arbeiter von Zeit zu Zeit auf der Werktafel, die ohne alle Bedeckung, aber sehr reinlich ist.

Die Büchelchen, in welchen die Goldblätter zum Verkaufe fertig liegen, sind von gutem Schreibpapier mit Rothsteinpulver blaßroth gefärbt, auf Buchbinderart sehr gut beschnitten. Eine Schneidepresse sah ich aber nicht, auch nicht das große, breite zweischneidige Messer mit doppeltem Heft, womit der Deutsche mehrere seiner Büchelchen auf einmal durchschneidet. Ich vermuthe daher die Moskowschen werden beim Buchbinder gemacht; denn da

(34) Aus zwei schadhaften Goldblättern durch einen Schnitt ein Ganzes machen.

sie sehr eben und glatt sind, so können sie unmöglich mit dem konvexen Schlaghammer durchgeschlagen worden seyn. Daß sie etwas größer sind als die darin liegenden Goldblätter und folglich ebenfalls ungleichseitige Vierecke, versteht sich von selbst. Jedes Büchelchen enthält sechszig Goldblätter. In einem drei Fuß hohen ziemlich unförmigen hölzernen Rahmen, werden je zwischen zwei und zwei Bretchen so viel Büchelchen eingelegt, als der Raum fassen mag und mit hölzernen Keilen zusammengezwängt. Dieser Rahmen dienet folglich statt einer Presse, in welcher die Büchelchen auf den Backofen gelegt und getrocknet werden. Dieser Ofen wird im Sommer und Winter geheizt, die Häutelsformen darauf zu wärmen. Eiserne Pressen, die auf Flammfeuer gewärmt werden, und die abnehmende Geschmeidigkeit und Ausdehnbarkeit der Goldblätter durch Hitze wiederherstellen, hab ich nicht gesehen, auch keine hölzernen die Formen darin zu verwahren.

Wie warm es in einer niedrigen, mit Menschen angefüllten, im Sommer geheizten Stube seyn müsse, kann man sich vörstellen. Zugwind und dünne Goldblätter taugen nicht zusammen; Thüre und Fenster sind folglich verschlossen.

Die in der Nähe der Stubenthüre sitzenden Beschneider machen sich Schirmvorhänge aus ihren Schaafpelzen, denn seinen Pelz hat der gemeine Russe immer zur Hand; im Winter ist er sein Kleid, im Sommer schläft er darauf, oder deckt sich bei kühler Witterung damit zu.

Die Moskowsche Goldschlägerfabrik ist die einzige im ganzen Russischen Reiche. Einige Petersburger und Moskowsche Kaufleute sind die Unternehmer. Der Meister ist eigentlich Buchhalter,

seine Wohnung ist ein förmliches Comptoir, wo auch die Niederlage der in Menge fertigen Waaren sich befindet. In des Meisters Wohnung habe ich nie arbeiten sehen. Hundert Seelen, das heißt Arbeitsleute gehören der Fabrik als Eigenthum. Den Sommer über arbeiten die Meisten auf den benachbarten Dörfern, wo sie zu Hause gehören, und dem Ackerbau obliegen. Im Winter arbeiten sie auf der Fabrik, wo, während der Sommermonate nur einige zwanzig zugegen sind, die von Zeit zu Zeit abgelöset werden.

Die von Peter dem Großen im Auslande angenommenen Goldschläger haben entweder gar keine Nachkommenschaft hinterlassen oder sie ist ausgestorben, oder ihre Söhne haben andere Professionen erwählt. Gegenwärtig ist in der Fabrik kein einziger Ausländer. Die von den Ausländern ehemals ausgelernten Arbeitsleute — denn das Wort Geselle paßt hier nicht — wurden nach und nach Meister und als die Fabrik nach Moskwa verlegt ward, nahmen diese die Fabrikbauern in die Lehre und bildeten Goldschläger aus ihnen, deren Fleiß und Geschicklichkeit die Anstalt noch bis auf den heutigen Tag in großem Flor erhalten.

Die Waarenpreise sind folgende: Sechszig Blätter von der größten Sorte Gold kosten zwei und einen halben Rubel Kupfermünze, zwei Büchelchen folglich beinahe einen Louisd'or. Sechszig Blätter Zwischengold, achtzig Copeken, funfzig Blätter Silber, dreißig Copeken. Da nun die Fläche eines Goldblatts der größern Sorte dreizehn und einen halben Quadratzoll beträgt, so liegen in jedem Büchelchen acht hundert und zehn Quadratzoll oder fünf und fünf Achtel Quadratfuß Gold: jede ver-

goldete Fläche von der Größe eines Quadratfußes käme folglich auf vier und vierzig und vier Neuntel-Copeken zu stehen, den Arbeitslohn des Vergolders nicht mitgerechnet. Sind nun in Moskwa, wie man vielleicht etwas zu hyperbolisch zu sagen pflegt, Sorok-Sorokow, vierzig Mahl vierzig Kirchen und Kapellen; so kann man leicht denken, wie viel Gold sie verbrauchen. Nun bedenke man die Kirchen und Klöster in den übrigen Städten und Kirchdörfern des großen Russischen Reichs, die unzählige Menge der Heiligenbilder, deren viele, der Lasur wegen, auf einem ganz vergoldeten Grund gemahlt sind, die Prachtbilder der Heiligen in den Häusern und Hauskapellen des Adels, der begüterten Kaufleute, Bilder, die so eingerichtet sind, daß nur Köpfe, Hände und Füße gemahlt werden, das Uebrige aber und die ganze Draperie des Heiligen aus stark vergoldetem Silberblech, in getriebener Arbeit besteht, den steigenden Prachtaufwand der Vornehmen in ihren Stadt- und Landhäusern, und endlich die von außen ganz vergoldeten Kirchthurmspitzen und Kirchenkuppeln; so wird man sich nicht wundern, daß die Moskowsche Goldschlägerfabrik so viele Arbeiter beschäftigen kann.

Unächte Goldblätter oder das sogenannte Falschgold wird in Rußland nicht gemacht. Die dünngeschlagenen Messingblätter, die weder verfälschtes Gold noch Goldschaum sind, kommen als Kaufmanns-Waare aus Deutschland. Das Zeichen des krähenden Hahns, und jenes der Augsburger Auferstehung *) habe ich sowohl schwarz als roth

*) In Deutschland machen zwölf Büchelchen ein Päckchen; um jedes Päckchen wird ein Umschlagpapier ge-

abgedruckt in Petersburgischen und Moskowschen Buden oft angetroffen.



wickelt und auf diesem befindet sich ein Kupferstich oder Holzschnitt, die Benennung der Waare und eine beliebige Figur, die der Meister zum Aushängeschild und zum Zeichen gewählt hat. So hatte denn ein Augsburger Goldschläger die Auferstehung zum Schild und Zeichen gewählt, und sein Goldschaum hieß Auferstehungs-Metall.

V.

Gegenstück zur Mutter der Gracchen.

Die Griechen hatten ihren Tirtäus, der ihnen heroische Lieder sang; möchten doch unsre Krieger einen Mann haben der Alles sammelte, was auf Zeitgenossen wirkt und auf die Nachwelt zu kommen verdient. Hier mein Beitrag: In Petersburg lebt die verwittwete Generalin Rall oder Rahl, Mutter von sechs Söhnen. Der älteste verlor im Schwedischen Kriege beide Schenkel und bald darauf das Leben. Der jüngste ist noch im Pagenkorps. Als die Regimenter ausrückten, bat er dringend auch angestellt zu werden. Seine Jugend verbot die Erfüllung des Wunsches. Die vier ältern Brüder aber folgten alle der Armee. Beim Abschied sagte ihre würdige Mutter: es geht mir nahe vier Söhne auf einmal zu missen, aber es muß seyn. Erziehung gab ich euch; Verstand gab euch Gott; braucht beide recht, so werde ich Ehre an euch erleben und Mutterfreuden, die süßesten unter der Sonne. Der älteste Sohn ist Capitain bei der reitenden Artillerie der Garde zu Pferde. Beim Ausmarsch dieses Regiments ritt Graf Arakschejew neben J. M. dem Kaiser. An der Pforte stieg der Graf von seinem

Favoritpferde ab und schenkte es dem jungen von Rahl in Gegenwart des Kaisers. Fahren Sie fort, sagte er, so brav zu seyn, wie Sie es immer waren; dem Glück und dem Ruhm soll dieser Gaul Sie entgegen tragen. — Das Pferd hatte 800 Rubel gekostet. — Im Kaiserlichen Wagen fuhr der Graf nach der Stadt zurück. Wird nicht unser Kaiser Alexander nach dieser Familie sich näher erkundigt haben? — O, gewiß! gewiß hat Er sich nach ihr erkundigt; denn wie ich höre steht der brave Capitain Rahl, der bei Friedrichsham der Schwedischen Kriegsgefangenschaft durch Schwimmen entging, schon auf der Beförderungsliste als Oberster. Die Frau Generalin von Rahl kann also wie die Mutter der Gracchen, wenn sie von ihren Söhnen spricht, sagen: Diese sind mein Putz, mein Schmuck, mein Staat und mein Stolz.

☿ H. L.....

Extrablatt. No. 6.

Historische, philosophische und politische Aphorismen.

Kammerdiener.

Sey doch niemand kalt und gleichgültig gegen einen Kammerdiener oder beleidige ihn wohl gar! Ist er nicht meistens der einzige Cicerone, der in's Audienzzimmer führt, eine ihm gesagte Artigkeit oder ein ihm in die Hand gedrücktes schönes Stück Geld der einzige Dieterich, der die Thüre desselben öffnet? Vermag nicht ein nachtheiliges Wort von ihm sehr oft die erhabene Stirn der Großen mit Wolken zu überziehen, oder ein günstiges das einflußreiche Düster derselben zu zerstreuen? —

Kleon.

Als Kleon an das Staatsruder der Republik getreten war, wollte er seinem öffentlichen Schritt das Gepräge des Neuen und Auffallenden geben. Den Tag nach seiner Erhöhung ließ er demnach seine Freunde zu sich einladen. Alle eilten schnell herbei, denn der holde Wind der Hoffnung schwellte ihre Segel. Allein wie erstaunten sie, wie fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen, als sie der neue Staatsregent auf folgende Art anredete: „Ich habe Euch in meinem Hause versammelt, um Euch daraus weg-

zujagen, und um Euch zu erklären, daß ich wohl euer wahrer Freund war, so lange ich im Privatstande lebte; daß ich aber gegenwärtig als obrigkeitliche Person Eurer Freundschaft entsagen muß." — Der Thor! Er hielt diese Erklärung für ein Originalstück der Tugend, für eine Handlung heroischer Rechtschaffenheit, für das Schönste, was je in Athen seit der Erbauung der Stadt, von Theseus bis auf Kleon geschehen sey.

Tyrannen.

Tyrannen wachsen nicht wie Pilze, sondern nur allmählig wie Pflanzen, die ihre gehörige Zeit haben müssen, um eine beträchtliche Größe zu erreichen und reif zu werden. Nicht gleich Anfangs fühlen sie sich stark genug, Rom in Brand zu stecken, den Senat unter bezahlten Dolchen bluten zu lassen, die Natur durch ihre Ausschweifungen zu schänden und ihr durch Vatermorde den Krieg anzukündigen. Höfische Schmeicheleien legen den ersten Keim zu dieser Verderbniß. Ohne solche pestartige Winde, keine solche zertrümmernden Stürme. Ein guter Fürst ist eine Wohlthat für die Welt, ein böser ärger als eine Landplage. Niemand versündigt sich gröber an den Menschen, als wer einen Volksherrscher verdirbt. Erträglicher wäre es noch, sie vergifteten alle Brunnen und alle Quellen des Landes; so würde doch der Himmel reines und gesundes Wasser schenken. Ist aber das Herz des Regenten einmal vergiftet; so ist alles verloren. Die hündischkriechenden Schmeichler sind es die unsern ganzen Haß verdienen, die uns in diese Grube des Elends stürzen, wo alle Hülfe fremd ist.

Nüchternheit des Geistes.

Nichts ist mehr zu empfehlen als diese. Ein großes Genie, das isolirt steht, ist ein großer Hebel, Fehler zu begehen. Wenn das Urtheil es nicht beschwichtigt und gleichsam abstumpft, um es dem Gebrauch zu unterwerfen und dem Beispiel und der Praxis anzuschmiegen; so ist diese durchdringende Lebhaftigkeit mehr dazu geeignet, Fragen

der Metaphysik aufzulösen, als gute Rathschläge zu ertheilen, etwas geschickt zu unternehmen und auszuführen. In der That wollen die menschlichen Handlungen, um mich so auszudrücken, menschlich verrichtet seyn, d. h. durch mögliche und bekannte Mittel; auf eine Art, die dem Körper wie dem Geist entspricht; mit Gründen, die bisweilen in die Sinne fallen, und nicht immer in der höhern Region der Seele hängen bleiben. Die überweisen Ausklügler, welche anders verfahren, sind gut Negoziazionen zu stören; aber untauglich, Geschäfte abzuschließen. Treffliche Männer, um einen Staat aufzurühren und schlechte Minister, um ihn zu regieren. Die Verwirrung ist ihre Lieblingssphäre. Den Dämon der Luft gleich, mischen sie sich unter den Donner. Sobald aber die Ruhe wiedergekehrt ist, ist ihre Kraft gelähmt.

Aemter.

„Talente und Rechtschaffenheit begründen ein Recht auf ein Staatsamt!" Dies ist ein Axiom der politischen Vernunft. Aber die Praxis verlöscht gewöhnlich die Fackel der Wahrheit und läßt — Geburt, Rang, Reichthum, Konnexionen, Gleisnereien ꝛc. entscheiden. Man will einen Gesandten nach Paris senden, um eine bessere Entschädigung auszuwirken. Wen wählt man? Ich denke einen Mann, dessen Charakter schon Achtung einflößt, der mit einem hellen gewandten Geist gründliche Sprach- und Sachkenntnisse verbindet, der durch seine anspruchlose Sittenreinheit iedermann zu gewinnen weiß. ? — O nein! — Einen plumpen beschränkten Hauptmann von den Chevauxlegers. Warum das? — Weil er der leibliche Bruder der Maitresse ist, weil man ihm eine ansehnliche Revenüe zuzuspielen wünscht, weil man einen, wenigstens scheinbaren, Grund hervorsucht, seine Brust mit einen Stern oder Kreuz zu dekoriren.

Ein alter verschwenderischer Wüstling, der schon in seiner Jugend in Konkurs gerieth, der, um wieder neue

Kräfte zu sammeln, in Pyrmont eine Zeitlang einer Pharobank vorstand, der Akademien nur höchstens auf der Durchreise sah; der aber von Politik und Oekonomie mit einer so hinreißenden Suade spricht, als wenn sein aufgedunsener Kopf ein lebendiges Magazin der Prinzipien dieser Wissenschaften wäre, wird — Finanzminister. Wie geht das zu? — Der Mann hat große Verdienste. Als der regierende Fürst als Erbprinz öfters in Geldnöthen steckte, war dieser alte Herr ein Lieferant, der ihn nie im Stich ließ.

Herr Welfing, ein ekelhaftes Kompositum von Fadheit und Niederträchtigkeit, wird Justizpräsident. Und aus welchem Grunde? — Er war einer von den politischen Spürhunden, die dem argwöhnischen Fürsten während einer gewissen Krisis durch Brieferbrechen und ähnliche edle Künste ersprießliche Dienste leistete. Er war es, der ihm eine neue Beischläferin verschrieb, als die alte an dem Mal de Naples nach dem Orkus übergegangen war: der bei der wirklich großmüthigen Ausstattung seiner Bastarde den Geschäftsträger und das rapportirende Windspiel machte. Der Flachkopf hat sich seit kurzem eine glänzende Bibliothek angelegt, wahrscheinlich in keiner andern Absicht, als warum gewöhnlich überreiche Lords mit dieser kostspieligen Hausmeuble versehen sind. Wenn er aber dadurch den Geruch der Unwissenheit, in dem er beim Publikum steht, zu vernichten gedenkt, so irrt er gewaltig. In der That ist seine Ignoranz, mit höhnendem Eigendünkel gepaart, keine Kleinigkeit. Nur ein paar Beispiele: Eine lateinische Urkunde war zu vertiren. „So etwas, erklärte er mit voller Unbefangenheit, ist keine Arbeit für einen Justizpräsident, wohl aber für einen Jungenpauker auf dem Gymnasium. Auch muß ich gestehen, verachtete ich immer die lateinische Sprache, weil sie mir zu pedantisch klang." — Man sprach in einer ernsten Männergesellschaft von Seneka's Buche de beneficiis. „Dieser Doktor des kanonischen Rechts, fiel Welfing ein, ist mir bekannt. Ich besitze ihn selbst." —

Es kam die Rede auf Morea. Sogleich tischte der allzeitfixe W. eine Geschichte von einigen Mohren auf. „Diese Anekdote, sagte er selbstgefällig, ist vollkommen à propos, denn Morea ist ja ihr Vaterland.“ — —

Agrippa und Mäzenas.

Groß ist der Umfang der Erde, groß die Zahl der Völker, die sie bewohnen; aber schwerlich hätte August in seinem ganzen Reiche zwei bessere und wirksamere Werkzeuge der ruhmvollen Plane, mit denen er schwanger ging, auffinden können. Würde er wohl ohne diese beiden Männer den ewigen Frieden, mit dem er das Weltall beglücken wollte, haben zu Stande bringen können? Ihrer bedurfte er, um die Freien zum Gehorsam zu bereden, um seinen Waffen bei den Ueberwundenen Achtung zu verschaffen, um eine allgemeingefürchtete Macht einem jedem erträglich und angenehm zu machen. Beide waren Freunde, August's würdig. Erhellt durch das reinste Licht der Weisheit, wenn es zum Berathschlagen ging; glühend vor Eifer und Treue, wenn man zur Ausführung der Beschlüsse schreiten mußte. Bald befolgten sie August's Absichten, bald kamen sie denselben zuvor. Nicht blos seinen Worten und Befehlen, sondern auch seinen Winken und Wünschen gehorchten sie. Ein Regent, der solche Minister hat, kann wohl sicher der Erholung pflegen, ohne die öffentliche Ruhe zu gefährden. Solche kraftvolle Stützen aber sind seltene Gaben des Himmels. Würde wohl Bonaparte den mächtigen Kaiserthron der Franzosen bestiegen haben, wenn er nicht ähnliche Gehülfen gefunden hätte? —

Heirathen.

Frau und Kinder sind mächtige Fesseln für einen Mann, der auf der Laufbahn des Ruhms wandelt. Wer damit versehen ist, hat dem Schicksal Pfänder anvertraut und unternimmt alles mit Zaghaftigkeit, aus Furcht, seine Güter einzubüßen. Die Trauergestalt seiner ihn beklagenden Wittwe, der stumme schmerzgebeugte Kreis seiner hülflosen

unerzogenen Kinder, schwebt ihm beständig vor Augen. Die Gedanken an seine Herzblätter mischen sich in alle seine Ueberlegungen und Entwürfe. Und will einmal das Feuer seines Kopfs ihn emporschwingen, der Muth seiner Seele ihn losreißen; so schleudert ihn jener zweite Gedanke unaufhörlich in die niedre Sphäre, auf den vielbetretenen Pfad der Alltagsmenschen zurück. Er zieht nicht eher zu Felde, bis ihm wiederholte ausdrückliche Befehle jedes längere Zaudern zum Verbrechen gemacht haben. Er hebt die Belagerung eines Orts auf, dessen Besatzung im Begriff steht, die weiße Fahne auszuhängen, weil er den heimlichen Geboten und Beschwörungen seiner zärtlichbesorgten Gattin nachgeben muß. Bei den ausgezeichnetsten Vorfällen, bei den erwünschtesten Gelegenheiten seufzt er nach Ithaka's traulichem Heerde, nach seiner geliebten Penelope. Er zieht die Runzeln einer alten Frau, die ihn zu Hause sehnlichst erwartet, dem Kranze der Unsterblichkeit vor, den ihm ein längeres Ausharren bei der Armee verheißt.

Seit Ringulf sich verheirathet hat, scheint er nicht mehr der nehmliche Mensch zu seyn. Vormals hielt er es für etwas Großes und Edles, sein Leben für das Vaterland aufzuopfern; jetzt hält er es für kanibalische Grausamkeit, seine Tage nicht so lange als möglich zum Besten seiner Familie zu fristen. Die kriegerische Tugend ist ihm nun ein eitles Phantom, weil er sie nicht durch ein Testament auf andere übertragen kann; Reichthümer und Ehrenämter, wodurch er die Seinigen glücklich machen kann, sind jetzt das einzige Ziel seiner Anstrengungen. Wäre Stillkon nicht verheirathet gewesen, so würde das Ende seines Lebens eben so heiter gewesen seyn, als seine Rolle im ersten Akt glänzend war. Prinz Moriz von Oranien, der gewiß nicht unter die Klasse der Alltagsmenschen gehört, konnte sich nie zum Heirathen entschließen. Entweder befürchtete er, daß seine Kinder ihm unähnlich werden möchten, oder daß er ihrentwegen etwas zum Nachtheil der öffentlichen Freiheit

unternehmen könnte, aber er hielt es für seine Pflicht, seine Liebe dem Vaterlande ungetheilt zu erhalten.

Die Großen der Erde.

Viele von ihnen rufen mir die sterilen Berge in's Gedächtniß, die mir bisweilen hin und wieder aufgestoßen sind. Kein Grashalm, keine Staude läßt sich auf ihnen blicken. Sie berühren mit den Gipfeln ihrer Häupter die Wolken und dienen der Erde nur zur bleiernen Bürde. Ihre Unfruchtbarkeit macht, daß man ihre gigantische Höhe verwünscht. Eben so sind viele von jenen Menschen, welche die Ueberschrift bezeichnet, nicht minder unnüz, als groß. Ich betrachte sie, wie eitle Schaustücke der Macht und der Pracht der Regenten, wie Kolossen, die sie errichtet, wie Pyramiden, die sie erbaut haben. Es sind Lasten, welche alle Theile des Staats zu Boden drücken. Sie gehören nicht selten zu den Misgriffen der Fortuna, jener Göttin ohne Augen und Urtheil, welcher Rom so viele Namen gab und zahllose Altäre weihte. Wer hat nicht von jenen willsüchtigen Königinnen reden gehört, die sich in einen Zwerg, in einen Mohr, ja gar in einen Stier und in einen Hengst verliebten? Madame Fortuna hat beinahe mit diesen fakrinden Prinzessinnen einerlei Humor gemein. Gewöhnlich wählte sie den häßlichsten und ungestaltesten zu ihrem Günstling. Vatinius nnd Kato bewerben sich um die Prätur. Die Tugend des leztern muß weichen. Um nichts schlimmeres zu sagen, die Glücksgöttin ist eine Verschwenderin, die ihre Schulden nicht bezahlt.

Dichter.

Die Dichter waren die ältesten Lehrer des Menschengeschlechts. Sie waren es, welche die ersten Grundsäze der Politik und Moral in ihren Gesängen vortrugen. Sie entdeckten die Wahrheit, welche die Philosophen späterhin mehr aufhellten und auseinander sezten. Sie erkannten in kurzem das Bedürfniß der Gesellschaft und den Mangel der Einsamkeit. Daher theilten sie ihren Helden außer einem

rathgebenden Jupiter und einer rathgebenden Minerva, außer andern Göttern und Genien, noch Menschen zur Begleitung zu, um sie bei ihren Unternehmungen zu unterstützen; oder andere Heroen, um zugleich mit ihnen zu handeln. Während Herkules die Köpfe der scheußlichen Hydra abhaut, ist Jolaus beschäftigt, dieselben zu brennen, um den frischen Aufwuchs zu verhindern. Diomedes thut nichts ohne den Ulyßes. Agamemnon's Thaten entkeimen den Rathschlägen Nestor's. Sein heißester Wunsch ist der: zehn Männer zu haben wie Nestor. Diese Aeußerung schadete keineswegs seinem wohlgegründeten Rufe. Nie machte es ihm Griechenland zum Vorwurf, daß er Nestor's weisem Rath sein Ohr geliehen. Im Gegentheil ist es ein unumstößlicher Satz der Politik: Daß ein ungeschickter Regent weder gut berathen, noch gut bedient wird.

Kriege.

Große Wirkungen haben nicht immer große Ursachen. Die Triebfedern sind verborgen, die Maschienen kommen zum Vorschein. Nach und nach springen auch jene in die Augen, und nun kann man sich kaum von seinem Erstaunen erholen, daß sie so schwach und klein waren. Man schämt sich der hohen Meinung, die man bisher von ihnen hegte. Eifersucht aus Liebe zwischen einigen Privatpersonen sind der Brennstoff zu einem ganzen Kriege. Ertheilte oder zufälligerweise angenommene Namen, eine verschiedenartige Farbe bildet Partheien und Fakzionen, welche das Reich in seinen Angeln erschüttern. Das Wort einer Devise, das Façon einer Livrée, der Bericht eines Bedienten, eine geheimnißvolle Erzählung hinter der Gardine sind dem Anschein nach nichts; allein aus solchen Nullitäten entstehen die Trauerspiele, in welchen Blutströme fließen, Myriaden von Köpfen unter dem Schwerdt oder Henkerbeil fallen werden. Es ist nur eine vorüberziehende Wolke und ein Fleck in einem Winkel der Luft, der sich eher verliert

als daß er da bleibt. Und dennoch ist es dieser dünne Dunst, diese kaum sichtbare Wolke, welche die unseligen Stürme, die die Staaten empfinden und das Weltgebäude bis in seine Grundfesten zittern machen werden, erregen. Oft wähnte man, das Interesse der Herren setze die ganze Erde in Brand und in der That waren es die Leidenschaften der Diener.

Als der König von Persien nach Griechenland kam, fehlte es ihm nicht an scheinbaren Vorwänden, um seinen Angriff zu rechtfertigen. Seine Manifeste verhießen von seinen Planen Wunderdinge. Weder an Ansprüchen noch an Rechten fehlte es ihm. Der große König, hieß es, käme nur in der Absicht, die kleinen Tyrannen zu züchtigen; übrigens bringe er dem Volke, statt seiner magern und unfruchtbaren Sklaverei, eine reiche und überflußverbreitende Freiheit. Er versteckte seinen eigentlichen Plan auf mehr als eine Art, und schwor vielleicht obendrein, daß ihm derselbe unmittelbar, von den unsterblichen Göttern eingegeben worden, und daß die Sonne selbst die erste Urheberin sey. Inzwischen mochte er Manifeste ausgestreuet und sein Unternehmen mit der Farbe der Gerechtigkeit und Religion geschminkt haben, wie er wollte, so verhielt sich doch in Wahrheit die Sache also:

Einen griechischen Arzt, der zum Hofstaat der Königin gehörte, wandelte die Lust an, den pyräischen Hafen einmal wieder zu sehen und athenische Feigen zu kosten. Er entwarf daher den Plan zu einem Kriege, theilte ihn seiner Gebieterin mit und wußte sie dafür zu interessiren. Die Königin führte wahrscheinlich das Pantoffelregiment und leitete die Entschlüsse ihres Gemahls. Nun brachte der König der Könige, der mächtige und furchtbare Xerxes, eine Armee von dreimalhunderttausend Streitern auf die Beine, ließ Berge durchschneiden, Flüsse austrocknen, das Meer ausfüllen, um — einen Charlatan in sein heimisches Land zu führen! — Ich dächte dieser Schmecker hätte wohl seine

Reise mit wenigern Unkosten und in kleinerer Gesellschaft unternehmen können.

Eben so einzig und drollig war ein Vorfall, welcher sich im Königreich Mazedonien, mehr als achtzig Jahr vor Philipp's Geburt, zutrug. Ich rede von der Gemahlin des Meleager, die ihren Mann, den Gouverneur eines Grenzorts und General der Reuterei, in einen Aufstand verwickelte und zwar sicher aus triftigen Gründen. Der Ruf von dem Geist und der Galanterie dieser Frau drang bis zu des Königs Ohren. Es erwachte daher in ihm die Lust, sie eines Tages unter vier Augen zu sprechen. Einem gekrönten Haupte konnte es nicht schwer fallen, von ihr eine Gunstbezeugung zu erhalten, die sie weit geringern Herren, ja sogar, wie die Lästerchronik sagte, schönen rüstigen Burschen aus der Dienerschaft gern bewilligte. Denn ihre Gewohnheit war es eben nicht, die Standhaftigkeit ihrer Liebhaber zu ermüden oder gar jemand aus Verzweiflung sterben zu lassen. Der König fand sich demnach zur bestimmten Stunde ein. Da er sie aber unglücklicherweise ganz anders fand, als er sich vorgestellt hatte; so gab er ihr unverholen seine Abneigung zu erkennen, und verließ sie sogleich voll bittern Aerger über seinen Irrthum. Diese Schmach verwundete unsere Donna aufs tiefste, um so mehr, da sie von ihren Verdiensten und Reizen keine kleine Meinung hatte. Rache! Rache! war jetzt ihr einziger Gedanke. Sie glaubte diese nicht besser ausüben zu können, als wenn sie die Treue ihres Gemahls bestäche, und ihn den Dienst seines Herrn abspenstig machte. Alle Zauber ihres Geistes und ihres Antlitzes wurden in dieser Hinsicht aufgeboten. Die leichtgläubige Seele des Mannes wurde nun durch die feinsten Erfindungen bestürmt, deren ein ränkevoller Weiberkopf nur fähig ist. In der Glut ihrer Rache wünschte sie nur eine ganze Maße von Männern zu haben, um dem Könige desto mehr Feinde auf den Hals zu schicken, um durch desto mehr gezückte Dolche Genugthuung fordern zu können.

Diesem zufolge verließ Meleager die königlichen Dienste und ging zur Parthei des Tyrannen über, ohne selbst das Motiv dieser Handlung, noch die Leidenschaft zu kennen, die er rächen sollte. Er spielte eine Rolle, die er selbst nicht begriff. Er war der Soldat seiner gekränkten Frau und bildete sich ein, einer der vornehmsten Anführer des Bundes zu seyn. Man kann hieraus sehen, daß man sich in dem Urtheil, das man über die Handlungen der Menschen fällt, leicht betrügen kann, indem sehr oft gerade diejenigen, die sie verrichten, die ersten Betrogenen sind, weil sie nicht immer die wahre Ursache davon kennen. Nicht selten sind sie weiter nichts als blinde Werkzeuge.

Mazedonien's spekulative Köpfe ermangelten nicht, über Meleager's Auflehnung scheinbare und plausible Gründe auszuklügeln und öffentlich bekannt zu machen. Einige sagten, ein Verweis, den ihm der König in Gegenwart der thessalischen Gesandten ertheilt habe, sey ihm so tief ins Herz gedrungen und habe ihn so gefährlich verwundet, daß er nie wieder genesen könne, daß die späterhin ihm erwiesenen Gunstbezeugungen keinen Eindruck auf ihn gemacht und daß das Andenken an die ihm zugefügte Beleidigung das Gefühl der unzähligen genoßenen Wohlthaten erstickt habe. Andere führten als Grund die Verweigerung einer Stelle an, um welche er für seinen Sohn nachgesucht. Noch andere entschuldigten seine Abtrünnigkeit mit der Vaterlandsliebe und mit seinem Eifer für die alte Religion, welche der Tyrann zum Vorwand nahm, um den König zu bekriegen.

Alle Geschichtschreiber versuchten an diesem Gegenstand ihren Scharfsinn und alle waren vergebens spitzfindig und sinnreich. Der eine suchte die Quelle des Uebels hier, der andere dort, kein einziger fand sie. Nicht einer fiel auf die verstimmte Laune, auf den Grimm der Gemahlin des Meleager, welche doch die alleinige Schöpferin seines Abfalls war, bis erst ein späteres Jahrhundert den Flor des Zweifeldunkels zerriß.

Schiffe, die aus dem Orient kommen, müssen die Quarantaine aushalten, ehe man die Mannschaft landen läßt. Sollten nicht auch neue Bekannte, ehe man den Bund der Freundschaft schließt, einer philosophischen Quarantaine unterworfen seyn? —

Mit der Freundschaft verhält sich's wie mit dem Hochheimer. Ueberall ist er um einen billigen Preis zu haben; aber nur an wenigen Orten echt.

Bei den Männern schwebt immer die Ehre, bei den Weibern die Liebe auf der Zunge. Beide haben verschiedene Steckenpferde, um einerlei Ziel zu erreichen, nehmlich — irdische Glückseligkeit.

Die Liebe ist der Tyrann der Greise, und der König der jungen Leute.

Die alltägliche Freundschaften der Welt gleichen böhmischen Steinen. Sie glänzen lieblich; haben aber gar keinen oder nur einen geringen Werth.

Starke Seelen lieben, schwache Seelen verlangen.

Die Liebe ist die heftigste unter allen Leidenschaften, denn sie greift zugleich Kopf, Herz und Körper an.

Die Liebe liebt die Thränen und Seufzer, wie das sonnegedörrte Gras die erfrischenden Perlen des Morgenthaus und das labende Fächeln der Weste.

Sanfte Sprödigkeit ist ein Stachel der Liebe. Einen Siegeskranz, der viele Schweißtropfen kostete, ehrt man am meisten.

Die Liebe ist mit Recht ein Weib, schon deshalb, weil sie das Maskenspiel liebt.

Die Liebe ist im Allgemeinen das energischste Gefühl, dessen die Weiber fähig sind. Sie macht gewissermaßen ihre Seele, ihren Reiz, das Glück und die Qual ihres Lebens aus. Bei den Männern hingegen ist diese Leidenschaft ephemer, eine Gefährtin des jugendlichen Feuers, die aber gewöhnlich mit dem Lenze des Lebens flieht, um stärkern und dauerhaftern Neigungen Platz zu machen.

Die Freundschaft ist ein Gut, für das es kein Aequivalent giebt.

Die wahre Freundschaft ist eifersüchtig. Sie verabscheut die Theilung des Herzens eben so sehr als die Liebe.

Eine stolze und edle Seele, welche starke Leidenschaften empfunden hat, flieht, fürchtet und verachtet die Galanterie, so wie die Seele, die einmal das himmlische Feuer der Freundschaft begeisterte, gemeinen Verbindungen aus dem Wege geht, und jedes kleinliche Interesse gering schätzt.

Junge Weiber haben mit den Königen ein Unglück gemein, nehmlich das, keinen Freund zu haben. Glücklicherweise aber empfinden sie dieses Unglück eben so wenig als die Könige. Die Größe auf der einen Seite, und die Eitelkeit auf der andern macht sie dagegen gefühllos.

Die Ehe verhält sich in der Regel zur Liebe, wie der Rauch zur Flamme.

Ein Verliebter, der einen kalten Vernünftler bemitleidet, ähnelt einem Menschen, der magische Feenhistörchen liest, und diejenigen bespöttelt, welche die Geschichte studiren.

Die Liebe gleicht einem stürmischen Dithyramb, die Freundschaft einer Elegie oder Ode. Man muß beide empfunden haben, um lebhaft überzeugt zu werden, daß der Freundschaft unstreitig der Vorzug gebühre.

Dem schweisbetrieften Pilgrim in Arabien's brennenden Wüsten schmeckt ein Trunk aus einem frischem Quell nicht halb so süß als Liebenden ein Kuß.

Mache damit den Anfang, Dein eigener Freund zu werden, dann erst suche Freunde außerhalb! —

Gewöhnliche Freundschaften wachsen schnell wie die Erdschwämme; sind aber auch eben so sehr Kinder der Vergänglichkeit.

Wer dem Geflüster der Liebe sein Ohr leiht, öffnet auch schon ihren Bolzen die Thüre zum Herzen.

Nur Einmal liebt der Mensch mit dem höchsten Maaße der Innigkeit. Die zweite Liebe mag ein Tempe seyn; aber ein Elysium ist sie wahrlich nicht.

„Der verdient nicht zu leben, sagte Demokrates, der keinen Freund hat.“ — Ich glaube er hat Recht.

Man sagte zu jemanden, der sehr beschäftigt war: „Sie sind verliebt. — „Die Liebe, erwiederte er, ist das verzogene Kind des glücklichen Müssiggangs; die Arbeit ist ein Großvater dessen Schwelle es selten oder nie betritt.“ —

Der gröste Kosmopolit ist ohne Zweifel Kupido. Kein Klima, kein Land, keine Stadt, wo er nicht zu Hause wäre.

In der Hofluft athmet alles Freundschaft, so lange der Haß nicht förmlich erklärt ist.

Ein Liebhaber, der eine Lobrede auf die Dame seines Herzens hält, gleicht einem Höfling, der den Enkomiasten seines Fürsten macht.

Fürsten.

Ihre gewöhnliche Erziehung widerspricht durchaus ihrer Bestimmung. Man müßte ihnen, nachdem sie die Welt betreten, eine ansehnliche Periode hindurch ihren Rang verheimlichen, man müßte sie alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft durchwandern und mit den labyrinthischen Verschlingungen des Lebens vertraut werden lassen; und dann erst, wenn sie einen festen Gang sich eigen gemacht hätten, sie die schlüpfrigen Stufen des Throns hinaufführen. Wie kann ein Mensch, der die Welt und ihre Bewohner nie genau kennen lernte, der sich nie die schwere Kunst erwarb, seine Leidenschaften zu bekämpfen, der nie vergebens wünschte, nie darbte, nie die Hütten der Armuth und die Wohnungen des Jammers betrat, wie kann der die wahren Bedürfnisse eines Volkes kennen, wie kann der seine Bürger an dem beglückenden Gängelbande der Milde, Weisheit und Gerechtigkeit führen? —

Die Wahl eines Ministers ist für einen Fürsten ein delikater Punkt. Einen grossen Theil seines Lebens sollte er darauf verwenden, den Charakter desjenigen zu studiren, den er zum Depositar seines Ansehens und seiner Macht, zum Schiedsrichter des Volksglücks ernennen will.

Die Baukunst ist eine Liebhaberei, die dem Fürsten wohl ansteht und dem Volke sehr nützlich ist. Für die Armen wird sie eine Quelle des Verdienstes, für die Künstler ein Sporn, ihre Talente immer mehr zu entwickeln und zu vervollkommnen, für den Regent ein unschuldiges Mittel, seinen gebildeten Geschmack und seine Liebe zur Gemeinnützigkeit durch öffentliche Denkmähler zu beurkunden.

Möchten nur alle Regenten denken wie Heinrich IV. von Frankreich! „Selbst den geringsten meiner Bauern, sagte er, will ich in den Stand setzen, daß er des Sonntags ein Huhn im Topf haben kann." Regenten! fürchtet nichts von einem Volke, das der Ackerbau beschäftigt, der Handel bereichert, die Verfeinerungen des Wohllebens in einen sanften Schlummer einlullen, die Künste und Wissenschaften vergnügen; aber befürchtet alles von Bürgern, die nichts zu verlieren haben, und wie die Lazzaroni den Himmel zum Obdach wählen.

Als man in Europa hörte, daß Zaar Peter mit dem großen Plane schwanger gehe, seine Barbarenhorden zu einer polizirten Nazion zu erheben, stieß man allenthalben schmunzelnd die Köpfe zusammen und sagte: „Der Zaar ist nicht bei Sinnen. Russen zivilisiren? Das ist rein unmöglich!" — Inzwischen zeigte Peter bald, daß ein Fürst voll Geist und Energie das Unmögliche nur zu wollen braucht, um es möglich zu machen. „Was würde er nicht in Frankreich bewirkt haben, sagte Voltaire, nach dem zu urtheilen, was er in Rußland that? Hier baute er mit Backsteinen, dort würde er Marmorpalläste aufgeführt haben." —

Friedrich der Große überhäufte Männer von ausgezeichneten Talenten mit Wohlthaten (Voltaire genoß 7000 Thlr. Pension;) während gleichzeitige deutsche Fürsten — Maitressen, Zwerge und Hofnarren mit Wohlthaten überhäuften. Chacun à son gout! —

Ein Fürst, der die Gesetze nicht achtet, zertrümmert das Bollwerk seiner eigenen Sicherheit. Wenn das Gesetz nicht

für den Regierten wacht, wer wird dann für den Regierer wachen?

Seine Wache?

Myriaden von Armen vermögen wohl einen Gebieter zu vertheidigen; aber nicht gegen einen Verrath zu schützen.

Die Majestät der Gesetze?

Er kann sie nicht zu Hülfe rufen, denn er durchlöcherte ihre Schranken.

Die Furcht?

Nach dem größten Uebel ist kein größeres zu fürchten.

Die Gewalt?

Sie vermag nichts gegen die Verrätherei.

Ein Fürst, der die unbebauten Strecken seines Landes urbar machen läßt, erobert ohne Schwerdtstreich reiche Provinzen. Mit gerechtem Stolz blickt er dann auf die fridliche Palme, die sein Haupt beschattet, auf den Aehrenkranz, den ihm Ceres um die Schläfe wand; und achtet nicht des bluterkauften Lorbeers, der sich durch das wilde Lockenhaar des weltstürmenden Helden schlingt.

Die Höflinge klagen, der Fürst von X. sey geizig; das Volk rühmt, er sey freigebig. Gibt es wohl einen schönern Lobspruch? —

Man hat wohl öfters gesagt, Peter I. sey Karl XII. weit überlegen gewesen; das Warum? aber hat man nicht selten vergessen. Es liegt, wie ich glaube, darin, daß Karl seine Zeit auf kriegerischen Streifzügen vergeudete; während Peter die seinige aufs Regieren verwendete.

Helden.

Wer ist der größte von zweien Helden? Der, welcher seinen Nebenbuhler am meisten ehrt. Ein hochgepriesener Heros der neuern Zeit raubte seiner Glorie die glänzendsten Stralen, indem er das Lebensglück seines edlen Rivals mit der Keule seiner usurpirten Gewalt zermalmte. Wie schön klingt es, wenn Condé in einem Augenblick der Verlegenheit ausruft: „O daß ich nicht einmal zwei Stunden mit Turenne's Schatten reden kann!" —

Die Zeit und große Ereignisse, die dieselbe herbeiführt, modifiziren allerdings den Charakter der Nazionen; allein der eigentliche Grundstoff desselben wird nur mit der Aufhebung ihrer Existenz verwischt. Gleichen nicht noch immer die neuen Deutschen in ihren Hauptzügen den Deutschen wie sie Tazitus schildert? — Malt nicht Klaudian mit demselben Pinselstrich das alte und neue Spanien, wenn er sagt:

Frugum
Illa ferax, et egena, licet pretiosa metallis.
Principibus fecunda piis? — *)

Sind die Franzosen unter den Fittigen des kaiserlichen Adlers wohl viel anders, als zur Zeit der Cäsaren und Bourbone? — Ein Gallier schenkte, um an die Tafel des Kaisers gezogen zu werden, dem Offiziere, der die Einladungen besorgte, 200,000 Sesterzien. Am folgenden Tage ließ der Fürst eine Versteigerung halten, und dem Gallier eine Kleinigkeit für 200,000 Sesterzien zuschlagen, indem er sagte: „Du wirst heute Abend mit dem Kaiser speisen und zwar von ihm selbst eingeladen.“ — Sind wohl Mably's **) Gemälde den Franzosen der neuern Periode so ganz unähnlich? — „Die Franzosen fuhren fort, sagt er, sich ihren Leidenschaften und den Zufällen zu überlassen, verwechselten die Zügellosigkeit mit der Freiheit, die Gewalt der Gesetze mit der Tyrannei, und bildeten eine Gesellschaft ohne Regierung und Prinzip. Sie gewöhnten sich in dem anarchischen Zustande an die Unordnungen, denen sie nicht abzuhelfen verstanden, das Interesse des Stärkern schien beständig das öffentliche Wohl zu entscheiden.“ ꝛc. — „Sie sind von unersättlicher Habsucht, von unheilbarem Leichtsinn, außerordentlicher Unklugheit und Sorglosigkeit, gepaart mit der höchsten Unwissenheit

*) Fruchtergiebig und arm, wiewohl an Metallen reich. Mit frommen Fürsten gesegnet.

**) Observations sur l'histoire de la France. T. I. p. 123. I. p. 143. II. 43. II. 162. II. 18. III. 11. II. 115. III. 21. III. 262. u. f.

und Unkunde ihrer Geschichte, mehr eitel als ehrbegierig, und setzen ihre Ehre darin, sich nach eigener Willkühr zu betragen. Sie sind überdies hochmüthig und aufrührerisch, und bei ihrer beispiellosen Unbesonnenheit höchst leicht zu betrügen: der wildesten Raubsucht ergeben, bestechlich und käuflich, veränderlich, ohne Charakter und im ewigen Widerspruch mit sich selbst. Alles vom Zufall, von den Begebenheiten erwartend, jeder Hoffnung mit dem kühnsten Muth entgegeneilend und eben so schnell wieder in die tiefste Muthlosigkeit versinkend, von aller Ehrfurcht gegen die Gesetze entblößt. ꝛc." —

Alter und Erfahrung.

Es ist ein Vorurtheil der Alltagswelt, daß man nur in einem gewissen Alter ein großer Mann seyn könne; gerade als wenn ein graues Haupt auch immer einen gesundern und hellern Kopf voraussetzte.

Gewöhnlich vertraut ein junger Mann gern Leuten von seinem Alter viel an; dahingegen Greise gegen den frischen Anwuchs meistens mistrauisch sind, und ihn über die Schulter ansehen. Ganz natürlich! Seltsam aber war es daher, daß August, der sich im zwei und zwanzigsten Jahre zum Herrscher Roms aufwarf, ein Alter von vierzig Jahren heischte, um einen Prozeß zu entscheiden.

Man kann ein großer Mann in dem ersten Augenblick seyn, wo die entwickelte Seele in einem Kreise von Umständen schwebt, in welchem ihr Flug bemerkt wird.

Es gibt eine Periode des Lebens, in welcher es zu spät ist, sich zu verheirathen: und zu spät, um nach dem Ziele eines großen Mannes zu jagen.

Das fünf und zwanzigste Jahr ist gleichsam das Alter des Heroismus und der Talente.

Wahr ist's, das Alter verleiht Erfahrung; aber impft es auch nicht Vorurtheile ein?

Die Erfahrung macht den Menschen weise; aber nicht groß. Sie giebt gesunden Menschenverstand; aber keine Talente. Sie sieht die Hindernisse; ersinnt aber selten wirksame Gegenmittel.

Die Zeit ist nicht die einzige Quelle der Erfahrung; auch aus Büchern schöpft man sie. Lukullus hatte keine Erfahrung, als Rom ihn gegen den Mithridates sandte. Er las unterweges Kriegsbücher, kam an und — das Genie schlug die Erfahrung.

Die Annalen der Geschichte sind voll von greisen Feldherren, welche von jungen Kriegern überwunden wurden. Ist dies der Fall; so heißt es alsdann: „Das Glück kehrt den braven Graukopf den Rücken zu." — Wie wäre es auch wohl möglich bei siebenzig Jahren ein ungeschickter Wicht zu seyn? — Eben so verhält sich's mit dem Fach der Politik. Wie verdunkelte nicht der Gelbschnabel von Abbé, Richelieu, den in den Büreaus graugewordenen Willeroi? —

Wer nur Erfahrungskenntnisse eingesammelt hat, wird oft schlechte Rathschläge ertheilen, weil diese Einsichten ihn nicht über die Verschiedenheit der Zeiten aufklären. Ein Alter ist nur immer gar zu geneigt, alles was er sieht, liest oder hört, auf seine Vorurtheile, die gewöhnlich so unerschütterlich fest stehen wie Granitfelsen oder hundertjährige Steineichen, und die eine Folge seines frühern Unterrichts, seiner frühern Erfahrungen sind, zurückzuführen. Diese Fruchtbarkeit der Erfahrung erzeugt außerdem eine ungeheure Menge von Fakten, welche eine unendliche Zahl verschiedenartiger Urtheile hervorbringt, deren scheinbare Widersprüche das Genie allein vereinigen kann.

Es gibt schöne Seelen, die mit jeder Art von Licht, welches die Erfahrung verbreiten kann, reichlich versehen gleichsam auf die Welt kommen. Diese gleichen dann jener Göttin, welche gänzlich bewaffnet aus Jupiter's Gehirn hervorging.

Günstlinge.

Fürsten können Minister nicht entbehren; aber eben so wenig Günstlinge. Ohne Mittheilung ist alles Glück nur halber Genuß. „Dein einziger Favorit, sagte einst ein Philosoph zu einem Regenten, sey Dein Volk!" — War dies

nicht etwas zu streng? Würde das nicht den Herrscher auf dem Throne anschmieden heißen? Nur muß er nicht seine Günstlinge mit Affenliebe umfassen und darüber gegen sein Volk ein Rabenvater werden. Man kann ein entzückender Gesellschafter seyn, und dennoch schlechterdings nicht dazu taugen, das Steuerruder des Staats zu lenken.

Die Höflinge sind die Materie, der Fürst ist der Künstler, der dieselbe wohl schöner, aber nicht besser machen kann. Er kann ihr liebliche Farben, ein gefälliges Façon ertheilen; allein keine innere Güte. Er kann sie in ein Idol, in einen falschen Gott umschaffen; aber nicht in einen edlen und genievollen Mann.

Die Muse der Geschichte erröthet über die ungeheure Anzahl nichtswürdiger Günstlinge, die seit jeher wie die Pilze emporwuchsen und noch täglich hervorsprossen. Elende Eunuchen, die nichts verstehen, als Weibern die Haare zu flechten und die niedrigsten Dienste des Harems zu verrichten, werden flugs zu Mitgliedern des Divans, zu Baschen ganzer Provinzen erhoben. Barbiere und Kammerdiener, die kaum ihren Namen schreiben können, werden vielvermögende Staatsbeamten, und mit Orden und Geschenken überhäuft. Die Folgen davon sind unübersehbar schrecklich. Um einen kleinen Nachen, eine kleine Karre zu führen, muß man schon Uebung und Erfahrung besitzen; wie vielmehr, um das große Schiff des Staats zu lenken! Nicht selten ergeht es ihnen dann auch wie einst dem kecken Phaëton. Einen Theil der Erde lassen sie verbrennen, den andern erstarren, bis sie endlich selbst den Hals brechen.

Sind solche schurkische Parvenüs die Rathgeber des Fürsten; so kann man leicht voraussehen, daß alle Gesetze des Rechts und der Sittlichkeit in kurzem in Trümmern liegen werden. Beleuchten wir einmal näher, wie sie ihn berathen: Es wandelt ihn die Lust an, einen Verwandten aus dem Wege zu räumen. Zwar streitet dies gegen die Staatsreligion, welche ausdrücklich befiehlt, daß kein fürstliches Blut flie-

ken solle; doch seine Günstlinge wissen ihm bald einen geheimen Ausweg zu zeigen. Man erwürgt ihn mit einer seidenen Korde, kein Blutstropfen geht verloren, das Gebot der Religion bleibt unverletzt. — Er hat einen Inzest im Kopfe. Die Wollust spornt ihn, das Gewissen reißt ihn rückwärts. Husch! eilen seine Favorite zu Hülfe. „Zwar, sagen sie, gibt es kein Gesetz, welches dem Bruder den Beischlaf mit der Schwester vergönnt; allein es existirt ein Fundamentalgesetz der Monarchie, welches über alle andere erhaben ist, und dem Regenten alles zu thun erlaubt, was seiner Willkühr schmeichelt.“ —

Um seine groben Laster zu autorisiren, führen sie beständig Felleisen voll großer Beispiele bei sich. „Nicht in der Türkei, sagen sie, und bei den Barbaren muß man Beispiele suchen: das Volk Gottes, die heilige Nazion wird Ihnen deren mehr liefern, als Sie bedürfen. Der König der den weltberühmten Tempel erbaute, war zugleich der Stifter des Serails. Was man jetzt in Konstantinopel sieht, sah man einst in Jerusalem. Sie begnügen sich mit einer einzigen Frau und Salomo, der Weise aller Weisen, hatte ihrer sechshundert, welche die heilige Schrift rechtmäßige nennt, die übrigen nicht einmal gerechnet. Aber Sie erinnern an Davids letzten Willen und an die schönen Sachen, die er in seinem Testamente verordnete? — Wir wollen nichts dagegen einwenden; doch bemerken Sie nur, durch wie viele Todte er seinem Sohne sein Leben zu versichern rieth.“

„In dem Gesetz der Gnade finden Sie nicht mehr Sanftmuth. Sie tragen Bedenken, einen Bruder zu verstoßen, einen Vetter ins Gefängniß zu werfen. Konstantin der Große, dieser hochheilige und fromme Kaiser, wie ihn der Mund der Konzilien nannte, that weit mehr, ohne nur einen Augenblick zu berathschlagen. Ließ er nicht seinen leiblichen Sohn auf den leisesten Verdacht umbringen? Zwar bereuete er seinen Tod, zwar erkannte er seine Unschuld; allein diese Erkenntniß kam ein wenig zu spät, und seine Reue dauerte

nur vier und zwanzig Stunden. Er ließ dem Verstorbenen eine Statue mit der Inschrift errichten: „Meinem Sohn Krispus, den ich ungerechterweise habe tödten lassen," und damit war alles abgethan."

„Sie ehren den Charakter und die Person der Pfaffen, welche Ihnen nicht blinden Gehorsam leisten wollen? Karl der Große, den man doch unter die Zahl der Heiligen versetzte, dachte ganz anders. Mit eigener Hand tödtete er einen Abt, der vor dem Altar stand und eben die Messe lesen wollte, weil er ihm irgend eine Bitte abgeschlagen hatte."

Wozu versparen Sie die absolute Autorität? Sie wagen es nicht, Gewalt zu brauchen, wenn das Beste des Staats es erfordert. Karl's des Großen Beispiel wird Ihnen alle Skrupel benehmen. Man rede von seinen Kapitularien so viel man will; er kannte doch kein besseres, kein größeres Recht, als das der Waffen. Sein Degenknopf diente ihm zum Siegel." —

„Die Treue, fahren sie fort, ist eine Tugend, die für Kaufleute, nicht für Regenten paßt. Im Olymp legte man die Eide der Fürsten und der Liebhaber in die nehmliche Wagschale. Die Götter und Göttinnen schlugen ein lautes Gelächter auf und Zeus befahl, — sie als nichtswerthen Tand in eine Ecke zu werfen." — — —.

Ein König von Kastilien, war von seinem Favorit, Alvaro de Luna, so ganz und gar abhängig, daß er nicht einmal ohne seine Erlaubniß spazieren zu gehen oder ein neues Kleid anzuziehen wagte. Wollte er jemand befördern; so mußte er erst bei seiner Kreatur, die ihm über den Kopf gewachsen war, eine Fürbitte einlegen.

Bei dieser Gelegenheit fällt mir eine Stichelrede ein, welche einst ein italienischer Geistlicher in seine Predigt, die er in Gegenwart eines Fürsten des Landes hielt, einfließen ließ. Er hatte von den Pflichten der Regenten gehandelt; plötzlich machte er einen Absprung von der allgemeinen Thesis, und wendete sich an seinen durchlauchtigen Zuhörer:

„Ich habe, hob er an, in voriger Nacht einen seltsamen Traum gehabt. Es kam mir vor, als hätte die Erde ihren Schlund vor mir geöffnet: ich blickte deutlich bis in ihre tiefsten Eingeweide. Ich sah die Strafen des andern Lebens und die furchtbaren Anstalten der Gerechtigkeit Gottes. Ein Schauspiel, von dem sich meine Einbildungskraft noch nicht erholt hat. Unter den Bösen der verflossnen Jahrhunderte, erkannte ich eine Menge derer, die jezt leben. Die Verläumder, Mörder, Wütheriche und Heuchler liefen schaarenweise herbei und drängten sich an den Rand des Abgrunds. Da ich aber bereits bei ihrem Leben auffallende Merkmahle von ihrer Verdammniß bemerkt hatte; so fand ich es gar nicht sonderbar, sie da anlangen zu sehen, wohin sie schon lange auf dem Wege gewesen waren. Was mich aber in ein schmerzliches Erstaunen sezte, war, daß ich sogar Ihre Durchlaucht unter dieser unglückseligen Gesellschaft entdeckte. Und als ich außer mir über diesen unverhofften Auftritt Ew. Hoheit zurief: „Ist es möglich, daß Sie zur Hölle wandern, Sie, der beste und frömmste Fürst von der Welt!“ — so antworteten Sie mir mit einem schweren Seufzer: „Ich gehe nicht hin, mein Pater, aber man schleppt mich mit.“ —

Minister.

Ein edler Minister ist ein Schutzgeist des Landes; ein schlechter eine Natter, die am Volksglück nagt.

Mancher Minister ist herablassend, nicht aus Philanthropie, sondern weil er sich kein Ansehen zu geben weiß.

Ein fremder Minister gab Friedrich dem Einzigen gelegentlich zu verstehen, daß er es nicht gern sehe, daß er den Rathschlägen einer gewissen Macht folge. „Rathschläge, Rathschläge?“ erwiederte der König. Sagen Sie nur immerhin Ihrem Herrn, daß des Königs von Preußen einziger Geheimerrath der Kurfürst von Brandenburg sey.“ —

Mancher gilt für einen unbrauchbaren Minister, weil

er nicht aufhören will, auf dem Pfad der Tugend zu wandeln.

Ein Fremder kam nach Paris, und erstaunte als er erfuhr, daß Korneille nicht wenigstens — Staatsminister sey. — Wie aber, würde er wohl hierzu gepaßt haben? Seine Feuerglut für alles Große und Edle, sein Kühnmuth würde vielleicht in einem römischen Senate, nicht aber in einem geheimen Rathe Ludwig's sein Glück gemacht haben. — „Korneille's Werke," sagte der Marschall von Gramont, verdienen das Breviar der Könige zu seyn." — Als Turenne zum erstenmal die schöne Scene zwischen Sertorius und Pompejus sah, rief er mehrmals aus: „Korneille! Korneille! wo hast Du das gelernt?" —

Minister mit beschränkten Köpfen verwerfen die nützlichsten Projekte, indem sie fehlgeschlagene Plane Dir als eben so viele Einwürfe entgegenstellen. Die Kleinheit ihres Geistes ist ein Damm gegen die eindringende Kraft des Deinigen. Sie möchten wohl Bäume pflanzen sehen; allein sie haben keine Geduld, die Früchte abzuwarten.

Intelligenz - Blatt.

Nr. I.

Zu beherzigende Anzeige für Eltern, Jugendlehrer u. Kinderfreunde.

Auf allen resp. Postämtern und in allen Buchhandlungen ist, als erste Lieferung, zur Ansicht und Beurtheilung, so wie zur Bestimmung eines schönen Weihnachtsgeschenks zu haben:

Bildungs-Blätter,
eine
Zeitung für die Jugend,
mit
Kupfern und Musikbeilagen.

Diese neue Jugend-Zeitung, deren schöner Plan gewiß die allgemeine Zustimmung gewinnet, die unter der Redaktion des Herrn Vice-Direktor Dolz von 1806 erscheinet, und durch die Beiträge der geschätztesten Jugendlehrer und Schriftsteller Deutschlands unterstützt wird, darf sich wohl eines ausgezeichneten Beifalls versichert halten.

Von diesen Bildungs-Blättern erscheinet wöchentlich eine Lieferung von drei Stücken nebst einem Begleitungs- und Intelligenz-Blatt für Eltern

und Erzieher; dazu in jedem Monat drei gutgearbeitete hübsche Kupfer und eine musikalische Beilage, Umschlag und Inhaltsanzeige.

Das schöne Aeußere dieser Zeitung zu bezeichnen, sey diese Anzeige hinreichend, daß Format, Papier und Druck so besorgt wird, wie bei der, auch bei mir erscheinenden

Zeitung für die elegante Welt,

einem Institut, welches das höhere gebildete Publikum kennt, mit dem ausgezeichnetsten Beifall begünstigt, und sich von dem steigenden Interesse derselben immer mehr überzeugt.

Die resp. Postämter, so wie meine Geschäfts-Freunde sind alle mit dem ausführlichen Plane zu denselben zu vertheilen, und mit der ersten Lieferung hinlänglich versehen.

Eltern und Lehrer haben nun die Güte, beides holen zu lassen, um sich durch eigne Ansicht zu überzeugen, daß ich wohl nicht zu viel hoffe, wenn ich glaube, Sie werden Sich über ein Institut freuen, wofür Sie den lauten Beifall und Dank von den jungen Interessenten jede Woche im Jahre zu erwarten haben, und wovon Sie jetzt die erste Lieferung, als ein angenehmes Weihnachts-Geschenk bestimmen können. Leipzig, im Oktobr. 1805.

Georg Voß.

Slownik dokładny Jezyka Polskiego i Niemieckiego do podorecznego uzywania dla Polakòw i Niemcòw

ułożony przez Jerzego Samuela Bandtkie etc.

Vollständiges polnisch-deutsches Wörterbuch zum Handgebrauch für Deutsche und Polen, verfaßt von Georg Samuel Bandtke, Rector der Schule zum heil. Geist in der Neustadt zu Breslau, Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. gr. 8. Breslau 1806. bei Wilh. Gottlieb Korn. 127 Bogen. Preis 5 Rthlr.

Durch mehrmalige Ankündigung dieses Werks, ist bereits seit einigen Jahren die Erwartung des Publikums auf die Erscheinung desselben rege gemacht worden, und vorzüglich die Erwartung derer, welche das drückende Bedürfniß eines ausführlichen, gründlichen und richtigen Wörterbuchs der polnischen Sprache zu ihrem eigenen Gebrauch recht lebhaft gefühlt haben. Diesen nun vorzüglich wird die Nachricht, daß das vom Herrn Rector Bandtke verfaßte, gegenwärtig die Presse verlassen hat, gewiß sehr willkommen seyn, und mit Vergnügen werden sie ein polnisches Wörterbuch aufnehmen, welches an Vollständigkeit und Gründlichkeit alle seine Vorgänger weit übertrift. Cnap und Trotz haben das nicht geleistet, was der Herr Rector Bandtke in seinem Wörterbuche leistet; wovon auch der flüchtigste darauf geworfene Blick einen Jeden leicht überzeugen wird: sie konnten aber auch das nicht leisten,

weit zu jenen Zeiten, als sie schrieben, weder die deutsche noch die polnische Sprache so vervollkommnet war, als beide es jetzt sind. Sauberer Druck, gutes Papier und der bei 127 Bogen so äußerst mäßige Preiß von 5 Rthlr. sind übrigens das, was der Verleger seiner Seits dazu beigetragen hat, um dieses Werk auch durch sein Aeußeres empfehlungswerth zu machen, und dem Minderbemittelten den Ankauf desselben zu erleichtern.

Intelligenz-Blatt.

Nr. II.

In der Verlagshandlung dieses Journals sind ganz neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

St. Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts. Mit Rückblicken auf Entstehung und Wachsthum dieser Residenz, unter den verschiedenen Regierungen während dieses Zeitraums. Zweiter Theil, mit 1 grossem illuminirten Plan von St. Petersburg im Jahr 1805 und 2 Titel-Vignetten. Preis auf Druckpapier 3 Thlr. 6 Gr., Schweizerpapier geglättet und broschirt 5 Thlr.

Der Verwalter wie er seyn sollte, oder praktischer Unterricht in allen Fächern der Landwirthschaft, als Handbuch für alle diejenigen, welche die besten Grundsätze derselben kennen lernen wollen. Von mehreren praktischen Oekonomen bearbeitet und herausgegeben von dem Verfasser des

ökonomischen Rechnungsbuchs
und
Hauptrechnungsmanuals.
Zweiter Theil. 36 Bogen stark gr. Oktav, Preis 2 Thlr.

Pindaros Sieges hymnen, metrisch übersetzt von G. Fähse. Zweiter Band, Druckpapier 1 Thlr. Velinpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Spanische und italienische Novellen, herausgegeb. v. Sophie Brentano. Zweiter Band, Preiß 1 Thlr.

Friedrich Julius Lebensjahre und endliche Bildung, ein Roman. Zweiter und letzter Band. Preiß auf Velinpapier 1 Thlr. 8 Gr. Druckpapier 12 Gr.

Journal pour la Guitarre, Cahier IV. Pränum. Preis 16 Gr. Auch unter dem Titel: Nouveau Journal p. l. Guitarre par A. Harder, Cahier II.

Wellenthal.
Eine romantische Geschichte unserer Zeiten.
Aus den Papieren der Prinzeßin Natalie und der Aebtißin zu Marienau.
Vom Verfasser des Rinaldo Rinaldini.
Penig bei F. Dienemann und Comp. Preis 20 Gr. Velinpapier 1 Thlr. 4 Gr.

Dieses Werk, das der Verfasser selbst für das gelungenste seiner Muse hält, malt uns mit frischen glänzenden Farben, eine Szene die, nur zu romantisch, in dem berühmten Badeorte Liebenstein vorging. Der Verfasser war Augenzeuge, und giebt uns nun, mit der ihm eigenen Gewandheit, in einem blühenden Styl das treue Gemälde wieder. Wer jemals in den Fluren dieser wohlthätigen Heilquelle weilte, oder künftig noch dahin wallfahrtet, wird obiges Werk mit desto größerer Begierde mehreremal lesen und alle Gegenstände treu gezeichnet finden. Den Aufschluß dieser, für jeden Freund einer hinreissend schönen Lektüre, höchst interessanten Geschichte, will der Verfasser in einem zweiten Theile vollenden, wenn das Publikum den ersten gut aufnimmt.

Bei F. Dienemann und Comp. in Penig ist erschienen und für 18 Gr. zu haben:

Untersuchungen
über den Antheil der Einbildungskraft an den Werken der Dicht- und Redekunst.
Ein Beitrag
zur
Philosophie der Aesthetik
von
J. G. Sauer

Der, dem Publikum als scharfsinniger Denker bekannte Verfasser, verbreitet sich in diesem Werke mit Ausführlichkeit über die den Philosophen wichtige, aber von den Aesthetikern unserer Zeit nicht genug gewürdigte Fragen: Was ist das Eigenthümliche der Dichterischen, und das Eigenthümliche der rednerischen Einbildungskraft? Worin unterscheiden sich beide von einander und wie verhalten sie sich zu einander? Was ist die Ursache dieses Unterschiedes und Verhältnisses? Welchen Antheil hat jene am poetischen, diese am rednerischen Produkte? Nach welchen Gesetzen wirken beide in ihrer Sphäre? — Das philosophische Publikum wird gestehen, daß es dem Verfasser gelungen ist, für diese wichtigen und interessanten Fragen in seinem Werke eine richtige Antwort zu geben, und daß dadurch auf's neue, über das ganze Feld der Poetik und Rhetorik großes Licht verbreitet wird.

Intelligenz-Blatt.

Nr. III.

Sammlung deutscher Beispiele zum Gebrauch neben der großen Bröderschen Grammatik.

(Preis 20 Gr.)

Die Nützlichkeit dieser Beispielsammlung wird jedem der sie neben der Bröderschen Grammatik gebraucht, sogleich einleuchten. Man kann sie als nothwendigen Anhang zu genannter Grammatik ansehen, und wird sie für Lehrer und Schüler gleich brauchbar finden.

F. Dienemann und Comp.

Sammlung von Aufgaben zur Uebung im deutschen Styl; für reifere Jünglinge in Dispositionsform abgefaßt.

Vom Verfaßer der „Sammlung deutscher Beispiele.“

Penig bei F. Dienemann und Comp. Preis 18 Gr.

er nicht aufhören will, auf dem Pfad der Tugend zu wandeln.

Ein Fremder kam nach Paris, und erstaunte als er erfuhr, daß Korneille nicht wenigstens — Staatsminister sey. — Wie aber, würde er wohl hierzu gepaßt haben? Seine Feuerglut für alles Große und Edle, sein Kühnmuth würde vielleicht in einem römischen Senate, nicht aber in einem geheimen Rathe Ludwig's sein Glück gemacht haben. — „Korneille's Werke," sagte der Marschall von Gramont, verdienen das Breviar der Könige zu seyn." — Als Turenne zum erstenmal die schöne Scene zwischen Sertorius und Pompejus sah, rief er mehrmals aus: „Korneille! Korneille! wo hast Du das gelernt?" —

Minister mit beschränkten Köpfen verwerfen die nützlichsten Projekte, indem sie fehlgeschlagene Plane Dir als eben so viele Einwürfe entgegenstellen. Die Kleinheit ihres Geistes ist ein Damm gegen die eindringende Kraft des Deinigen. Sie möchten wohl Bäume pflanzen sehen; allein sie haben keine Geduld, die Früchte abzuwarten.

Intelligenz-Blatt.

Nr. I.

Zu beherzigende Anzeige
für
Eltern, Jugendlehrer u. Kinderfreunde.

Auf allen resp. Postämtern und in allen Buchhandlungen ist, als erste Lieferung, zur Ansicht und Beurtheilung, so wie zur Bestimmung eines schönen Weihnachtsgeschenks zu haben:

Bildungs-Blätter,
eine
Zeitung für die Jugend,
mit
Kupfern und Musikbeilagen.

Diese neue Jugend-Zeitung, deren schöner Plan gewiß die allgemeine Zustimmung gewinnet, die unter der Redaktion des Herrn Vice-Direktor Dolz von 1806 erscheinet, und durch die Beiträge der geschätztesten Jugendlehrer und Schriftsteller Deutschlands unterstützt wird, darf sich wohl eines ausgezeichneten Beifalls versichert halten.

Von diesen Bildungs-Blättern erscheinet wöchentlich eine Lieferung von drei Stücken nebst einem Begleitungs- und Intelligenz-Blatt für Eltern

und Erzieher; dazu in jedem Monat drei gutgearbeitete hübsche Kupfer und eine musikalische Beilage, Umschlag und Inhaltsanzeige.

Das schöne Aeußere dieser Zeitung zu bezeichnen, sey diese Anzeige hinreichend, daß Format, Papier und Druck so besorgt wird, wie bei der, auch bei mir erscheinenden

Zeitung für die elegante Welt,

einem Institut, welches das höhere gebildete Publikum kennt, mit dem ausgezeichnetsten Beifall begünstigt, und sich von dem steigenden Interesse desselben immer mehr überzeugt.

Die resp. Postämter, so wie meine Geschäfts-Freunde sind alle mit dem ausführlichen Plane um denselben zu vertheilen, und mit der ersten Lieferung hinlänglich versehen.

Eltern und Lehrer haben nun die Güte, beides holen zu lassen, um sich durch eigne Ansicht zu überzeugen, daß ich wohl nicht zu viel hoffe, wenn ich glaube, Sie werden Sich über ein Institut freuen, wofür Sie den lauten Beifall und Dank von den jungen Interessenten jede Woche im Jahre zu erwarten haben, und wovon Sie jetzt die erste Lieferung, als ein angenehmes Weihnachts-Geschenk bestimmen können. Leipzig, im Oktobr. 1805.

Georg Voß.

Slownik dokladny Jezyka Polskiego i Niemieckiego do podorecznego uzywania dla Polakòw i Niemcòw

ułożony przez Jerzego Samuela Bandtkie etc.

Vollständiges polnisch-deutsches Wörterbuch zum Handgebrauch für Deutsche und Polen, verfaßt von Georg Samuel Bandtke, Rector der Schule zum heil. Geist in der Neustadt zu Breslau, Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. gr. 8. Breslau 1806. bei Wilh. Gottlieb Korn. 127 Bogen. Preis 5 Rthlr.

Durch mehrmalige Ankündigung dieses Werks, ist bereits seit einigen Jahren die Erwartung des Publikums auf die Erscheinung desselben rege gemacht worden, und vorzüglich die Erwartung derer, welche das drückende Bedürfniß eines ausführlichen, gründlichen und richtigen Wörterbuchs der polnischen Sprache zu ihrem eigenen Gebrauch recht lebhaft gefühlt haben. Diesen nun vorzüglich wird die Nachricht, daß das vom Herrn Rector Bandtke verfaßte, gegenwärtig die Presse verlassen hat, gewiß sehr willkommen seyn, und mit Vergnügen werden sie ein polnisches Wörterbuch aufnehmen, welches an Vollständigkeit und Gründlichkeit alle seine Vorgänger weit übertrift. Cnap und Troz haben das nicht geleistet, was der Herr Rector Bandtke in seinem Wörterbuche leistet; wovon auch der flüchtigste darauf geworfene Blick einen Jeden leicht überzeugen wird: sie konnten aber auch das nicht leisten,

wäl zu jenen Zeiten, als sie schrieben, weder die deutsche noch die polnische Sprache so vervollkommnet war, als beide es jezt sind. Sauberer Druck, gutes Papier und der bei 127 Bogen so äuserst mäßige Preiß von 5 Rthlr. sind übrigens das, was der Verleger seiner Seits dazu beigetragen hat, um dieses Werk auch durch sein Aeußeres empfehlungswerth zu machen, und dem Minderbemittelten den Ankauf desselben zu erleichtern.

Intelligenz-Blatt.

Nr. II.

In der Verlagshandlung dieses Journals sind ganz neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

St. Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts. Mit Rückblicken auf Entstehung und Wachsthum dieser Residenz, unter den verschiedenen Regierungen während dieses Zeitraums. Zweiter Theil, mit 1 grossem illuminirten Plan von St. Petersburg im Jahr 1805 und 2 Titel-Vignetten. Preis auf Druckpapier 3 Thlr. 6 Gr., Schweizerpapier geglättet und broschirt 5 Thlr.

Der Verwalter wie er seyn sollte, oder praktischer Unterricht in allen Fächern der Landwirthschaft, als Handbuch für alle diejenigen, welche die besten Grundsätze derselben kennen lernen wollen. Von mehreren praktischen Oekonomen bearbeitet und herausgegeben von dem Verfasser des

ökonomischen Rechnungsbuchs
und
Hauptrechnungsmanuals.
Zweiter Theil. 36 Bogen stark gr. Oktav, Preis 2 Thlr.

Pindaros Siegshymnen, metrisch übersetzt von G. Fähse. Zweiter Band, Druckpapier 1 Thlr. Velinpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Spanische und italienische Novellen, herausgegeb. v. Sophie Brentano. Zweiter Band, Preiß 1 Thlr.

Friedrich Julius Lebensjahre und endliche Bildung, ein Roman. Zweiter und letzter Band. Preiß auf Velinpapier 1 Thlr. 8 Gr. Druckpapier 12 Gr.

Journal pour la Guitarre, Cahier IV. Pränum. Preis 16 Gr. Auch unter dem Titel: Nouveau Journal p. l. Guitarre par A. Harder, Cahier II.

Wellenthal.
Eine romantische Geschichte unserer Zeiten.
Aus den Papieren der Prinzeßin Natalie und der Aebtißin zu Marienau.
Vom Verfasser des Rinaldo Rinaldini.
Penig bei F. Dienemann und Comp. (Preis 20 Gr. Velinpapier 1 Thlr. 4 Gr.

Dieses Werk, das der Verfasser selbst für das gelungenste seiner Muse hält, malt uns mit frischen, glänzenden Farben, eine Szene die, nur zu romantisch, in dem berühmten Badeorte Liebenstein vorging. Der Verfasser war Augenzeuge, und giebt uns nun, mit der ihm eigenen Gewandheit, in einem blühenden Styl das treue Gemälde wieder. Wer jemals in den Fluren dieser wohlthätigen Heilquelle weilte, oder künftig noch dahin wallfährtet, wird obiges Werk mit desto grösserer Begierde mehreremal lesen und alle Gegenstände treu gezeichnet finden. Den Aufschluß dieser, für jeden Freund einer hinreissend schönen Lektüre, höchst interessanten Geschichte, will der Verfasser in einem zweiten Theile vollenden, wenn das Publikum den ersten gut aufnimmt.

Bei F. Dienemann und Comp. in Penig ist erschienen und für 18 Gr. zu haben:

Untersuchungen
über den Antheil der Einbildungskraft an den Werken der Dicht- und Redekunst.
Ein Beitrag
zur
Philosophie der Aesthetik
von
J. G. Sauer

Der, dem Publikum als scharfsinniger Denker bekannte Verfasser, verbreitet sich in diesem Werke mit Ausführlichkeit über die den Philosophen wichtige, aber von den Aesthetikern unserer Zeit nicht genug gewürdigte Fragen: Was ist das Eigenthümliche der Dichterischen, und das Eigenthümliche der rednerischen Einbildungskraft? Worin unterscheiden sich beide von einander und wie verhalten sie sich zu einander? Was ist die Ursache dieses Unterschiedes und Verhältnisses? Welchen Antheil hat jene am poetischen, diese am rednerischen Produkte? Nach welchen Gesetzen wirken beide in ihrer Sphäre? — Das philosophische Publikum wird gestehen, daß es dem Verfasser gelungen ist, für diese wichtigen und interessanten Fragen in seinem Werke eine richtige Antwort zu geben, und daß dadurch auf's neue, über das ganze Feld der Poetik und Rhetorik grosses Licht verbreitet wird.

Intelligenz-Blatt.

Nr. III.

Sammlung deutscher Beispiele
zum Gebrauch neben der großen
Bröderschen Grammatik.

(Preis 20 Gr.)

Die Nützlichkeit dieser Beispielsammlung wird jedem der sie neben der Bröderschen Grammatik gebraucht, sogleich einleuchten. Man kann sie als nothwendigen Anhang zu genannter Grammatik ansehen, und wird sie für Lehrer und Schüler gleich brauchbar finden.

F. Dienemann und Comp.

Sammlung von Aufgaben
zur Uebung im deutschen Styl;
für reifere Jünglinge
in Dispositionsform abgefaßt.

Vom Verfaßer der „Sammlung deutscher Beispiele."

Penig bei F. Dienemann und Comp. Preis 18 Gr.

Aufgaben zu Stylübungen sind für junge Menschen, bei der immer mehr zu nehmenden Ausbildung der deutschen Sprache, Bedürfniß, da es ihnen nicht selten an Stoff zu Ausarbeitungen die ihren Jahren und Fähigkeiten angemessen sind, fehlt. Der Verfasser obigen Werks, der mehrere Jahre nach einander als Lehrer bei einer öffentlichen Anstalt mit erwachsenen Jünglingen auf diese Art sich beschäftiget, und dabei eine ziemliche Anzahl solcher Dispositionen gesammelt und abgefaßt hat, hofft manchem Lehrer im Drange seiner Geschäfte einen Dienst durch dasselbe zu erweisen. Er hat darinnen immer auf logische Anordnung gesehen und solche Gegenstände gewählt, welche den Verstand und Geschmack der Jünglinge, die er vor sich hatte, angemessen waren. Folgende Uebersicht sämmtlicher Aufgaben mag den Werth des Werks beurkunden; der Lehrer wird beim Gebrauch die, den jedesmaligen Umständen nach für ihn passensten ausheben und zweckmässig zu bearbeiten wissen.

Uebersicht sämmtlicher Aufgaben.

I. Von dem grosen Werth der menschlichen Sprache.

II. Characterschilderung Luthers.

III. Waren die Athenienser zur Zeit ihrer blühendsten Epoche wirklich glücklich?

IV. Wer ist unser Feind?

V. Was läßt sich zur Entschuldigung der alten deutschen Sitte, begangene Mordthaten mit Vieh zu vergüten — sagen?

VI. Woher kommt es, daß das Laster ansteckt? —

VII. Welches sind die vornehmsten Ursachen der körperlichen Verschiedenheit der Völker des Erdbodens?

VIII. Welche Umstände beförderten im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte bey den Deutschen die Gelehrsamkeit?

IX. Wiefern waren die griechischen Nazionalspiele der Nazion nützlich?

X. Ueber Augusts wohlthätige Regierung.

XI. Warum werden die alten Griechen und Römer so sehr bewundert?

XII. Wie muß man würdige Männer der Vorzeit ehren?

XIII. Mit welchem Rechte bemächtigten sich ehemals die Israeliten des Landes Canaan?

XIV. Ueber das Schauspiel.

XV. Welche Umstände beförderten bey den alten Phönizien die Handlung?

XVI. Wie muß ein Jüngling böse Beyspiele gebrauchen?

XVII. That Plato Recht daran, daß er in seinem erdichteten Staate den Homer zu lesen verbot?

XVIII. Was beförderte bey den alten Völkern den Götzendienst am meisten?

XIX. Vor welchen Fehlern hat sich der Jüngling bey der Freundschaft zu hüten?

XX. Was läßt sich zur Rechtfertigung des römischen

xxxv. Ists erlaubt sich zu putzen?
xxxvi. Züge zur Characterschilderung des Neidischen.
xxxvii. Welche Veränderungen im Zustande der Römer giengen während der punischen Kriege vor?
xxxviii. Gewohnheit ist die andere Natur.
xxxix. Welche Rechte kommen dem Menschen über die Thiere zu?
xxxx. Welche Gründe verbinden uns zur Wohlthätigkeit?
xxxxi. Welchen Nutzen hat bey den Menschen der Mangel verschiedener Vorzüge, welche den Thieren eigen sind?
xxxxii. Verdient Coriolan Lob oder Tadel, daß er sein Vaterland bekriegte und die Belagerung Roms zu seinem eignen Verderben aufhob?
xxxxiii. Es ist nützlich, mit sich selbst unzufrieden zu seyn.
xxxxiv. Wiefern dürfen wir mit uns zufrieden seyn?
xxxxv. Ist es erlaubt Thiere zu quälen?
xxxxvi. Erkenne dich selbst.
xxxxvii. Was ist nach der Vernunft vom Selbstmorde zu urtheilen?
xxxxviii. Wird es in der Welt besser oder schlimmer?
xxxxix. Woher mag es kommen, daß unter allen Völkern gewisse Gebräuche statt gefunden haben, die sich auf den Tod der Verwandten bezogen?

L. War das spartanische Gesetz, welches der Jugend erlaubte fremdes Eigenthum zu entwenden, wirklich so schädlich, als es scheint?

LI. Der Mensch denkt, Gott lenkt.

LII. Welche Endzwecke muß der Staat bey seinen Strafen verfolgen?

LIII. Characterschilderung des Wohlthätigen.

LIV. Wie kann ein Jüngling die Gelegenheit für sich zu einer Quelle der Glückseligkeit machen?

LV. Welche Folgen hatte die Vereinigung Italiens mit dem deutschen Reiche durch Otto den Großen?

LVI. Worauf hat der Jüngling bey der Wahl seiner Lebensart vornehmlich zu sehen?

LVII. Verdient Livius die Glaubwürdigkeit, welche ihm gewöhnlich beygelegt wird?

LVIII. Ist es gut für den Menschen, daß er die Zukunft nicht weiß?

LIX. Läßt sich Kriegslist mit dem Gesetze der Aufrichtigkeit vereinigen?

LX. Worinnen bestehet die Sorgfalt, welche die Regierung in Erziehungssachen zu äußern hat?

LXI. Der erste Schritt zum Laster ist der letzte auf der Bahn der Tugend.

LXII. Was hatten die Gesetze des Lycurgus Nützliches und Schädliches an sich?

LXIII. Der Nutzen des Gewitters.

LXIV. Der Fehler der Intoleranz ist schon vor den Zeiten des Christenthums ausgeübt worden.

oft wohl, und dem Rechtschaffenen übel gehet, ein Beweiß, daß es keine göttliche Fürsehung gebe?

LXXX. In welchen Fällen ist der Zweykampf erlaubt?

LXXXI. Einige wichtige Folgen für Europa von Amerika's Entdeckung.

LXXXII. Wiefern handeln die recht oder unrecht, welche nur im Geheim, aber nicht öffentlich, für empfangene Wohlthaten danken wollen?

LXXXIII. Ueber den moralischen Werth schneller Entschließungen.

LXXXIV. Darf man von Verstorbenen gar nichts Böses sagen?

LXXXV. Was gehört dazu, wenn man seine Zeit gut anwenden will?

LXXXVI. Was ist von Träumen zu halten?

LXXXVII. Zwietracht ist die Stöhrerin der menschlichen Wohlfahrt — Eintracht befördert sie.

LXXXVIII. Welches sind die besten Mittel, sich Menschenkenntniß zu verschaffen?

LXXXIX. Wie können Krankheiten Beförderungsmittel unserer sittlichen Bildung werden?

LXXXX. Abriß des Zustandes von Europa beym Anfange der Reformation.

LXXXXI. Gottes Größe, aus den Naturtrieben der Thiere erkennbar.

LXXXXII. Wodurch unterscheiden sich die Triebe des Menschen von den Trieben der Thiere?

LXXXXIII. Anleitung zu einer Betrachtung über verschiedene Merkwürdigkeiten an den thierischen Trieben.

LXXXXIV. Was ist von der bürgerlichen Freyheit zu halten, nach welcher man in unsern Tagen so sehr strebt?

LXXXXV. Von dem äußerlichen Schmucke des Lasters.

LXXXXVI. Ueber die Merkmahle der göttlichen Fürsehung bey der Reformation.

LXXXXVII. Dürfen wir unsre Gesundheit und unser Leben unsrer Ehre nachsetzen?

LXXXXVIII. Wiefern ists erlaubt, sich in der Kleidung nach der Mode zu richten?

LXXXXIX. Ueber die gewöhnlichsten Ursachen der Unreinlichkeit.

C. Darf einem Jüngling bey pflichtmäßiger Thätigkeit um sein Fortkommen bange seyn?

A. d. französ. mit einer Vorrede d. Uebersetzers. gr. 8. ebendaselbst. 1 Thlr.

Versuch einer Anweisung zur Logistick, oder zur Berechnung des Raums und der Zeit tecktischer Stellungen und Bewegungen. Für angehende Officiere, von einem Preußischen Officier. Mit 1 Kupfertafel gr. 8. ebendaselbst. 1 Thlr.

Kürzlich ist folgendes interessante Buch herausgekommen und an die Buchhandlungen versandt worden.

Mannigfaltigkeiten für mittlere Stände, zur Beförderung guter Gesinnungen, gemeinnütziger Kenntnisse und erlaubten Scherzes. Von M. C. G. Hering. 8. Züllichau bey Darnmann. 18 Gr.

Innhalt: I. Erzählungen. II. Gemeinnützige Entdeckungen, Vorschläge und erprobte Hausmittel. III. Lustige Anekdoten und witzige Einfälle. IV. Räthsel und Charaden. V. Miscellen.

Bey Darnmann in Züllichau ist erschienen:

Hoffmann's Repertorium sämmtlicher das Hypothekenwesen betreffenden Landesgesetze, nach alphabetischer Materienfolge, für Justizbediente. gr. 8. 1 Thlr.

Folgende merkwürdige Schrift ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Sicheres, aber auch einziges Mittel Länder zu bevölkern, die Gutsbesitzer zu bereichern und die Unterthanen wohlhabend zu machen, von Oelschläger. 8. Leipzig. 10 Gr.

Ueber
den Bergbau Chursachsens
auf Gold;
ein Beitrag
zur Geschichte seiner Bergwerke.
Penig bei F. Dienemann und Comp. gr. 8.
(Preis 18 Gr.)

Dem Geschichtforschenden Theile des Bergmännischen Publikums muß dieses Werk sehr interessant sein. Der Verfasser, der sich im vorigen Jahr durch eine Dissertation: Historia aurifodinarum et quae circa earum investituram in territoriis Saxonicis obvenere Vicissitudines. Lips. vortheilhaft bekannt machte, hat im obigen Werk, das die Frucht eines langen und sorgfältigen Studiums ist, die Frage: ob und wo in dem Churfürstenthum Sachsen Bergbau auf Gold getrieben worden sey? vorzüglich näher beleuchtet, und die Schwierigkeiten, die bei einer genugthuenden Beantwortung derselben obzuwalten schienen, glücklich zu heben gesucht. Ob es ihm gelungen und sein Werk die

gehöffte Aufmerksamkeit verdient, werden die Kenner entscheiden.

Folgendes Werk verdient die Aufmerksamkeit aller Oekonomen:

Materialien

zu einem mit der Natur übereinstimmenden System der Landwirthschaft. Erster Theil. Theorie der vollkommenen Säart, Mängel und Gebrechen der englischen Landwirthschaft, für Deutschland. Penig, bei F. Dienemann und Comp. (Preis 18 Gr.)

Intelligenz-Blatt.

Nr. IV.

Neue Verlagsbücher
von
Darnmann
Buchhändler in Züllichau.

Leipziger Jubilate-Messe. 1805.

...llius, G. T. Geschichte der Mark Brandenburg für Freunde historischer Kunde, 6r und letzter Band. in 2 Abtheil. 8.

auf Druckppr. 2 Thlr. 12 gr.
auf Holl. Papr. 2 Thlr. 20 gr.

Hat auch folgende Titel:

Abriß der vornehmsten Begebenheiten des Königs Friedrich Wilhelms I. Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II. 2r u. letzter Band, und

Fortsetzung und Beschluß des Handbuchs der brandenburgischen Geschichte. 2te und letzte Fortsetzung.

Klatte, patriotischer Versuch über die Pferde in Schlesien und ihre Verbesserung. 8.

Krug, W. T. Versuch einer systematischen Ency-pädie der Wissenschaften, 7s Heft, Encyklo-disch - Medizinische Literatur. gr. 8. 12

Derselben 9s Heft. Encyklopädisch - Theolog Literatur. gr. 8. 10

— Kalliope und ihre Schwestern. Ein ästheti Versuch den Manen Kant's und Herder's Feyer ihrer Versöhnung in der Unterwelt weiht. 8. 20

Leupert. Anleitung zu einer Landwirthschafts-R nung, die sowohl dem Gutsbesitzer sein Eigenth als auch den Beamten für Verdacht sich gr. 4. 1 Th

Matuschka Beyträge zur Kenntniß der Bienen u ihrer Zucht, für Naturforscher und Bienenfre de. 2r. Theil, welcher eine Geschichte der Bie enthält. 8.

Sintenis, M. K. H. Hülfsbuch zu lateinisch Stylübungen nach Cicero's Schreibart, für ei Classen auf gelehrten Schulen. Nebst einem A hange einiger Stylaufgaben, mit untergeleg unlateinischen und verbesserten Uebersetzun 8. 1 Th

Wer 12 Exemplare auf einmal nimmt erhält 1 u auf 20, 2 Exemplare gratis.

Weber, Dr. F. B. Systematisches Handbuch deutschen Landwirthschaft. Zum Unterricht wissenschaftlich gebildete Leser. 1r Bd. 2e theil. gr. 8. 20

Auch unter dem Titel:

Einleitung in die Lehre vom Pflanzenbau im Allgemeinen.

Romane.

Glycine von Friedrich Rochlitz. 2 Bände mit Kupfern von Schnorr und Böhm. 8. 3 Thlr. 8 gr.

Leben und Liebe des Dichters Ryno und seiner Schwester Minona, herausgegeben von Oscar (Verfasser der Natalia), 2r Theil. 8. 16 gr.

Malven von Friedrich Kind (Verfasser der Natalia) 2 Theile. Mit Titelkupfer. 8. 1 Thlr. 18 gr.

Kupferstiche.

Portrait von Schiller, gestochen von Lips. 9 gr.

Christuskopf, gestochen von Lips. 4 gr.

In vorjähriger Michaelis-Messe waren neu:

Hoffmanns Repertorium der Preuss. Landesgesetze. 3e besonders auf die Forst u. Jagdgesetze gerichtete Fortsetzung, oder 4r u. letzter Band. gr. 8. 2 Thlr. 12 gr.

Krug, W. T. Versuch einer neuen Eintheilung der Wissenschaften zur Begründung einer besseren Organisation für die höheren gelehrten Bildungsanstalten. 8. 6 gr.

— Versuch einer systemat. Enzyklopädie der Wissenschaften. 1s Heft. Enzyklopädisch-philologische Literatur. gr. 8. 12 gr.

Derselben 4s Heft. Enzyklopädisch-philosophische Literatur. gr. 8. 8 gr.

Derselben 5s Heft. Enzyklopädisch-anthropologische Literatur. gr. 8. 6 gr.

Luna. Ein Taschenbuch auf das J. 1805. Herausgegeben v. Fr. Horn. Mit Schillers Portr. 1 Lips. 8. brosch. 2 Thlr. 6 gr.

Matuschka Beyträge zur Kenntniß der Bienen u. ihrer Zucht, für Naturforscher u. Bienenfreunde. 1r Th. 8. welcher Mittel enthält wodurch ein jeder Stock in jedem Jahre zum schwärmen gebracht werden kann. 1 Rthl. 14 gr.

Weber, Dr. F. B. System. Handbuch der deutschen Landwirthschaft. Zum Unterricht für wissenschaftlich gebildete Leser. 1r Band. 1e Abtheil. gr. 8. 18 gr.

Künftig werden erscheinen:

Kind's, Fr. Erzählungen u. kleine Romane. 2 Bändchen. 8.

Dessen Wilhelm der Eroberer. Ein romantisches Gemälde.

Leben und Liebe des Dichters Ryno und seiner Schwester Minona. Herausgegeben vom Verf. d. Natalia. 3s u. letzt. B. 8.

Nächte, Berlinische. 1r Th. neue verb. u. verm. Aufl. 8.

Seliger's, J. G. Predigten über diejenigen Gegenstände der Glaubens- und Sittenlehre, welche eine ganz vorzügliche Beherzigung von unsern Zeitalter verdienen. In einem Jahrgange über die Sonn- und Festags-Evangelien. 3r Thl. gr. 8.

Seyffert, J. C. Materialien zur Aufklärung der Neumärkischen Geschichte. 8.

Sintenis, M. K. H. größeres Hülfsbuch zu Stylübungen nach Cicero's Schreibart, für die obern

Klassen auf gelehrten Schulen. Nebst einem Anhange einiger lateinischer Dispositionen zu eigener Ausarbeitung jugendlicher Reden. 8.

Taschenbuch für Freunde der Deklamation 1806. Mit Friedrich Schillers Portrait nach Tischbeins Gemälde. Hamburg bey Großmann und Horaczek. Schön gebunden 1 Rthrl. 16 ggl.

„Nicht um die grose Menge der überflüßigen „Taschenbücher zu vermehren, sondern nur „weil es wahres Bedürfniß ist, ist obiges Ta„schenbuch erschienen. Der innere Werth so „wie die äußere gefällige Form, werden wenig „zu wünschen übrig lassen. Jede geistvolle „deutsche Frau, jeder Mann von Geschmack, „werden es gerne zu ihren Gesellschaften wäh„len, und sich und andern dadurch, im Zirkel „der Geselligkeit, oder einer geliebten Person „gegenüber, den schönsten Genuß verschaffen."

Ist in St. Petersburg bei dem Herrn Buchhändler Lissner und Dienemann u. Comp. in Moscau bei Herrn Horn und in Dorpat bei Herrn Sauger zu haben.

Hamburgische neue Staats- und Handelszeitung betitelt:

Allgemeine Staats- und Handels-Kunde.

gr. 40 1806 jährl. 8 Rthrl.

Obiges Blatt welches nebst den in allen bedeutenden Hafen angekommenen und abgegangenen

Schiffen verungl. Schiffen ꝛc. Geld - Waaren - und Wechsel - Course jeder bedeutenden Handelsstadt, wie auch die Waaren - Auctionen und Assecurance-Praemien 3mal die Woche liefert, enthält auch folgendes

1) Raisonirende Originalaufsätze über die politi-„schen und sonstigen Begebenheiten der Zeit; „nebst kurzen Notizen von den neuesten Nach-„richten die mit der Post eingetroffen sind.

2.) Nachrichten und Notizen von neuen wichtigen Reisen, Entdeckungen und sonstigen Sachen, von wissenschaftlichem, merkantilischem oder ökonom. Interesse.

3.) Rezensionen.

Man wende sich mit seiner Bestellung an die löbl. Postämter und Buchhandlungen.

Hamburg im Januar 1806.

Grosmann u. Horaczek.

Geschichte
des Krieges
zwischen
Oestreich und Frankreich und ihren Verbündeten.
Im Jahre 1805.
Mit einer Einleitung, den sämmtlichen Aktenstücken und Noten des Verfassers.

Man ersucht, auf obiges sehr interessantes Werk, welches bereits unter der Presse ist, baldigst die Bestellungen durch die Buchhandlungen zu machen.

Hamburg, im Januar 1806.

Grosmann und Horaczek.

Dieses nach den Monaten geordnete Hand- und Taschenbuch ist für jedem Oekonomen von Professien sowohl, als jedem andern der sich mit irgend einem Zweige der Oekonomie beschäftigt, wahres Bedürfniß. Der Verfasser der viele Jahre die Oekonomie praktisch betreibt, hat bei diesem Werke die größte Deutlichkeit beobachtet, daß auch Jeder, dessen Sache vielleicht sonst nicht Bücherlesen ist, ihn völlig verstehen wird. Sein Buch ist ein treuer Wegweiser auf dem man sich bei allen Geschäften, die an den Orten die der Titel nennt, in größern oder kleinern Grade vorfallen, sicher verlassen kann. Man darf nur in sein Taschenbuch sehen um zu wissen, was, und auf welche Art man es jeden Tag zu verrichten hat. — Wir wünschen dem Buche um seiner Brauchbarkeit willen, recht viele Liebhaber.

Bei F. Dienemann und Comp. in Penig erscheint zur Leipz. Ostermesse d. J.:

Eichstaedt Henr. Car. Abr. De imaginibus Romanorum Dissertationes duae, auctoritate Academiae Jenensis solemnibus quibusdam scriptae. Editio altera locupletior. Accessit Oratio Academica de bonis Academiae Jenensis; et utriusque scriptionis studio D. Gabrielis Henry confecta Versio Gallica.

Pindari hymnum II. Olymp. illustravit, et edendorum Pindari Carminum speciminis loco proposuit M. Carol. Wilhelm. Theophil. Camenz, ecclesiae Oberaviensis Pastor.

Intelligenz-Blatt.

Nr. V.

Wie schwer das Redigiramt bei der Herausgabe einer Zeitschrift, wie die gegenwärtige, sey, davon habe ich leider neuerdings wieder ein Beispiel erlebt, das, so unangenehm die Sache an und für sich ist, den Lesern doch zur Kunde, und den Herausgebern von Journalen zur Warnung mitgetheilt werden muß. Noch im vorigen Jahre erhalte ich von einem, nach der Hand freilich von aller fernern Theilnahme durchaus ausgeschlossenen Mitarbeiter, einen Aufsatz: „Eine Scene aus dem Archipelagus" mit dem unterzeichneten Namen des verehrten Verfassers, Hrn. Fr. Kind. Nach dem Abdruck ergiebt sich's aber, daß dies nur ein hin und wieder verändertes Bruchstück aus dem Roman „Natalia" ist, und ohne Wissen des genannten Verfassers eingesandt ward. Dieser hat auch das späterhin ihm dafür angebotene Honorar abge-

gehöffte Aufmerksamkeit verdient, werden die Kenner entscheiden.

Folgendes Werk verdient die Aufmerksamkeit aller Oekonomen:

Materialien

zu einem mit der Natur übereinstimmenden System der Landwirthschaft. Erster Theil. Theorie der vollkommenen Säart, Mängel und Gebrechen der englischen Landwirthschaft, für Deutschland. Penig, bei F. Dienemann und Comp. (Preis 18 Gr.)

Intelligenz-Blatt.

Nr. IV.

Neue Verlagsbücher
von
Darnmann
Buchhändler in Züllichau.

Leipziger Jubilate-Messe. 1805.

Hallus, G. T. Geschichte der Mark Brandenburg für Freunde historischer Kunde, 6r und letzter Band. in 2 Abtheil. 8.
auf Druckppr. 2 Thlr. 12 gr.
auf Holl. Papr. 2 Thlr. 20 gr.
Hat auch folgende Titel:
Abriß der vornehmsten Begebenheiten des Königs Friedrich Wilhelms I. Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II. 2r u. letzter Band, und
Fortsetzung und Beschluß des Handbuchs der brandenburgischen Geschichte. 2te und letzte Fortsetzung.

Klatte, patriotischer Versuch über die Pferde[...] in Schlesien und ihre Verbesserung. 8. 15 [...]

Krug, W. T. Versuch einer systematischen Ency[...]pädie der Wissenschaften, 7s Heft, Enzykl[...]disch = Medizinische Literatur. gr. 8. 12 [...]

Derselben 9s Heft. Enzyklopädisch = Theolog[...] Literatur. gr. 8. 10 [...]

— Kalliope und ihre Schwestern. Ein ästheti[...] Versuch den Manen Kant's und Herder's [...] Feyer ihrer Versöhnung in der Unterwelt [...]weiht. 8. 20 [...]

Leupert. Anleitung zu einer Landwirthschafts = R[...]nung, die sowohl dem Gutsbesitzer sein Eigenth[...] als auch den Beamten für Verdacht sich[...] gr. 4. 1 Th[...]

Matuschka Beyträge zur Kenntniß der Bienen u[...] ihrer Zucht, für Naturforscher und Bienenfre[...]de. 2r. Theil, welcher eine Geschichte der Bie[...] enthält. 8.

Sintenis, M. K. H. Hülfsbuch zu lateinisch[...] Stylübungen nach Cicero's Schreibart, für d[...] Classen auf gelehrten Schulen. Nebst einem A[...]hange einiger Stylaufgaben, mit untergeleg[...] unlateinischen und verbesserten Uebersetzun[...] 8. 1 Th[...]

Wer 12 Exemplare auf einmal nimmt erhält 1 u[...] auf 20. 2 Exemplare gratis.

Weber, Dr. F. B. Systematisches Handbuch [...] deutschen Landwirthschaft. Zum Unterricht [...] wissenschaftlich gebildete Leser. 1r Bd. 2e [...]theil. gr. 8. 20 [...]

Auch unter dem Titel:
Einleitung in die Lehre vom Pflanzenbau im Allgemeinen.

Romane.

Glycine von Friedrich Rochlitz. 2 Bände mit Kupfern von Schnorr und Böhm. 8. 3 Thlr. 8 gr.

Leben und Liebe des Dichters Ryno und seiner Schwester Minona, herausgegeben von Oscar (Verfasser der Natalia) 2r Theil. 8. 16 gr.

Malven von Friedrich Kind (Verfasser der Natalia) 2 Theile. Mit Titelkupfer. 8. 1 Thlr. 18 gr.

Kupferstiche.

Portrait von Schiller, gestochen von Lips. 9 gr.

Christuskopf, gestochen von Lips. 4 gr.

In vorjähriger Michaelis-Messe waren neu:

Hoffmanns Repertorium der Preuss. Landesgesetze. 3e besonders auf die Forst u. Jagdgesetze gerichtete Fortsetzung, oder 4r u. letzter Band. gr. 8. 2 Thlr. 12 gr.

Krug, W. T. Versuch einer neuen Eintheilung der Wissenschaften zur Begründung einer besseren Organisation für die höheren gelehrten Bildungsanstalten. 8. 6 gr.

— Versuch einer systemat. Enzyklopädie der Wissenschaften. 1s Heft. Enzyklopädisch-philologische Literatur. gr. 8. 12 gr.

Derselben 4s Heft. Enzyklopädisch-philosophische Literatur. gr. 8. 8 gr.

Derselben 5s Heft. Enzyklopädisch-anthropologische Literatur. gr. 8. 6 gr.

Luna. Ein Taschenbuch auf das J. 1805. Herausgegeben v. Fr. Horn. Mit Schillers Portr. 1 Lips. 8. brosch. 2 Thlr. 6 gr.

Matuschka Beyträge zur Kenntniß der Bienen u. ihrer Zucht, für Naturforscher u. Bienenfreunde. 1r Th. 8. welcher Mittel enthält wodurch ein jeder Stock in jedem Jahre zum schwärmen gebracht werden kann. 1 Rthl. 14 gr.

Weber, Dr. F. B. System. Handbuch der deutschen Landwirthschaft. Zum Unterricht für wissenschaftlich gebildete Leser. 1r Band. 1e Abtheil. gr. 8. 18 gr.

Künftig werden erscheinen:

Kind's, Fr. Erzählungen u. kleine Romane. 2 Bändchen. 8.

Dessen Wilhelm der Eroberer. Ein romantisches Gemälde.

Leben und Liebe des Dichters Ryno und seiner Schwester Minona. Herausgegeben vom Verf. d. Natalja. 3s u. letzt. B. 8.

Nächte, Berlinische. 1r Th. neue verb. u. verm. Aufl. 8.

Seliger's, J. G. Predigten über diejenigen Gegenstände der Glaubens- und Sittenlehre, welche eine ganz vorzügliche Beherzigung von unsern Zeitalter verdienen. In einem Jahrgange über die Sonn- und Festags-Evangelien. 3r Thl. gr. 8.

Seyffert, J. C. Materialien zur Aufklärung der Neumärkischen Geschichte. 8.

Sintenis, M. K. H. grösseres Hülfsbuch zu Stylübungen nach Cicero's Schreibart, für die obern

Klassen auf gelehrten Schulen. Nebst einem Anhange einiger lateinischer Dispositionen zu eigener Ausarbeitung jugendlicher Reden. 8.

Taschenbuch für Freunde der Deklamation 1806. Mit Friedrich Schillers Portrait nach Tischbeins Gemälde. Hamburg bey Großmann und Horaczek. Schön gebunden 1 Rthrl. 16 ggl.

„Nicht um die grose Menge der überflüßigen „Taschenbücher zu vermehren, sondern nur „weil es wahres Bedürfniß ist, ist obiges Ta„schenbuch erschienen. Der innere Werth so „wie die äußere gefällige Form, werden wenig „zu wünschen übrig lassen. Jede geistvolle „deutsche Frau, jeder Mann von Geschmack, „werden es gerne zu ihren Gesellschaften wäh„len, und sich und andern dadurch, im Zirkel „der Geselligkeit, oder einer geliebten Person „gegenüber, den schönsten Genuß verschaffen.“

Ist in St. Petersburg bei dem Herrn Buchhändler Lissner und Dienemann u. Comp. in Moscau bei Herrn Horn und in Dorpat bei Herrn Sauger zu haben.

Hamburgische neue Staats- und Handelszeitung betitelt:

Allgemeine Staats- und Handels-Kunde.

gr. 4o 1806 jährl. 8 Rthrl.

Obiges Blatt welches nebst den in allen bedeutenden Hafen angekommenen und abgegangenen

Schiffen verungl. Schiffen rc. Geld- Waaren- und Wechsel-Course jeder bedeutenden Handelsstadt, wie auch die Waaren-Auctionen und Assecurance-Praemien 3mal die Woche liefert, enthält auch folgendes

1) Raisonirende Originalaufsätze über die politi„schen und sonstigen Begebenheiten der Zeit; „nebst kurzen Notizen von den neuesten Nach„richten die mit der Post eingetroffen sind.

2.) Nachrichten und Notizen von neuen wichtigen Reisen, Entdeckungen und sonstigen Sachen, von wissenschaftlichem, merkantilischem oder ökonom. Interesse.

3.) Rezensionen.

Man wende sich mit seiner Bestellung an die löbl. Postämter und Buchhandlungen.

Hamburg im Januar 1806.

Großmann u. Horaczek.

Geschichte
des Krieges
zwischen
Oestreich und Frankreich und ihren Verbündeten.
Im Jahre 1805.
Mit einer Einleitung, den sämmtlichen Aktenstücken und Noten des Verfassers.

Man ersucht, auf obiges sehr interessantes Werk, welches bereits unter der Presse ist, baldigst die Bestellungen durch die Buchhandlungen zu machen.

Hamburg, im Januar 1806.

Großmann und Horaczek.

Zur Leipziger Ostermesse d. J. erscheint bei F. Dienemann und Comp.

Ossians Gedichte
in Umrissen.
Erfunden und radirt von
J. C. Ruhl
(Bildhauer in Cassel)
Zweites Heft.

Die Liebhaber Ossians haben den ersten Heft dieses Prachtwerks mit solchem Beifall aufgenommen, daß sich der Künstler zur Herausgabe der folgenden Hefte entschlossen hat.

Bei F. Dienemann und Comp. in Penig erscheint in der Leipz. Ostermesse d. J.:

Tägliches
Hand- und Taschenbuch
für
Oekonomen,
oder
Anweisung zur vortheilhaftesten Betreibung aller jedem Monat, beim Ackerbau, der Viehzucht, in Küchen und Baumgärten sowohl, als auch in den Waldungen vorkommenden Arbeiten.

Herausgegeben vom Verfasser des „Verwalters wie er sein sollte.“

Dieses nach den Monaten geordnete Hand- und Taschenbuch ist für jedem Oekonomen von Profeßion sowohl, als jedem andern der sich mit irgend einem Zweige der Oekonomie beschäftigt, wahres Bedürfniß. Der Verfasser der viele Jahre die Oekonomie praktisch betreibt, hat bei diesem Werke die größte Deutlichkeit beobachtet, daß auch Jeder, dessen Sache vielleicht sonst nicht Bücherlesen ist, ihn völlig verstehen wird. Sein Buch ist ein treuer Wegweiser auf dem man sich bei allen Geschäften, die an den Orten die der Titel nennt, in größern oder kleinern Grade vorfallen, sicher verlassen kann. Man darf nur in sein Taschenbuch sehen um zu wissen, was, und auf welche Art man es jeden Tag zu verrichten hat. — Wir wünschen dem Buche um seiner Brauchbarkeit willen, recht viele Liebhaber.

Bei F. Dienemann und Comp. in Penig erscheint zur Leipz. Ostermesse d. J.:

Eichstaedt Henr. Car. Abr. De imaginibus Romanorum Dissertationes duae, auctoritate Academiae Jenensis solemnibus quibusdam scriptae. Editio altera locupletior. Accessit Oratio Academica de bonis Academiae Jenensis; et utriusque scriptionis studio D. Gabrielis Henry confecta Versio Gallica.

Pindari hymnum II. Olymp. illustravit, et edendorum Pindari Carminum speciminis loco proposuit M. Carol. Wilhelm. Theophil. Camenz, ecclesiae Oberaviensis Pastor.

Intelligenz-Blatt.

Nr. V.

Wie schwer das Redigiramt bei der Herausgabe einer Zeitschrift, wie die gegenwärtige, sey, davon habe ich leider neuerdings wieder ein Beispiel erlebt, das, so unangenehm die Sache an und für sich ist, den Lesern doch zur Kunde, und den Herausgebern von Journalen zur Warnung mitgetheilt werden muß. Noch im vorigen Jahre erhalte ich von einem, nach der Hand freilich von aller fernern Theilnahme durchaus ausgeschlossenen Mitarbeiter, einen Aufsatz: „Eine Scene aus dem Archipelagus" mit dem unterzeichneten Namen des verehrten Verfassers, Hrn. Fr. Kind. Nach dem Abdruck ergiebt sich's aber, daß dies nur ein hin und wieder verändertes Bruchstück aus dem Roman „Natalia" ist, und ohne Wissen des genannten Verfassers eingesandt ward. Dieser hat auch das späterhin ihm dafür angebotene Honorar abge-

lehnt und ad pios usus angewiesen. Nur Rücksichten auf die äußern Verhältnisse und Familie des indiskreten Einsenders mögen die Schonung entschuldigen, daß ich seinen Namen nicht öffentlich nenne. Die Erzählung selbst wird übrigens, wie sich von einem so beliebten Schriftsteller, als Hr. Kind, erwarten läßt, mit allgemeinen Interesse gelesen worden seyn.

Fr. Murhard.

Der 2te und letzte Band der Uebersetzung Pindars unter dem Titel: Pindars's Sieges hymnen, metrisch übersetzt von M. Gottfried Fähse, Rector der lat. Schule zu Annaberg, ist erschienen.

Diese Uebersetzung kann schon deswegen dem Publikum empfohlen werden, weil sie alle Gesänge des ehrwürdigen Barden mit einer Auswahl der Bruchstücke enthält. Damms Uebersetzung ist veraltert; von Gedicken sind nur die Olympischen und Pythischen Hymnen übersezt worden. Wollte der Freund Pindars auch die übrigen lesen, so sah er sich genöthigt, sie wie die vom Herrn Director Gurlitt übersetzten, in verschiedenen Zeitschriften und Jahrgängen mühsam aufzusuchen, und fand sie auch hier nicht alle. Durch diese vollständige Uebersetzung aller Gesänge P. erhält nun auch der der griechischen Sprache Unkundige, welcher doch auch zu der Nation gehört, die dem Pindar einen nicht minder großen Lyriker, wiewohl von einer andern Art, einen Klopstock, an die Seite setzen kann, und die unter allen neuern Nationen den mehrsten Sinn

fales Grosse, Feyerliche und Erhabne hat, Gelegenheit, den durch Erhabenheit und Würde der Gedanken, durch Adel der Empfindungen, durch Fülle des Vortrags, durch Feyerlichkeit der Worte, durch Kühnheit der Bilder, durch hohen Schwung der Phantasie, durch Wechsel und Reichthum der Wendungen, durch eine edle stille Grösse, Bewunderung erregenden Barden genauer kennen zu lernen. Die Anmerkungen, historischen, mythologischen und antiquarischen Inhalts, geben nebst den Gründen der Abweichung von andern Uebersetzungen und der alten Lesart, das zum Verstehen des Dichters Nothwendige in gehöriger Kürze. Endlich versuchte der Uebersetzer den Dichter im Dichterkostume auftreten zu lassen, und sah dabei auf zweckmäßige Abwechslung in der Versart als: der Sapphischen, Alcaeischen, Archilochischen, Asclepiadeïchen. Daß er hier mit großen, fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, aber keine Arbeit und Mühe gescheuet habe, wird jedem der diese Schwierigkeiten kennt und zu beurtheilen weiß, eine angestellte Prüfung sagen.

F. Dienemann und Comp.

Bei der allgemeinen Aufmerksamkeit welche das türkische Reich von neuem auf sich zieht, wird man folgendes Werk mit desto größerm Interesse benutzen können:

Reise der Russisch Kaiserlichen außerordentlichen Gesandtschaft an die Othomannische Pforte.

Drei Theile vertrauter Briefe eines Ehstländers an einen Freund in Reval. Mit 6 großen Kupfern,

dem Portrait Sultan Selim III. und 1 Karte. 3 Bände in gros 4. prachtvoll gedruckt auf franzöſ. Papier. St. Petersburg auf kaiserliche Kosten. (Preis 16 Thlr.)

Die Kupfer, die vortreflich gearbeitet sind, gewähren folgende Ansichten:

I. Feyerlicher Durchzug der Russisch Kaiserl. außerordentlichen Gesandschaft durch Kiathana nach Pera bei Konstantinopel.

II. Ansicht von Konstantinopel aus Pera.

III. Atmeidan oder Hippodrom, öffentlicher Platz in Konstantinopel.

IV. Das Innere der St. Sophienkirche in Konstantinopel.

V. Bujuckdere, Sommeraufenthalt der Franken in Konstantinopel.

VI. Ruinen von Sultan Muraths Serail, auf der asiatischen Küste gegen über Konstantinopel.

Das Portrait Selim's III. ist das einzig wohlgetroffene, das man von diesem türkischen Kaiser besitzt. Die Karte enthält Konstantinopel und den thrazischen Bosphorus. Liebhaber die sich direckte an uns wenden und den Betrag frei einsenden wollen, sollen das Werk für 13 Thlr. in Gold franko Leipzig, von uns sogleich zugesendet erhalten.

F. Dienemann und Comp.

Intelligenz-Blatt.

Nr. VI.

Anzeige eines Werks über die Orgel.

Die Orgel verdient gewiß das Instrument aller Instrumente genannt zu werden. Der prächtige, majestätische Ton derselben, wenn sie anders so ist wie sie seyn soll, ist ein kräftiges Mittel, das Herz des Menschen zu rühren, und zu erhabenen Gefühlen zu erwecken. Durch eine würdige Orgelbegleitung allein, kann der Gesang bey öffentlichen Gottesverehrungen, um vieles mehr an das Herz greifend und würksam gemacht werden. Man hat aber oft Gelegenheit, die unangenehme Erfahrung zu machen, daß die Orgel nicht immer das würkt, was sie würken sollte und könnte. Die schlechte Beschaffenheit vieler Orgelwerke ist zum Theil daran Schuld, wohl aber noch häufiger die Orgelspieler. Abgesehen davon, daß mancher das würdige Geschäft des Orgelspielens übernommen hat, ohne die hierzu nöthigen musikalischen Kenntnisse, verbunden mit gutem Geschmack und hinlänglicher Fertigkeit zu besitzen, so fehlt es auch vielen an der nöthigen Kenntniß des Orgelwerks. Mancher Orgelspieler würde um vieles mehr leisten, wenn er die Orgel besser zu gebrauchen wüßte; manche schlechte Orgel würde noch erträglich seyn, wenn man sie besser behandelte, mancher gute Klavierspieler könnte sich oft das Vergnügen machen, die Orgel zu spielen, wenn

er mit dem Orgelwerke bekannt wäre, und sie zu behandeln verstünde, mancher Organist dürfte sich nicht vor jedem fremden Werke fürchten, wenn er von den Orgelregistern und ihren Gebrauch die nöthige Kenntniß hätte. Jeder Musikus, der etwas Ausgezeichnetes leisten will, muß sein Instrument kennen und es zu behandeln wissen. Am allermeisten gilt das von den Orgelspielern, da ihr Instrument unter allen am künstlichsten gebaut und zusammengesetzt ist. Jeder der sich im Orgelspielen auszeichnen will, kann dies nicht eher, als bis er das Orgelwerk genau kennt, um alle die mannigfaltigen Vortheile, die ihm sein Instrument zur Verschönerung seines Spiels darbietet, und die mancher Orgelspieler kaum ahndet, gehörig benutzen zu können. Da bis jetzt keine Schrift existirt, in welcher die nöthigen Belehrungen über diesen Gegenstand, kurz und deutlich vorgetragen, zu finden wären; (viele über die Orgel erschienenen Bücher sind mehr für Orgelbauer berechnet, und beschreiben blos die mechanische Einrichtung derselben, andre sehr gute Werke sind wieder zu weitläufig und zu theuer,) so glaube ich, mit der Ausarbeitung einer solchen die unter dem Titel:

Anleitung zur richtigen Kenntniß und Behandlung des Orgelwerks, für angehende und ungeübte Orgelspieler. Nebst einem Anhange, die Beschreibung mehrerer großen und merkwürdigen Orgelwerke enthaltend.

erscheinen soll, keine unnütze Arbeit übernommen zu haben. Der Inhalt wird seyn:

I. Von der Erfindung und allmähligen Vervollkommung der Orgel.

II. Von dem Mechanismus oder innern Bau des Orgelwerks.

III. Beschreibung aller bekannten Stimmen oder Register.

IV. Von der Behandlung der Orgel. (Dieser Abschnitt enthält, außer mehrerern Bemerkungen über die Erlernung des Orgelspiels, die nöthigen Regeln über die Applikatur im Manual und Pedal, über den Vortrag, über ächten Orgelstyl, u. s. w.)

V. Vom Gebrauch der Register zu unzähligen Veränderungen. (Durch Beispiele an großen und kleinen, guten und schlechten Orgeln erläutert.)

VI. Anleitung, kleinere Reparaturen, so wie das Stimmen derjenigen Register, die es oft bedürfen, selbst zu übernehmen.

VII. Was hat der Organist bey der Verdingung, beym Bau und der Uebergabe einer neuen Orgel, oder bey einer beträchtlichen Reparatur zu beobachten?

Die dem Werkchen angehängten Dispositionen mehrerer großen und merkwürdigen Orgelwerke, worunter besonders die meisten der vom berühmten Silbermann erbauten befindlich, werden manchem Liebhaber ein angenehmes Geschenk seyn: auch ist im Buche selbst manches dieser Werke zur Erläuterung angeführt.

Es ist übrigens alles, so viel als möglich, praktisch vorgetragen, und immer darauf hingewiesen, wie man jede, auch unbekannte, Orgel zu behandeln habe; so wie auch am gehörigen Orte, die nöthigen Vorsichtigkeits-Regeln, sein Orgelwerk im guten Stande zu erhalten und möglichst zu schonen, angegeben sind. Vorstehendes Werk erscheint im Sommer d. J. in der Verlagshandlung dieses Journals.

C. F. Werner.
Organist zu Frohburg.

